335.05
NZ
V.8
c.2

Die Neue Zeit.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
335.05
NZ
v.8
cop.2
REMOTE STORAGE

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/dieneuezeit08kaut

Die Neue Zeit

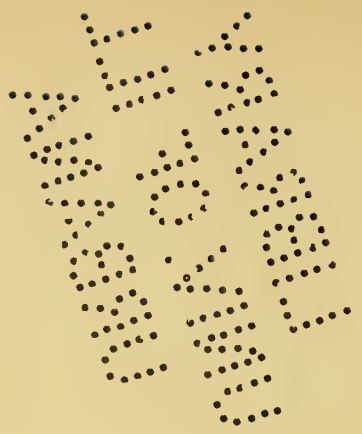
Revue

des

geistigen und öffentlichen Lebens

Achter Jahrgang

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz
1890.



Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

335.05
N 2
v. 8
cop. 2
REMOTE STORAGE

Inhalts-Verzeichniß.

Abhandlungen.

	Seite
Der gegenwärtige Stand der englischen Arbeiterbewegung. Von C. Ockney	1
Die Kriminalität in Frankreich von 1840—1886. Untersuchungen über ihre Entwicklung und ihre Ursachen. Von Paul Lafargue	11 56 106
Das Judenthum. Von S.	23
Der Rückgang der Kleinbetriebe	30
Neueres über Kraftvertheilung. Von Bernhard Zerbst	35
Die Ilias und der Gentilismus. Von Dr. Bruno Schoenlank	39
Die Arbeiterbewegung in Oesterreich. Von Karl Kautsky	49 97 154
Ueber die Haftpflicht der Unternehmer in Ungarn. Von Dr. E. R. J. Krejcsi	67
Das Frauenstudium in der Schweiz. Von C. Lübeck	76
Hamlet und Don Quixote. Von Iwan Turgenieff. Aus dem Russischen übersetzt von Julie Zadek	85
Zur Psychologie des Kleinbürgerthums. Von Dr. Bruno Schoenlank	117 163
Erinnerungen eines deutschen Achtundvierzigers. (Sigmund Borkheim.) Bearbeitet von Reinhold Rüegg	125 204 253 305
Die auswärtige Politik des russischen Zarenthums. Von Friedrich Engels	145 193
Zur Verskunst Heinrich Heine's. Von Dr. Paul Renner (Paris)	170
Der Darwinismus auf der französischen Bühne. Von Pablo	184
Ein neuer Pharao. Von Paul Ernst	189
Zur Shakespeare-Frage. Von Robert Schweichel	222
Die neuesten Forschungen über die Lungenschwindsucht. Von Dr. Max Bylo	237
Die Fabrikinspektion im Jahre 1888 im Deutschen Reich, mit besonderer Berücksichtigung derselben in Preußen	241
„Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland". Von Paul Ernst	271
Nahrungsmittelfälschungen und Surrogate. Von Bernhard Zerbst	279
Bodenbesitzreform und Sozialismus. Von Michael Flürscheim	289
Darwinismus contra Sozialismus. Von H. C.	326 376
Der Sozialismus in Frankreich. Von Paul Lafargue	337
N. G. Tschernischewsky. Von G. Plechanoff	353 404
Die Kohlenkrisis in Belgien	386
Bodenbesitzreform und Sozialismus. Von Karl Kautsky	393
Die amerikanischen Uhren. Von Bernhard Zerbst	443

Literarische Rundschau.

Henrik Ibsen, Komödie der Liebe. Von E.	43
August Strindberg, Die Verheiratheten; Das rothe Zimmer. Von E.	45
Bertha von Suttner, Die Waffen nieder! Von W. B.	140
Dr. E. Jäger, Die französische Revolution und die soziale Bewegung. Von K. K.	143
Arno Holz und Johannes Schlaf, „Die Familie Selicke". Von J. Z.	284
Dr. J. Conrad, Handwörterbuch der Staatswissenschaften	284
Christoph Sergeew, Die Vertheilung der Güter in einigen Kantonen der Schweiz. Von K. K.	390
Dr. Friedrich Elbogen, Die Erlösung. Von Karl Kautsky	445

Notizen.

Streiks	47
Die Syphilis und die russischen Zuckerfabriken. Von B. Sch.	48
Die Durchschnittsleistung der Lokomotiven im Jahr	48
Die indische Baumwolle	48
Die Deportirten in Sibirien	96
Ein großartiger Tunnelbau	96
Deutsche Schulen in Amerika	96
Stillleben	96
Die New Yorker Hochbahnen	96
Streiks in England	144
Der Rückgang des Ackerbaues in England	144

9352.N2

	Seite
Prostitution und Syphilis in Italien. Von Dr. Max Bylo	285
Wirthschaftlicher Aufschwung und Krach	287
Der kleinbäuerliche Betrieb	287
Der Einfluß des Alkohols auf die Absonderung von Galle	288
Die Betheiligung an der Bildung nach dem Religionsbekenntniß	288
Die Länge der gesammten Telegraphenleitungen der Welt	288
Der Irrsinn bei den Naturvölkern	288
Prof. Dr. Kraft-Ebing	288
Versuch einer hygienischen Statistik der Volksschulen des Sanitätsbezirks Zicin	333
Die Frauen- und Kinderarbeit in der Textilindustrie Englands	334
Die Ueberproduktion an Intelligenz	335
Ueber den Konsum des Pferdefleisches	335
Die industrielle Entwicklung der Vereinigten Staaten	336
Verbesserung des Weines durch Elektrizität	336
Die Sterblichkeit in den Klöstern	392
Alkoholismus und Industrialismus	392
Die Vagabundage	448
Der Süden der Vereinigten Staaten	448

Der gegenwärtige Stand der englischen Arbeiterbewegung.

Von

E. Belfort.

England galt bis vor Kurzem als eine Art verlorener Posten in der modernen Arbeiterbewegung. Nur mit Geringschätzung blickten die festländischen Sozialisten auf seine Gewerkschaften, die einer Art Versteinerung entgegenzugehen schienen; die großen Zahlen ihrer Berichte wurden mit kalter Bewunderung entgegengenommen. Selbst Diejenigen, die sich der Bedeutung Englands für die Emanzipationsbewegung des Proletariats bewußt waren, gewöhnten sich daran, sehr pessimistisch von seiner Arbeiterschaft zu denken. Das bekannte, im Unmuth geschriebene Wort Heine's von dem englischen Arbeiter, der sich nie für eine Idee, sondern höchstens für Beefsteaks und Plumpudding schlägt, und, wenn er sich vollgesogen, gleich einem Blutegel abfällt und träge sich der Verdauungsthätigkeit hingiebt, fand viele Gläubige.

Das ist jetzt anders geworden. Seit einer Reihe von Jahren hat England eine eigene, wenn auch noch nicht sehr mächtige, doch sehr rührige sozialistische Bewegung, und auch in seine Gewerkschaftsbewegung zieht ein neuer Geist ein. Es ist ein kühnes Wort, das der Organisator des Londoner Dockarbeiterstreiks, John Burns, neulich aussprach, und nimmt, was *wird*, für bereits vollendet, aber es entspricht, mit dieser Einschränkung, dem wirklichen Sachverhalt: „Der alte Trades-Unionsmus ist todt, mit dieser Streikbewegung tritt der neue an seine Stelle".

Scheinbar hat der in der ersten Septemberwoche in *Dundee* abgehaltene 21. Jahreskongreß der englischen Gewerkschaften dem widersprochen. Derselbe bewegt sich in seinen Beschlüssen durchaus im alten Gewerkschaftsgeleise, und mit Genugthuung konnte die bürgerliche Presse berichten, daß nicht nur die, laut Beschluß des vorjährigen Kongresses erneuert vorgenommene Urabstimmung über den Achtstunden-Arbeitstag ein negatives Resultat ergeben habe, auch auf dem Kongreß selbst wurde eine Resolution zu Gunsten desselben mit 86 gegen 63 Stimmen *abgelehnt*. Nur für die Arbeit in den Bergwerken, wo vielfach der Achtstundenarbeitstag, in einzelnen Gruben sogar ein kürzerer Arbeitstag bereits besteht, und rein technische, sowie gesundheitspolizeiliche Rücksichten eine so wesentliche Rolle spielen, wurde eine gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit auf höchstens acht Stunden pro Tag als geboten erklärt. Das ist nun freilich nichts weniger als ein Zeichen eines großartigen Umschwungs, aber Parlamente sind auch keineswegs immer der richtige Gradmesser für die Tiefe und Ausdehnung geistiger Strömungen in den Reihen der von ihnen vertretenen Klassen. Das gilt auch von dem „Parlament der Arbeit", wie man die Gewerkschaftskongresse, im guten wie im schlechten Sinne mit Recht, genannt hat.

Was die vorerwähnte Urabstimmung über den Achtstunden-Arbeitstag anbetrifft, so stellte sich freilich schon auf dem Kongreß heraus, daß das Abstimmungsresultat nicht einmal als der Ausdruck der Meinungen im Schooße der 37 Gewerkschaften

gelten kann, die an derselben angeblich theilgenommen; und mit 72 gegen 49 Stimmen beschloß der Kongreß, den Bericht des parlamentarischen Komite's hierüber nicht anzunehmen. Es wurden Ungenauigkeiten gröbster Art festgestellt. Verschiedene Abstimmungszahlen fehlten ganz, sie waren angeblich dem Parlamentarischen Komite nie zu Gesicht gekommen. Merkwürdigerweise hatten jedoch nur solche Berichte dieses Schicksal, die große Mehrheiten für den Achtstundenarbeitstag ergaben. So u. A. der Bericht der Bergarbeitergewerkschaft von Nottinghamshire mit 8000 bejahenden Stimmen.

So wenig Werth unter diesen Umständen der Abstimmungsbericht überhaupt hat, so ist eine kurze Analyse desselben doch nicht uninteressant. Von 37 Gewerkschaften stimmten 7 überhaupt gegen den Achtstundenarbeitstag, 7 für denselben, aber gegen seine Einführung durch Gesetz und 23 für ihn und für ein Achtstundengesetz. Das Gros der rundweg Ablehnenden stellten die Arbeiter der Textilindustrie in Nord-England, und zwar: Die Vereinigte Gewerkschaft der Baumwoll-Spinner: 17125 Stimmen, die Gewerkschaft der Baumwoll-Spinner von Oldham: 5660 Stimmen, die Gewerkschaft der Vereinigten Weber von Nord-England: 33756 Stimmen. Diese Zahlen sind zugleich die Mitgliederzahlen der genannten Gewerkschaften. Alle drei haben nämlich eine richtige Urabstimmung gar nicht vorgenommen, sondern es wurde in der erstgenannten auf einer Delegirtenversammlung, in der zweiten auf einer Generalversammlung, in der dritten sogar nur in einer Vorstandssitzung über die Frage abgestimmt, und das — negative — Resultat als für die Gesammtheit der Mitglieder bestimmend eingetragen. Bei dem Votum der Spinner von Oldham steht der Zusatz: „Gegen jede Herabsetzung der Arbeitszeit in diesem Lande, bis die Arbeitsstunden auf dem Festland, in Indien und Amerika den unserigen näher gebracht sind". Weiter stimmte der Gewerkschaftsbund von Wolverhampton und der Gewerkschaftsbund von Accrington und Umgegend gegen den Achtstundenarbeitstag, der Letztere mit dem Zusatz: „Würde dafür sein, wenn die Zeitverhältnisse günstig wären". Bezeichnend ist auch die Begründung, die der allerdings nur 70 Mitglieder zählende Verein Londoner Zinkarbeiter seinem ablehnenden Votum beigab: „Wenngleich wünschenswerth, doch keine Aussicht auf Erfolg, und würde wahrscheinlich den Ruin des Vereins zur Folge haben". Mit andern Worten, alle diese Gewerkvereine waren nicht im Prinzip, sondern nur aus Zweckmäßigkeitsgründen gegen die Agitation für den Achtstundenarbeitstag.

Für dieselbe lieferten die meisten Stimmen eine Reihe von Bergarbeiterverbänden, die Gesellschaft der Vereinigten Eisenbahnangestellten, die Gewerkschaften der Böttcher, der Eisengießer, der Dampfmaschinenarbeiter, der Strumpfwirker und der Verein der Londoner Schriftsetzer. Auch die organisirten Schriftsetzer der Provinz lieferten mehr Stimmen dafür als dagegen.

Als Kuriosum sei erwähnt, daß der Gewerkverein der Bergarbeiter von Ayrshire (Schottland), im Gegensatz zu den Textilarbeitern nicht nur die Stimmen seiner Mitglieder einholte, sondern bei allen Bergarbeitern des Distrikts von Haus zu Haus die Fragebogen zirkuliren ließ, so daß er, selbst nur 1000 Mitglieder stark, zuletzt mit 10000 Stimmen zu Gunsten des achtstündigen Arbeitstages anrückte. Und weiter muß als bezeichnend hervorgehoben werden, daß der einzige Arbeiterinnen-Verein, der sich an der Abstimmung betheiligte, der Verein der in Buchbindereien beschäftigten Arbeiterinnen Londons, nur ablehnende Stimmen lieferte.

Wenn nun auch die vielfach erhobene Klage, das parlamentarische Komite habe die Abstimmung zu hintertreiben gesucht, durch die oben erwähnten Ungenauigkeiten in seinem Bericht, die unmöglich in gutem Glauben unterlaufen sein können, sowie durch die widerspruchsvolle Art der Abstimmung, die nur bei mangelhafter Instruktion möglich war, viel an Boden gewinnt, so wäre es doch verfehlt, sich damit über die bedauerliche Thatsache hinweg-

zutäuschen, daß von über 800 000 Gewerkvereinlern, die auf den letzten Kongressen vertreten waren, alles in allem noch nicht 100 000 an der Abstimmung über eine so wichtige Frage theilgenommen haben. Herrschte in ihren Kreisen ein wirklich reges Leben, Interesse und Verständniß für die Fragen der Zeit, so würden alle Umtriebe einzelner Führer sie nicht verhindert haben, ihre Meinung auch über diese — sei es nun pro oder kontra — kundzugeben.

Thatsache ist, daß die Gewerkschaften nicht die treibenden Kräfte der neuen Bewegung sind, sondern von ihr getrieben werden, zum großen Theil nicht ohne erheblichen Widerstand zu leisten. Von außen pocht der neue Geist an ihre Thüre an und — findet die Thür verschlossen und verrammelt. Aber durch alle Ritzen und Löcher dringt sein Hauch, erfaßt eines der Mitglieder nach dem andern, bis sich drinnen eine Partei bildet, die ihm die Pforte öffnet. Das ist ein Werk, das nicht in einem Tage vollbracht wird, das vielmehr Jahre zu seiner Ausführung bedarf. Wie weit es heute gediehen, haben erst die letzten Wochen gezeigt.

In der ersten Zeit trat der Sozialismus, wie in vielen Ländern, so auch in England, in ziemlichen Gegensatz zu der Gewerkvereinsbewegung. Das war sogar natürlich, da er sie zu kritisiren, ihre Unzulänglichkeit nachzuweisen hatte. Grundsätzlich ist jedoch der Sozialismus ihr nicht feindlich, kann es nicht sein, da sie eine der natürlichen Waffen der Arbeiterklasse im Kampfe für ihre Besserstellung, ein Vertheidigungsmittel der Arbeiter gegen jede Herabdrückung ihrer materiellen und moralischen Stellung bildet. Diese Erkenntniß hat auch unter den englischen Sozialisten immer mehr Eingang gefunden.

Aber die Gewerkschaften sind nicht *die* Arbeiterklasse, sondern nur eine Minderheit derselben. Noch nicht der zehnte Theil der englischen Arbeiter ist gewerkschaftlich organisirt. Bei dem Widerstand, den sie bei den Gewerkschaften fanden, lag es daher nahe, daß die Sozialisten ihr Augenmerk darauf richteten, die 90 Prozent der noch nicht organisirten Arbeiter für sich zu gewinnen. Auf sie agitatorisch zu wirken, wurde durch die absolute Versammlungsfreiheit, deren sich England erfreut, wesentlich erleichtert, sie traten indeß nur spärlich den sozialistischen Vereinen bei. Dieselben Gründe, die sie den Gewerkschaften fernhielten, wirkten auch ihrem Eintritt in die politischen Vereine entgegen. Unter diesen Umständen führten die sozialistischen Vereine nur ein recht klägliches Dasein.

Der erste Versuch der Sozialisten, durch eine Aktion für greifbare Ziele die Arbeiterklasse zu erwärmen, war die Agitation zu Gunsten der *Arbeitslosen*. In der Mitte der Achtziger Jahre machte sich in England eine erhebliche Geschäftsstille bemerkbar, es fanden viele Arbeiterentlassungen statt, und der daraus resultirende Nothstand nahm ziemliche Dimensionen an. Es fanden, hauptsächlich in London, Demonstrationen Arbeitsloser statt. Ob dieselben von Anbeginn an planmäßig veranstaltet waren, ist mehr wie zweifelhaft, kann auch hier unerörtert bleiben. Genug, die Sozialisten stellten sich an die Spitze der Bewegung. Aber es zeigte sich bald, daß sie nicht stark genug waren, dieselbe zu leiten. Es giebt verschiedene Kategorien Arbeitsloser, solche, die wirklich Arbeit suchen, und solche, die jeder regelmäßigen Beschäftigung aus dem Wege gehen. In keiner Großstadt bilden diese Letzteren ein so großes Kontingent, als in London — eine zu jedem Unfug aufgelegte Schaar, der der wirkliche Arbeiter gern aus dem Wege geht. Für sie waren die Demonstrationen ein höchst erwünschter Ulk, die unorganisirten, niedergedrückten, wirklich Arbeit suchenden Beschäftigungslosen wurden von ihnen mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, und schließlich gewannen sie dermaßen die Oberhand, daß — am 8. Februar 1886 — ein solches „Arbeitslosen-Meeting" statt, wie beabsichtigt, mit einer großen sozialdemokratischen Demonstration, mit Ausschreitungen wüstester Art, wie Steinwürfe in die Fenster von Privathäusern, Erbrechung und sogar Plünderung von Läden 2c. endete. Natürlich war dies ein Anlaß, daß sich die Polizei in's Zeug

legte; die bürgerliche Presse verlangte energische Niederhaltung des „Mob", und die Kraft der Bewegung war gebrochen. Ein Hilfskomite, das die City-Kaufmannschaft bildete, hatte den Zweck, die Schafe von den Böcken zu sondern; der Arbeitslose, der nun noch demonstrirte, verdiente in den Augen des Durchschnittspublikums absolut kein Mitleid. Wohl fanden auch nachdem noch Arbeitslosen-Meetings statt, aber sie konnten es nie zu einem rechten Erfolg bringen, dagegen durfte im Winter 1887/88 die Londoner Polizei einen Angriff auf das kompromittirte Versammlungsrecht ausführen und die Abhaltung von Meetings auf Trafalgar Square verbieten. Der Versuch, dieses Verbot durch Protestmeetings auf dem Square selbst umzustoßen, und das gefährdete Versammlungsrecht im offenen Widerstand gegen die Polizei zurückzuerobern, endete mit brutaler Niederknüppelung der Demonstrirenden durch die organisirte Polizeimacht; auch das später eingeschlagene legale Protestverfahren hat es nicht verhindert, daß heute noch Trafalgar Square für öffentliche Meetings terra sacra ist.

Mit dem Aufschwung der Geschäfte im Frühjahr 1888 schlief die Arbeitslosenbewegung ganz ein. Aber eine andere Bewegung trat jetzt an ihre Stelle. Die oben geschilderten Demonstrationen hatten noch eine Wirkung gehabt: das Parlament fing an, sich wieder mehr um die Verhältnisse der Arbeiter zu bekümmern. England ist das Land der Arbeitsenquêten. Sobald die Arbeiterklasse oder namhafte Bruchtheile derselben sich regen, veranstaltet man eine Enquête, um den Ursachen ihrer Beschwerden nachzuspüren. Dieselbe zieht sich dann gewöhnlich so lange hin, bis — andere Fragen die öffentliche Meinung beschäftigen, und endet günstigsten Falls mit der Ausarbeitung gesetzlicher Palliativ-Maßregeln. Die Ausdehnung der englischen Märkte auf der einen, Auswanderung, zum Theil befördert durch freiwillige Komite's, auf der andern Seite, thun das übrige.

Dies der bisherige Verlauf. Es erschien daher auch durchaus unbedenklich, daß das Oberhaus, gegen das die Liberalen in der letzten Zeit wiederholt Sturm gelaufen, seine Existenz durch Einsetzung einer *Kommission zur Untersuchung des „Schwitz-Systems in der Industrie"* zu rechtfertigen suchte. Diese Kommission förderte, oder vielmehr vor dieser Kommission, die natürlich — das heißt, für *England* natürlich — öffentlich Sitzung hielt, wurden schauerliche Zustände zu Tage gefördert. Nicht daß sie vorher unbekannt gewesen wären; wer wollte, konnte in den Berichten früherer Enquêten reichlich Material darüber finden, aber was für den Sozialforscher Altbekanntes, war dem, was man „öffentliche Meinung" nennt, total aus dem Gedächtniß geschwunden. Auch diesmal wäre dieselbe nach etlichen Aeußerungen des Mitleids für die armen Opfer der schändlichen Ausbeutung zur „Tagesordnung" übergegangen, wenn nicht parteipolitische Rücksichten dem entgegengewirkt hätten. Die vor einigen Jahren erfolgte Ausdehnung des Wahlrechts, die den Schwerpunkt der Entscheidung bei Wahlen immer mehr in die arbeitende Klasse verlegt, zwingt die großen Parteien, ihre Aufmerksamkeit der Arbeiterfrage zuzuwenden. Dies hat namentlich der linke Flügel der Gladstone'schen Liberalen eingesehen. „Wir sind jetzt alle Sozialisten", sagte vor einiger Zeit der liberale Ex-Minister Sir William Harcourt, und dies Wort bezeichnet die Situation. „Wir" treiben heut alle Sozial- — drücken wir es höflich aus, Politik. Und es muß zugestanden werden, daß in dieser Hinsicht die Liberalen von heute den jetzigen Tories weit überlegen sind. Der alte Disraeli würde sich im Grabe herumdrehen, könnte er sehen, wie die Rolle, die er seinen Landjunkern zugedacht, jetzt an die Liberalen übergegangen ist. Der Zauberer, der diesen Wechsel zu Stande gebracht, ist — Irland. Dies nur nebenbei.

Die Aufmerksamkeit, mit der die Presse, insbesondere die für das Volk berechneten Organe, die Ermittelungen der Schwitz-Kommission verfolgte, der Eifer, mit dem sie für die materielle Besserstellung der Enterbten eintrat, hatte, wie immer auch gemeint, die Wirkung, diese selbst

zum Denken anzuregen. So erhielt die Agitation der Sozialisten mächtige Förderung und Nachhilfe. Der Aufschwung der Geschäfte, die Sympathie der Presse, die Anfeuerung durch die sozialistischen Agitatoren — alles wirkte zusammen, selbst in den am meisten gedrückten Elementen der Arbeiterklasse neue Hoffnung zu erwecken, sie vor Allem mit Selbstvertrauen zu erfüllen.

Die Ersten unter ihnen, die sich regten, waren — Frauen. Arbeiterinnen einer der größten Zündholzfabriken im Osten Londons — Bryant & May — stellten im Winter 1888 die Arbeit ein. Sie verlangten Abschaffung einer Anzahl Mißbräuche, insbesondere eines skandalösen Bußensystems, und eine mäßige Lohnerhöhung. Obwohl notorische Sozialisten an ihrer Spitze standen, nahm die Presse allgemein für sie Partei, zahlreiche Geldspenden flossen ihnen zu, und nach kurzem Ausstand setzten sie die hauptsächlichsten ihrer Forderungen durch. Die Wahlen zum Londoner Schulrath im November 1888 und bald darauf — im Januar 1889 — die Wahlen zu den neu geschaffenen provinzialen Verwaltungsräthen, County Councils = Grafschaftsräthe genannt, ließen die rein ökonomische Bewegung zeitweise in den Hintergrund treten; doch zeigte sich die Gährung unter den Arbeitern dafür in der Thatsache, daß bei beiden Wahlen — zum ersten Mal in London — Sozialisten als Sieger aus der Wahlurne hervorgingen. In den Schulrath wurden Frau Annie Besant, Mitglied der sozialdemokratischen Federation und Führerin der Zündholzarbeiterinnen im Streik, der christliche Sozialist Stewart Headlam und der Arbeiterkandidat Cook gewählt, in den Grafschaftsrath John Burns, noch kurz zuvor der Schrecken des ehrbaren Londoner Philisters. Burns kandidirte in demselben Bezirk, in dem er wohnt, Battersea, am südlichen Themseufer, und in dem er seit Jahren unermüdlich für die Sozialdemokratie propagandistisch gewirkt hatte. So groß war seine Popularität bereits, daß die Radikalen ihn freiwillig mit auf ihre Liste nahmen (Battersea wählt zwei Vertreter); daß er aber auch ohne bezw. gegen sie gewählt worden wäre, geht daraus hervor, daß er 3071 Stimmen erhielt, sein radikaler Nebenkandidat dagegen nur 2307 Stimmen. Andere sozialistische Kandidaten erhielten ansehnliche Minoritäten.

Im Ganzen verliefen sowohl die Schulrathswahlen, als die Grafschaftswahlen in der Metropole sehr günstig für die Liberalen. Im Grafschaftsrath haben sie die überwiegende, nahezu Zweidrittel-Mehrheit. Hält man dem gegenüber, daß im Parlament vier Fünftel der Vertreter Londons auf den Regierungsbänken sitzen, so hat man ein anschauliches Bild von dem Umschwung in den Anschauungen der Wähler. Und da die Bourgeoisie Londons in ihrer großen Mehrheit Anti-Gladstonisch ist, wie schon die Thatsache beweist, daß mit Ausnahme der „Daily News" alle großen Tageszeitungen, wie „Times", „Standard", „Daily Telegraph", „Daily Chronicle", „Globe" 2c. die Gladstone'schen Liberalen bekämpfen, so unterstehe es keinem Zweifel, daß der Sieg der Letzteren den Stimmen der Arbeiter zu verdanken ist. Es ist dies zum Verständniß der gegenwärtigen Verhältnisse der Feststellung werth.

Zu den Elendesten der „Schwitz"-Arbeiter gehören die Arbeiter der Bekleidungs-Industrie, insbesondere die Schneider. Die Armuth der Schneider im Londoner Ost-End ist sprichwörtlich. Die große Mehrheit von ihnen sind polnische und russische Juden, die im fremden Land, der Sprache desselben nicht mächtig, der Ausbeutung — meist durch ihre Glaubensgenossen — geradezu schutzlos überliefert sind. Aber auch unter ihnen war in den letzten Jahren die sozialistische Propaganda thätig, und die Thatsache, daß die Untersuchungskommission des Oberhauses auch über ihre Lage sich hatte berichten lassen, ermuthigte sie, Schritte zur Erkämpfung besserer Arbeitsbedingungen zu unternehmen. Zunächst wurde ein Protest-Umzug veranstaltet, wie solche bei den übrigen Arbeitern üblich. Es erschien das als ein ziemlich gewagtes Stück, erstens, weil überhaupt die Ausländer als Lohndrücker

beim Volk nicht beliebt sind, und zweitens, weil speziell diese Juden mit ihren absonderlichen Trachten und Geberden den Spott des „Pöbels" herausfordern würden. Aber bezeichnenderweise erwiesen sich alle Befürchtungen als unbegründet. Nicht nur wurden die Theilnehmer des Umzugs nicht belästigt, das Volk bezeigte vielmehr den armen Teufeln mit den abgehärmten Gesichtern sehr entschieden seine Theilnahme. Weniger wohlwollend wurden sie dagegen von einem Theil ihrer begüterten Glaubensgenossen aufgenommen. Die Synagoge, in die sie am Schluß eines zweiten Umzuges hatten einziehen wollen, war fürsorglichst verschlossen und von Polizisten bewacht. Es kam zu einem Wortwechsel mit diesen, und schließlich wurde einer der Führer der Demonstration von einem Polizisten arg mißhandelt, hinterher noch verhaftet und zu drei Monaten „hard labour" verurtheilt. Die Agitation aber dauerte fort, ein Gewerkverein wurde gegründet und dieser hat im Herbst einen Streik um kürzere Arbeitszeit und höheren Lohn erfolgreich durchgekämpft. Darüber weiter unten.

Ebenfalls im Frühjahr beginnt eine Bewegung unter den Arbeitern in den Londoner Gasanstalten. Alle früheren Versuche, dieselben gewerkschaftlich zu organisiren, waren fehlgeschlagen. Die Thätigkeit an den erhitzten Retorten ist zwar sehr angreifend, aber sie bedarf weder außergewöhnlicher Geschicklichkeit, noch überhaupt einer längeren Lehrzeit, der „Gas Stocker" gehört zu den sogenannten unqualifizirten Arbeitern und ist unter normalen Verhältnissen ziemlich schnell ersetzt. Wenn trotzdem diesmal die Bewegung erfolgreicher war, sowohl was den Streik selbst als auch namentlich, was die in's Leben gerufene Gewerkschaft anbetrifft, so ist das einerseits wohl dem besseren Geschäftsgang, anderseits aber unzweifelhaft auch der veränderten Zeitströmung, sowohl was das Publikum im Allgemeinen, als im Besonderen die Arbeiterschaft selbst anbetrifft, zuzuschreiben.

Den Anstoß zu der Bewegung gab ein Konflikt zwischen den Arbeitern einer Zweiganstalt in Süd-London und deren leitendem Ingenieur, der die Bitte der Arbeiter, in der Schicht-Eintheilung eine geringfügige Aenderung eintreten zu lassen, rundweg abgeschlagen hatte; ferner der Umstand, daß sie an einem Sonntag im März 18, sage achtzehn Stunden hatten arbeiten müssen, ohne dafür eine entsprechende Mehrbezahlung durchzusetzen. Das stieß sie sozusagen mit der Nase auf die Nothwendigkeit, durch Schaffung einer widerstandskräftigen Organisation sich eine bessere Behandlung, mehr Rücksicht auf ihre Gesundheit, vor allen Dingen eine kürzere Arbeitszeit zu erkämpfen. Zwölf Stunden war bis dahin ihre Normal-Arbeitszeit gewesen, und während dieser Zeit hatte der Mann von 84 bis zu 126 Retorten zu bedienen. Nach einigen Versammlungen, zu denen sie sich bekannte Sozialisten als Redner eingeladen hatten, stieg ihr Muth so weit, daß sie beschlossen, die Forderung einer Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden pro Tag und der Arbeitsleistung auf Bedienung von 72 Retorten zu erheben. Zahlreiche Meetings wurden veranstaltet, Männer wie Ben Tillet, John Burns, Cunninghame Graham, Tom Mann und Andere liehen den Arbeitern ihren Beistand, von Gasofen zu Gasofen dehnte sich die Bewegung aus, und die begründete Union, mit dem sehr thatkräftigen V. Thorne an der Spitze, zählte ihre Mitglieder bald nach Tausenden; Mitte Juni war sie auf gegen 5000 Mitglieder angewachsen. Die Direktoren waren in einer kritischen Lage. Sie durften es nicht darauf ankommen lassen, London ohne Gasbeleuchtung zu lassen, aus der Haltung der Presse, insbesondere des radikalen „Star", war zu ersehen, daß die Arbeiter an der öffentlichen Meinung starken Rückhalt hatten, und an die Möglichkeit, die vielen Tausende, die sich zum Streik entschlossen zeigten, über Nacht durch andere „Hände" zu ersetzen, war gar nicht zu denken. So entschieden sie sich nach einigen Unterhandlungen und nachdem der Versuch, durch theilweise Bewilligungen einen Keil in die Organisation zu treiben, fehlgeschlagen, für das kleinere Uebel und gaben

nach. Am 1. Juli war der Sieg der Arbeiter vollendete Thatsache.

Es war ein, selbst in der englischen Gewerkschaftsbewegung fast beispielloser Erfolg. Die Arbeitszeit war um ein Drittel herabgesetzt, die Arbeitsleistung ebenfalls wesentlich verringert, und trotzdem wurden in einzelnen Fällen sogar die Löhne um ein Kleines aufgebessert. Diesmal hatte der Streik in der That die Wirkung, Tausenden von Arbeitern Arbeitsgelegenheit zu schaffen. Nach der von den Direktoren bewilligten Neu-Eintheilung der Arbeit waren Alles in Allem mindestens 3—4000 Arbeiter weiter einzustellen.

Am 28. Juli feierten die Arbeiter ihr Siegesfest in Gestalt einer großen Demonstration in Hyde Park. Der Geist, der sie beseelte, wird am besten durch die von ihnen einstimmig beschlossene Resolution wiedergegeben. Dieselbe lautet:

„Die heutige Massenversammlung von Gas- und anderen Arbeitern, zusammengekommen, um ihren durch Organisation erlangten Sieg, bestehend in der Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden, zu feiern, verpflichtet sich hierdurch, ihren Kameraden durch alle ihnen möglichen Mittel zur Erlangung des achtstündigen Maximalarbeitstages behilflich zu sein. Und sie fordert die Grafschaftsräthe und alle öffentlichen Körperschaften, insbesondere das Unterhaus, auf, hierbei mitzuhelfen und in allen unter ihrer Kontrole stehenden Aemtern und allen von ihnen abgeschlossenen Verträgen dieselben Bedingungen festzusetzen. Diese Resolution soll der Presse und den Führern beider Fraktionen des Unterhauses zugeschickt werden."

Eine zweite Resolution drückt den, aus Anlaß der bekannten Unruhen verurtheilten schlesischen Bergleuten die Sympathie „dieses Meetings von Engländern, die zusammengekommen sind, um die friedliche Einführung des Achtstunden-Arbeitstages in allen Londoner Gaswerken zu feiern", aus, und „versichert die Arbeiter auf dem Festland und in Amerika, daß wir unsere größere Rede- und Versammlungsfreiheit dazu benutzen wollen, ihnen in ihren Kämpfen beizustehen."

Seitdem ist die „Union der Gasfeuerleute und Arbeiter aller Art" — denn sie nimmt auch Nicht-Gasarbeiter auf —, die zu jener Zeit bereits über 6000 Mitglieder zählte, stetig gewachsen, hat in vielen Orten in der Provinz Zweigsektionen errichtet, und ist, wo immer der Appell an sie erging, die Erste auf dem Platze gewesen, die Arbeiter anderer Berufe thatkräftigst zu unterstützen. Die streikenden Dockarbeiter allein haben von den Gasarbeitern gegen 300 Pfd. Sterling erhalten. Gegenwärtig zählt die Union, die mit keinerlei Unterstützungszwecken, wie Krankenkassen ꝛc. verknüpft, sondern eine reine Kampfesorganisation ist, über 30 000 Mitglieder.

Der so berühmt gewordene Streik der Dockarbeiter ist unzweifelhaft eine Folge des Sieges der Gasarbeiter. Wie John Burns in seiner Darstellung dieses Streiks in der „New Review" erzählt, wurden die Gasarbeiter-Meetings im Ost-End, die in unmittelbarer Nähe der Docks stattfanden, auch vielfach von Dockarbeitern besucht, und diese wurden „von dem Geist, den wir ihnen einzuflößen suchten", erfaßt, mit andern Worten, sie griffen den Gedanken der Schaffung einer Kampfesorganisation willig auf. Wohl bestand bereits eine Dockarbeiter-Gewerkschaft, aber sie beschränkte sich auf die fest angestellten Dockarbeiter und war auch sonst durch und durch verzünftelt. Die nun sich entwickelnde Bewegung hat jedoch auch auf sie reformirend eingewirkt.

Wie bei den Gasarbeitern, war auch bei den Dockern der Anlaß zum Streik ein rein lokaler. Auf der südlichen Abtheilung der Millwall-Docks war den Leuten die übliche Extravergütung für schnelleres Verladen als in der bedungenen Zeit nicht voll ausbezahlt worden. Als sie mit einander beriethen, was zu thun, um zu ihrem Recht zu gelangen, kam ihnen der vernünftige Gedanke, mit diesem ganzen System der Extravergütung zu brechen und dafür einen etwas erhöhten Lohn und mehr Regelmäßigkeit in der Arbeit zu verlangen. Sie reichten dem Ober-Aufseher ihre Forderung ein, erhielten aber von ihm die Antwort, daß er dar-

über nicht entscheiden könne, sondern die Sache der Direktion unterbreiten werde. Die Arbeiter erblickten darin ein Manöver, sie hinzuhalten, bis Ersatzkräfte beschafft seien, und legten am selben Abend (13. August) die Arbeit nieder. Am folgenden Morgen fanden Versammlungen an den Thoren der benachbarten Docks statt, und überall stimmten die Arbeiter dem Vorgehen ihrer Kameraden bei; schnell wurde ein Umzug organisirt, und um 1 Uhr Mittags fand am Eingangsthor der West-Indiadocks ein großes gemeinsames Meeting statt, auf dem folgende Resolution einstimmig Annahme fand:

„Dieses Massen-Meeting von Dockarbeitern der südlichen,*) der West- und der Ost-Indiadocks verpflichtet sich, in der gegenwärtigen Haltung zu verharren, bis ihre Forderungen bewilligt sind."

Der Stein war im Rollen, der Streik war zu einem Allgemeinen erklärt worden. Was nun folgte, ist so bekannt, daß wir es hier nur in kurzen Umrissen anzudeuten brauchen. Der Beredtsamkeit und Umsicht der Führer des Streiks gelang es, auch die festangestellten Dockarbeiter für denselben zu gewinnen. Obwohl diese weder besondere Beschwerden hatten, noch überhaupt Forderungen stellten, traten sie doch „des Prinzips wegen" mit aus, und es kann die Ausdauer, mit der sie bis zu Ende des Streiks alle Entbehrungen ruhig ertrugen, ohne auch nur einen Augenblick Miene zu machen, die Sache der „Handlanger" im Stich zu lassen, nicht hoch genug angerechnet werden. Die von ihnen erlassenen Aufrufe zu Gunsten „dieser armen hungerleidenden Arbeitsleute" sind herrliche Dokumente solidarischen Fühlens. Die öffentliche Meinung nahm ebenfalls für die Docker Partei. Die Kaufmannschaft der City, die Jahre lang unter der Mißwirthschaft der Dock-Gesellschaften gelitten, sah mit Vergnügen, daß die armen ausgehungerten Proletarier, die „Ausgestoßenen" des Arbeitsmarkts — denn das sind die Mehrheit der Dockhandlanger — einen Kampf aufnahmen, zu dessen Führung sie sich selbst unfähig erwiesen, und ihre Presse spiegelte in der Art, wie sie den Streik besprach, diese Empfindung wieder. Die Polizei, die sich von Anfang an den Streikern gegenüber sehr anständig verhalten hatte, fraternisirte geradezu mit ihnen, das große Publikum stellte sich auf ihre Seite, und alles, was Arbeiter heißt, jauchzte ihnen Beifall. Nie hat London großartigere Massenversammlungen gesehen, als an den Sonntagen während dieses Streiks. Hunderttausende pilgerten zum Hyde Park und demonstrirten für Leute, die sie bis dahin für den Abhub der menschlichen Gesellschaft gehalten. Und wie benahm sich aber auch dieser „Abhub"! Ruhig und ernst sah man sie im East-End auf den Straßen stehen, ruhig und ernst durchzogen sie auf ihren täglichen Umzügen die Straßen der City und des Westens, ruhig und ernst lauschten sie den Worten der Führer in den Meetings, kaum daß hie und da ein Zwischenruf fiel, und nur wenn die stereotypen Fragen an sie ergingen: wollt ihr den Kompromiß eingehen, den die Direktoren Euch anbieten? Oder wollt ihr weiter ausharren? ertönte auf die erste Frage ein dröhnendes nein! und auf die zweite ein ebenso dröhnendes ja! Nie war die Sicherheit im East-End größer als in jenen Tagen. „Ich habe während der ganzen Zeit des Streiks nicht aufgehört, die Mäßigung und die Ehrlichkeit der Streiker zu bewundern," schreibt John Burns. „Ich habe mich mitten im Gewühl von Hungernden befunden, hunderte von Pfunds, was sie wußten, in meiner Tasche, und nie kam mir auch nur ein Penny abhanden. Ich habe Leute, die ich nicht kannte, fortgeschickt, mir ein Goldstück zu wechseln, und bin nie um einen Penny betrogen worden." — Zeitweise ging es wie ein Rausch durch die Arbeiterschaft; zum Streik „aus Prinzip" gesellte sich der Streik „aus Sympathie" und drohte, gefährliche Dimensionen anzunehmen. Das heißt gefährlich den Dockern. Denn wie sollte es alsdann möglich sein, die Masse

*) D. h. der südlichen von den auf der „Isle of Dogs" gelegenen Docks. Die Arbeiter auf den Docks südlich der Themse schlossen sich erst später der Bewegung an.

zu bemeistern und mit den nothwendigen Lebensmitteln zu versehen? Schon die Docker und was sich zu ihnen rechnete, das ganze Heer der sonst an den Dockthoren um Arbeit Bittenden und Ringenden zu erhalten, war eine Riesenarbeit. Wie sie das Streikkomite bewältigte, hat John Burns in seinem Artikel geschildert, und da derselbe bereits in die deutsche Presse übergegangen, sei hier nur auf ihn verwiesen.

Nach fünfwöchentlicher Dauer wurde der Streik in allen wesentlichen Punkten gewonnen. Die Direktion bewilligte alle Forderungen der Arbeiter, nur in Bezug auf die Einführung des neuen Tarifs und der neuen Arbeitsbedingungen bewilligten diese ihnen einen Aufschub bis zum 4. November. Festländischen Arbeitern mag dies gewagt erscheinen, es ist aber nicht zu vergessen, daß in England der Bruch getroffener Abmachungen, auch nur mündlicher, in allen Klassen als die schimpflichste aller Handlungen gilt und daher viel weniger zu befürchten ist als — anderwärts.

Materiell mag der Erfolg des Streiks geringfügig genannt werden, obwohl er es in Wirklichkeit durchaus nicht ist. Bei dem geringen Einkommen, welches der Dockarbeiter erhält, ist eine Erhöhung seines Tagelohns auch nur um einige Pence durchaus keine Kleinigkeit. Zu dieser aber, die im Durchschnitt sich auf ca. 6 Pence beläuft, kommt die größere Stetigkeit der Arbeit, die ihm die neuen Abmachungen garantiren, die Abschaffung der Kontraktarbeit, des schädlichen Unterverdingungssystems. Größer aber als dieser materielle ist der moralische Erfolg des Streiks. Nicht nur die Docker, die gesammte Arbeiterschaft des East-Ends hat er aufgerüttelt und sie mit dem Gedanken erfüllt, daß ihre Lage, die so verbesserungsbedürftig ist, auch verbesserungsfähig ist, sobald sie es nur fertig bringen, ihre Kräfte zusammenzufassen, um ihrer Stimme Gehör und Geltung zu verschaffen. Wie stark in dieser Hinsicht der Streik „erzieherisch" gewirkt, geht aus der Thatsache hervor, daß ein einziger Gewerkverein, die Union der Thee-Verlader im Laufe von fünf Wochen ihre Mitgliederzahl von noch nicht 100 auf gegen 18 000, schreibe achtzehntausend anschwellen sah. Mögen auch viele von diesen wieder abfallen, so ist das Resultat doch ein enormes und wird von dauerndem Nutzen sein.

Noch während des Dockerstreiks haben Arbeiter anderer Geschäftszweige, durch ihn angeregt, sich Lohnaufbesserungen oder günstigere Bedingungen errungen, und seitdem treten immer neue Organisationen in's Leben, die sich den gleichen Zweck zur Aufgabe gestellt. Kohlenfahrer und Kohlenverlader, Postfuhrleute, die Angestellten der Omnibus- wie der Tramwaygesellschaften, die Träger in Coventgarden (Frucht- und Gemüsemarkt) sowie die Träger in Billingsgate (Fischmarkt), die Bäcker 2c. haben theils Lohnerhöhungen bereits erkämpft, theils stehen sie augenblicklich im Kampf um solche.*) Selbst die Briefträger haben sich, trotzdem der Generalpostmeister ein Verbot dagegen verkündete, eine Organisation geschaffen, deren Zweck eine Lohnaufbesserung ist. Geheim im festländischen Sinne kann man diese Organisation nicht nennen, denn der Polizei gegenüber ist sie durchaus öffentlich. Aber ihre Leitung ist in Händen, über die der Herr Postmeister „keine Gewalt" hat, und so erfährt er auch nichts über ihre Mitglieder, obwohl ihre Versammlungen öffentlich ausgeschrieben werden. Polizeiliche Ueberwachung giebt es nicht, und Spione hinzuschicken, wäre nicht anständig — in England.

Auch die Schneider im East-End nahmen im Sommer die Agitation wieder auf und haben wenigstens eine Herabsetzung der Arbeitszeit von zwölf und mehr auf zehn Stunden erlangt.

---

*) Seitdem dies geschrieben, haben die Bäcker einen Sieg errungen, der an Großartigkeit dem der Gasarbeiter nichts nachgiebt. Sie haben, man darf sagen, im Sturm eine Reduktion der Arbeitszeit von 12, 14 und 16 Stunden auf 10 Stunden mit 2 Stunden Arbeitspause, d. h. auf 8 Stunden wirklicher Arbeitszeit durchgesetzt. Dazu Abschaffung der Nachtarbeit und der Sonntagsarbeit. Fürwahr, ein glänzendes Resultat einer Organisationsarbeit von kaum einigen Monaten! D. Verf.

Auf das Eingreifen politischer, kirchlicher und sonstiger Notabilitäten während des Dockerstreiks sei hier nur der Vollständigkeit halber hingewiesen. An sich kommt dergleichen öfter in England vor. An den Schiedsspruch außerhalb der direkten Interessensphäre stehender Personen zu appelliren, ist eine längst gewohnte, wenn auch nicht immer gerade den Arbeitern vortheilhafte Praxis hierzulande; daß die Notabilitäten diesmal sämmtlich sich auf die Seite der Arbeiter stellten, ist in erster Reihe auf Konto der Unbeliebtheit der Dockgesellschaft zu schreiben, welch Letztere Viele am liebsten von heut auf morgen hätten verschwinden sehen mögen. Daß das Parlamentsmitglied für Poplar mit großem Eifer sich der Sache der Docker, das Parlamentsmitglied für Whitechapel ebenso der der Schneider annahmen und die Streikenden mit nahmhaften Beiträgen unterstützten, zeigt, welchen Werth die — Arbeiterstimmzettel bereits besitzen. Noch interessanter ist die Thatsache, daß ein Lord Rosebery, der Schwiegersohn Rothschild's, Ex- und Zukunftsminister, es nicht verschmähte, einem Meeting von Tramwayleuten, die sich immer erst nach Mitternacht versammeln, zu präsidiren, und bei dieser Gelegenheit die Löhne derselben für eine „Schmach" erklärte, die ihnen die Schaffung einer starken Organisation zur Erkämpfung besserer Bezahlung zur heiligen Pflicht mache.*) Ich will den naheliegenden Vergleich mit einem sehr hoffnungsvollen Zukunfts-Staatsmann, der vor etlichen Jahren in Berlin zum Volk herabstieg, lieber unterlassen, da man auch die Motive des Lord Rosebery anzweifeln kann; doch nicht in diesen, sondern in dem Umstand, daß der Lord es für zweckmäßig hielt, so „aufreizend" zu sprechen, liegt die Bedeutung des Vorganges. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man beinahe von einer sozialen Revolution sprechen, die sich zur Zeit in London abspielt.

Die bürgerliche Philanthropie überzeugt sich immer mehr von der Hoffnungslosigkeit ihrer bisherigen Arbeitsmethode, und statt sich auf Almosenvertheilen zu beschränken, geht sie dazu über, die Arbeiter zur selbständigen Wahrung ihrer Interessen zu organisiren, bezw. in ihrem Organisationswerk zu unterstützen. Frauen der bessersituirten Gesellschaftsklassen sind in diesem Augenblick daran, Arbeiterinnenfachvereine in's Leben zu rufen, zu dem ausgesprochenen Zweck, eine Besserung der Löhne zu erkämpfen, mit andern Worten, sie übernehmen, wie man in Deutschland sagen würde, das Amt der sozialdemokratischen Streik-Apostel.

Das gleiche Phänomen vollzieht sich auf dem Gebiet der Kirche. Bei allen vorerwähnten Lohnkämpfen sind Geistliche als Bundesgenossen der Arbeiter aufgetreten, und zuweilen in sehr energischer Weise. Die Heilsarmee, die ja überhaupt nur aus den englischen Verhältnissen heraus zu verstehen ist, hat beim Dockerstreik durch Austheilen von Lebensmitteln den Streikenden sehr gute Dienste geleistet, und auch bei dem großen Streik der Arbeiter der Gummi-Guttapercha- und Telegraphenwerke in Silverstown bei London, der im Augenblick, da dies geschrieben wird, schon in der neunten Woche andauert, sucht sie auf diese Weise sich nützlich zu machen. Popularitätshascherei — gewiß. Aber immer bleibt es ein karakteristisches Zeichen, daß Geistliche heute bekennen — wie das wiederholt geschehen ist: wir müssen für die Körper sorgen, wenn wir die Seelen retten wollen.

Die Sozialisten haben unter diesen Umständen keinen leichten Stand, wenigstens soweit es sich um ihre engeren Organisationen handelt. Diese schreiten nur sehr langsam vorwärts, wozu die unter ihnen herrschenden Zwistigkeiten nicht wenig beitragen. Zur Kopfhängerei haben indeß auch sie keinen Anlaß. Die ganze gegenwärtige Bewegung ist mit ihr Werk. Ihrer jahrelangen, unermüdlichen und scheinbar fruchtlosen Agitation ist es zuzuschreiben, daß in weiten Kreisen der Arbeiterschaft ein neuer Geist eingezogen ist, der die herrschenden Parteien zwingt, den Arbeitern gegenüber eine andere Hal-

*) Desgleichen that einige Wochen später Sir Charles Russell, gleich dem Lord Rosebery Ex- und Zukunftsminister.

tung einzunehmen. In einem Lande mit so ausgedehnter politischer Freiheit und so ausgebildetem Parlamentarismus ist es ganz natürlich, daß die herrschenden Parteien so viel von jeder, stark auftretenden neuen Bewegung in sich aufnehmen, als ihnen nöthig erscheint, ihren Einfluß zu bewahren. Wer mehr am Namen als an der Sache hängt oder wer sonst Sektirerei treibt, mag das bedauern, thatsächlich ist der Nachtheil nur scheinbar. Was sie auf der einen Seite nehmen, das müssen sie auf der andern doppelt zurückgeben: um sich die Gunst der Arbeiter zu erhalten, müssen sie die Arbeiterbewegung unterstützen, das Selbstgefühl der Arbeiter stärken. Das kommt auch indirekt wieder den Sozialisten zu gut, sofern sie es verstehen, durch ebenso energisches wie verständiges Auftreten das Vertrauen der Arbeiter sich zu erhalten.

Die Kriminalität in Frankreich von 1840—1886.

Untersuchungen über ihre Entwicklung und ihre Ursachen.

Von

Paul Lafargue.

Nicht die Gerichtshöfe allein beschäftigen sich heute mit der Kriminalität; diese ist ein Objekt der wissenschaftlichen Forschung geworden, das das Publikum nicht weniger interessirt als den Fachmann. Die Verbrechen und Vergehen, die vor den Gerichten zur Bestrafung gelangen, bilden nur einen kleinen Theil derjenigen, die in Wirklichkeit begangen werden. Wohl darf man annehmen, daß in einer Gesellschaft mit einer wachsamen, energischen Polizei und wohlorganisirten Justiz es schwer vorkommen kann, daß ein Individuum durch Todtschlag oder Raubmord verschwindet, ohne daß die Gerichte davon erfahren. Aber viele andere Verbrechen, z. B. viele Vergiftungen, Verwandtenmorde, Nothzüchtigungen und dergleichen bleiben unbekannt, und ebenso entgeht eine große Menge von Diebstählen und kleineren Vergehen aus den verschiedensten Ursachen der gerichtlichen Ahndung; ganz abgesehen von jenen Ungerechtigkeiten, jenen Schädigungen Einzelner und der ganzen Gesellschaft, die nicht unter das Strafgesetz fallen: der Finanzmann z. B., der durch lügenhafte Anpreisungen den Aktionären, die er ruinirt, das Geld aus der Tasche zieht, nimmt eine angesehene Stellung ein; er kann sogar in die Reihen der Gesetzgeber gelangen. Trotz dieser Unvollkommenheiten kann man doch die Zahl der gesetzlich strafbaren und zur Kenntniß der Gerichte gelangenden Verbrechen als den besten Maßstab der Moralität einer Gesellschaft betrachten. Von diesem Standpunkt aus interessirt sie die Historiker und Philosophen — ich sollte hinzufügen, die Politiker, wenn diese nicht von den Sorgen um Erhaltung ihrer Stellung zu sehr in Anspruch genommen wären, um sich für eine theoretische Untersuchung über den Gang und die Ursachen der modernen Kriminalität zu interessiren.

Ich habe meine Untersuchungen auf Frankreich beschränkt, dessen in Betracht kommenden offiziellen Dokumente mir sämmtlich zur Verfügung standen. Aber die Ergebnisse aus Forschungen, die sich über ein großes Reich mit 38 Millionen Einwohnern erstrecken, gelten für jede andere Nation, welche die gleiche Kulturhöhe erreicht hat, welches immer ihre Abstammung, ihr Klima, ihre politischen Formen sein mögen. Es ist von der größten historischen Bedeutung, zu sehen, mit welchen unbedeutenden Abweichungen

sich bei allen zivilisirten Völkern selbst solche Erscheinungen wiederholen, von denen man glauben sollte, daß sie am meisten durch die besonderen Eigenthümlichkeiten jedes Landes beeinflußt würden. Quetelet hat gezeigt, daß die wahrscheinliche Lebensdauer der Frauen und Männer in den verschiedenen Lebensaltern fast die gleiche in durch Abstammung, Klima und Regierungsform so verschiedenen Ländern ist wie Schweden, England, Belgien, Frankreich, Holland und Bayern. Er hat auch nachgewiesen, daß das Alter, in dem die verschiedenen Verbrechen vornehmlich begangen werden, fast dasselbe ist in Belgien, Frankreich, England und dem Großherzogthum Baden.*)

Ich habe meine Untersuchungen über die moderne Kriminalität in einer neuen Richtung unternommen und glaube, für die Ursachen der Verbrechen und Vergehen in der kapitalistischen Gesellschaft positivere und genügendere Erklärungen gefunden zu haben als meine Vorgänger.

I.

Gang der Kriminalität.

Quetelet, der Begründer der Wissenschaft der Statistik (man hüte sich, diesen Ehrennamen den mehr oder minder genauen Zahlenanhäufungen beizulegen, welche die modernen Oekonomen liefern) untersuchte an der Hand statistischer Dokumente, „ob die Handlungen des Menschen als sittlichen und denkenden Wesens Gesetzen unterworfen seien", und gelangte zu dem kühnen Schlusse: „Die Gesellschaft birgt in sich selbst die Keime aller Verbrechen, die begangen werden. Sie selbst bereitet sie auf irgend eine Weise vor, und der Verbrecher ist blos das Werkzeug, das sie ausführt. Jede Gesellschaftsform bedingt eine gewisse Zahl und Art von Verbrechen, die nothwendig aus ihrer Organisation hervorgehen."

Er war der Ansicht, daß nicht blos die verbrecherischen Handlungen, die im Laufe eines Jahres sich ereigneten, von vorneherein durch die Gesellschaft bestimmt waren, sondern auch die Werkzeuge, deren sie sich zu ihrer Ausführung bediente.*) An Stelle des antiken „Fatum", dem „Gott will es" des Mittelalters, setzte Quetelet sein: „Die Gesellschaft befiehlt es". Und er stützte seinen Ausspruch auf die Ziffern der Kriminalstatistik, die in Frankreich der Justizminister erst seit wenigen Jahren zu veröffentlichen begonnen hatte, und zeigte, daß von 1826 bis 1831 die Todtschläge „Jahr für Jahr fast genau in derselben Anzahl vorkommen, und daß die Werkzeuge ihrer Vollbringung immer in demselben Verhältniß angewandt wurden". Man zählte

	1826	1827	1828	1829	1830	1831
Todtschläge im Ganzen	241	234	227	230	205	266
Vollbracht durch: Gewehr und Pistole	56	64	60	61	57	88
„ „ Säbel, Degen, Dolch u. s. w.	15	7	8	7	12	30
„ „ Messer	39	40	34	46	44	34
„ „ Keule, Stock	23	28	31	24	12	21
„ „ Steine	20	20	21	21	11	9
„ „ schneidende, stechende, zermalmende Werkzeuge	35	40	42	45	46	49
„ „ Erwürgen	2	5	2	2	2	4
„ „ Ertränken, Herabstürzen	6	16	6	1	4	3
„ „ Fußtritte und Faustschläge	28	12	21	23	17	26
„ „ Feuer	—	1	—	1	—	—
„ „ Unbekannte Ursachen	17	1	2	—	2	2

„Welch' trauriger Zustand des Menschengeschlechts!" fügte Quetelet hinzu. „Wie viele Individuen ihre Hände mit dem Blut ihrer Nebenmenschen beflecken, wie viele Fälscher, wie viele Giftmischer sein werden, das können wir von vorne-

*) A. Quetelet, Physique sociale. Essai sur le développement des facultés de l'homme. 2. Aufl. 1869, I, 312; II, 358 ff.

*) Guerry drückte dieselbe Anschauung aus in seiner „Statistique morale de la France" (1833). „Alljährlich", sagte er, „wiederholt sich die gleiche Zahl von Verbrechen in der gleichen Art, in den gleichen Gegenden; jede Klasse von Verbrechen vertheilt sich in eigen-

herein fast ebenso genau berechnen, wie die Zahlen der Geburten und der Todesfälle".

Quetelet täuschte sich: die Wirklichkeit ist noch trauriger. Gewisse Verbrechen, wie die Elternmorde und Vergiftungen, oszilliren wohl in engen Grenzen um einen gewissen Durchschnitt; aber der Gang der Kriminalität im Allgemeinen und der fast aller einzelnen Arten von Verbrechen und Vergehen ist ein stetig aufsteigender, trotz der riesenhaften Entwicklung des Reichthums der Gesellschaft, der, wie die Herren Giffen und Leroy-Beaulieu uns versichern, sich immer gleichmäßiger unter alle Glieder der Gesellschaft vertheilt; trotz des ununterbrochenen Fortschritts der Wissenschaften, trotz der angeblichen Milderung der Sitten, trotz der trefflichen Organisation von Polizei und Justiz, trotz der harten Strafen, welche die Verbrecher erwarten.*)

Mitunter verlangsamt sich der aufsteigende Gang der Kriminalität, manche Verbrechen nehmen ab; sofort beeilt man sich, zu verkünden, daß die allgemeine Moralität im Fortschreiten begriffen sei. Berthelot, der geniale Chemiker und mittelmäßige Unterrichtsminister, sah einen Beweis der „wachsenden Moralität unserer Zeit" in der Verminderung der Attentate auf die Schamhaftigkeit seit 1880,*) obgleich die Todtschläge und Morde und die allgemeine Kriminalität gleichzeitig eine Zunahme zeigten.

Im Jahre 1863 stimmte der Justizminister in seinem Jahresbericht über die Handhabung der Kriminaljustiz einen Freudenhymnus an über „den Fortschritt der allgemeinen Moralität, bezeugt durch die Abnahme der Eigenthumsverbrechen", und gerade im Jahr 1863 nahm das scheußlichste Verbrechen besonders überhand, das Verbrechen, welches die tiefste moralische Verkommenheit anzeigt, Nothzucht an Kindern unter 13 Jahren. Die Optimisten haben in unserer Gesellschaft selten Gelegenheit, sich lange zu freuen. Das Verbrecherthum, dessen Abnahme so große Hoffnungen auf die Vervollkommnung der gesellschaftlichen Moral erweckt hatte, zeigte nach Kurzem wieder einen großen Aufschwung.

---

thümlicher, unabänderlicher Weise auf die verschiedenen Geschlechter, Altersstufen, Jahreszeiten; jede ist in stets gleichem Maß von Nebenumständen begleitet, die anscheinend bedeutungslos sind und deren beständige Wiederkehr durch nichts erklärt wird".

*) Die Einzelhaft, die den Verurtheilten völlig isolirt, war in den feudalen Monarchien für die Staatsverbrecher vorbehalten; in der bürgerlichen Gesellschaft wird sie auch den „gemeinen" Verbrechern zu Theil. Das republikanische und philanthropische Pennsylvanien darf sich rühmen, sie zuerst in das Straffystem eingeführt zu haben. Jean Baptiste Say, der berühmte Oekonom, rieth dem revolutionären Frankreich, das die Bastille niedergeworfen, das Beispiel der Quäcker von Philadelphia nachzuahmen. Seine enthusiastischen Ausführungen verdienen, wiedergegeben zu werden: „Man weiß nicht, in welchem Maße das Gefängnißwesen die soziale Ordnung beeinflussen kann. . . . . Es ist ein Glück für die Philosophen, die man so sehr philanthropischer Träumereien beschuldigt, daß eine positive und festbegründete Erfahrung das Ergebniß ihrer Spekulationen bekräftigt hat. Heil Beccaria, Filangieri, Howard! . . . . In Philadelphia gelangte das neue Gefängnißwesen zur Anwendung: die Verurtheilten werden in zwei Klassen getheilt, von denen die eine der Einzelhaft unterworfen wird; der Verurtheilte wird in eine Zelle gebracht, die 8 Fuß lang und 6 Fuß breit, und durch zwei eiserne Gitter abgeschlossen ist, und die er nicht verläßt, ehe nicht seine Probezeit abgelaufen . . . . Dort, seinen Gedanken, seinen Gewissensbissen ganz überlassen, erhält er einen groben Pudding aus Maismehl und Syrup." („Decade philosophique" vom 20. Nivose, Jahr VII [1799]). Trotz der Bemühungen J. B. Say's und der Oekonomisten und Philosophen der „Decade" wurde die Einzelhaft in Frankreich erst dreißig Jahre später eingeführt: Sie verbreitete solches Entsetzen unter den Verurtheilten, daß mehrere sich tödteten, um ihr zu entgehen. Das liberale Holland hat es verstanden, sie noch zu „verbessern": man bedeckt den Kopf des Verurtheilten mit einer Kapuze, die seine Züge verhüllt. Der bekannte Sozialist Domela Nieuwenhuis wurde in Holland zu einem Jahr Einzelhaft wegen eines Artikels verurtheilt, den er nicht geschrieben.

*) Sitzung der medizinischen Akademie vom 13. Januar 1884.

Der Irrthum der Optimisten erklärt sich sehr einfach: sie ziehen immer nur die Ziffern weniger Jahre in Betracht, wenn sie ihre rosigen Urtheile fällen. Diese Beschränkung auf einen kurzen Zeitraum ist auch die Ursache des Irrthums eines so scharfen Denkers und Beobachters wie Quetelet. Wenn er zur Ansicht gelangte, die jährliche Zahl der Verbrechen sei nahezu unveränderlich und der Gang der Kriminalität ein so regelmäßiger, daß man ebensogut Kriminalitätstabellen berechnen könne wie Sterblichkeitstabellen, so muß man bedenken, daß ihm 1833 nur die statistischen Ziffern weniger Jahre zur Verfügung standen. Ueberdies waren Quetelet und Poisson, der Verfasser der trefflichen Abhandlung über die Wahrscheinlichkeit der richterlichen Entscheidungen,*) beide Mathematiker, und sie sahen in den Zahlen der gerichtlichen Statistik, mit der unbestimmten Hoffnung, schließlich zu praktischen Resultaten gelangen zu können, eine Gelegenheit, die Regeln der Wahrscheinlichkeitsberechnung anzuwenden, die unter dem weniger ehrenvollen Namen einer Lehre der Gewinnaussichten am Spieltisch entstanden war. Sie untersuchen die Ziffern der Verbrechen und Vergehen ohne Rücksicht auf die gesellschaftlichen Vorgänge, denen sie entsprangen, und bildeten logische Reihen, die sich, gleich den arithmetischen und geometrischen Progressionen sozusagen durch ihre eigene Kraft fortbewegten. Sie erweckten wieder, sehr abgeschwächt, die pythagoräische Lehre, die den Zahlen mystische Eigenschaften zuschrieb. Plato glaubte, die „vollkommenen" Zahlen hätten einen Einfluß auf Ehe und Zeugung.*)

*) „Recherches sur la probabilité des jugements en matière criminelle et en matière civile, précédées des régles générales du calcule des probabilités." Paris, 1837. Quetelet hatte berechnet, daß die Wahrscheinlichkeit „für jeden Franzosen 1 gegen 4.463 betrage, im Laufe des Jahres gerichtlich angeklagt, und 61 gegen 39, im Falle einer Anklage verurtheilt zu werden".

*) „Vollkommen" nannte Plato eine Zahl, die gleich ist der Summe aller Zahlen, durch die sie theilbar ist. Die fünf ersten „vollkommenen" Zahlen sind 6, 28, 496, 8128 und 32,550,336.

Trotzdem eröffnete Quetelet neue Bahnen, indem er versuchte, die Ziffern der Knaben- und Mädchengeburten durch das relative Alter der Eltern zu erklären, und indem er die Zahl der Eheschließungen mit den Getreidepreisen verglich; das waren geniale Gedanken.

* * *

Die Verbrechen und Vergehen sind nicht willkürliche, unbegreifliche Handlungen, die dem freien Ermessen derjenigen entspringen, die sie begehen; sie sind vielmehr Handlungen, deren Ursachen man in den Verhältnissen finden kann, in denen die sie Begehenden sich befinden; denn die große Mehrheit der Verbrechen und Vergehen entspringt unter dem Einfluß der ökonomischen Vorgänge, die die Wandlungen ihrer Zahl und Art bestimmen. Der eine ökonomische Vorgang z. B. vermehrt die Zahl der Diebstähle und Morde, indeß er gleichzeitig die Attentate auf die Schamhaftigkeit und die Fälle von Nothzucht an Kindern verringert. Gerade auf Grund dieser jährlichen Schwankungen in der allgemeinen und besonderen Kriminalität kann man zu den sozialen Ursachen vordringen, welche Zahl und Art der Verbrechen und Vergehen bestimmen.

Die Periode, auf die sich meine Untersuchungen erstreckten, reicht von 1840 bis 1886; man wird aus dem Folgenden ersehen, warum ich nicht hinter das Jahr 1840 zurückgegangen bin, trotzdem die französische Kriminalstatistik seit 1826 besteht. In dieser Zeit von 47 Jahren haben sich wichtige ökonomische und politische Ereignisse abgespielt; wir haben zu untersuchen, welchen Einfluß sie auf die Kriminalität gehabt.

Man hat mit den graphischen Darstellungen einigen Mißbrauch getrieben und sie zur Spielerei gemacht; wenn man aber Reihen von 47 Zahlen zu untersuchen und untereinander zu vergleichen hat, dann werden graphische Darstellungen eine Nothwendigkeit, als das einzige Mittel, in den Wust von Ziffern Klarheit zu bringen. Herschel hat sie empfohlen. Ich kann nichts besseres thun, als die Worte des großen Astronomen zu zitiren: „Die gründliche Untersuchung sta-

tistischer Dokumente wird durch Diagramme ungemein erleichtert. Eine einfache Linie, gezogen nach der Methode der graphischen Projektion, entsprechend einer Reihe aufeinanderfolgender Zahlen, läßt uns mit einem Blick deren Gang verfolgen; und, was noch wichtiger, wir können zwischen zwei so projizirten Reihen leicht Parallelen finden, die der schärfste Geist ohne die graphischen Darstellungen nur mit Mühe entdecken würde. Diese Darstellungen bieten bei dem Studium der Erscheinungen einen Vortheil, ähnlich dem, den die Mathematik der Algebra schuldet: sie verallgemeinern und ermöglichen die Abstraktion".

Nachdem ich den offiziellen Dokumenten des Justizministeriums die Zahlen der verschiedenen Verbrechen und Vergehen in den verschiedenen Jahren entnommen und deren Gang in Linienform dargestellt hatte, konnte ich ihr Wachsthum und ihre Abnahme klar und deutlich verfolgen. Dann vereinigte ich mehrere Linien in einem Gesammtbilde, um sie miteinander vergleichen zu können. In Tabelle 1 (Seite 16) habe ich die Ziffern der wichtigsten Verbrechen und Vergehen gegeben; ich hielt die Wiedergabe dieser Zahlen, die nur in den offiziellen, schwer zugänglichen Dokumenten zu finden sind, für interessant und nützlich; sie können die Genauigkeit meiner linearen Darstellung bestätigen.

Ich habe in meiner graphischen Darstellung die Linien auch für die Jahre 1870 und 1871 gezogen, um keine Lücken zu haben; aber die Ziffern der gerichtlichen Statistik dieser zwei Jahre geben nicht den wirklichen Stand der Kriminalität an, in Folge eines merklichen Nachlassens der gerichtlichen Verfolgungen, „da der Krieg alle Gensdarmen, Polizeiagenten, Zollwächter und Forsthüter unter die Fahnen rief . . . . da die Aburtheilung der gemeinen Verbrechen und Vergehen den Kriegsgerichten zugewiesen wurde . . . . endlich, da durch die Mobilisirung der Männer im Alter von 21 bis 40 Jahren der energischste und unruhigste Theil der Bevölkerung seinen gewöhnlichen Wohnsitzen entzogen wurde". (Bericht des Justizministerums, 1871).

Ein Blick auf die Linie IV in vorstehender Tabelle 1 genügt, zu zeigen, daß die allgemeine Kriminalität von 1840 bis 1886 gewachsen ist, daß aber ihr Fortschreiten nicht stetig vor sich geht, sondern von 1845 an sprunghaft in aufsteigender und absteigender Linie. Es erhebt sich die Kriminalität

von	1845	bis	1847	von	81 738	auf	107 724	Verbrechen	und	Vergehen
„	1848	„	1854	„	90 501	„	137 921	„	„	„
„	1865	„	1868	„	119 709	„	139 172	„	„	„
„	1872	„	1874	„	134 690	„	150 426	„	„	„
„	1878	„	1886	„	152 127	„	168 073	„	„	„

Drei der Höhepunkte, die von 1847, 1868 und 1886 sind durch Zeiträume von ungefähr je 20 Jahren von einander getrennt; in diese Zwischenräume fielen Revolutionen (1848 und 1870—71), die in hohem Maße auf die Kriminalität einwirkten, die auch 1854 einen Höhepunkt erreicht und einen zweiten 1874; auch diese zwei sind durch einen Zwischenraum von 20 Jahren getrennt.

Man kann auch darauf hinweisen, daß der Zwischenraum

von	1847—1854	7	Jahre	beträgt
„	1854—1868	14	„	„
„	1868—1874	6	„	„
„	1874—1886	12	„	„

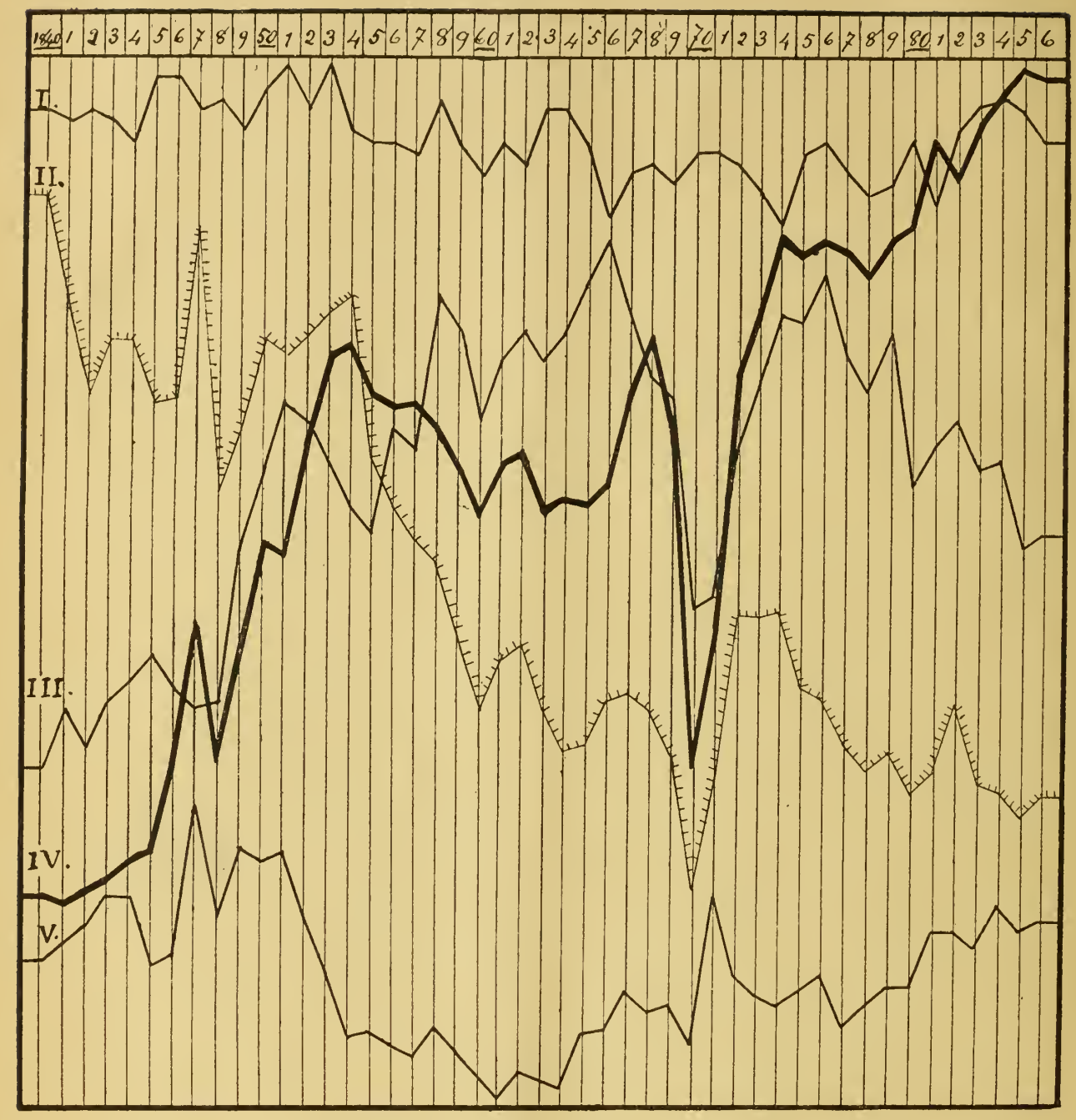
Ohne auf diese Zahlen besonderes Gewicht legen zu wollen, so dürfen wir doch bemerken, daß der Gang der Kriminalität in einem gewissen Rhythmus sich bewegt.

Dem Aufsteigen der Kriminalität folgt stets wieder ein mehr oder weniger rasches Absteigen, das aber nie wieder das frühere Niveau erreicht, von dem sie ausgegangen.

Es sinkt die Kriminalität:

von	1847	bis	1848	von	107 724	auf	90 501	Verbrechen	und	Vergehen
„	1854	„	1860	„	137 921	„	118 554	„	„	„
„	1868	„	1869	„	139 172	„	128 422	„	„	„
„	1876	„	1878	„	150 642	„	146 269	„	„	„

Tabelle 1.



Erklärung der Linien: I. Verwandtenmorde. II. Verbrechen gegen die persönliche Sicherheit und das Eigenthum, die vor den Geschwornengerichten abgeurtheilt wurden. III. Attentate auf die Schamhaftigkeit und Nothzucht, verübt an Erwachsenen und Kindern. IV. Allgemeine Kriminalität: Verbrechen und Vergehen, abgeurtheilt vor den Geschwornen- und den Zuchtpolizeigerichten. Nicht inbegriffen sind Uebertretungen von Gesetzen und Vorschriften betreffend den öffentlichen Unterricht, Zölle, Jagd, Fischerei u. s. w. V. Todtschläge und Morde, verübte und versuchte.

Von 1854 bis 1866 zeigt die Kriminalität einen gewissen Rückgang, wenn auch die Zahl der Verbrechen und Vergehen noch immer sehr hoch bleibt — die Minimalziffer von 1860 ist 118554. Eine ähnliche Erscheinung, aber weniger scharf ausgeprägt, zeigt die Periode von 1874—1878.

Die Linie II der Tabelle 1, die den Gang der Verbrechen gegen die persönliche Sicherheit und das Eigenthum darstellt, die vor Geschwornen abgeurtheilt wurden, sinkt vom Jahre 1854 an, statt wie die allgemeine Kriminalität zu steigen. Eine solche Entwicklung scheint den Optimisten Recht zu geben und ein merkliches Fortschreiten der allgemeinen Moral anzuzeigen; in seinem Bericht von 1880 beeilt sich der Minister, den Schluß zu ziehen, daß „das Niveau der schwereren

Kriminalität eher sinkt als sich erhebt". Dem ist jedoch nicht so. Gerade die schwersten Verbrechen gegen Personen und Eigenthum, wie Verwandtenmorde, Kindesmorde, Vergiftungen, Raubmorde, Todtschläge, Nothzucht und unsittliche Angriffe überhaupt, betrügerische Bankerotte, Geldfälschungen, sind nicht im Abnehmen begriffen.

Das Sinken der Linie II ist nicht der Verminderung der Verbrechen, sondern der Milderung der behördlichen Praxis zuzuschreiben. Die Thatsache hatte überrascht. Der Justizminister sagte darüber in seinem Bericht: „Die Verminderung der in jedem Jahr vor Geschwornen abgeurtheilten Verbrechen scheint schwer mit der gleichzeitigen erheblichen Zunahme von Vergehen gegen das Strafgesetz zu vereinbaren, die vor den Zuchtpolizeigerichten abgeurtheilt wurden. Man glaubte sie durch die Tendenz erklären zu können, die seit einigen Jahren unter den Anklagekammern zu Tage tritt, vorsichtiger in der Annahme erschwerender Umstände zu sein, die eine Handlung zum Verbrechen stempeln, und so dieselbe auf ein einfaches Vergehen zu reduziren, das der Gerichtsbarkeit der Zuchtpolizei untersteht. Diese Annahme erscheint um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß die Verminderung in der Zahl der Verbrechen sich vorzugsweise auf die Anklagen wegen Diebstahls unter erschwerenden Umständen erstreckt, indeß die Anklagen wegen einfachen Diebstahls, die den Zuchtpolizeigerichten zugewiesen werden, sich seit 1826 verdreifacht haben." Man vermehrte die Vergehen auf Kosten der Verbrechen; letztere nahmen ab, die Gesammtzahl beider aber wuchs.

Die Verbrechen gegen die Person folgen keineswegs der absteigenden Richtung der Linie II. Die Verwandtenmorde (Linie I) und Vergiftungen bewegen sich im Sinne der Annahme Quetelet's; sie oszilliren um einen bestimmten Durchschnitt mit geringen Abweichungen. Die Morde und Todtschläge (Linie V) nehmen von 1847 bis 1861 erheblich ab, um von da an wieder zu wachsen und von 1881 bis 1885 das Niveau wieder zu erreichen, das sie vor 1847 innegehabt. Man verzeichnete Morde und Todtschläge

1846 . .	378
1847 . .	520
1851 . .	476
1861 . .	249
1885 . .	399

Die Sittlichkeitsverbrechen (Linie III), anstatt die Richtung der Linie II zu verfolgen, steigen von 1848 bis 1866, ohne an dem Stillstand theilzunehmen, den die allgemeine Kriminalität in dieser Zeit aufweist. Von 1876 an nehmen sie jedoch ab. Man zählt Angriffe auf die Schamhaftigkeit und Nothzuchtfälle

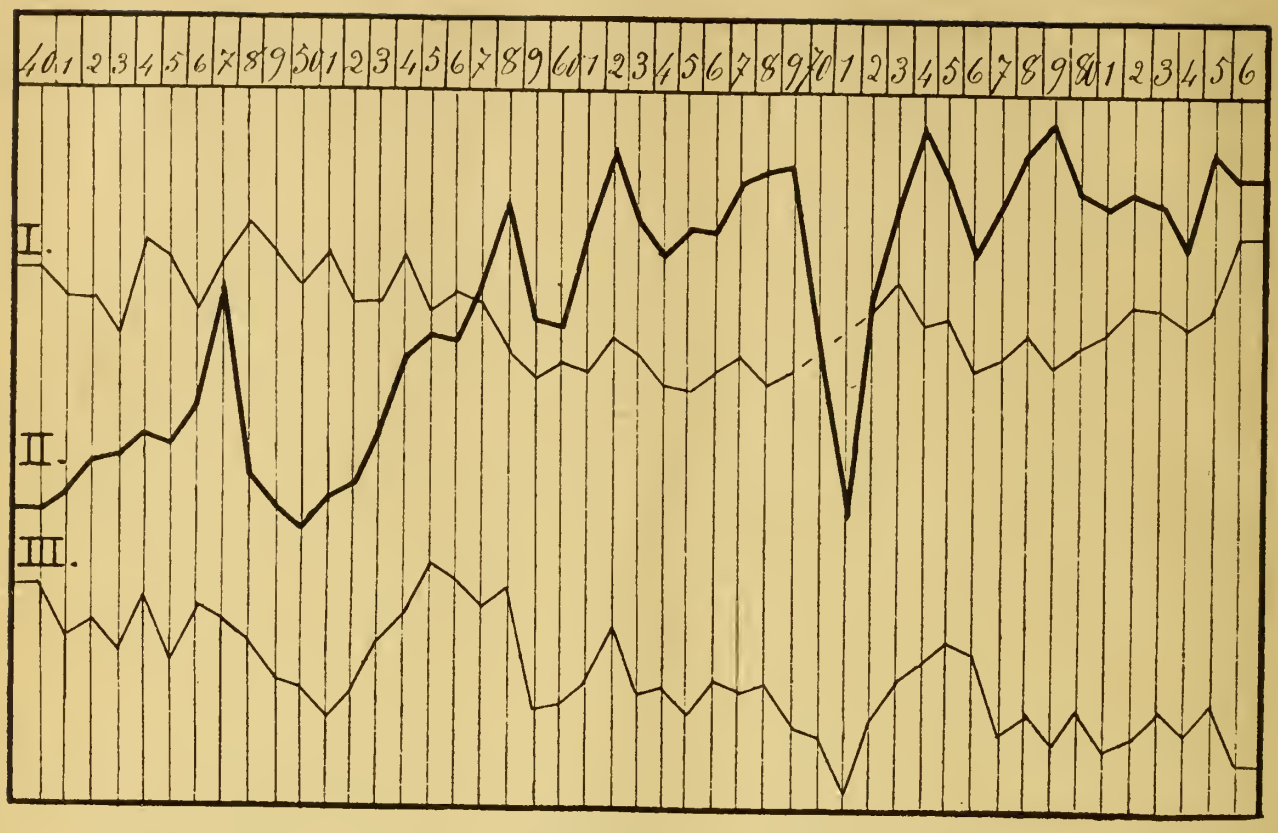
1848 . .	510
1866 . .	1043
1876 . .	1015
1886 . .	712

Die Kindesmorde (vergl. die weiter unten folgende Tabelle 5, Linie I) nehmen denselben Gang wie die Nothzüchtigungen; sie steigen von 1851 an und halten sich auf einem sehr hohen Niveau bis 1868; nach dem Krieg ersteigen sie dasselbe wieder. Von 1876 an zeigen sie jedoch eine Abnahme. Man zählte Kindesmorde

1851 . .	64
1864 . .	224
1868 . .	217
1876 . .	216
1886 . .	166

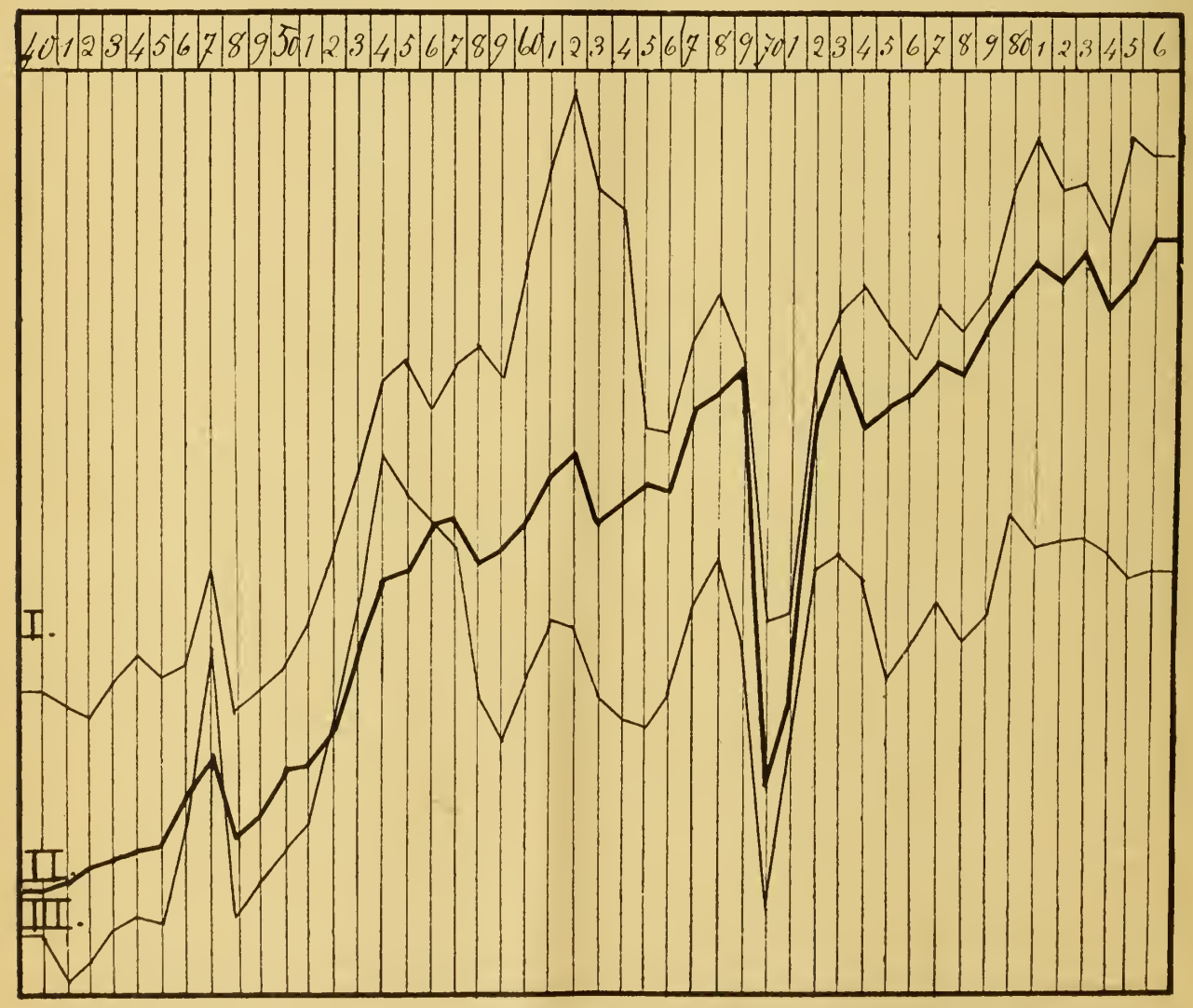
Die Geldfälschungen (vergl. Linie I, Tabelle 2) schwanken gleich den Verwandtenmorden in engen Grenzen um einen Durchschnitt: Bei der Nachahmung von Geld, das täuschend genug gefälscht ist, um in Umlauf gebracht zu werden, sind solche materielle Schwierigkeiten zu überwinden, daß sich dadurch wohl die geringe Entwicklung dieses Verbrechens am einfachsten erklärt. Die betrügerischen Bankerotte bleiben immer auf gleicher Höhe, sie zeigen sogar eine leise Abnahme, was um so bemerkenswerther, da die Gelegenheiten zum Bankerott sich mit der Entwicklung von Handel und Industrie sehr vermehrt haben. Man kann sich das nur dadurch erklären, daß unsere Industriellen und Kaufleute gewitzigt worden sind und es jetzt besser verstehen, einen betrügerischen Bankerott in einen einfachen oder sogar in einen Ausgleich

Tabelle 2.



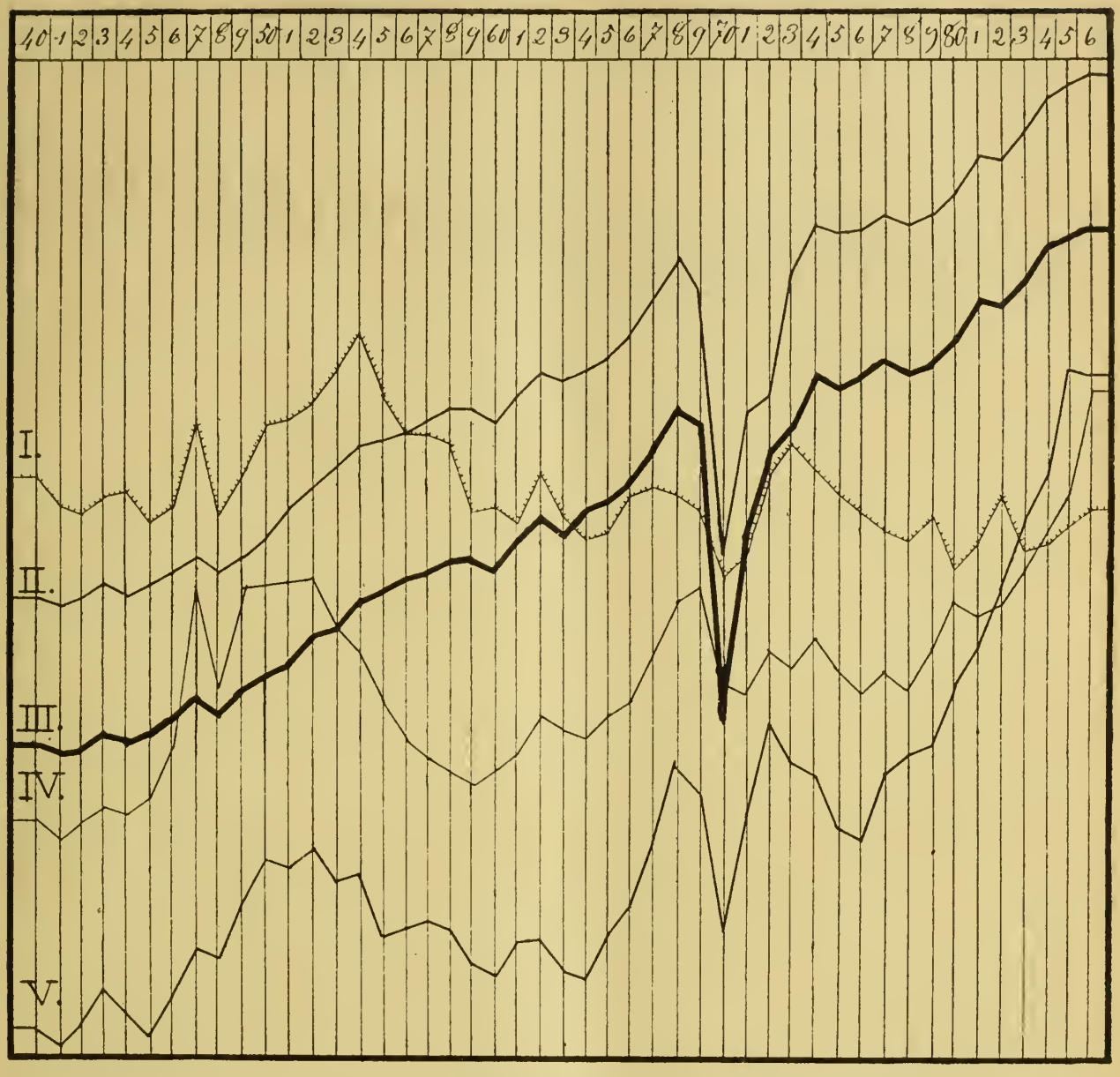
Erklärung der Linien: I. Geldfälschung. II. Einfacher Bankerott. III. Betrügerischer Bankerott.

Tabelle 3.



Erklärung der Linien: I. Betrügereien. II. Vertrauensmißbrauch. III. Einfache Diebstähle.

Tabelle 4.



Erklärung der Linien: I. Rückfällige, abgeurtheilt vor den Geschwornengerichten wegen Verbrechen gegen die Person oder das Eigenthum. II. Rückfällige, abgeurtheilt vor den Geschwornengerichten und den Zuchtpolizeigerichten. III. Rückfällige, abgeurtheilt vor den Zuchtpolizeigerichten. IV. Bettler. V. Vagabunden.

zu verwandeln. Die einfachen Bankerotte dagegen steigen von 1850 bis 1885 mit zeitweisen Rückgängen.

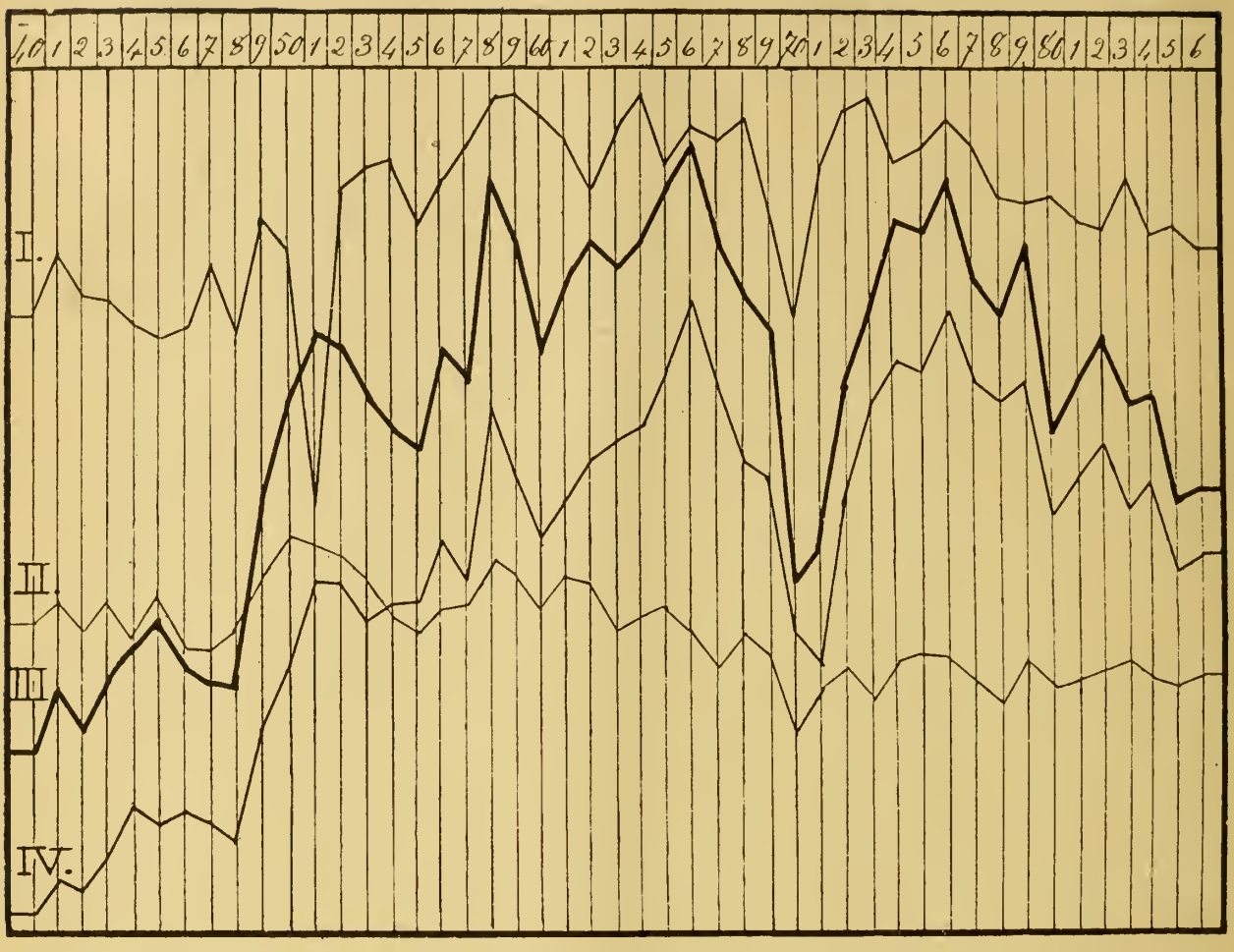
Alphonse de Candolle bemerkte in seinem Artikel über die „Statistik der Vergehen" (Bibliothèque universelle de Genève 1830), der Trieb zum Verbrechen werde bestimmt durch den moralischen Zustand des Individuums, durch die Versuchung, der es ausgesetzt ist, und die geringere oder größere Leichtigkeit, die es bei der Begehung der Vergehen findet. Die letztere ist bei Gelegenheitsdiebstählen sehr groß. In der That umfaßten die einfachen Diebstähle 1854 ungefähr ein Viertel aller vor den Gerichtshöfen behandelten Fälle; sie erreichten die enorme Ziffer von 39484.

Der Instinkt des Thieres wie des Menschen treibt das Individuum, zu ergreifen und sich anzueignen, was in seinem Bereich ist und sein Verlangen und seine Neigung erweckt. Es gab Gesellschaften, in denen dieser Instinkt sich äußern durfte, ohne verbrecherisch zu sein; ganz abgesehen von den urwüchsigen kommunistischen Gesellschaftsformen sei hier nur der spartanischen Gesellschaft gedacht. Plutarch erzählt uns in seinem Leben des Lykurgus, daß in Lacedämon die Thore der Häuser nie geschlossen waren, so daß jeder Spartiate in jedes Haus eintreten und an

Jahre	Allgemeine Kriminalität. Fälle, abgeurtheilt von		Verbrechen gegen		Morde und Mordversuche	Todtschläge und Todtschlagsversuche	Elternmorde und Versuche solcher	Kindesmorde und Versuche solcher	Geldfälschungen	Betrügerische Bankerotte	Einfache Bankerotte	Angriffe auf die Schamhaftigkeit und Nothzucht, verübt an	
	Geschwornengerichten	Zuchtpolizeigerichten	die Person	das Eigenthum								Erwachsenen	Kindern
1840	6004	67 900	1622	4382	227	147	16	137	65	111	259	157	284
1841	5528	67 245	1765	3763	221	170	15	161	54	91	295	181	381
1842	5104	69 513	1669	3435	217	194	16	146	54	97	355	161	308
1843	5394	71 476	1771	3623	256	179	15	144	40	89	366	180	339
1844	5379	75 503	1612	3767	204	131	13	134	79	110	404	149	392
1845	5054	76 684	1658	3396	224	145	19	130	70	84	397	198	374
1846	5077	87 182	1696	3581	223	155	19	132	50	106	451	145	379
1847	5857	101 867	1622	4235	381	139	16	159	68	100	694	141	374
1848	4632	85 869	1616	3020	224	192	17	130	81	92	341	154	356
1849	4910	98 160	2015	2895	240	240	14	176	71	78	276	222	467
1850	5320	109 607	2146	3174	255	212	18	164	60	75	237	354	524
1851	5287	108 287	2161	3121	280	196	20	64	72	62	295	242	615
1852	5340	121 465	2013	3327	238	169	14	184	53	72	313	228	611
1853	5440	132 079	1921	3519	235	147	20	194	53	93	411	212	573
1854	5525	132 396	1691	3834	215	87	14	198	70	103	552	174	581
1855	4798	127 574	1613	3185	210	94	13	173	50	121	607	160	582
1856	4535	126 694	1702	2833	202	95	13	190	58	117	594	181	650
1857	4399	126 991	1657	2742	184	99	12	208	52	105	715	188	617
1858	4302	124 134	1947	2355	196	114	17	224	34	114	860	238	784
1859	3918	119 918	1851	2067	186	102	13	226	26	67	629	226	718
1860	3621	114 933	1607	2014	168	99	10	221	30	69	616	180	650
1861	3842	120 863	1696	2146	168	81	13	209	27	79	802	217	695
1862	3906	121 485	1762	2144	186	106	11	188	40	94	954	213	728
1863	3614	115 064	1673	1941	184	99	16	211	34	71	819	171	750
1864	3447	117 164	1703	1744	163	111	16	224	21	73	754	176	764
1865	3483	116 226	1750	1733	174	128	13	196	20	65	811	178	820
1866	3676	118 389	1777	1899	191	115	6	201	27	79	807	160	883
1867	3694	128 914	1704	1990	226	116	10	199	33	73	900	124	805
1868	3613	135 559	1697	1916	205	118	11	217	22	76	924	161	726
1869	3397	125 025	1658	1739	200	130	9	176	27	60	932	146	710
1870	2796	85 214	1297	1499	162	133	12	139	—	57	537	54	558
1871	3307	102 751	1561	1746	211	224	12	199	—	33	255	112	526
1872	4071	130 619	1669	2402	200	162	11	219	50	62	685	124	682
1873	4069	138 063	1708	2361	213	138	8	222	61	67	862	97	783
1874	4084	146 342	1731	2353	188	143	5	198	45	83	1022	139	825
1875	3735	145 339	1765	1971	193	149	12	203	49	93	922	140	813
1876	3693	146 949	1849	1844	222	136	13	216	29	89	777	140	875
1877	3485	144 875	1653	1832	193	123	10	204	31	59	857	108	804
1878	3368	142 901	1614	1754	186	142	8	184	42	64	958	84	788
1879	3427	146 525	1677	1750	192	157	9	182	30	53	1034	130	812
1880	3258	148 869	1512	1746	194	155	13	184	38	66	892	80	676
1881	3358	158 607	1608	1750	217	182	7	174	42	51	854	90	718
1882	3644	153 655	1660	1978	222	178	14	171	53	56	895	95	752
1883	3299	160 168	1582	1717	199	187	16	191	52	66	879	108	675
1884	3276	163 728	1629	1647	234	191	17	170	44	59	789	83	705
1885	3135	166 674	1518	1617	208	191	16	173	51	70	977	65	622
1886	3252	164 821	1507	1745	234	174	13	166	80	47	917	78	634

Einfache Diebstähle	Betrügereien	Unterschlagungen	Vagabunden	Bettler	Rückfällige, abgeurtheilt von		Zahl der offenen Fallissements	Preis des Sackes Mehl von 150 Kilo in den Markthallen von Paris		Alkoholkonsum	
					Geschwornengerichten	Zuchtpolizeigerichten		Fr.	Cent.	im Ganzen	per Kopf der Bevölkerung
										Hektoliter	Liter
19 531	1374	1126	4 045	3022	1903	14 077	2618	67	56	—	—
17 377	1297	1177	3 629	2670	1772	13 716	2514	52	02	—	—
18 383	1270	1232	4 040	3023	1733	14 093	2419	58	35	—	—
19 900	1399	1269	4 851	3337	1814	15 471	3071	55	14	—	—
21 010	1504	1299	4 334	3220	1821	15 041	3011	58	24	—	—
20 633	1407	1316	3 792	3540	1699	15 351	3447	55	38	—	—
24 753	1489	1544	4 691	4634	1781	15 155	3795	69	04	—	—
31 596	1883	1698	5 768	8025	2183	20 929	4762	90	58	—	—
20 120	1294	1360	5 510	5970	1725	17 600	3541	41	48	—	—
22 070	1375	1450	6 839	8075	1916	21 114	3223	46	31	—	—
23 121	1475	1651	7 626	8111	2140	24 262	2144	43	54	585 200	1,46
24 516	1652	1653	7 528	8150	2162	26 644	2305	43	47	622 805	1,74
28 090	1980	1997	7 959	8248	2205	30 800	2478	52	15	648 810	1,81
33 940	2284	2204	7 167	7229	2401	33 299	2671	67	12	644 352	1,80
39 484	2629	2420	7 242	6852	2524	35 955	3691	87	86	601 699	1,68
37 883	2733	2471	6 008	5605	2279	36 492	3540	90	84	714 813	2,00
36 848	2519	2669	6 183	4721	2074	38 271	3717	91	16	768 394	2,13
35 737	2703	2690	6 274	4365	2003	39 639	3983	67	02	825 589	2,29
29 374	2790	2501	6 103	4068	1988	41 288	4330	48	10	842 691	2,34
27 792	2666	2542	5 427	3855	1764	41 489	3899	46	91	823 629	2,28
30 331	3128	2680	5 157	4129	1786	40 975	4081	59	60	851 825	2,27
32 729	3524	2850	5 922	4426	1709	44 223	4862	75	42	832 926	2,23
32 131	3842	2929	5 956	5283	1943	47 548	5390	65	88	857 592	2,20
29 155	3431	2655	5 115	4990	1701	45 937	4450	59	21	870 264	2,33
28 345	3341	2752	5 085	4809	1627	48 029	4642	51	43	870 223	2,33
28 078	2432	2813	6 079	5314	1661	50 071	4839	49	60	873 007	2,34
29 623	2422	2799	6 599	5607	1813	52 150	5198	60	62	964 223	2,53
33 097	2806	3143	8 085	6665	1865	57 156	5581	80	92	939 466	2,57
35 035	2990	3183	9 609	7911	1835	63 375	5831	81	22	971 317	2,55
31 613	2750	3292	9 073	8005	1780	60 129	6040	58	10	1 008 570	2,63
20 531	1628	1563	6 145	5960	1473	18 519	3987	63	81	882 790	2,32
27 662	1684	1912	8 738	5829	1531	45 516	3019	86	59	1 013 216	2,81
34 961	2705	3110	10 389	6853	1958	57 118	5306	72	99	755 464	2,09
35 289	2913	3390	9 767	6450	2041	61 428	5508	79	92	934 430	2,59
34 170	3008	3079	9 494	7030	1941	68 865	5596	71	10	970 590	2,69
30 020	2880	3122	8 429	6373	1818	67 991	5361	57	08	1 010 052	2,82
31 781	2710	3195	8 270	5766	1767	68 490	5193	61	31	1 000 182	2,71
33 351	2968	3309	9 667	6329	1688	71 045	5480	68	78	1 029 683	2,70
31 802	2845	3288	9 910	5891	1614	69 556	6021	67	82	1 100 512	2,98
32 943	2997	3468	10 639	6799	1710	70 550	6174	63	75	1 161 649	3,22
37 029	3445	3621	11 513	7736	1499	74 009	6295	65	09	1 313 840	3,64
35 757	3674	3747	12 452	7569	1622	79 719	6795	65	94	1 444 055	3,91
35 930	3434	3679	13 583	7771	1820	78 998	7061	63	87	1 420 344	3,85
35 959	3449	3795	15 076	8470	1590	82 732	6966	59	96	1 484 020	3,96
35 845	3281	3545	16 110	8786	1608	87 561	7719	51	11	1 488 685	3,98
34 239	3673	3679	18 433	10013	1698	89 634	8024	49	45	1 444 342	3,86
34 457	3595	3824	18 357	12495	1770	91 055	8759	50	94	—	—

Tabelle 5.



Erklärung der Linien: I. Kindesmorde. II. Angriffe auf die Schamhaftigkeit und Nothzucht, verübt an Erwachsenen. III. Angriffe auf die Schamhaftigkeit und Nothzucht, verübt an Erwachsenen und Kindern. IV. Angriffe auf die Schamhaftigkeit und Nothzucht, verübt an Kindern.

Nahrungsmitteln und Hausrath nehmen konnte, was er brauchte. Er durfte sich des Pferdes, der Hunde und selbst der Sklaven bedienen, ohne ihre Besitzer um Erlaubniß zu fragen. Vergebens haben die auf das Privateigenthum begründeten Gesellschaften versucht, den Instinkt nach Aneignung des Nothwendigen zu unterdrücken, und doch haben sie in ihren Anfängen den Diebstahl auf's Grausamste bestraft, strenger als den Todtschlag. Schon in den Kindern sucht man im Schooß der Familie diesen Instinkt durch Züchtigungen niederzuhalten, seit Jahrhunderten ist er geächtet, und doch ist es noch nicht gelungen, ihn auszurotten. Man hat mehr Glück mit den Jagdhunden gehabt, die man dressirte, Angesichts des Wildes nicht zu bellen und nicht darauf loszustürzen. Der Diebstahl ist das häufigste gesellschaftliche Vergehen und dasjenige, das schon im zartesten Alter verübt wird.

Betrug und Unterschlagung sind nur Abarten des einfachen Diebstahls; sie kommen weniger häufig vor, da der Betrug weniger einem augenblicklichen Antrieb entspringt und mehr Ueberlegung bedarf, und die Unterschlagung besondere Gelegenheiten erfordert. Aber man sieht, daß die Maxima wie die Minima der drei Linien der Tabelle 3 einander entsprechen, und nur um ein oder zwei Jahre von einander abweichen. Gerade weil diese Verbrechen die natürlichsten sind, zeigen sie sich den schroffsten Aenderungen unterworfen. Fast senkrecht steigen ihre Linien an, um ebenso rasch abzusteigen: sie sind diejenigen, die den Einflüssen der sozialen Vorgänge am meisten unterliegen.

Die Linie II (Tab. 5) steigt von 1840 bis 1886. Sie umfaßt zwei Elemente: die vor den Geschwornengerichten, und die vor den Zuchtpolizeigerichten abgeurtheilten Rückfälligen. Die Linie der ersteren allein

(I) sinkt von 1854 bis 1861; von da an schwankt sie um einen bestimmten Durchschnitt, indeß die von den Zuchtpolizeigerichten verurtheilten Rückfälligen (Linie III) stetig zunehmen.

Die Linien der Vagabunden- und des Bettlerthums laufen fast parallel. Es wiederholt sich in auffallender Weise dieselbe Erscheinung, die wir bei der allgemeinen Kriminalität beobachten konnten; von 1854 bis 1866 nehmen beide, Vagabunden- wie Bettlerthum ab oder bleiben stationär; das gleiche findet 1874 bis 1876 statt; aber von 1878 steigen die beiden Linien schroff an.

Die Sittlichkeitsverbrechen im Allgemeinen und Kindesmorde (Linien III und I) nehmen einen höchst unregelmäßigen Verlauf. Zerlegt man die Linie III in ihre Elemente, so findet man, daß die Sittlichkeitsverbrechen, verübt an Erwachsenen (Linie II) einen ziemlich gleichmäßigen Verlauf nehmen und eine mäßige Neigung zur Abnahme zeigen, indeß die Linie IV (Sittlichkeitsverbrechen, verübt an Kindern) den gleichen unregelmäßigen Lauf verfolgt, wie die Linie III, und von 1876 bis 1886 rasch herabgeht. Die Zahl dieser Verbrechen betrug

1876 . .	875
1885 . .	622
1886 . .	634

Nachdem wir so den Gang der einzelnen Verbrechen in Linearform dargestellt, seien auch noch die Ziffern gegeben, auf Grund deren die Linien gezogen wurden. (Vergl. die Tabelle auf Seite 20/21.)

Ein flüchtiger Blick auf die Linien der fünf graphischen Tabellen giebt eine größere Einsicht in den Gang der Kriminalität, als es das eingehendste Studium der hier gegebenen Zifferntabelle vermöchte. Man sieht, daß die allgemeine Kriminalität im Aufsteigen begriffen ist, und daß die allgemeine Kriminalität wie jede einzelne Verbrechensart insbesondere Jahr für Jahr oder in Perioden von mehreren Jahren mehr oder weniger schroffe Aenderungen erleiden. Ist es möglich, die Ursachen dieser Zunahme und dieser Aenderungen zu entdecken? Die folgende Untersuchung will versuchen, dies Problem zu lösen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Judenthum.

Daß die antisemitische Bewegung, wie sie in Osteuropa herrscht, namentlich in Oesterreich, wo besondere Verhältnisse sie begünstigen, den Versuch einer Reaktion gegen die Entwicklung der modernen Produktionsweise darstellt, einen plumpen Versuch, ihre Schäden für eine Reihe versinkender Klassen aufzuheben, ohne sie selbst zu beseitigen, brauchen wir wohl den Lesern dieser Zeitschrift nicht des Näheren auseinander zu setzen. Der heutige Antisemitismus ist etwas lokal wie zeitlich gleich beschränktes, eine ganz ephemere und bornirte Bewegung. Nichtsdestoweniger liebt er es, seine Existenz, die noch kein Dutzend Jahre lang währt, als in den ewigen Naturgesetzen tief begründet hinzustellen, als naturnothwendige Folge des unüberbrückbaren Rassengegensatzes zwischen „Ariern“ und „Semiten“.

Unsere Antisemiten sind ja aufgeklärte Leute; sie wollen keinen Religionskampf entfesseln. Aber sie wollen auch für Idealisten gelten. Der „gemüthlose“ „frivole“ jüdische Materialismus ist es ja gerade, was sie mit Abscheu erfüllt, wie könnten sie daher zugeben, daß sie die Juden bekämpfen der Konkurrenz wegen, die diese ihnen machen auf den Gebieten der Produktion und des Handels wie der Wissenschaften und Künste, einer Konkurrenz nebenbei bemerkt, deren für viele Kreise schädliche Wirkung nur eine Folge ist der allgemeinen Ueberproduktion, die also nicht durch Beseitigung einiger Konkurrenten, sondern nur durch Umwand-

lung der bestehenden Produktionsweise aufgehoben werden kann, eine Wahrheit, die wohl allen denkenden Arbeitern geläufig ist, aber etwas mehr Studium und Nachdenken erfordert, als einem antisemitischen Denkerschädel zugemuthet werden kann.

Da man also als „Idealist" die Juden nicht deshalb angreifen will, weil sie durch ihre Konkurrenz die christlichen Profite schmälern, und als aufgeklärter Mann auch nicht um ihrer Religion willen, bleibt nichts übrig, als sich einen mystischen, von der Natur gegebenen, keiner weiteren Erklärung bedürftigen „Rassengegensatz" zu konstruiren, der den Antisemitismus als eine Naturnothwendigkeit erscheinen läßt, und jeden „arischen Judenknecht" zu einem unnatürlichen Monstrum stempelt, das sich der gleichen Verworfenheit schuldig macht, wie der Sohn, der die Hand gegen die eigene Mutter erhebt.

Originell ist das Verfahren gerade nicht. Als in den dreißiger und vierziger Jahren die Irländer zu Tausenden ihre Heimat verließen und nach England strömten, wo sie durch ihre Konkurrenz die Löhne auf's tiefste herabdrückten und die Lebenshaltung der englischen Arbeiterklasse ernstlich bedrohten, da erwuchs in England eine erbitterte Feindschaft gegen die schmutzigen, verkommenen Eindringlinge von jenseits des Georgskanals und bald fanden sich Gelehrte, die haarscharf bewiesen, diese Feindschaft beruhe auf dem Rassengegensatz zwischen Kelten und Angelsachsen, die Verkommenheit der Iren sei ebenso eine keltische Nationaleigenthümlichkeit wie die moralische Erhabenheit der Engländer eine angelsächsische, der Gegensatz zwischen Beiden unüberbrückbar.

Seitdem ist an Stelle Englands Amerika das Hauptziel der irischen Auswanderung geworden. Die Gefahr der irischen Konkurrenz hörte auf. In Amerika aber bekamen die Irländer Ellbogenraum, sich zu entwickeln und ihre glänzenden moralischen und intellektuellen Eigenschaften zu entfalten. Sie wurden eine politische und ökonomische Macht, mit der man in Amerika rechnen mußte und deren Rückwirkung sich auch in einer Erstarkung der irischen Bewegung fühlbar machte. Bald bekam die irische Nationalpartei Gelegenheit, ihre Kraft an den Tag zu legen, alle Versuche scheiterten, sie zu unterdrücken, schließlich sahen sich beide englische Parteien, die Liberalen wie die Konservativen, gezwungen, ihre Bundesgenossenschaft zu suchen. Dies Werben endete damit, daß die Irländer mit der englischen Demokratie in ein inniges Bundesverhältniß traten. Von da an erlosch plötzlich der „unüberbrückbare Rassengegensatz" zwischen „Kelten" und „Angelsachsen", man könnte fast sagen, über Nacht. Keine zwei Jahre hat es gebraucht, um jede Spur jener alten Nationalfeindschaft erlöschen zu lassen, die einst den erbittertsten, blutdürstigsten Fanatismus gezeitigt. Höchstens einige verbissene alte Parteigänger grollen noch. Wenn die Konservativen sich gegen die Irländer noch ablehnend verhalten, so nicht aus Nationalfeindschaft, sondern aus Gründen der Parteipolitik. Vielleicht noch nie in der Weltgeschichte ist eine „Erbfeindschaft", ist ein „Rassengegensatz", und wie die Gelehrten immer dergleichen Gegensätze nennen mögen, so rasch und gründlich überwunden worden, wie seit der Bekehrung Gladstone's zu Home Rule der Gegensatz zwischen Engländern und Irländern.

Auf gleicher „natürlicher", „ewiger" Grundlage beruhen wohl alle Rassengegensätze.

Es hieße indeß das Kind mit dem Bade ausschütten, daraus folgern zu wollen, daß solche Gegensätze stets nur künstliche, durch die Aufstachlung einiger „Hetzer" in die Massen getragene seien. Am allerwenigsten kann man das von dem Gegensatz zwischen „Ariern" und „Semiten" behaupten. Wenn die Antisemiten glauben, daß sie durch eine Judenhetze die Gesundung der heutigen ökonomischen Verhältnisse herbeiführen können, so ist das kurzsichtig und albern. Daß sie trotzdem in weiten Kreisen so rasch Anhang finden konnten, wenn sie den Ruf erhoben: „der Jude ist der Feind", beweist aber, daß ein tiefgehender Gegensatz gegen das Judenthum in breiten Volksschichten wirklich vorhanden ist und schon vor dem Antisemitismus bestand. Die Abneigung der

„Arier“ gegen die Juden ist eine uralte Erscheinung; wir finden Andeutungen einer solchen schon in den Anfängen der römischen Kaiserzeit; neu ist blos ihre Ausnützung als politisches Parteiprinzip. Und die Abneigung gegen die Juden ist nicht blos alt, sie ist auch allgemein, wir finden sie zeitweise in allen Ländern Europas, wir finden sie auch im Orient.

In ihrer Allgemeinheit ist diese Abneigung eine ganz einzig dastehende Erscheinung. Es giebt kein anderes Volk, das so allgemein gehaßt und verfolgt worden wäre, wie die Juden.

Sollten wirklich ihre Rasseneigenthümlichkeiten Schuld daran sein?

Welche Eigenschaften wirft man den Juden vornehmlich vor? Ihren ausgeprägten Erwerbsinn, ihren innigen Zusammenhalt untereinander, ihre Abschließung gegen die Bevölkerungen, unter denen sie wohnen, die ihnen als fremde erscheinen, denen man keine Rücksicht schuldig sei, endlich ihr zähes Festhalten an den Sitten und an der Denkweise ihres Stammes, am Glauben ihrer Väter.

Alle diese Eigenthümlichkeiten finden sich bereits bei den Juden des Alterthums; sie sind aber nichts den Juden ausschließlich eigenes. Es sind die Karakterzüge eines fruchtbaren Volkes, das ein armes Bergland bewohnt, welches ihm bald zu eng wird, das jahraus jahrein einen Ueberschuß der Bevölkerung in's Ausland entsenden muß, der jedoch, vom Heimweh getrieben, immer wieder zurückzukehren strebt; wir finden diese als „jüdisch“ verschrieenen Eigenschaften auch bei den Auvergnaten, den Schweizern und Schotten, an deren „Arierthum“ wohl keine Zweifel bestehen. Sie sind nicht Rasseneigenthümlichkeiten, sondern Eigenthümlichkeiten von Bewohnern bestimmter Lokalitäten unter bestimmten Produktionsverhältnissen.

Die Juden waren ein kräftiges Bergvolk, das vor harter Arbeit keineswegs zurückscheute. Abseits von den Pfaden des Weltverkehrs gelegen, bewahrten sie länger als ihre Nachbarn jene Eigenschaften, die ursprünglich jedem Volke eigen, den innigen Zusammenhang der Stammesgenossen untereinander und das Mißtrauen gegen den Fremden, der der Feind war. Ihre Abgeschlossenheit ließ aber auch die Anhänglichkeit an die Heimat kräftig sich entfalten. Das Nomadenvolk war zu einem Volk von Ackerbauern geworden, das zäh an seinem Boden hing, im Exil seiner nicht vergessen konnte und ihn gegen Eindringlinge heroisch vertheidigte.

Aber die jüdische Rasse ist fruchtbar; die Juden vermehrten sich, bis sie wurden „wie der Sand am Meer“ und die Heimat sie alle nicht mehr nähren konnte. Der Ueberschuß mußte hinaus in die Fremde; aber die Auswanderer zogen nicht als Kolonisatoren aus, eigene Gemeinwesen außerhalb des Mutterlandes zu gründen, wie die Phöniker und Griechen thaten. Wie der Schotte und Auvergnate oder auch der Chinese, zog der Jude blos aus, um so viel zu erwerben, als er bedurfte, um daheim leben zu können, dann wanderte er wieder in seine Heimat. Er blieb ein Fremder dort wo er sich niederließ; sein Erwerb kam nicht dem Lande zu Gute, in dem er zeitweilig wohnte, er war daher kein gern gesehener Gast. Je fremder er im Ausland blieb, desto enger mußte er sich dort an die Stammesgenossen anschließen, die mit ihm am gleichen Orte wohnten, desto inniger an all den Sitten und Aeußerlichkeiten hängen, die sie verbanden und von den Leuten anderen Stammes unterschieden.

Da die Juden keine Kolonisten oder Städtegründer waren, kamen sie auch nicht in die Fremde als Ackerbauer oder Handwerker. Ackerbau und Handwerk wurden ehedem im Rahmen festgefügter Genossenschaften betrieben, in denen Fremde so leicht nicht Zutritt fanden. Der Jude wollte sich außerhalb der Heimat nicht fesseln, er kam als Händler. Trotzdem die Juden in Palästina ein Ackerbau treibendes Volk waren, traten sie im Ausland nur in den Städten, nur als Kaufleute auf. Landwirthschaft und Handel, Bauernschlauheit und kommerzielle Schlauheit stehen einander sehr nahe. Auf einer gewissen Kulturstufe ist der Uebergang vom Bauern zum Händler ein sehr leichter. Wie hoch der Schachergeist, diese angeb-

lich echt jüdische Eigenthümlichkeit, in unseren Bauern entwickelt ist, kann man auf jedem Jahrmarkt sehen. Man muß ein Jude sein, um bei einem Handel mit einem Bauern nicht über's Ohr gehauen zu werden.

Auch als das Land zu eng geworden war, um allen Ausgewanderten wieder die Rückkehr zu ermöglichen, als in den großen Städten der alten Zivilisation sich zahlreiche stehende Judenkolonien gebildet hatten, behielten diese immer noch ihren provisorischen Karakter. Das „gelobte Land" blieb das heilige Land, das Land ihrer Sehnsucht, mit dem sie in stetem Verkehr blieben, das ihnen als ihr einziges Vaterland erschien.

Bis zu diesem Punkt bietet die Entwicklung des Judenthums keine ungewöhnlichen Momente dar. Die Rolle, welche die Juden damals im Ausland spielten, haben zu anderen Zeiten noch manche andere Völker gespielt, z. B. die Schotten im 17. und 18. Jahrhundert in England. Mit der Zeit gelangte aber das Judenthum zu einer ganz eigenartigen Stellung in dem Bereich des Hellenismus, jenes Staatenkreises, der sich auf den Trümmern des Weltreichs des mazedonischen Alexander aufbaute, und später im Bereich der Römerherrschaft. Die Juden gehörten, wohl zum Theil in Folge ihrer Abgeschlossenheit, zu den Völkern, die inmitten der allgemeinen Auflösung der alten Gesellschaft, an den urwüchsigen gesellschaftlichen Gebilden und Anschauungen am zähesten festhielten, die Traditionen des Urkommunismus am treuesten bewahrten. Das war auch bei anderen Völkern im Gebiet des Hellenismus und des Römerreichs der Fall, die durch ihre geographische Lage oder andere Verhältnisse vom Weltverkehr ferngehalten wurden. Eigenthümlich aber wurde die Stellung der Juden dadurch, daß sie bei allem zähen Festhalten am Alten, wie es einem Bauernvolk und namentlich einem Bergvolk eigenthümlich ist, sich rasch mit der vollen Leichtigkeit von Großstädtern den Inhalt der hellenistischen und römischen Kultur eigen machten, daß sie Dank ihrer innigen Verbindung von Ackerbau zu Hause und Handel im Ausland ihre Eigenart bewahrten und doch mitten in den Weltverkehr eintraten.

Ein urkräftiges Bauernvolk in Palästina, ein rühriges Handelsvolk in Alexandrien und Babylonien und anderen Mittelpunkten des Welthandels, gelangte die jüdische Nation trotz ihrer Kleinheit dazu, in ökonomischer und philosophischer Beziehung den anderen Kulturvölkern des Alterthums ebenbürtig zu werden und doch von ihnen verschieden zu bleiben. Inmitten der allgemeinen Hellenisirung und dann Romanisirung waren die Juden die einzige Völkerschaft, die an diesem Prozeß theilnahm, ohne ihre Nationalität einzubüßen; inmitten der allgemeinen Korruption und Versumpfung des Byzantinismus und der Entmannung waren sie die einzigen Nichtbarbaren, die Muthesmuth und trotziges Freiheitsgefühl bewahrten, das einzige Hinderniß, das der Despotismus der Zäsaren im römischen Weltreich fand. Kein Wunder, daß das Judenthum, das philosophisch das Hellenenthum erreicht hatte und moralisch dasselbe überragte, der Ausgangspunkt der Opposition gegen das damalige Bestehende, des Christenthums, geworden ist.

Es sollte indeß die Regenerirung der versinkenden antiken Welt nicht vom Judenthum ausgehen; das blieb einem Stärkeren vorbehalten, freilich auch einem Roheren, den Germanen. Das Judenthum war zu schwach, sich allein gegenüber der ganzen antiken Gesellschaft zu behaupten; die jüdische Opposition wurde gebrochen. Das Christenthum überlebte ihren Untergang, verlor aber seinen oppositionellen Stachel und versumpfte zur byzantinischen Staatsreligion.

Den syrischen Königen gegenüber war es den Juden noch gelungen, ihre Selbständigkeit und Freiheit zu wahren. Ein furchtbarerer Gegner waren die römischen Legionen. Aber die Unterjochung der Juden wurde auch diesen nicht leicht. Immer und immer wieder erhob dies kleine Völkchen sich gegen die Herrn der Welt und wehrte sich auf das Aeußerste. Die Feigheit soll angeblich im jüdischen Rassenkarakter liegen, und doch können die-

jenigen, die Jerusalem gegen die Söldner von Vespasian und Titus vertheidigten, den heroischsten Kämpfern, den gefürchtetsten Kriegern, den Hussiten Ziska's und den Siegern von Sempach und Morgarten an die Seite gestellt werden. Selbst die Niedermetzlung und Wegführung Hunderttausender im Jahr 70 unserer Zeitrechnung vermochte den trotzigen Unabhängigkeitssinn der Juden nicht zu beugen. Die jüdische Opposition endete erst mit dem jüdischen Volk, nach der gänzlichen Verödung Judäas im Jahre 135 unter Hadrian. Die Juden als Bauernvolk haben damals aufgehört zu existiren.

Die Lage der jüdischen Kolonien in den Städten wurde nun eine ganz eigenthümliche. Die städtische Bevölkerung einer jeden Nation hat sich seit jeher aus der Landbevölkerung rekrutirt; der Karakter der letzteren hat daher zu großem Theil auch den der ersteren beeinflußt. Nur die Juden bilden seit dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine rein städtische Bevölkerung; selbst wenn ein Jude ländlichen Grundbesitz erworben hatte, wurde er nie Bauer, sondern stets nur Grundbesitzer aus der Stadt.

Wir glauben nicht, daß je ein anderes Volk in eine solche Lage gekommen ist. Auf jeden Fall sind die Juden die einzige Nation, die in einer solchen Lage ausgedauert hat. Das städtische Leben schädigt die Gesundheit so sehr, daß eine Stadt ohne steten Zuzug vom Lande aussterben würde. Die städtische Bevölkerung bedarf steter Auffrischung ihres Blutes durch ländliche Elemente, soll sie nicht rasch verkommen. Das gilt nicht blos für die Großstädte unserer Zeit, das gilt auch für die Städte des Mittelalters. So ergiebt sich z. B. aus dem Frankfurter Bürgerverzeichniß von 1387, daß von den 2861 Personen die es enthält, fast tausend, also über ein Drittel, nach ihren Angaben ihres fremden Ursprungs sich bewußt waren. Freilich war das Rekrutirungsgebiet der Städte im Mittelalter ein engeres als heutzutage. Es waren hauptsächlich die Dörfer der Umgebung, die die Lücken der städtischen Bevölkerung ausfüllten.*) Nur die Juden scheinen einer solchen Auffrischung nicht bedurft zu haben. Ausgeschlossen von der Markgenossenschaft, ohne die Möglichkeit und wohl auch ohne den Drang, Bauern zu werden, lebten sie fast ausschließlich in den Städten, daneben höchstens noch in den nächsten Dörfern ihrer Umgebung.**) Sie hatten umsomehr Ursache dazu, da nur die Städte, in denen sie eigene Gemeinden bildeten, ihnen wenigstens einigen Schutz versprachen, dessen sie in der zweiten Hälfte des Mittelalters auf das dringendste bedurften.

Trotz dieser Beschränkung auf die Städte sind die Juden nicht ausgestorben, sondern haben sich erhalten, ja vermehrt, ein Beweis der unglaublichsten Lebenszähigkeit. Die scheint allerdings ein Rassenmerkmal des jüdischen Stammes zu sein.

Aber wenn sie es auch vermochten, den ungünstigsten Verhältnissen Trotz zu bieten, so blieben diese doch nicht ohne Einfluß auf sie. Der Jude ist der Stadtmensch comme il faut geworden; in ihm finden wir gehäuft und bis in's Extrem entwickelt alle die Eigenschaften, die den Stadtbewohner im Guten wie im Bösen auszeichnen; ihm gegenüber ist der Christ ein reiner Bauer, auch der städtische Christ; stammt doch auch der christliche Städter in der Regel direkt oder indirekt vom Bauern ab. Was uns als der unüberbrückbare Rassengegensatz zwischen dem „Arier" und dem „Semiten" erscheint, ist in Wahrheit nur der durch besondere Verhältnisse in's Extrem getriebene Gegensatz zwischen dem Bauern und dem Städter. Die Karakterverschiedenheiten des „Ariers" und des „Semiten" entstammen viel mehr

*) Dr. Karl Bücher, Die Bevölkerung von Frankfurt am Main im 14. und 15. Jahrhundert. Tübingen, 1886. S. 162 ff.

**) Nach dem oben angeführten Werk Bücher's stammten in Frankfurt

aus	Juden	christliche Neubürger
Städten	90,0 Proz.	36,2 Proz.
Flecken	4,5 „	8,3 „
Dörfern	5,5 „	55,5 „

Die Mehrheit der christlichen Einwanderer stammte also aus den Dörfern; von den Juden kam nur ein verschwindender Bruchtheil daher (Bücher, a. a. O. S. 600).

der Verschiedenheit ihrer Lebensweise, wie sie sich durch Jahrhunderte gestaltet hat, als bestimmten Rasseneigenthümlichkeiten. Erst durch das einseitige städtische Leben hat der Typus des semitischen Gebirgsvolkes seine spezifischen sogenannten jüdischen Züge erhalten.

Der Bauer sieht verächtlich auf den Städter herab, dem er an Kraft und Ausdauer überlegen ist, der es nicht aufnehmen kann mit ihm in seiner Arbeit und seinem Vergnügen, das in Fressen, Saufen und Raufen besteht. Aus den gleichen Gründen sieht der Antisemit auf den Juden herab, dessen „Rasseneigenthümlichkeiten" ihn hindern, mehr als ein Seidel Bier zu vertragen.

Es giebt Landdistrikte, wo für den Bauern die Begriffe „Städter" und „Jude" gleichbedeutend sind, wo alle die Argumente gegen den Städter in's Feld geführt werden, die der Antisemit gegen den Juden in's Feld führt.

Eine der Haupteigenthümlichkeiten, die das städtische Leben entwickelt, ist die Nervosität, und die ist vor Allem den Juden eigen. Man vergleiche den Gang eines Städters, der hastig dahineilt, mit dem eines Bauern, der behaglich einherwandelt: das ist der Unterschied zwischen den „Ariern" und den Juden. Der „Arier" neigt zu Indolenz und Trägheit, der Jude zu Rastlosigkeit und Unternehmungslust; der „Arier" will „sei' Ruh'" haben, der Jude will sich geltend machen. Die Masse der „Arier" sind Durchschnittsmenschen, die Einen gleichgiltig lassen. Die Masse der Juden besteht aus extremen Karakteren, denen gegenüber Neutralität unmöglich ist, die entweder das Bedürfniß erregen, sich mit ihnen zu befreunden, oder das, sie schleunigst hinauszuwerfen. Im Judenthum sind alle erfreulichen und unerfreulichen Ergebnisse unserer Kulturentwicklung auf die Spitze getrieben; wir finden unter den Juden die liebenswürdigsten und die abstoßendsten Karaktere; der größte Heroismus und die erbärmlichste Feigheit, die hingebendste Selbstlosigkeit und die schuftigste Niedertracht, das kühnste, schärfste Denken und die verstockteste Bornirtheit, sie sind im Judenthum zu finden.

Als der dem städtischen Leben am Besten angepaßte Theil der Bevölkerung gewinnen die Juden seit ihrer Emanzipation zusehends in allen städtischen Berufen die Oberhand, nicht blos im Handel, sondern auch in der Industrie, in den Wissenschaften und deren praktischer Anwendung und in vielen Künsten. Immer mehr treten sie in den Städten in den Vordergrund, und da diese heute das flache Land und das ganze Staatswesen beherrschen, so wächst damit ihr Einfluß auf Staat und Gesellschaft in allen Gebieten. Das ist unleugbar und daß dem Bauern- und Knotenthum Angesichts dessen ganz Angst und Bange wird, da es sich der Konkurrenz nicht gewachsen fühlt und doch die Gesellschaft der freien Konkurrenz nicht aufheben will, ist nicht zu verwundern.

Aber in demselben Maße, in dem die Juden in die städtischen Berufe mehr und mehr eindringen, geht das Judenthum zurück, hört der jüdische Karakter auf, der Karakter der Juden zu sein. Das Judenthum als ein Ergebniß besonderer historischen Verhältnisse, geschaffen im kaiserlichen Rom, befestigt und erhalten im feudalen Mittelalter, hört auf, zu existiren, sobald die Verhältnisse aufhören, deren Kind es ist. In der Zeit der Markgenossenschaften und Zünfte konnte das Judenthum als besondere, rechtlich streng von den andern getrennte Genossenschaft und Zunft sich erhalten. Die moderne Produktionsweise löst es auf, wie alle anderen aus dem Mittelalter überkommenen Genossenschaften. Jude sein, hieß im Mittelalter nicht blos Mitglied einer bestimmten Nation, sondern auch eines bestimmten Berufs sein. Jude sein, hieß Wucherer sein und umgekehrt; der jüdische Karakter wurde der Karakter des Wucherers, der Karakter des Wucherers wurde zum jüdischen Karakter.

Die moderne Produktionsweise hat die aus dem Mittelalter überkommenen Genossenschaften aufgelöst, hat die Fesseln des verknöcherten Zunftwesens und der Markgenossenschaft gesprengt. Aber wenn man ihr deßwegen „nivellirende" und „atomisirende" Tendenzen zuschreibt, so ist das völlig unberechtigt, sobald man

darunter versteht, daß sie die Menschen uniform mache und jedes korporative Leben ertödte. Im Gegentheil. Die Arbeitstheilung, die Spezialisirung, die Berufsbornirtheit ist nie so weit gediehen, wie heute. Der Arbeiter des Mittelalters war noch ein ganzer Arbeiter, der etwas Ganzes produzirte. Der heutige Arbeiter — und nicht blos in der Industrie, sondern zusehends immer mehr auch in der Wissenschaft, ja sogar der Kunst — wird immer mehr Theilarbeiter, der nur Stückwerk schafft und den Zusammenhang desselben mit dem Ganzen nicht begreift. So weit geht die Arbeitstheilung, daß jeder Beruf mehr und mehr sogar seine eigenen Krankheiten entwickelt.

Das genossenschaftliche Leben aber ist keineswegs ertödtet, wenn auch die alten Genossenschaften untergegangen sind. Die modernen Klassenkämpfe sind ja von einer Ausdehnung, in ihnen treten solche Massen einander gegenüber, daß deren Organisation mehr geboten ist als je. In einer mittelalterlichen Stadt, in der jedes Gewerk sich in einer Straße zusammengedrängt befand, wo eine Verständigung von Mund zu Mund das einfachste Ding von der Welt war, da bedurften die Gesellen einer Organisation viel weniger, als die Arbeiter der heutigen Großindustrie, die zu hunderttausenden in den Industriestädten zusammenarbeiten und sich oft aus den verschiedensten Theilen des Kontinents rekrutiren.

Aehnlich, wie mit den Arbeitern der Industrie, steht es mit den übrigen Berufen. Nichts weniger als Atomisirung und Nivellirung sind heute in der Gesellschaft zu finden; vielmehr enges Zusammenschließen der Berufsgenossen und zunehmende Einseitigkeit der beruflichen Arbeit.

In dem Maße, in dem die Juden in die modernen städtischen Berufe eindringen, verliert auch für sie der Geist ihrer mittelalterlichen Korporation, des Judenthums, immer mehr an Bedeutung; an Stelle der jüdischen Bornirtheit tritt die neue Berufsbornirtheit. In dem Maße, in dem die Juden in andere Berufe eindringen, hört der Wuchergeist auf, der spezifisch jüdische Geist zu sein.

Eine neue Diaspora, eine neue Zerstreuung der Juden beginnt: ihre Zerstreuung in die verschiedenen Klassen. Und diese Diaspora ist dem Judenthum gefährlicher, als die nach dem Untergang Jerusalems es war: die Juden wurden damals zerstreut, aber das Band des gemeinsamen Interesses blieb erhalten; sie bildeten eine große Handels- und Wuchergesellschaft. Ja, der nationale Zusammenhalt wurde vielleicht durch den Untergang des Mutterlandes der jüdischen Nationalität noch gestärkt. Denn dieser Untergang bedeutet auch den Untergang der Klassengegensätze innerhalb des Judenthums. Wie die Juden in der Diaspora die einzige ausschließlich städtische Nation sind, so die einzige, die keinen Klassengegensatz kennt.

Das hört jetzt immer mehr auf; und selbst der schroffste der modernen Klassengegensätze macht sich im Judenthum immer mehr geltend: der zwischen Kapitalisten und Proletariern. Wie unter den „Ariern" machen sich auch unter den Juden, wenn auch nicht in dem gleichen Maße, die proletarisirenden Eigenschaften der modernen Produktionsweise sichtbar. Die Zahl der jüdischen Proletarier wächst von Tag zu Tag. Allerdings füllen sie meist die Reihen der „gebildeten" Proletarier, der beschäftigungslosen Juristen, Mediziner, Philosophen, namentlich aber der Handlungsgehilfen. In diesen Kreisen ist ein proletarisches Klassenbewußtsein nur spärlich vorhanden. Bei den Handlungsgehilfen sind Ansätze eines solchen zu finden, die sich bald entwickeln dürften. Die akademischen Proletarier dagegen sind nur deklassirte Bourgeois und fühlen sich auch als solche.

Aber die Zahl der Juden nimmt auch unter den Proletariern comme il faut, den industriellen Proletariern, rasch zu. Die Förderung dieses Prozesses ist das einzige praktische Resultat, welches der Antisemitismus bisher erreicht hat. Er verjagt die jüdischen Kleinhändler und Kleinhandwerker aus Osteuropa und hetzt sie nach England und Amerika, wo sie, entblößt von allen Mitteln, der Landessprache und der Verhältnisse unkundig, in

einer verzweifelten Situation ankommen und den christlichen wie jüdischen Ausbeutern, die ihrer harren, auf Gnade und Ungnade preisgegeben sind. Nichts scheußlicheres, als die Lage dieser, meist in der Hausindustrie beschäftigten Arbeiter. Wie auf allen Gebieten des modernen Lebens sind auch auf dem der Ausbeutung die Juden auf den beiden Extremen zu finden: die größten und rücksichtslosesten Ausbeuter sind Juden; aus den Reihen des Judenthums rekrutiren sich aber auch die ausgebeutetsten, hilflosesten Proletarier.

Innerhalb des industriellen Proletariats verliert aber der Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden jede Bedeutung. In den höheren Klassen wird der Jude immer noch als Eindringling betrachtet; einer bevorrechteten Klasse anzugehören ist ein Privilegium, dessen Werth man nicht gern durch die Theilung mit Andern schmälert. Der Proletarier hat keine Privilegien zu wahren, jeder Klassengenosse ist ihm willkommen, wenn dieser nicht zum Verräther an seiner Klasse wird. Innerhalb des Proletariats finden wir den Gegensatz zwischen verschiedensprachigen, ja mitunter schon von verschiedenfarbigen Elementen überwunden, wie sollte der Gegensatz zwischen Juden und Nichtjuden, die die gleiche Sprache sprechen, irgend welche Bedeutung für das Proletariat haben, ein Gegensatz, der ja vielfach nur noch ein rein historischer ist, auf der Tradition, nicht auf einem bestehenden Interessengegensatz beruht! Der „ererbte" „unvertilgbare" „Rassengegensatz" zwischen Ariern und Semiten ist heute bereits bei uns für weite Volksschichten ebenso überwunden, wie in England der zwischen Kelten und Angelsachsen. Der „Rassenhaß" beschränkt sich fast ausschließlich auf die Kreise des kleinbürgerlichen Philisteriums und des feudalen Junkerthums, auf die Kreise mittelalterlicher Ruinen.

Verschwindet der Gegensatz zwischen Juden und Nichtjuden im Proletariat völlig, so erzeugt andererseits der Gegensatz zwischen Proletariern und Kapitalisten immer mehr einen Gegensatz zwischen Juden und Juden. Dadurch wird der die moderne Gesellschaft am tiefsten bewegende Konflikt, der schon so mancher mittelalterlichen Einrichtung, die sich in unsern Tagen noch erhalten wollte, den Rest gegeben hat, auch zu dem mächtigsten Keil werden zur Sprengung des zähesten unter den Erbstücken des Mittelalters, des Judenthums.

Mit dem Judenthum wird man aber nicht die Juden los. Diese werden fortfahren, den Nichtjuden Konkurrenz zu machen und sie vermöge ihrer besseren Anpassung an das städtische Leben aus einer vortheilhaften Position nach der andern zu verdrängen. Wer das ändern will, muß unsere ganzen gesellschaftlichen Zustände ändern wollen. Die jüdische Konkurrenz hört erst auf mit der Konkurrenz überhaupt; die Ueberlegenheit des städtischen Judenthums über das bäuerische Arierthum wird erst ein Ende nehmen nach Aufhebung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land. S.

Der Rückgang der Kleinbetriebe.

Der fortschreitende Untergang der handwerksmäßigen sowie der kleinbäuerlichen Produktionsweise tritt in den Ziffern der Statistik nur unvollkommen zu Tage. Denn er äußert sich nicht so sehr in der Abnahme der Zahl der in das Bereich dieser Produktionsweisen fallenden Betriebsstätten, als vielmehr in der Abnahme ihres Ertrags und der Veränderung ihres Karakters. Das Handwerk verliert seinen goldenen Boden, und immer kümmerlicher wird der Erwerb, den es bietet. Der Handwerker geht entweder seiner Selbständigkeit verlustig und wird Hausindustrieller im Frohndienst eines Kapitalisten, oder er wird Zwischen-

händler, der von Kapitalisten fertig bezogene Waaren verkauft und daneben nur noch Flickarbeiten besorgt.

Selbst eine Zunahme der Zahl der Kleinbetriebe giebt unter diesen Umständen keineswegs einen Beweis für einen neuerlichen Aufschwung des Handwerks. Eine, wenn auch unbedeutende Abnahme deutet auf einen rapiden Verfall desselben hin.

Ganz unerfindlich ist es uns, wie unter diesen Umständen ein Theil der liberalen Presse Oesterreichs in den Ziffern, welche der neueste statistische Bericht der Wiener Handelskammer bietet, einen Beweis dafür sehen konnte, daß die moderne Produktionsweise mit einer Blüthe des Kleingewerbes keineswegs unverträglich sei.

Die österreichische Sozialstatistik ist eine elende. Sie wurde den Handels- und Gewerbekammern, den Organisationen des Unternehmerthums, zugewiesen, die alle fünf Jahre statistische Berichte zu liefern haben. Das Material wird ausschließlich durch Anfragen bei den Unternehmern gewonnen, die nicht nur nicht zu wahrheitsgetreuen Angaben, sondern überhaupt nicht zu irgend welchen Angaben verpflichtet sind. Man kann sich denken, welche Verläßlichkeit den auf diese Weise gewonnenen Ziffern über Arbeitszeit, Arbeitslohn, Kinderarbeit u. s. w. beizumessen ist — wenn es der Handelskammer überhaupt beliebt, Daten darüber zu bringen.

Der Statistiker der Wiener Handelskammer, der bekannte Statistiker und Nationalökonom Dr. Emanuel Hans Sax, hat in dem Bericht, den er jüngst erstattet, aus dem ihm zur Verfügung stehenden Material zu machen gesucht, was möglich war. (Statistischer Bericht über Industrie und Gewerbe des Erzherzogthums Oesterreich u. d. Enns im Jahre 1885. Wien 1889. LXXII und 733 S.) Daß es unvollständig und unzuverlässig ist, fällt nicht ihm zur Last. Es ist nur zu bedauern, daß er seine Arbeitskraft in so undankbarer Weise vergeuden mußte.

Die einzigen Angaben in dem Bericht, die einigermaßen vollständig und zuverlässig erscheinen und daher wissenschaftlich verwerthet werden können, sind unseres Erachtens diejenigen, die die Zunahme der Großbetriebe und Kleinbetriebe betreffen. Wie wenig diese, von den Unternehmern selbst gelieferten Daten den Optimismus der Liberalen rechtfertigen, zeigt schon ein flüchtiger Blick in den Bericht. Es betrug von 1880—1885 die Zunahme (+) respektive Abnahme (—) in Prozenten der Zahl der Großbetriebe und Kleinbetriebe und der von ihnen entrichteten Erwerbsteuer:

	Kleinbetriebe		Großbetriebe	
	Zahl	Erwerbsteuer	Zahl	Erwerbsteuer
1. Polygraphische und Kunstgewerbe	+ 25,43	+ 21,70	+ 12,87	+ 26,14
2. Baugewerbe	+ 11,06	+ 5,50	+ 11,93	+ 7,75
3. Erzeugung von Maschinen und Werkzeugen .	+ 11,00	+ 5,38	+ 44,66	+ 34.61
4. Bekleidungs- und Putzwaaren-Industrie . .	+ 8,91	+ 10,31	+ 32,92	+ 33,79
5. Industrie in Holz, Bein, Kautschuk 2c. . .	+ 3,49	+ 8,85	+ 54,74	+ 44,86
6. Papierindustrie	+ 1,88	+ 3,16	+ 30,56	+ 19,97
7. Erzeugung von Metallen und Metallwaaren	+ 1,62	+ 1,52	+ 25,30	+ 26,67
8. Industrie in Leder, Häuten, Fellen 2c. . .	+ 0,82	+ 4,92	+ 27,27	+ 63,12
9. Textil-Industrie	— 0,78	+ 1,16	+ 6,75	+ 11,89
10. Chemische Industrie	— 3,93	— 7,37	+ 30,39	+ 25,51
11. Industrie in Steinen, Erden, Thon und Glas	— 4,75	— 7,53	+ 21,33	+ 23,48
12. Industrie in Nahrungs- und Genußmitteln .	— 6,37	— 6,64	+ 0,99	+ 13,61
Zusammen	+ 4,46	+ 3,73	+ 17,33	+ 21,48

Die Zahl der Kleinbetriebe in der Industrie hat also blos um nicht ganz 4,5 Proz., die der Großbetriebe dagegen um mehr als 17 Proz. zugenommen. Vier große Industriegruppen haben eine absolute Abnahme von Kleinbetrieben

zu verzeichnen, indeß die Großbetriebe auf allen Gebieten zugenommen haben, und zwar überall, mit Ausnahme der polygraphischen und Kunstgewerbe, rascher, als die Kleinbetriebe.

Und dabei sind die Großbetriebe größer, die Kleinbetriebe kleiner geworden. Leider liegen über die Zahl der Arbeiter in den Kleinbetrieben keine Daten vor; den einzigen Anhaltspunkt zur Beurtheilung dieser Tendenz bietet die Summe der Erwerbsteuern. Dieselbe ist bei den Kleinbetrieben nur um 3,73 Proz. gewachsen, indessen die Zahl dieser Betriebe um 4,46 Proz. zunahm. Bei den Großbetrieben dagegen wuchs die Zahl um 17,33 Proz., die Summe der Erwerbsteuern um 21,48 Proz. Die Summe der Pferdekräfte der in der Großindustrie verwendeten Motoren endlich stieg gar um 34,6 Proz. und der Werth des jährlichen Produkts der Großindustrie um 29,91 Proz. Die Zahl der Arbeiter in den Großbetrieben hat stärker zugenommen, als die der Betriebe selbst, aber nicht in dem Maße, wie der Werth des jährlichen Produkts; sie wuchs um 20,41 Proz.

Diese Daten zeigen bereits deutlich genug den mächtigen Aufschwung der Großindustrie und den auf allen Gebieten relativen, vielfach absoluten Rückgang des Kleingewerbes an. Aber ihre Sprache wird noch beredter, wenn man sich die Mühe nimmt, sie in ihre Bestandtheile zu zerlegen, wie wir in Folgendem versuchen wollen.

Das ist um so mehr geboten, als die Eintheilung der Betriebe in Groß- und Kleinbetriebe auf Grund eines ganz ungenügenden Kriteriums erfolgte, nämlich nach der Höhe der Erwerbsteuer. Betriebe, die eine landesfürstliche Erwerbsteuer (ohne Zuschläge) von mindestens 42 fl. zahlen, werden unter die Großbetriebe gezählt, alle anderen galten 1880 als Kleinbetriebe, 1885 unterschied man sie in Mittelbetriebe mit mindestens 21 fl. Steuerleistung und Kleinbetriebe. Nur die Großbetriebe wurden in beiden Jahren individuell behandelt. Nur bezüglich ihrer ist es also möglich, auf Grund der individuellen Daten die Fehler, die die Eintheilung nach der Steuerleistung mit sich brachte, wenigstens einigermaßen zu korrigiren. Und das ist sehr nothwendig, denn es ist geradezu absurd, was Alles der Wiener Handelskammer als Großbetrieb erscheint, wenn es nur 42 fl. Erwerbsteuer zahlt! Wir finden darunter nicht weniger als 290 „Großbetriebe“ (über 10 Proz. sämmtlicher 2783 Großbetriebe) mit 1—5 Arbeitern und ohne irgend welche Motoren! Die Zahl der „Großbetriebe“ ohne Motoren beträgt 1756, 63 Proz. sämmtlicher Großbetriebe.

Ordnen wir die Großbetriebe nach der Zahl der in ihnen beschäftigten Arbeiter, dann finden wir eine Zunahme (+) respektive Abnahme (—) von 1880 bis 1885 in den Betrieben mit

Arbeiter		
1— 5	— 7,4	Proz.
6— 10	+ 25,5	„
11— 20	+ 27,6	„
21— 50	+ 19,2	„
51—100	+ 14,8	„
101—300	+ 20,6	„
über 300	+ 9,5	„
Zusammen	+ 17,33	Proz.

Die „Großbetriebe“ mit 1—5 Arbeitern haben sich also um 7,4 Proz. verringert. Scheiden wir diese aus der Zahl der Großbetriebe aus, dann beträgt deren Zunahme nicht 17,3 Proz., sondern 22,1 Proz. gegenüber der Zunahme der Kleinbetriebe um 4,5 Proz.

Sehen wir uns nun die „Großbetriebe“ ohne Motoren an. Es betrug die Zunahme (+) oder Abnahme (—) der ohne jede Maschinenkraft thätigen Großbetriebe mit

Arbeiter		
1— 5	+ 19,34	Proz.
6— 10	+ 17,86	„
11— 20	+ 26,70	„
21— 50	+ 11,45	„
51—100	+ 8,74	„
101—300	— 14,29	„
über 300	— 14,29	„
Zusammen	+ 16,83	Proz.

Wir finden da ein überraschendes Ergebniß. Die ohne Maschinenkraft thätigen Großbetriebe weisen eine Entwicklung auf, die das gerade Gegentheil der allgemeinen Entwicklung bildet: Die großen

Betriebe mit mehr als 100 Arbeitern nehmen an Zahl ab, indeß die kleineren sich vermehren, und zwar die mit 1 bis 20 Arbeitern rascher, als die mittleren mit 21—100 Arbeitern. Diese Erscheinung steht einzig da, sie zeigt sich nur auf den Gebieten, in denen die Maschine noch nicht wirksam ist. Da erscheint der Kleinbetrieb noch eines gewissen Aufschwungs fähig.

Scheiden wir diese „Großbetriebe" ohne Maschinen, die eigentlich noch außerhalb des Bereichs der modernen Produktionsweise stehen, aus, dann finden wir auf der einen Seite, daß die Abnahme der „Großbetriebe" mit Motoren, aber blos 1—5 Arbeitern, 38,4 Proz. beträgt — gegenüber einer Gesammtabnahme der „Großbetriebe" mit 1—5 Arbeitern um blos 7,4 Proz., wie oben mitgetheilt.

Dagegen beträgt die Zunahme

sämmtlicher Großbetriebe mit Arbeitern	Proz.	der Großbetriebe mit Motoren von mehr als 5 Pferdekräften Proz.
51—100	14,8	24,0
101—300	20,6	35,0
über 300	9,5	19,1
über 50	16,5	28,3

Die Zunahme sämmtlicher Großbetriebe (mit oder ohne Maschinen) mit mehr als 50 Arbeitern blieb hinter der durchschnittlichen Vermehrung der als „Großbetriebe" bezeichneten Unternehmungen, die 17,3 Proz. betrug, zurück. Die Zunahme der Großbetriebe mit mehr als 50 Arbeitern und mit Motoren von mehr als 5 Pferdekräften, also derjenigen, die allein den Namen moderner Großbetriebe verdienen, überschritt dagegen diesen Durchschnitt bei weitem; sie betrug in der Kategorie der Betriebe mit 101—300 Arbeitern mehr als das Doppelte desselben.

Die Kleinbetriebe haben sich um 4,5 Proz. vermehrt, die modernen Großbetriebe um 28,3 Proz., das ist das Ergebniß der Untersuchung, wenn man den Daten über den Großbetrieb etwas an den Leib rückt.

In Betreff der Kleinbetriebe mit einer Erwerbsteuer unter 21 fl. erhalten wir nur allgemeine Ziffern. Die einzige Scheidung derselben, die das vorhandene Material gestattet, ist die nach den Standorten. Die Zahlen der Kleinbetriebe in den Jahren 1880 und 1885 sind für Wien und das flache Land getrennt gegeben. Wir haben dieselben in einer Tabelle zusammengestellt und gefunden:

Industriezweig	Wien				flaches Land			
	absolute Zahlen		Zunahme (+) oder Abnahme (—)		absolute Zahlen		Zunahme (+) oder Abnahme (—)	
	1880	1885	absolut	in Proz.	1880	1885	absolut	in Proz.
Erzeugung von Metallen und Metallwaaren	2 044	1 890	— 154	— 7,5	4 541	4 787	+ 246	+ 5,4
Erzeugung v. Maschinen, Werkzeugen 2c.	986	1 021	+ 35	+ 3,5	2 356	2 541	+ 185	+ 7,8
Industrie in Steinen, Thon und Glas	77	76	— 1	— 1,4	1 041	1 003	— 38	— 3,6
Industrie in Holz, Bein, Kautschuk 2c.	2 597	2 340	— 257	— 9,8	5 078	5 479	+ 401	+ 7,8
Industrie in Leder, Häuten, Fellen 2c.	466	482	+ 16	+ 3,4	506	498	— 8	— 1,5
Textilindustrie	1 009	972	— 37	— 3,6	1 140	1 101	— 39	— 3,4
Bekleidungs- und Putzwaarenindustrie	7 335	7 758	+ 423	+ 5,7	10 509	11 755	+ 1 246	+ 11,8
Papierindustrie	464	481	+ 17	+ 3,6	191	199	+ 8	+ 4,1
Industrie in Nahrungs- und Genußmitteln	1 350	997	— 353	— 26,1	5 855	5 704	— 151	— 2,6
Chemische Industrie	163	152	— 11	— 6,7	249	257	+ 8	+ 3,2
Baugewerbe	901	1 014	+ 113	+ 12,5	2 720	3 059	+ 339	+ 12,5
Polygraphisches u. Kunstgewerbe	776	891	+ 115	+ 14.8	207	323	+ 116	+ 56,0
Zusammen	18 168	18 074	— 94	— 0,5	34 393	36 706	+ 2 313	+ 6,7

Nur in einem Industriezweig, der Verarbeitung von Leder ꝛc., hat die Zahl der Kleinbetriebe in Wien zugenommen, indeß sie auf dem flachen Lande abnahm; in einem anderen, der Industrie in Steinen, war die Abnahme auf dem flachen Lande stärker, wie in Wien; in allen anderen blieb die Zunahme in Wien hinter der auf dem flachen Lande zurück oder war die Abnahme in Wien stärker wie auf dem flachen Land. In mehreren Industriezweigen finden wir sogar in Wien eine absolute Abnahme der Kleinbetriebe, indeß dieselben auf dem Lande sich, mitunter nicht unerheblich, vermehrten. Und zwar zeigt sich diese Erscheinung in so bedeutenden Industriezweigen, daß sie auch das Gesammtbild bestimmt; wir finden, daß die Zahl sämmtlicher Kleinbetriebe von 1880—1885 in Wien, trotz der gleichzeitigen Zunahme der Bevölkerung, nicht nur relativ, sondern sogar absolut, um ein halbes Prozent, abgenommen hat. Blos auf dem flachen Land vermag noch das Kleingewerbe, dem Wachsthum der Bevölkerung entsprechend, sich auszudehnen.

Ein ähnliches Bild zeigt sich uns, wenn wir die Entwicklung der nichtindustriellen Gewerbe nach dem Standort betrachten. Leider sind da die Mittel- und Kleinbetriebe nur zusammen aufgezählt, letztere also nicht gesondert zu beobachten. Wir haben sie in einer Tabelle, entsprechend der obigen, zusammengestellt.

Gewerbe	Zahl der Unternehmungen							
	Wien				flaches Land			
	absolute Zahlen		Zunahme (+) oder Abnahme (—)		absolute Zahlen		Zunahme (+) oder Abnahme (—)	
	1880	1885	absolut	in Proz.	1880	1885	absolut	in Proz.
Handel	16 585	17 663	+ 1 078	+ 6,5	20 771	23 130	+ 2 359	+ 11,7
Verkehr	3 582	3 310	— 272	— 7,5	1 085	1 268	+ 183	+ 16,9
Beherbergung u. Genußanstalten	3 161	2 963	— 198	— 6,2	10 354	10 859	+ 505	+ 4,8
Vertretungs- und Vermittlungsgewerbe . .	392	379	— 13	— 3,3	108	125	+ 17	+ 15,8
Diverse	1 410	1 328	— 82	— 5,8	1 881	2 037	+ 156	+ 8,2
Zusammen	25 130	25 643	+ 513	+ 2,0	34 199	37 419	+ 3 220	+ 9,4

Nur der Handel weist in Wien eine Zunahme an Kleinbetrieben auf, aber auch die ist daselbst fast um die Hälfte geringer als auf dem flachen Lande. Die anderen Erwerbszweige zeigen alle eine Abnahme der Kleinbetriebe in Wien, eine, oft recht beträchtliche, Zunahme derselben auf dem flachen Land.

Anders die industriellen Großbetriebe. Deren Zahl vermehrte sich von 1880—1885 in Wien von 1729 auf 2083, also um 20,4 Proz., auf dem flachen Lande blos von 643 auf 700, das ist um nicht mehr als 8,8 Proz.*)

Und aus diesen Ziffern wollen die Liberalen den Beweis dafür ziehen, daß unter der Herrschaft der modernen Produktionsweise das Kleingewerbe neben der Großindustrie ganz gut gedeihen könne!

Wie schon Eingangs erwähnt, wäre das noch lange nicht erwiesen, selbst wenn das Gegentheil aus den Ziffern der Statistik nicht hervorginge; überdies sind die Daten der Statistik der niederösterreichischen Handelskammer von den Unternehmern selbst ohne jeden Zwang zu wahren Angaben geliefert, unvollständig und möglichst optimistisch. Endlich sind eine Reihe von Kleinbetrieben ihrer relativ hohen Steuerleistung wegen unter die Großbetriebe gerechnet. Trotz alledem zeigen schon die allgemeinen Zahlen dieser Statistik nahezu einen Stillstand in der Entwicklung des

*) Die nichtindustriellen Großbetriebe zeigen nicht die gleiche Tendenz. Sie vermehrten sich von 1880—1885 in Wien von 4617 auf 4893, also blos um 5,9 Proz., auf dem flachen Lande dagegen von 607 auf 796, um 31,1 Proz., eine höchst auffallende Erscheinung.

Kleingewerbes, dagegen eine rasche Zunahme der Großbetriebe. Diese Tendenz der letzteren tritt noch stärker hervor, wenn man auf der einen Seite nur diejenigen Betriebe in Betracht zieht, die der modernen Großindustrie angehören, auf der anderen Seite nur diejenigen, die in der Hauptstadt sich befinden; die Kleinbetriebe dagegen nehmen nur auf dem flachen Lande zu, fern von dem Getriebe der heute herrschenden Produktionsweise; sie nehmen in Wien, trotz des Wachsthums der Stadt, absolut ab. Mit einem Wort: in den Industriezweigen und in den Gegenden, welche die moderne Produktionsweise erobert hat, nimmt der Großbetrieb rapid zu und der Kleinbetrieb verfällt unaufhaltsam; der letztere ist dem Untergang geweiht, wo diese Produktionsweise herrscht. Diese schon oft bewiesene Thatsache beweisen die Ziffern der Statistik der Wiener Handelskammer von Neuem.

Man kann daraus entnehmen, wie viel Weisheit in einer Wirthschaftspolitik steckt, die Millionäre züchtet und die moderne Produktionsweise mit allen Mitteln fördert, gleichzeitig aber das Handwerk wieder aufrichten will.

Neueres über Kraftvertheilung.

Von

Bernhard Zerbst.

In einem vor mehreren Jahren in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatze über „Kraftmaschinen und Maschinenkraft" gedachten wir des damaligen Standes der Versuche, dem Kleingewerbe billige Betriebskräfte zuzuführen. Seitdem sind in vieler Hinsicht Fortschritte gemacht, Irrthümer aufgeklärt und falsche Hoffnungen beseitigt worden. Die selbständigen kleinen Kraftmaschinen, insbesondere Dampfmaschinen, können, so Vortreffliches sie auch leisten, doch nur einem eng begrenzten Interessenkreise dienen; die an manchen Orten vorhandenen großen Werkhäuser, in welchen eine Reihe von Werkstätten und mit jeder derselben zugleich die Verfügung über eine bestimmte mechanische Arbeitskraft vermiethet wird, gewähren zwar unter Umständen eine recht billige Betriebskraft, aber doch nur in dem Falle, daß während des ganzen Tages ein wirklicher Bedarf vorliegt. In allen anderen Fällen wird die Kraft, die für den ganzen Tag bezahlt, aber nur in kurzen Intervallen benützt wird, zum mindesten schon erheblich theurer; außerdem hat das ganze System den Nachtheil einer Zentralisation der Arbeit an sich. Die Kraftleitung durch Drahtseile endlich, wie sie namentlich in der Schweiz einen gewissen Umfang erreicht hat, ist nur da von Vortheil, wo Wasserkräfte zur Verfügung stehen. Im Allgemeinen bricht sich — wie auch ein Berichterstatter in „Dingler's Polytechnischem Journal" unlängst hervorhob — die Erkenntniß Bahn, „daß die Kraftabgabe in der Werkstätte nur in Form eines Kraftmittels erfolgen dürfe, welches in einer besonderen, unabhängigen Kraftmaschine zur Wirkung gelangt". Nur dadurch ist der Abnehmer in der Lage, sparsam zu arbeiten, da der Verbrauch an Kraftmitteln in beliebigen Intervallen geschehen kann und die Zahlung nur für den gemachten Verbrauch stattfindet. Das Kraftmittel muß also den Abnehmern in Leitungen zugeführt werden. Die Gasmotoren stellen hiernach gewissermaßen auch eine Form der Kraftübertragung dar; doch brauchen wir derselben hier nicht weiter zu gedenken, da die wichtige Rolle, welche dieselben heute in allen Zweigen der Industrie spielen, genugsam bekannt ist. Vor einigen Jahren noch hoffte man ferner binnen Kurzem den elektrischen Strom, wenn auch nicht als alleiniges, so doch

als eines der wichtigsten Mittel der Kraftübertragung in Anwendung zu sehen; es hat sich aber gezeigt, daß, einige Fälle besonderer Art ausgenommen, hierfür die Zeit doch noch nicht gekommen ist; dagegen sind inzwischen recht erfolgreiche Versuche gemacht, ja bereits große Anlagen gebaut worden zur Kraftvertheilung mit Hilfe von gepreßtem Wasser, von Dampf, und besonders von verdünnter oder verdichteter Luft. Diese Systeme wollen wir im Folgenden etwas näher betrachten, wobei wir uns zum Theil auf den bereits erwähnten Bericht in „Dingler's Polytechnischem Journal" beziehen.

Nichts liegt näher, als das Wasser der städtischen Trinkwasserleitungen, welches durch den Druck, unter dem es steht, zu gewissen Kraftleistungen befähigt ist, zum Betriebe kleiner Motoren zu verwenden. Der Versuch ist auch wiederholt gemacht worden, aber, von Fällen ganz verschwindend geringen Kraftbedarfes abgesehen, meist ohne rechten Erfolg. Vor allem ist das Trinkwasser in der großen Mehrzahl der Städte für den gedachten Zweck viel zu theuer, der Druck desselben zu gering. Da aber das Wasser nur die Rolle des Kraftträgers spielt, so läßt sich eine und dieselbe Kraftmenge auf verschiedene Weisen übermitteln, ähnlich wie z. B. auch verschieden schwere fallende Gewichte beim Falle gleiche Arbeiten leisten können: das kleinere Gewicht bei bedeutenderer Fallhöhe, das größere bei geringerer Fallhöhe. Ebenso kann man dem Abnehmer große Wassermengen unter verhältnißmäßig geringem Drucke, oder, mit gleichem Effekt, geringe Wassermengen unter hohem Drucke zuführen. Das erste, sogen. Quantitätssystem ist in den gewöhnlichen Wasserleitungen repräsentirt, deren Zweck allerdings bekanntlich nicht die Kraftübertragung ist. In manchen Städten, z. B. in Hull, hat man nach dem zweiten, dem Intensitätssystem, besondere Leitungen angelegt, in welchen das Wasser bis auf 50 Atmosphären Druck gespannt wird, und welche, infolge des geringeren Wasserverbrauches, ganz günstige Resultate liefern. Auch in London besteht eine ähnliche Anlage, doch dürfte die Schwierigkeit, den Schluß der Leitungsröhren und namentlich der Verbindungsstellen unter so hohem Druck auf die Dauer zu sichern, einer weiteren Ausbreitung dieses Systems im Wege stehen.

Der Dampf, in Straßenleitungen den Abnehmern zur Heizung und Kraftleistung zugeführt, hat bis jetzt nur in New York Verwendung gefunden und ist auch, wegen der selbst bei der besten Umhüllung unvermeidlichen Verluste durch Wärmeabgabe und Kondensation, für erhebliche Distanzen kaum geeignet. Als die besten Mittel der Kraftübertragung erweisen sich gegenwärtig zweifellos verdünnte und verdichtete Luft. Bei Tunnelbauten ist Preßluft zum Betriebe der Bohrmaschinen schon seit langem in Anwendung, aber ihre Vorzüge traten dennoch erst durch das in Paris vorhandene Netz der pneumatischen Uhren voll und ganz zu Tage. Seit etwa 4 Jahren besteht in Paris eine Kraftvertheilungsanlage, welche mit verdünnter Luft arbeitet (Société de distribution de la force motrice à domicile par l'air raréfié), sowie seit drei Jahren eine Anlage für verdichtete Luft (Compagnie Parisienne de l'air comprimé, procédés Victor Popp.)

Das erstere System zeichnet sich, wie wir „Dingler" entnehmen, durch große Einfachheit aus; es beruht darauf, mit den in einer Zentralstation aufgestellten Luftsaugepumpen fortwährend Luftverdünnung in einer Rohrleitung zu erhalten. Die Motoren in den Werkstätten der Abnehmer werden dadurch in Thätigkeit versetzt, daß ihr Mechanismus einerseits mit dem luftverdünnten Raume der Rohrleitungen, andererseits mit der freien Luft in Verbindung steht; indem letztere durch den Motor hindurch in das Röhrensystem einzudringen, das partielle Vacuum auszufüllen strebt, setzt sie durch ihren Ueberdruck den Motor in Bewegung. Auf diese Weise würde natürlich die Druckdifferenz bald ausgeglichen sein, wenn nicht durch die Luftpumpen der Zentralstation stets auf's neue Luft fortgesaugt und die Verdünnung erhalten würde.

Die Zentralstation liegt Rue Beaubourg, im Herzen von Paris. Liegende

Dampfmaschinen von 90 Pferdekräften wirken direkt auf die Luftpumpen, welche aus großen eisernen Behältern Luft saugen; von letzteren aus verzweigt sich das Röhrennetz. Ein auch nur angenähertes Vacuum — ein vollständiges ist bekanntlich überhaupt nicht zu erreichen — zu erzielen, wäre nicht praktisch; man begnügt sich mit einer Verdünnung von im Mittel 67 Prozent. Die Motoren der Abnehmer sind von der Leitung durch Ventile abgesperrt und diese werden nur im Bedarfsfalle geöffnet. Je nachdem gleichzeitig eine größere oder geringe Anzahl dieser Motoren läuft, muß natürlich die Maschine in der Zentrale, welche beständig von dem Drucke in der Leitung unterrichtet ist, mehr und minder stark arbeiten. Große Kraftleistungen sind natürlich auf diese Weise vortheilhaft kaum zu übertragen und die Motoren, welche von dem Unternehmer selbst in Miethe geliefert werden, sind auch dementsprechend eingerichtet; man hat sie von einer Leistung von 3 Meterkilogramm pro Sekunde (für Nähmaschinen ꝛc.) bis zu 100 Meterkilogramm, d. i. $^1/_3$ Pferdekraft; am gebräuchlichsten sind solche zwischen 50 und 100 Meterkilogramm. Die Bezahlung geschieht nach der Anzahl der von dem Motor gemachten Umdrehungen, zu welchem Behufe jeder Motor mit einem Tourenzähler versehen ist. So kosten z. B. 1000 Umdrehungen einer Maschine von 5 Meterkilogramm Sekundenstärke (ungefähre Arbeitsleistung eines Mannes) 1 Centime, die Gesammtkosten dieser Maschine bei mittlerer Inanspruchnahme belaufen sich stündlich auf 15 Centimes.

Die ursprünglich nur über ein einziges Häuservierеck ausgedehnte Anlage ist, nachdem die Gesellschaft von der Stadt Paris das Recht der Röhrenlegung in allen Straßen erhalten, ganz erheblich gewachsen; Ende Oktober 1885 gab es 39 Abnehmer, Februar 1886 deren 72 mit 1485 Meter Röhrleitung; zur Zeit sind 2500 Meter Röhren verlegt. Abnehmer sind hauptsächlich Schneider, Hutmacher, Holz- und Metalldreher, Kartonarbeiter ꝛc.

Noch zukunftsreicher erscheint die Anlage für verdichtete Luft (System Popp). Dieselbe hat auch in Deutschland bereits große Beachtung gefunden und ist u. A. von A. Riedler in zwei gegenwärtig im Druck erschienenen Vorträgen (Die Kraftversorgung von Paris durch Druckluft; Berlin, Gärtner 1889) eingehend gewürdigt worden. Die durchaus gelungene Anlage ist seit Anfang 1888 in Betrieb. Die große Zentralstelle, mit 11 Dampfkesseln, 8 Dampfmaschinen, 12 Luftverdichtungspumpen und 8 großen Windkesseln ausgerüstet, befindet sich in der Nähe von Paris (Usine de St. Fargeau) und von ihr aus geht die auf 6 Atmosphären Druck verdichtete Luft durch ein Rohrnetz der Stadt zu. Das Hauptrohr, 30 cm. weit, führt 8 Kilometer lang bis zur Kirche Ste. Madeleine unter sämmtlichen großen Boulevards entlang; die Abzweigungsröhren, schließlich nur mehr 40 Millimeter weit, erreichen mit jenem eine Gesammtlänge von 36 Kilometer; die meisten dieser Rohre sind, behufs leichter Zugänglichkeit, an den Decken der großen Straßenkanäle aufgehängt und durch Absperrschieber in zweckmäßige Abschnitte getheilt. Die letzten, in die Häuser führenden Abzweigungsrohre gehen, wie beim Leuchtgas, zunächst durch einen Meßapparat, welcher jederzeit den verbrauchten Betrag angiebt. Außerdem ist in die Hausleitung in der Regel noch ein Druckverminderungsventil eingeschaltet, welches den in der Hauptleitung herrschenden Druck von 6 Atmosphären, unter entsprechender Volumvergrößerung des Luftquantums, auf den für den Motorenbetrieb geeigneteren Betrag von 4 Atmosphären herabzumindern hat.

Betrachten wir nun zunächst den Vorgang in der Zentralstelle etwas näher. Hier wird die Luft durch große Kompressionspumpen in die Windkessel gepreßt, wobei sie sich stark erwärmt. Natürlich ist damit ein Arbeitsverlust verbunden, außerdem würde dadurch aber der Gang der Maschinen bald sehr beeinträchtigt. Um diese Erwärmung zu vermeiden, wird daher die Luft, schon während sie in die Pumpen eingesaugt wird, durch eingespritztes Wasser abgekühlt; sie gelangt also feucht, mit Wasserdampf beladen, in den Motoren der Abnahmestellen zur Ver-

wendung. Diese Motoren sind in der Regel nichts anderes als normale Dampfmaschinen, deren Kolben lediglich durch gepreßte Luft statt durch Dampf getrieben werden; ja eine beliebige Dampfmaschine läßt sich ohne weiteres für diesen Zweck verwenden, resp. abändern. Wie bei diesen wird nun auch hier die Kraft der verdichteten Luft unter möglichster Ausnützung der Expansion auf den Kolben übertragen; dabei würde jedoch, umgekehrt wie bei der Kompression, eine bedeutende Abkühlung eintreten; der in der Luft enthaltene Wasserdampf würde sich zu Eis verdichten und das Zuströmungsrohr der Gefahr des Einfrierens aussetzen. Um dies zu verhindern, muß die Luft entweder künstlich getrocknet, oder, was vortheilhafter ist und darum in der Regel auch geschieht, um den Betrag der zukünftigen Abkühlung vorgewärmt werden. Zu diesem Behufe geht die Luft zwischen Zählapparat und Motor durch einen mit Koks geheizten Ofen, welcher sie auf 150 ° erwärmt; die normale Abkühlung bei der Ausdehnung von 4 Atmosphären auf eine Atmosphäre Druck beträgt allerdings nur 70 ° C.; der übrige Wärmebetrag wird jedoch durch weitere Expansion ebenfalls nutzbringend zur Arbeitsleistung verwerthet; ja es wird sogar mitunter in den Ofen noch etwas Wasser eingespritzt, um dem erhitzten Winde noch eine weitere Dampfmenge beizumischen. Auf die vorherige Erwärmung überhaupt wird nur dann verzichtet, wenn gerade die eintretende Abkühlung besonders erwünscht ist; so z. B. werden die Lebensmittelvorräthe in den Lagerkellern der Waarenbörse auf diese Weise frisch erhalten; Konditoren beziehen die gepreßte Luft direkt zur Eisfabrikation und in der Morgue wird z. B. eine Leiche mit Hilfe dieses Mittels bereits seit zwei Jahren konservirt.

Der Nutzeffekt der Verdichtungspumpen beträgt ungefähr zwei Drittel der vom Dampfe gelieferten Arbeit; der schließliche Nutzeffekt, d. h. das Verhältniß zwischen der am Dampfkolben der Zentralstelle geleisteten Arbeit und der indizierten Leistung am Kolben des Sekundärmotors beträgt mit der erwähnten Vorwärmung, die einen geringen Koksverbrauch bedingt, 44 Prozent, mit Vorwärmung und Wassereinspritzung, womit allerdings etwas mehr Koks verbraucht wird, 58 Prozent. Bedenkt man, daß die in der Zentrale arbeitenden Dampfmaschinen zum Theil älterer Konstruktion sind, so ließen sich die erwähnten Leistungen nach Angabe der Ingenieure leicht auf 53 Prozent im ersten, 75 im zweiten Falle steigern. Die neueren großen Compound-Dampfmaschinen liefern die indizierte Pferdekraft leicht mit einem Kohlenverbrauch von 0,8 Kilogramm pro Pferdekraft und Stunde; geschieht dann die Uebertragung auch nur mit 40 Prozent Nutzeffekt, so wird schließlich die Pferdekraft doch mit $0{,}8 : 0{,}4 = 2$ Kilogramm Kohlenwerth abgegeben, während die selbständigen Kleindampfmaschinen in der Regel das Doppelte konsumiren.

Die Verwendung der verdichteten Luft ist eine mannigfache. Zehntausend pneumatische Uhren werden mit derselben in Bewegung gesetzt; die Bank von Frankreich betreibt damit in ihren Räumen eine Rohrpost; Aufzüge, die bisher hydraulisch eingerichtet waren, gehen mehr und mehr zur Preßluft über; die Druckerei des „Figaro“ verbraucht 50, diejenige des „Petit Journal“ 100 Pferdekräfte. In Restaurants, Versammlungslokalen 2c. dienen die Preßluftmotoren in Verbindung mit Dynamomaschinen sogar zur Erzeugung von elektrischem Licht. Die Bezahlung geschieht bei kleinerer Abnahme nach den Angaben des Luftmessers, bei größerer im Akkord. Schon heute beträgt die Lieferung für Paris 200,000 Kubikmeter, manchmal sogar 250,000 Kubikmeter in 24 Stunden. Schon genügen die vorhandenen Windkessel, da der Hauptverbrauch in die Abendstunden fällt, nicht mehr recht; man hofft mit einem unterirdischen gemauerten Reservoir, welches Tags über vollgepumpt wird, dem Mangel nachzuhelfen; ein solcher Vorrath würde außerdem, wenn erst die vorhandenen Leitungen zu einem Ringe geschlossen sein werden, den Nutzen haben, daß selbst bei einem Rohrbruche der Betrieb keineswegs allenthalben sofort zu stocken braucht. Jedenfalls sieht man, daß es dem neuen Systeme keineswegs an einem ausgedehnten Arbeitsfelde man-

gelt. Noch großartiger ist eine andere in Birmingham bestehende Anlage, mit deren Konzession das Parlament übrigens die Beschränkung getroffen hat, daß der Nutzen, sobald er zehn Prozent überschreitet, zur Hälfte an die Abnehmer vertheilt werden muß. Auch in Leeds und in Belfast sind ähnliche Anlagen im Bau, welche nach ihrer Vollendung nicht weniger als 60,000 Pferdekräfte übertragen sollen.

Solchen Erfolgen gegenüber ist es um so befremdender, daß sich Deutschlands Industriestädte der Frage der Kraftvertheilung gegenüber noch so ablehnend verhalten.

Die Ilias und der Gentilismus.

Von

Dr. Bruno Schoenlank.

Lewis H. Morgan, dessen epochemachende Forschungen noch immer nicht genügend gewürdigt werden, hat in seinem Hauptwerk: Ancient Society*) sich eingehend auch mit der griechischen Gens beschäftigt. F. Engels hat in seiner ausgezeichneten Schrift: „Der Ursprung der Familie" die Ergebnisse der Morgan'schen Studien, nach der sozialwirthschaftlichen Seite hin vertieft, schärfer präzisirt und, bereichert durch eine ganze Reihe neuer Daten, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Ich setze bei den Lesern dieser Skizze zum mindesten die Kenntniß des Engels'schen Buches voraus.

Morgan hat mit feinem Takt und viel Scharfsinn auch die homerischen Gedichte zur Begründung seiner Ansichten benützt. Die griechische Gens, wie sie in der Ilias, dem älteren Volksepos der Hellenen — die Odyssee, eine ionische Schiffersage, ist bekanntlich jünger — uns entgegentritt, trägt nicht mehr den urwüchsig-derben Karakter der irokesischen Gens. Die indianische Gentilverfassung läßt sich leicht und deutlich entziffern, die homerische Gens ist mit sehr verblaßten Schriftzügen, über welche ein anderer Text bereits geschrieben ist, zu vergleichen; sie ist ein sozialer Palimpsest. Die vorgeschichtliche Menschheit ragt hinein in die homerische Periode, die Trümmer der Vergangenheit liegen im Wege des historischen Fortschritts, und noch sind nicht alle Fäden zerrissen, welche die Urzeit mit einer verhältnißmäßig so jungen Kulturstufe wie der homerischen verknüpfen. Die klassischen Philologen würden für die Erklärung der homerischen Gedichte und damit der homerischen Zeit viel mehr leisten können, wenn sie Morgan als Pfadweiser benützten. Die Bestimmung des Alters, der zeitlichen Reihenfolge der verschiedenen Lieder, aus denen Ilias und Odyssee sich zusammensetzen, würde durch Morgan's grundlegende Untersuchungen über die Entwicklung der Gesellschaft merklich erleichtert werden. Bietet nicht der Nachweis, daß in einem Liede eine gewisse soziale Institution als existent geschildert oder erwähnt wird, einen Anhaltspunkt für die Chronologie der homerischen Lieder?

Wir wollen aus der Ilias einige Stellen anführen, welche eine Stütze dieser Annahme sein dürften. Karl Marx hat, in der Schrift von Engels, auf den demokratischen Karakter der homerischen Agora, der Volksversammlung, und die verkehrte Auffassung von dem Wesen des griechischen Volkskönigs, des Basileus, hingewiesen, welche in ihm einen Souverain nach modernem Zuschnitt erblickt. Im zweiten Buch der Ilias wird bekanntlich geschildert, wie der oberste Heerführer der Griechen vor Troja, Agamemnon, der

*) Erscheint unter dem Titel „Die Urgesellschaft" in einer guten Uebersetzung von W. Eichhoff bei Dietz in Stuttgart. Auch die Schrift von F. Engels: „Der Ursprung der Familie", ist daselbst erschienen.

durch seinen Uebermuth gegen Achilleus sich den Zorn der Götter zugezogen hat, durch einen täuschenden Traum zu einem Sturm auf Ilios angeregt wird. Was thut der König?*) Nach seinem Erwachen „befahl er den lautrufenden Herolden, zu einer Volksversammlung die haarbuschumwehten Achaier herbeizurufen". (Vers 50, 51). „Diese, die Herolde aber", heißt es dann, „thaten so, die Achaier aber versammelten sich sehr schnell." Vor der Volksversammlung jedoch beruft Agamemnon den Rath der Geronten, der Alten, der dieselbe Funktion hat, wie das irokesische council of chiefs. Im frühen Mittelalter nannte man alle hervorragenden, in höherem Ansehen stehenden Männer seniores (Aeltere), so spricht z. B. die lex Wisigothorum von den seniores gentis, den Häuptern der Gens. Die Häuptlinge halten eine Vorbesprechung, dem Volke aber fällt die Entscheidung zu. In der Besprechung mit den Geronten sagt es der oberste Heerführer deutlich: „Wohlan, versuchen wir nun die Söhne der Achaier [zu einem Sturm auf Ilios] zu bewegen!" Wie dies geschieht, mag man im Homer nachlesen.

Die natürliche Konsequenz der Gruppenfamilie ist das Mutterrecht, um mit Bachofen zu reden. Die weibliche Linie allein wird anerkannt; in der homerischen Zeit herrscht bereits das Vaterrecht, aber es finden sich noch Spuren der auf die Punaluaehe gegründeten Zustände. In der Schilderung der eben erwähnten Agora heißt es (Vers 100—108): „Es erhob sich der mächtige Agamemnon, das Szepter haltend, das einst Hephaistos künstlich verfertigt hatte. Hephaistos schenkte es dem Zeus Kronion, dem Herrschenden, Zeus aber gab es dem schnellen Boten (Hermes), der gebietende Hermes aber dem roßtummelnden Pelops, Pelops wieder gab es Atreus, dem Hirten dem Volkes, Atreus aber hinterließ es sterbend dem heerdenreichen Thyestes, Thyestes wieder hinterließ es dem Agamemnon, es zu tragen, auf daß er über viele Inseln und über ganz Argos gebiete." Atreus überließ also das Szepter, das Symbol der Herrschaft und diese selbst, seinem Bruder Thyestes und dieser dem Agamemnon, seinem Neffen. Homer weiß noch nichts von der Feindschaft der beiden Brüder, welche in der späteren Sage und Dichtung eine solch große Rolle spielt. Man beachte wohl die Erbfolge, die ohne das Mutterrecht nicht verständlich ist.

Im sechsten Buche der Ilias wird erzählt, daß Hektor auf des Helenos Rath nach Troja geht, um die Frauen zu einem Bittopfer zu veranlassen. Als er zum skaiischen Thor kommt, umringen ihn die Weiber. Es heißt nun Vers 238—240: „Um ihn drängten sich die Frauen und Töchter der Troer, ihn fragend nach den Söhnen, den Brüdern, den Gentilgenossen, den Gatten." Die Frauen und Töchter der Troer fragen ihn nach den Söhnen, nach den Brüdern, nach den Stammverwandten, nach den Gatten. Das ist meines Ermessens nicht eine zufällige, sondern eine Rangfolge. Im Original sind an dritter Stelle die etai genannt, was ich mit Gentilgenossen wiedergebe. Das gothische Wort aithei, Mutter, ist aus derselben Wurzel entsprossen. Das deutet auf die Zeit hin, in welcher die weibliche Linie noch herrschte, die Kinder in die Gens der Mutter fielen. Die ursprüngliche Bedeutung ist allmälig verblaßt, die etai waren später die Gentilen, ohne Rücksicht auf die Abstammung von der weiblichen Linie. Aber noch in der homerischen Zeit ist die Macht des Gentilbewußtseins, „the power of gentile

*) Viel richtiger, als unsere höfischen would-be-Historiker faßt die deutsche Volksdichtung des Mittelalters, in der noch ein gut Stück germanisch-demokratischer Tradition lebte, die Funktion solch eines homerischen Basileus auf. In einem Fastnachtsspiel aus dem fünfzehnten Jahrhundert — die Fastnachtsspiele sind die Atellanenpossen des deutschen Mittelalters —, das Haus Rosenblut dem Schnepperer zugeschrieben wird, heißt es:

„Und sind die fürsten also vergifft,
Wen horen sie lesen die geschrifft,
Wie Hector ist ein herzog gewesen,
Der manchem streit hat vor gewesen."

„Vom einsiedel", in Keller's Fastnachtsspielen aus dem XV. Jahrhundert, Bibl. des literarischen Vereins zu Stuttgart, Stuttgart 1853, Bd. XXX, S. 1127/28. Der Herzog, d. h. der an der Spitze des Heeres stehende Stammeshäuptling.

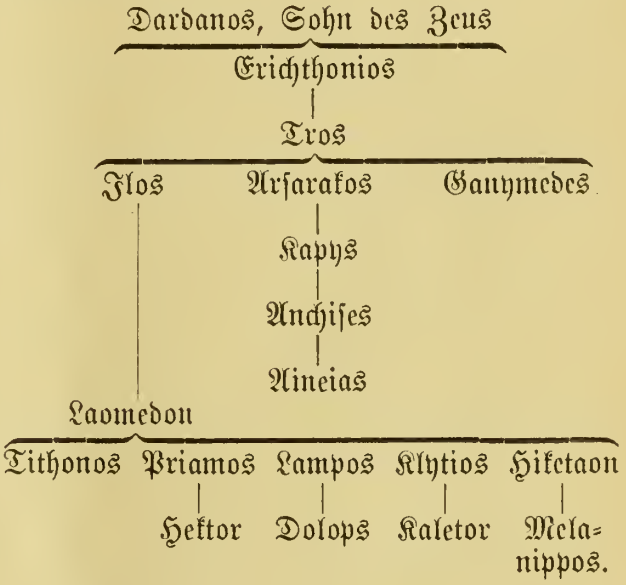
feeling", wie Morgan sagt, stark genug, um die Weiber zuerst nach den Kindern, Brüdern, Gentilen fragen zu lassen. Die Töchter fragen wohl nach ihren Brüdern, nicht nach ihren Vätern. Dies Defizit von Familiengefühl, modern-bürgerlich genommen, ist schrecklich für sentimentale Gemüther; aber die Punaluaehe ließ die Frage nach der Vaterschaft unentschieden. La recherche de la paternité est interdite. Und ich stehe nicht an, hier einen letzten Niederschlag aus der Vorstellungswelt der Punaluaehe anzunehmen, obwohl das homerische Zeitalter dieselbe längst hinter sich hatte.

Das turanisch-ganowanische Verwandtschaftssystem (vgl. Morgan, Anc. Soc. p. 447) zeichnet sich aus durch eine genaue Karakterisirung des Verwandtschaftsgrades; so wird in der Anrede der ältere Bruder ausdrücklich als solcher gekennzeichnet. Beim Homer findet sich zur Bezeichnung des älteren Bruders das Wort etheios, eigentlich Wohnungs-, Wohnsitzgenosse.*) Es wird nur in Anreden gebraucht, welche an den älteren Bruder gerichtet sind. Paris (Il. VI, Vers 518) spricht so den Hektor an. Die Seneka-Irokesen haben die Formen: hä'-je = älterer Bruder, ah'-je = ältere Schwester, ebenso kennt das Tamil, dieser wichtigste Stamm der drawidischen Sprachenfamilie, selbständige Bezeichnungen für den älteren und den jüngeren Bruder, für die ältere und jüngere Schwester.

Im fünfzehnten Buch der Iliade bereitet sich der Kampf zwischen Hektor und Patroklus vor; die Troer und Griechen streiten erbittert. Da heißt es nun (Vers 545—547): „Hektor gebot allen seinen Brüdern, besonders schalt er den wackeren Melanippos, des Hiketaon Sohn." Der alte J. H. W. Voß übersetzt:

„. . . . Doch Hektor gebot den Verwandten und Brüdern
Allen umher; vor allen den edelen Sohn Hiketaon's
Straft' er, den Held Melanippos . . . ."

Faesi in seiner Iliasausgabe verlangt, daß das im Urtext stehende Kasignetoisi übersetzt werde mit: „den Vettern (Geschwisterkindern)". Kasignetos ist ursprünglich der Bruder. Wie es kommt, daß Kasignetos auch der Vetter, das Geschwisterkind heißen kann, darüber kann die Philologie nur dann Auskunft geben, wenn sie sich gewöhnt, soziologisch zu denken. Sonst hat sie keine Erklärung für das Warum und vermag allein das Daß zu konstatiren. Aus der Ilias (vorzüglich XX, Vers 215 bis 240) läßt sich folgende Stammtafel der in Troja herrschenden Gens der Priamos feststellen:



Es ist also Melanippos einer der Kasignetoi, der Brüder des Hektor, weil er ein Sohn des Bruders von Hektor's Vater ist, und weil kraft des turanisch-ganowanischen Consanguinitäts- und Affinitätssystems die Vaterbrüdersöhne = Brüder sind, eine einfache Konsequenz der zu Hektor's Zeit nicht mehr herrschenden Punaluagruppenehe. Aber wenn auch diese Form der Ehe geschwunden ist, so war doch das zähere turanisch-ganowanische

*) Beiläufig! Wundt in seiner Ethik, p. 16 ff. weist zwar auf die Wechselbeziehung zwischen Ethik und ethos hin, aber er zieht nicht in Betracht, welche Brücke die beiden Begriffe verbindet. ethos heißt ursprünglich Standort, Wohnsitz, Wohnstätte, später Gemüth, Karakter. Jede Ethik war ursprünglich Sozialethik, d. h. Gentilethik, sie umfaßte den Komplex des Gentilempfindens, sie war der Inbegriff der Normen, welche in der Gens die Gemüther, das sozial-sittliche Denken bestimmten, das Gruppenbewußtsein beherrschten. Die auf einen Punkt lokalisirte Gens, die auf das gemeinsame ethos, die gemeinsame Wohnstätte angewiesene Gens ist es, von der man auszugehen hat in der Geschichte des sittlichen Bewußtseins.

System mit seiner Nomenklatur geblieben. Hektor nennt seine Vettern deshalb mit Recht seine Brüder. Bei Homer findet sich zur Bezeichnung des leiblichen Bruders im Gegensatz zu den „collateral brothers" ein bestimmter Ausdruck: autokasignetos, der leibliche Bruder, opator, der von einem gemeinsamen Vater Entsprossene. Daß Hektor's Vettern als seine Brüder bezeichnet werden, deutet meines Erachtens auf die vorhomerische Periode, in welcher die Brudergruppenehe noch lebendige Wirklichkeit war.

Dies muß festgehalten werden, wenn man im fünften Buch der Ilias die vorwurfsvolle Ansprache liest, die Sarpedon der Lykier, ein Bundesgenosse der Troer, an Hektor hält. Hektor wird daran erinnert, daß er sich berühmt habe, Troja auch ohne Bundesgenossen „allein mit Verschwägerten und Brüdern" zu halten. (Vers 470 ff.) Voß übersetzt:

„Hektor, wohin ist geschwunden der Muth dir, den du zuvor trugst?
Schirmen, auch ohn' Heersmacht und Verbündete, wolltest du Troja,
Du allein, und Schwäger um dich und leibliche Brüder!"

Im Urtext steht gambroi = Verschwägerte, kasignetoi = Brüder. Es wäre verkehrt, anzunehmen, daß Hektor mit seinen leiblichen Brüdern und mit seinen Schwägern die griechischen Heerscharen habe bekämpfen wollen. Er hatte vielmehr an eine Fehde gedacht, die allein von der Gens des Tros (siehe die Stammtafel) geführt werden würde. Innerhalb des ilischen Phylon waren die Verschwägerten, d. h. diejenigen Gentes, aus welchen Hektor und seine Sippen ihre Weiber nahmen, und diese Sippen selbst, seine Gentilen. Aber es zeigte sich, daß der Sippenfrieden in den gemeinen Frieden hineinragte, daß nicht die Gens und ihre Schutzverwandten allein den Streit bestehen konnten. Das Phylon trat ein für die Sippe, aus welcher die Basileis Trojas hervorgingen; aus der Stammesfehde aber ward ein Krieg der ganzen Konföderation, des Stämmebundes, von welchem die Trojaner nur einen Theil bildeten.

Eine natürliche Erklärung findet durch L. H. Morgan's Theorie auch die scheinbare Ueberproduktivität des Priamos, des Häuptlings der Trojaner, der nach Ilias VI, 243—250, zweiundsechszig Kinder gehabt hat, d. h. wenn man eben die Bedeutung der Gentilverfassung außer Acht läßt. Voß überträgt die Stelle wie folgt:

„Als er*) den schönen Palast des Priamos jetzo erreichte,
Der mit gehauenen Hallen geschmückt war: (aber im Innern
Waren fünfzig Gemächer aus schön geglättetem Marmor,
Nachbarlich an einander gebaut: es ruhten des Königs
Priamos Söhne allhier, mit den anvermähleten Weibern;
Denn für die Töchter auch waren zur anderen Seite des Hofes
Zwölf gebühnte Gemächer aus schön geglättetem Marmor,
Nachbarlich an einander gebaut; es ruhten des Königs
Priamos Eidam' hier mit ehrfurchtwürdigen Weibern):
Dort begegnete Hektor der gern austheilenden Mutter."

Es ist freilich sehr bequem, dem heroischen Zeitalter eine phänomenale Fruchtbarkeit anzudichten. Aber Homer's sonstige genealogische Daten sind damit nicht in Einklang zu bringen; seine Helden haben 2, 3, 4, 5 Kinder. Hier aber ist die Rede von 62 Kindern des Priamos. In der homerischen Zeit herrscht zwar die Paarungsehe, aber es findet sich noch das auf ältere Zustände basirte turanisch-ganowanische Verwandtschaftssystem, dieselbe Erscheinung, wie bei den Indianern Nordamerikas, als man sie entdeckte. Nach diesem System sind nicht blos Priamos' Söhne und Töchter = Pr.' S. und T., Priamos' Schwiegersöhne = Pr.' Schw., sondern auch die Söhne von Priamos' Brüdern = Pr.' Söhne, die Töchter von Priamos Brüdern = Pr.' Töchter, die Gatten der Töchter von Pr.' Brüdern = Pr.' Schwiegersöhne u. s. w. (Vgl. Morgan's comparat. table a. a. O. p. 447/48.) Der Palast des Priamos ist die Wohnstätte der Gens, das „tenement-house"; es handelt sich um die Gens des Priamos, in welcher

*) Hektor.

die männliche Linie herrscht. Nicht alle 50 Söhne und 12 Töchter sind von ihm gezeugt, es sind darunter viele Collateralkinder. In der Gentilwohnstätte zählen wir also:

50 Söhne mit ihren Frauen	=	100
12 Töchter mit ihren Männern	=	24
Priamos und Hekuba	=	2
		126
Rechnen wir auf jede der 62 Ehen 3 Kinder, so kommen dazu		186
Das macht im Ganzen		312

Köpfe*), eine Durchschnittszahl, welche wir auch bei vielen amerikanischen Gentes treffen.

Was im Vorgehenden geboten wurde, darf nur als der Versuch aufgefaßt werden, zur eingehenden Durchforschung der homerischen Gedichte auch nach dieser Seite hin anzuregen.

*) Hektor und Paris mit ihren Gattinnen wohnen nicht im Gentilhaus, aber nahebei (Vers 313, 365, 370).

Literarische Rundschau.

Henrik Ibsen, **Komödie der Liebe.**

Das bedeutendste Jugendwerk Ibsen's ist nunmehr in deutscher Uebersetzung bei L. Fischer in Berlin erschienen, nachdem alle möglichen anderen Stücke aus der ersten Zeit des Dichters dem andächtigen deutschen Publikum schon längst vorgeführt waren. Bekanntlich hat Ibsen zu Anfang verschiedene Dramen aus dem nordischen Alterthum geschrieben, literarisch etwa unsern Ritterdramen entsprechend, und einige „Gedankendichtungen", welche Gattung ja gleichfalls hinreichend bei uns bekannt ist. Diese ganze Produktion hatte nichts Neuzeitliches an sich: sie wurzelte noch ganz in den alten, idealistischen Anschauungen, daß die Kunst etwas vom Leben losgelöstes, freies sei. Die moderne Literatur ist sich bewußt, daß die Dichtung nichts kann, als den Geist ihrer Zeit auszudrücken, und daß sie um so besser ist, je treuer sie ihn ausdrückt.

Die „Komödie der Liebe" fällt mitten in jene Produktion hinein; sie wurde 1862 geschrieben. Das Stück spielt in der Gegenwart und ist in Versen gedichtet, die sich in der Uebersetzung sehr glatt lesen. Ueber die damalige Aufnahme schreibt Ibsen selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage: „Das Buch weckte einen Sturm von Unwillen, der gewaltiger und ausgebreiteter war, als die meisten Bücher sich dessen in einem Staate rühmen können, wo die überwiegende Mehrzahl der Bewohner literarische Angelegenheiten als sie nicht betreffend ansehen. Die Aufnahme des Buches überraschte mich indessen nicht. Der „gesunde Realismus", den wir Norweger — so weit wenigstens, als es den Realismus, nicht das Gesunde betrifft — uns mit Fug beilegen dürfen, bringt uns ganz natürlich dahin, in dem Bestehenden das Berechtigte, in der Lösung der Aufgabe ihre Idee zu sehen. Diese Anschauungsweise giebt ein inniges Wohlbehagen, wenn auch nicht gerade viel Klarheit. Da ich nun in meiner Komödie nach bestem Vermögen die Geißel über Liebe und Ehe schwang, war es ganz in der Ordnung, daß die Menge im Namen der Liebe und Ehe tobte."

Es ist bezeichnend, daß die modernen Dichter immer und immer wieder das Problem von Liebe und Ehe erörtern; denn gerade die Eheverhältnisse sind in dem gegenwärtigen Gesellschaftszustande diejenigen, die vor allen andern von der Bourgeoisie als am unleidlichsten empfunden werden; alles Uebrige macht sich ihr nicht so am eigenen Körper bemerkbar. Und da die Schriftsteller ihren ganzen Erfahrungen nach der Bourgeoisie angehören, so werden sie natürlich instinktmäßig auf diese Fragen gestoßen. Nur ein so methodischer Kopf, wie Zola, konnte auch die übrigen Untertheile des sozialen Problems in seine künstlerische Darstellung mit hineinziehen.

Wenn man im Uebrigen auf dem Standpunkt der gegenwärtigen Gesellschaft stehen bleibt, so ist das Eheproblem natürlich unlösbar; die Unzuträglichkeiten der modernen Ehe sind eben die nothwendigen Konsequenzen der bürgerlichen Gesellschaftsform, und aus einer Prämisse kann man logischer Weise unmöglich zwei verschiedene Konsequenzen bekommen. So sehr also der bürgerliche Denker auch philosophiren mag, darüber kann er nicht hinaus: die moderne Ehe ist schlecht; man müßte da irgend etwas ändern; aber man kann nichts ändern. Ibsen spricht in seiner Vorrede sehr stolz: „Die Zucht und Dressur des Gedankens, welche man braucht, um den Irrthum zu be-

greifen, hat die Mehrzahl unserer bücherbeurtheilenden und bücherlesenden Menge nur unzureichend durchgemacht". Und in der That, man kann Ibsen diese Zucht nicht absprechen; er geht ganz logisch vor und kommt zu dem Schluß, zu dem er logisch kommen muß; aber sein Fehler ist, daß er die Mauern nicht sieht, innerhalb deren er sich bewegt; er ist auf beiden Seiten von den Mauern der bürgerlichen Gesellschaft umgeben; aber jenseits der Mauern ist auch Land, und wenn man die Mauern überspringt, so kann man zu ganz anderen Zielen kommen.

Der Inhalt des Stückes ist im Großen folgender: Frau Halm, eine Beamtenwitwe, vermiethet Zimmer und beschäftigt sich nebenbei damit, ihre weiblichen Verwandten, soweit sie heirathsfähig sind, an ihre Zimmerherren zu verheirathen. Augenblicklich wohnen ein junger Schriftsteller, Falk, und ein Student der Theologie, Lind, bei ihr, welche sich in ihre Töchter Swanhild und Anna verliebt haben; außerdem tritt noch ein anderes Liebespaar auf, der Registrator Stüber und Fräulein Elster, und ein Ehepaar, der Pastor Strohmann und seine Frau. Falk und Swanhild sind die Helden des Stückes, die übrigen Paare dienen nur zur Illustration ihrer Reden und Gedanken.

Falk und Swanhild lieben sich, und nach den Traditionen des Kreises, in dem sie leben, müssen sie sich nun verloben, dann sich verheirathen und dann Kinder zeugen. Aber dagegen empört sich Falk. Die Ehe ist ihm zuwider aus zwei Gründen: Erstens, sie bürdet dem Mann eine Menge kleinlicher Pflichten auf, über denen er dann seine großen Pflichten vergißt; Zweitens: die Gewohnheit und der Zwang des beständigen Beisammenseins tödtet die Liebe. Das zeigt sich an den andern verlobten Paaren. Lind ist früher dafür begeistert gewesen, Missionar zu werden und die Lehre Jesu den Heiden zu verkündigen. Nachdem er sich aber verlobt hat, wird ihm sehr vernünftig gesagt, daß das Schwärmereien sind; ein Mensch der sich verheirathen will, muß vor allen Dingen sehen, eine feste Stellung mit einem genügenden Gehalt zu bekommen. Ja, der Gehalt ist die Hauptsache:

„Ohn' letzteres ein Gottesmann gedeiht
Nicht in Europa, noch in Afrika;
Kurz, nirgendswo. — Ja, wär' er frei zur Zeit,
Dann stände er natürlich anders da . . .
Wenn nun Familie kommt, wie ging es dann? . . ."

Der Registrator Stüber hat Gedichte gemacht, bevor er sich verlobt hat; nach der Verlobung ist er ein fleißiger Registrator geworden. Der Pastor Strohmann hat einen vollständigen Liebesroman erlebt — jetzt hat er zwölf Kinder und erwartet das dreizehnte.

Aber trotzdem wollen die Beiden das Wagniß unternehmen, sich zu verheirathen; vielleicht, daß sie mehr Glück haben, wie die andern, daß trotz der Ehe die Liebe bleibt und daß sie auch ihren Idealismus erhalten. Aber wenn das nicht gelänge:

Swanhild:
Und wenn die Liebe trotzdem unterginge,
Die Liebe, die mich tragen sollt' auf Händen,
Hast du denn Etwas, das Ersatz uns bringe?

Falk:
Nein, mit der Liebe würde alles enden.

Swanhild:
Und wagst du heilig mir, vor Gott zu schwören,
Daß nie sie welken soll und nie vergeh'n, —
Nein, so wie heut' in Duft und Blüthe steh'n?
Für alle Zeit?

Falk:
Sie würde lange währen.

Die übrigen Paare haben einen Ersatz in ihrem Eheglück; bei ihnen endet nicht alles mit der Liebe; diesen Ersatz haben die Beiden nicht. Und was thun sie? Sie trennen sich, Swanhild heirathet einen reichen Großhändler und Falk zieht singend ab.

„Das ist ein Wort, armselig in der That."

Der große Gesellschaftsreformator — zu welchem Ende kommt er? Die Liebe ist das Höchste im Leben; aber wenn man sich verheirathet, so wird sie vernichtet; deshalb muß man entsagen; das ist die ganze Reform!

Daß man auch lieben kann, ohne zu heirathen, das ist natürlich für den bürgerlichen Dichter nicht denkbar; denn das wäre ja unmoralisch; und der Alles zermalmende Ibsen, wie ihn die scharfsinnige bürgerliche Kritik nennt — vor der Moralität hat er doch den höchsten Respekt, trotz aller radikalen Allüren; und wenn er sich etwa denken sollte, daß Fräulein Swanhild ihrem Geliebten ohne Heirath ihre Jungfräulichkeit opferte, die bis dahin so sorgsam durch Mutter und Tanten bewahrt ist — daß sie womöglich ein uneheliches Kind bekäme — nein, das wäre ja entsetzlich! Freilich, Herr Falk redet schon einmal etwas derartiges:

„Muß nicht die Lieb' dieselbe Straße zieh'n,
Durch jene Wüstenei des Lebens hin?
O, sprecht es aus! Wie würd' es damit sein,
Welch' Urtheil dieser Welt, wie würd' sie schrei'n,
Wenn einer hier von uns wollt' kühn es wagen,
Sie über's Meer der Freiheit hinzutragen! —
„Wie, sie verlor die Würze der Moral?"
„Der Duft ist hin, denn sie ist nicht legal!"

Aber bei dem Reden bleibt es, zum Befolgen seiner Ideen kommt Falk nicht.

„Ja, Gott sei Dank, wo Ehrbarkeit im Lande,
Ist solche Waare doch noch Kontrebande"

seufzt befriedigt der Pastor Strohmann, und mit ihm — der Dichter.

Denn das ist das Hochkomische in der ganzen Sache: im Grunde seines Herzens ist

Ibsen doch der Ansicht Lind's, Stüber's, Goldstock's und Strohmann's. Er verachtet das Philisterium, aber er ist selbst ein Philister. Der Spießbürger kann nun einmal nicht aus seiner Haut.

Ich habe eine Kritik eines Herrn Ludwig Hartmann vor mir, die in irgend einer Bourgeoiszeitung gestanden hat. Mit sicherem Takt kommt dieser Rezensent, der im übrigen sonst gar nicht besonders scharfsinnig ist, zu dem Schluß:

„Es ist leichter zu zerstören, als etwas neues zu setzen an die Stelle des Zerstörten. Maßvollere Reformen, welche Ibsen vorschlüge, wären werthvoller als sein unklarer Radikalismus. Daß er im Grunde Unrecht hat, wenn er, mittellos, nur die Wahrheit und seine Liebe vor Augen, seine Braut Swanhild gegen alle Stürme des Lebens schützen will, wird Niemand behaupten. Aber es kommt ja nicht dazu und da liegt die Klippe des Stückes.

„Die Ehe ist die nothwendige Sonne des Lebens", sagen die Philister. „Die Liebe ist Wahrheit; Ehe und Leben sind Lügen" sagt der Dichter. Und wenn der Beweis kommt — läßt der Phantast Falk seine Braut einem Kaufmann und reist frohgemuth in die Welt.

„Hält das Ibsen wirklich für einen Beweis für seine heilige Kraft „der Jugendliebe?" Er drängt die Sympathien der Zuschauer seiner Komödie (nicht auch der kritisch Nachdenkenden) in das Lager des Herrn Pastor Strohmann mit den zwölf Kindern."

Ja, nicht nur „er drängt die Sympathien des Zuschauers in das Lager des Herrn Pastor Strohmann", er steht selbst darin, trotz aller Grobheit des Ausdrucks und aller Phrasen von „Lebenslüge".

Der große Denker Brandes, welcher in seinen „Modernen Geistern" neben Essays über moderne Geister, wie Paul Heyse und ähnliche Leute, auch über Ibsen etwas geschrieben hat, findet in seiner bekannten Manier für Ibsen das Schlagwort „der Moderuste der Modernen". Wenn man das Wort richtig auffaßt, so könnte man ihn lieber als den „radikalen Spießbürger in der Literatur" bezeichnen; denn der Radikalismus des Spießbürgers besteht bekanntlich darin, daß er die eigenthümliche Dialektik betreibt, das Bestehende kühnlich zu negiren, um dann durch die Negation dieser Negation das Alte wieder frisch und fromm aufleben zu lassen; die Dialektik der Spießbürger hat mit einer wirklich revolutionären Weltanschauung nur einige Aeußerlichkeiten gemein; in Wirklichkeit ist sie nichts, als ein Kätzchen, das sich in den Schwanz beißt; der Schwanz gehört zum Kätzchen, und das Kätzchen gehört zum Schwanz, und die ganze Tragödie des Schwanzbisses spielt sich in dem Kätzchen selbst ab und kommt nicht aus ihm heraus. E.

Die Verheiratheten, zwölf Ehegeschichten; **Das rothe Zimmer**, Schilderungen aus dem Künstler- und Schriftstellerleben. Von August Strindberg. Budapest, Verlag von G. Grimm. Preis 2 und 4 Mark.

Von August Strindberg liegen nunmehr zwei Arbeiten in deutscher Uebersetzung vor; es hat verhältnißmäßig lange gedauert, ehe man ihn auf diese Weise zur Kenntniß des größeren europäischen Publikums gebracht hat; ein Ibsen oder Björnson hat es leichter gehabt. — Alle diese nordischen Dichter, welche in der letzten Zeit bei uns bekannt geworden sind, müssen fast lediglich verstanden werden aus den politischen Verhältnissen und den politischen Anschauungen heraus, in denen sie leben; Norwegen mit seiner verhältnißmäßig großen politischen Freiheit hat einen eigenthümlichen bürgerlichen Radikalismus erzeugt, dessen Vertreter in der Literatur Leute wie Ibsen und Björnson sind; und in ihrer Eigenschaft als bürgerliche Radikale haben diese Leute auch so großen Anklang bei uns gefunden. Anders verhält es sich mit Strindberg. Strindberg ist Schwede; er steht innerhalb einer ganz anderen politischen Welt; er neigt sich mehr dem Sozialismus zu. Freilich kann man von einem solchen Mann nun nicht verlangen, daß er ein ganz programmmäßiger Sozialdemokrat ist; ein Mensch, der von Geburt und Erziehung der Bourgeoisie angehört, der nicht durch den Druck der Verhältnisse oder theoretische Erkenntniß, sondern aus moralischem Idealismus, aus Liebhaberei, oder aus irgend einem andern Grunde zum Sozialismus gekommen ist, ein solcher Mensch wird niemals die Schärfe und Klarheit der Anschauungen haben, wie der Proletarier. Er wird „in politischen Dingen seine eigene Stellung einnehmen"; er wird irgend welchen moralischen Flausen anhängen; er wird Nebendinge ungebührlich betonen und die Hauptsache vergessen — und so fort.

Einer von diesen Menschen ist Strindberg, und namentlich „Die Verheiratheten" legt davon Zeugniß ab. Das Problem, welches die zwölf Geschichten des Buches behandeln, ist die moderne Ehe, und die geschlechtlichen Verhältnisse überhaupt, wie sie sich unter dem Bestehen dieser Ehe entwickelt haben. Die erste Geschichte „Der Tugend Lohn" zeigt die unglücklichen Folgen des unnatürlichen Zustandes, daß die jungen Leute aus den gebildeten Ständen erst so spät materiell in der Lage sind, sich zu verheirathen, und daß sie offiziell so lange im

Stande der Unschuld leben müssen. Der Theologe Theodor Wennerström lebt tugendhaft; die Folge davon ist, daß er von schrecklichen Pollutionen geplagt wird; er kommt allmälig körperlich immer mehr herunter, und als er sich endlich verheirathet, stirbt er nach dreizehn Monaten; seine Tugend hat die Folgen gehabt, die man gewöhnlich dem Laster zuschreibt. Sein Bruder, der Lieutenant ist, besucht alle Bordells und ist sehr wenig tugendhaft; auch er verheirathet sich; er bekommt sechs Kinder und lebt glücklich bis an's Ende seiner Tage. — „Liebe und Brot" erzählt, wie eine Ehe zu Grunde geht, weil der Mann nicht genug verdient für die Ansprüche, die das Ehepaar an das Leben stellt. — „Nur um verheirathet zu sein" behandelt eine Ehe, wo „sie hatte sich verheirathet, um verheirathet zu sein, das war sicherlich auch bei ihm der Fall". Dazwischen kommen dann auch glücklichere Geschichten: „Er mußte"; ein alter Junggesell fühlt die Oede seines Lebens und wird glücklich durch die Heirath, die ihm ein behaglich-spießbürgerliches Leben verschafft; „Der Ersatz" behandelt das freilich schon ziemlich alte Thema von dem Verschwinden der ersten Liebe in der Ehe und dem Erwachen eines neuen Gefühls bei der Geburt eines Kindes. — „Mißgeschick" schildert eine Ehe zwischen zwei Menschen, wo es „in der Natur der Frau liegt, der Vielmännerei zu fröhnen, in der Natur des Mannes, ein Ehemann zu sein".

„Ob man für einander paßt, bekommt man oft erst zu wissen, wenn es zu spät ist."

„Was soll man aber da thun?"

„Man wird es wohl machen müssen, wie die Bauern."

„Wie machen es da die Bauern?"

„Die probiren vorher! O, die Bauern, die sind gerieben!"

„Zerrissen": Ein Weib heirathet einen geschiedenen Mann; die Beiden werden aus der Gesellschaft ausgestoßen, finden aber Ersatz in der Liebe. „Unnatürliche Wahl": „und als er Darwin nochmals studirte, konnte er nicht leugnen, daß die geschlechtliche Auswahl, so wie sie jetzt ist, alles andere, als natürlich sei. Es war aber nun einmal so, man konnte es nicht ändern; Doktoren und Sozialisten möchten sagen, was sie wollten." „Reformversuch" verspottet die spießbürgerlichen Versuche in der Frauenfrage, welche in den nordischen Ländern gemacht werden. „Naturhinderniß" behandelt dasselbe Thema, desgleichen „Ein Puppenheim", das an Ibsen's „Nora" anknüpft. „Vogel Phönix" endlich ist die Geschichte einer Liebe, welche anfängt, als das Mädchen noch jung und schön ist, und welche damit endet, daß der Bräutigam seine Braut nach langen Jahren als alte, verblühte Jungfer heimführt. Man sieht, fast überall scharfe und entschiedene Kritik der bestehenden Verhältnisse, aber allerdings stets von dem Standpunkt des moralisch Entrüsteten aus, welcher findet, daß diese Verhältnisse die Menschen unglücklich machen, und vom Standpunkt des Bourgeois aus, der immer nur seine Klasse im Auge hat, der die Folgen der herrschenden Verhältnisse für das Proletariat nicht bemerkt. — Rein ästhetisch betrachtet, stehen die Novellen wohl nicht gerade auf der höchsten Höhe; die subjektive Entrüstung des Verfassers läßt keine ruhige, objektive Schilderung des Wirklichen zu; auch seine Phantasie scheint nicht von all zu großer Intensivität zu sein; Strindberg hat die Gewohnheit, viel mehr schriftstellerisch zu berichten, wie dichterisch zu gestalten; vielleicht hindert die subjektive Befangenheit den Dichter, vollständig in seinen Personen aufzugehen.

Dichterisch höherstehend, wenngleich gerade für unsere Betrachtung weniger interessant, ist „Das rothe Zimmer". Seit Murger hat das Bohémienleben oft Stoff für die Dichter geliefert; aber welcher Unterschied zwischen der alten, idealistischen Verwerthung und der modernen, naturalistischen! Bei Murger erscheint alles im rosenrothesten Lichte; das Elend und der Jammer dieser Unglücklichen werden verklärt durch den Geist, den Humor, den jugendlichen Leichtsinn. Bei den modernen Naturalisten tritt das Elend nackt und unverhüllt zu Tage; Strindberg zeigt, wie es die Menschen körperlich, geistig und moralisch zu Grunde richtet. Man ereifert sich ja so oft über die Käuflichkeit und Gesinnungslosigkeit der Schriftsteller — man lese die Schilderungen des Elends, welches sie käuflich und gesinnungslos macht. Fast jeder, der jetzt ein Lump ist, war ursprünglich ein Idealist, und nur die Verhältnisse haben ihn zu dem gemacht, was er ist. — Das Buch enthält eine Reihe von lose verbundenen Skizzen ohne eine einheitliche Handlung. Offenbar hat Strindberg hier sehr viel aus eigenen Erlebnissen geschöpft, und deshalb geht ein Zug des Lebenswahren und Frischen durch das ganze Buch; auch enthält es viel mehr Darstellung und viel weniger Bericht, als das vorige. E.

Notizen.

Streiks sind gleich dem Krieg, wenn auch natürlich längst nicht in diesem Maße, brutale Mittel, vorhandene Differenzen zu schlichten; daran ist wohl kein Zweifel. Gleich diesem schädigen auch jene ökonomisch, vom bloßen Geldstandpunkt betrachtet, beide Theile, nicht blos die Besiegten, sondern auch die Sieger, und gleich diesen wirken auch jene von Jahr zu Jahr in dem Maß verheerender, in dem die Großproduktion sich entwickelt, die Produktionsweise immer riesenhaftere Massen Besitzloser an den Stätten der Industrie konzentrirt, indeß gleichzeitig der Produktionsprozeß immer komplizirter, die Abhängigkeit der einzelnen Theile der Industrie von einander immer größer wird. Auf der einen Seite wächst die Kraft und Ausdehnung der Armeen der Streikenden, auf der andern ist die Empfindlichkeit der Produktionsweise gegen jede gewaltsame Störung in rascher Zunahme begriffen.

Kein Wunder, daß man jetzt, wo das Wiederaufleben der Geschäfte eine mächtige Streikbewegung in Europa erstehen ließ, immer eifriger die Frage diskutirt, wie die Streiks zu verhüten seien. Das Problem ist sicher der Erwägung werth, es fragt sich blos, ob es nicht ebenso unlösbar ist wie das der Abschaffung des Krieges: das heißt unlösbar, so lange die Gegensätze fortdauern, welche die Feindseligkeiten hervorrufen.

Die Vorschläge, die gemacht worden, den Streik zu beseitigen, sind zahllos. Diskutabel sind selbstverständlich nur jene, die dahinzielen, an Stelle der Streiks eine andere Methode der Austragung der Differenzen aus dem Arbeitsverhältniß zu setzen, die weniger Opfer erheischt, ohne jedoch eine der beiden Seiten in der Geltendmachung ihrer Interessen zu beengen. Indiskutabel sind also von vorneherein alle jene saubern Vorschläge, die unter dem Vorwand, die Leiden zu verhindern, welche die Streiks hervorrufen, die Arbeiter ganz einfach gebunden den Kapitalisten überliefern wollen. So opfervoll der Streik auch sein mag, er ist vielfach die einzige, meist die wirksamste Waffe des Arbeiters im ökonomischen Kampf um die Hebung seiner Lage, und ihm diese Waffe nehmen, ohne ihm eine andere, ebenso wirksame dafür zu geben, heißt, ihn seinen Ausbeutern auf Gnade und Ungnade überliefern.

Attentate auf die Freiheit der Arbeiterklasse, wie sie die „Grenzboten" und deren Freunde vorschlagen, sind ungefähr ebenso von „fürsorglicher Liebe für die Arbeiterklasse" erfüllt, als es von Fürsorge für das Deutsche Reich zeugen würde, wenn Jemand einen durch Rußlands Rüstungen drohenden Krieg dadurch verhindern wollte, daß er blos von Deutschland sofortige Abrüstung verlangen würde.

Erwägenswerther sind andere Vorschläge, welche gewisse Organisationen, Schiedsgerichte ꝛc. mit der Austragung der Differenzen betrauen wollen. Einen bemerkenswerthen Vorschlag macht ein Herr Charles Francis Adams in einer amerikanischen Zeitschrift, allerdings zunächst nur für Eisenbahnarbeiter. Er will diese in zwei Klassen getheilt wissen, provisorische und ständige. Die ersteren sollen in ihrer bisherigen Stellung verbleiben. Anders die ständigen. Sie sollen Beamte werden, denen die höchsten Stufen des Dienstes offen stehen, soweit ihre Befähigung ausreicht. Man darf sie nicht willkürlich, sondern blos wegen Dienstvergehen entlassen; diese Vergehen müssen vor ein Schiedsgericht gebracht werden, dessen Ausspruch entscheidet. Mit dem Dienstalter soll auch die Entlohnung wachsen. Eine obligatorische Kranken-, Invaliden- und Unfallsversicherung mit Beiträgen von Arbeitern und Unternehmern soll geschaffen werden. Den Kern der Vorschläge aber bietet die eigenartige Repräsentativ-Verfassung, die Adams den Eisenbahnen geben will. Auf jeder Theilstrecke soll jede Branche von Angestellten eine Reihe von Delegirten wählen, so daß auf je hundert Angestellte ein Delegirter kommt. Diese zusammen bilden einen Rath. Jeder Rath entsendet seinerseits wieder Delegirte in einen Zentralrath, der sich periodisch am Hauptsitz der Gesellschaft versammelt und ein Exekutivkomite wählt, welches mit der Direktion und dem Verwaltungsrath direkt als ebenbürtige Macht unterhandelt und Verträge abschließt. So sollen Streiks vermieden werden.

Das Projekt ist nicht allzu originell, neu aber ist, daß die Bourgeoispresse in Amerika es ernsthaft diskutirt und selbst ein Handelsblatt vom Range „Bradstreet's" seine baldige Erprobung wünscht.

Das beweist, wie groß die Beängstigung durch die Streiks bereits geworden ist. Trotzdem hat der Vorschlag vorläufig noch nicht mehr Aussicht auf Durchführung, als die meisten ähnlichen wohlmeinenden Versuche, Streiks überflüssig zu machen, ohne die Arbeiter zu schädigen. Sie scheitern an dem Widerstand der Fabrikanten. Unsere akademischen Sozialisten

thun so, als sei blos der Mangel an „positiven" Vorschlägen daran Schuld, daß die „Sozialreform" nicht vorwärts gehe. Vorschläge regnet es seit einem halben Jahrhundert in Fülle — allerdings nicht in allzu großer Abwechslung. Aber was nützen die besten Vorschläge, wenn die Kraft oder der Wille zu ihrer Durchführung fehlen? Diese Kraft, diesen Willen zu erzeugen, das ist „positive Sozialpolitik", nicht aber das Ausklügeln „praktischer Vorschläge". Gute Rathschläge sind bekanntlich sehr wohlfeil. Streiks schafft man damit ebenso wenig aus der Welt als Kriege.

Die Syphilis und die russischen Zuckerfabriken. Kaneman in seinem instruktiven Aufsatz: Die Lage der Arbeiter in den Zuckerfabriken des Königreichs Polen („Neue Zeit", 1889, Heft 11), hat die Jämmerlichkeit der Arbeiterzustände in dieser Industrie anschaulich dargestellt. Ein Moment, das er nicht berücksichtigt hat, verdient hervorgehoben zu werden, die Syphilisation der Arbeitermassen. Dr. Podolinsky in seiner Abhandlung: „Le village en Ukraine" hat in seiner Besprechung der unter dem südrussischen Landvolk häufigsten Krankheiten den Nachweis erbracht, daß eine der weitest verbreiteten Krankheiten die Syphilis ist. Nicht aber, so führt er aus, sei diese Erscheinung eine Folge der französischen Invasion von 1812, wie die Südrussen behaupten; vielmehr wird dieselbe durch die Aufhäufung der Arbeiter und Arbeiterinnen und ihre regellose Geschlechtsgemeinschaft in den Zuckerindustrie-Bezirken verursacht. Da die Bauern der Ukraine die Arbeit in einer Zuckerfabrik, zumal wenn sie außerhalb des Dorfes liegt, meiden, so treiben die Unternehmer von allen Seiten und mit allen möglichen, oft den schäbigsten Mitteln die Kulis zusammen. Als Lockmittel dient ihnen der Fusel und die Fiedel. Podolinsky sagt darüber: „Besonders während der Arbeiten bei den Pflanzungen spendet man Schnaps, dreimal täglich spielt die Musik auf, zur Nachtzeit schlafen die jungen Männer und Mädchen durcheinander, einige hundert an der Zahl, um die halberloschenen Feuer, welche zur Bereitung der Abendkost dienten . . . man kann sich die Folgen denken. Fragt man ein junges Mädchen, was sie Anziehendes an den Pflanzungsarbeiten findet, so antwortet sie keck: „Es wird dort musizirt, und ich schlafe mit wem ich will". Nach Podolinsky's Beobachtungen trifft man in den Orten, welche den Zuckerindustriedistrikten fern liegen, kaum 10 Prozent Geschlechtskranke, in den Industriebezirken aber bilden die syphilitischen Erkrankungen **80** bis **90** Prozent sämmtlicher Erkrankungen überhaupt! Und die Hälfte dieser Syphilitiker sind Mädchen von 16—25 Jahren. Hätten wir eine gute Medizinalstatistik der deutschen Zuckerindustriegegenden, z. B. der Provinz Sachsen, so würden wohl ähnliche Ergebnisse zu Tage gefördert werden. Denn nicht blos in der Ukraine, nicht blos in Osteuropa werden Männer und Weiber, Alt und Jung, Verwandte und Fremde in Kasernen oder Baracken zusammengehudelt, die Verhältnisse in Posen, im Magdeburgischen und anderswo in der Heimat des „praktischen Christenthums" sind zum großen Theil ebenso abscheulich. Um so erquicklicher ist freilich das Studium des Kurszettels und der Genuß der Dividenden für die Aktionäre der Zuckerfabriken. B. Sch.

Die Durchschnittsleistung der Lokomotiven im Jahr beträgt nach dem „Journal des Transports" in

	Kilometer durchlaufen:
Oesterreich	19 065,
Deutschland	19 110,
Belgien	20 469,
Italien	24 339,
Frankreich	27 031,
Großbritannien . . .	29 615,
Indien	31 565,
Neu-Süd-Wales . .	32 782,
Vereinigte Staaten . .	36 358.

Die indische Baumwolle wurde seit dem Ausbruch des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten in steigendem Maße exportirt — bis zum Anfang der siebziger Jahre. Seitdem nehmen die indischen Fabriken eine immer größere Menge der „nationalen" Baumwolle in Anspruch.

Es betrug der Export, respektive der Konsum in den inländischen Fabriken (in Ballen à 392 Pfund) jährlich durchschnittlich

	Export:	Verbrauch der indischen Fabriken:
1857/58—1861/62 .	817 000	—
1862/63—1866/67 .	1 417 000	60 000
1867/68—1871/72 .	1 660 000	182 000
1872/73—1876/77 .	1 376 000	
1877/78—1881/82 .	1 174 000	311 000
1882/83—1886/87 .	1 533 000	591 000
1887/88	1 535 000	787 000
1888/89	1 523 000	846 000.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Die Arbeiterbewegung in Oesterreich.

Von

Karl Kautsky.

I.
1867—1878.

„Gegen Ideen kämpfen Bajonnette vergebens", „Druck erzeugt Gegendruck": mit diesen fatalistischen Sprüchlein hat sich die bürgerliche Demokratie, namentlich Deutschlands, stets zu trösten gesucht, wenn es ihr schlecht ging; in jedem Fußtritt, den man ihr versetzte, sah sie bereits einen Akt revolutionärer Aufreizung, der jede energische Propaganda ihrerseits überflüssig machte. Sie brauchte nichts zu thun, als genügend viele Fußtritte mit würdevoller Resignation hinzunehmen, dann konnte es nicht fehlen, daß das Volk darüber in Wuth gerieth und ihre Zeit kam.

Daß man mit brutaler Gewalt nichts gegen Ideen vermag, daß man sie dadurch eher stärkt als schwächt, das liest sich sehr schön, klingt ganz plausibel und kann auch durch zahlreiche historische Thatsachen belegt werden. Aber leider kann man für die gegentheilige Behauptung ebenso zahlreiche Belege aufbringen. Auf jede siegreiche Idee, die der Gewalt getrotzt, kommt eine besiegte, die der Gewalt unterlegen.

Buchstäblich genommen kann man freilich mit Gewalt gegen Ideen ebensowenig ausrichten, wie man die Luft mit einem Messer verletzen kann. Aber die Ideen führen einmal nicht ein mystisches Dasein „an sich" und „für sich", sie können außerhalb der Menschenköpfe nicht existiren: mit Köpfen aber wird die Gewalt schon fertig; man kann sie abschlagen oder durch Mißhandlungen zum ducken zwingen. Ersteres war die barbarische, letzteres ist die modernere, „humane" Methode, Ideen zu bekämpfen. Ob die Gewalt gegen die ihr feindlichen Ideen dadurch zum Ziele kommt, das hängt davon ab, ob die thatsächlichen Verhältnisse immer wieder neue Köpfe diesen Ideen geneigt machen, und ob sie es erlauben, daß die Gewalt in voller Rücksichtslosigkeit sich geltend macht. Wenn für jeden abgeschlagenen oder gebeugten Kopf ein oder gar zwei neue sich erheben, und wenn das Abschlagen und Mißhandeln seine Grenze darin findet, daß der Inhaber der Gewalt die Inhaber der rebellischen Köpfe nicht entbehren kann, daß sie für sein Gedeihen, ja für seine Existenz unumgänglich nothwendig sind — dann, ja dann wird die von diesen Köpfen vertretene Idee unbesiegbar; und unter Umständen kann die Gewaltanwendung von Seiten der Gewalthaber dahin führen, daß dadurch der Gegensatz zwischen ihnen und den Unterdrückten den letzteren rascher zum Bewußtsein kommt, als es ohnedem geschehen wäre, und dann allerdings erzeugt Druck Gegendruck. Aber wenn das der Fall, so ist es nicht die Folge davon, daß es überhaupt eine Idee ist, die man zu unterdrücken sucht, sondern es ist die Folge ganz bestimmter, materieller Verhältnisse.

Daß Druck nicht immer Gegendruck erzeugt; daß Verfolgungen eine Partei nicht immer kräftigen, das hat die Sozialdemokratie Oesterreichs am eigenen Leibe genügend erfahren müssen.

Bis vor Kurzem war die Arbeiter-

bewegung in Oesterreich ein gar zartes Pflänzlein. Ueppig schoß sie in's Kraut, wenn die Sonne schien, aber beim ersten rauhen Windstoß ließ sie die Blätter hängen. Freilich, ihr Mark blieb gesund, trotz alledem. Aber sie war nicht stark genug, unter Verfolgungen oder gar durch Verfolgungen wachsen zu können. Die Verhältnisse waren ihr eben besonders ungünstig. Nicht nur ist Oesterreich ein ökonomisch und politisch rückständiger Staat, es ist auch kein einheitliches Gemeinwesen, sondern ein Konglomerat der verschiedensten Nationen und Nationchen, die keinerlei gemeinsame Interessen haben und einander auf das erbittertste bekämpfen. Schon die Sprachverschiedenheit erschwert die Verständigung der Arbeiter untereinander; noch mehr aber wird diese gehindert dadurch, daß die Klassengegensätze vielfach verschleiert werden durch die nationalen Gegensätze. In Böhmen und Mähren war noch vor zwei Jahrzehnten in den tschechischen und gemischten Bezirken Bourgeois und Deutscher identisch. Die Tschechen, das waren Bauern, Kleinbürger, Proletarier. Aehnlich die Slovenen in den slavischen Theilen Kärnthens und in Krain. Was dort der Deutsche, das war in den adriatischen Küstenländern der Monarchie der Italiener: der Bourgeois.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn der Klassengegensatz z. B. zwischen dem tschechischen Arbeiter und dem deutschen Fabrikanten sich in dem nationalen Haß zwischen dem Tschechen und dem Deutschen äußerte, und daß der tschechische Arbeiter auch den deutschen Proletarier als Genossen des deutschen Ausbeuters haßte, daß er seine Lage zu verbessern glaubte durch den Kampf gegen die Deutschen für die Größe der tschechischen Nation, obgleich dieser im Grunde nichts anderes hieß, als der Kampf um die Schaffung einer nationalen, tschechischen Bourgeoisie.

Unter den *deutschen* Arbeitern Oesterreichs brach sich zuerst das Bewußtsein der internationalen Solidarität der Proletarier Bahn. Wohl fand die internationale Idee bald auch in den Kreisen slavischer Arbeiter Anhang, aber nur vereinzelt. Es dauerte lange, ehe sie daselbst größere Massen erfaßte. Die Arbeiterbewegung in Oesterreich war in ihren Anfängen eine so gut wie ausschließlich *deutsche* Bewegung. *Der Umfang der deutschen Arbeiterschaft verengte sich aber zeitweise, statt sich zu erweitern.* Allerdings erweitern sich die Industriebezirke in Nordböhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich immer mehr; aber noch rascher, als ihre Ausdehnung, wächst die Slavisirung vieler derselben. Die deutschen Arbeiter werden durch tschechische verdrängt. Und wenn auch diese in manchen deutschen Bezirken der Germanisirung entgegengehen, sobald sie eine Zeit lang dort gewohnt, geht dieser Prozeß doch viel langsamer vor sich, als der der tschechischen Einwanderung. *In den Alpenländern* wieder ist freilich von einer tschechischen Einwanderung nicht viel zu verspüren. Aber da die Kohle dort schlecht und theuer ist, kann die Industrie dieser Gebiete vielfach auf dem Weltmarkt nicht konkurriren; so sind z. B. zahlreiche Zweige der Eisenindustrie im Rückgang begriffen; diejenigen Unternehmungen, die konkurrenzfähig bleiben wollen, sind auf billige Wasserkräfte angewiesen, sie suchen abgelegene Thäler auf, wo die Arbeiter isolirt, völlig abhängig vom Kapitalisten, vielfach noch durch den Besitz eines Stückchen Landes an die Scholle gefesselt sind. Aehnlich manchen Arbeiterschichten der Schweiz sind auch diese konservativ. Sie sind der sozialistischen Propaganda noch unzugänglicher, als jene, da ihre Schulbildung eine geringere und der auf ihnen lastende politische und ökonomische Druck ein größerer. Die Schweizer Arbeiter sollen angeblich in Folge des Mangels an Druck konservativ sein; die Arbeiter der österreichischen Alpenländer dürfen sich über diesen Mangel nicht beschweren, trotzdem hat sich der berühmte „Gegendruck" noch nicht einstellen wollen.

Unter diesen Umständen wächst das Gebiet der *deutschen* Arbeiterbewegung in Oesterreich nicht in dem Maße, in dem die Proletarisirung der Massen zunimmt, es ist in relativem, zeitweise sogar abso-

lutem Zusammenschrumpfen begriffen. Von vorneherein auf wenige größere Städte beschränkt, geht auch von denen eine nach der andern verloren. In Brünn z. B. war vor zwei Jahrzehnten noch die industrielle Arbeiterschaft vorwiegend deutsch; heute findet man, von einigen qualifizirten Arbeitern abgesehen, nur noch tschechische Proletarier dort. Auch in Reichenberg ist das deutsche Arbeiterelement im Rückgang begriffen.

Diese eigenthümlichen Verhältnisse — Nationalitätenkampf und Vordringen des Tschechenthums nördlich der Donau; südlich derselben in den Alpen Rückgang eines Theils der Industrie, sobald ihr Gebiet dem Weltmarkt erschlossen wurde, Isolirung eines andern Theils derselben — diese eigenthümlichen Verhältnisse scheinen mir besondere Schwierigkeiten für die Arbeiterbewegung in Oesterreich darzustellen, ganz abgesehen von denjenigen Schwierigkeiten, die sich ihr dort in derselben Weise, wie in jedem anderen Lande der gleichen Kulturstufe darbieten: ökonomische Rückständigkeit, politische Unfreiheit, schlechte Schulbildung u. s. w.

Angesichts dieser Umstände ist es leicht begreiflich, daß der Sozialismus nur langsam Wurzel fassen konnte, und nur dann, wenn die Umstände ihn begünstigten. Die sozialistische Arbeiterbewegung in Oesterreich ist nicht in einer Periode des Drucks, sondern der Freiheit aufgekommen; unter dem darauf folgenden Druck ist sie erheblich zurückgegangen.

Als das Jahr 1866 vollendet hatte, was das Jahr 1859 begonnen, die Niederlage der Bureaukratie und des Säbelregiments, da begann eine Periode großer Bewegungsfreiheit in Oesterreich — allerdings nur für die deutsche Bourgeoisie, die an's Ruder gekommen war, und deren Bundesgenossen. Zu diesen zählte man aber die Kleinbürger und die Arbeiter in den deutschen Gebieten. Wohl traute man ihnen nicht völlig; man ließ sie sich aussprechen in Versammlungen und Zeitungen, versagte ihnen aber die Theilnahme an der politischen Macht durch Einführung eines Wahlzensus. Die ärmeren Kleinbürger und das Proletariat wurden dadurch von vorneherein in einen gewissen Gegensatz zur Bourgeoisie gebracht, der sich aber vorläufig nur darin äußerte, daß sie diese auf ihrem einmal beschrittenen Wege vorwärts zu drängen suchten. Der Deutschliberalismus hatte den Kampf gegen den Ultramontanismus auf seine Fahne geschrieben. Der Radikalismus eröffnete den Kampf gegen die Religion, die längere Zeit hindurch den Hauptangriffspunkt auch der Arbeiterbewegung bildete, selbst als diese bereits begonnen hatte, sich mit sozialistischem Geiste zu erfüllen.

Das ärmere Kleinbürgerthum war unfähig, eine eigene Partei mit eigenem Programm zu schaffen; das Wahlrecht schuf eine Kluft zwischen ihm und der liberalen Bourgeoisie; so wendete es sich der Arbeiterpartei zu, deren politische Rechtlosigkeit und deren Feindschaft gegen das Kapital es theilte. Das Kleinbürgerthum nahm das Programm der Sozialdemokratie dem Namen nach an, erfüllte aber deren praktische Lebensäußerungen mit seinem eigenen Geiste. Selbst der harmlose Abgeordnete Dr. Roser, der die soziale Frage durch Aufhebung der kleinen Lotterie lösen wollte, fand damals Platz in der Arbeiterpartei.

Die liberale Presse betrachtete die Arbeiterbewegung als eine ungefährliche Spielerei, die unter Umständen, wenn gegen den Ultramontanismus gewendet, sogar nützlich werden konnte. Sie schenkte ihr große Beachtung, um ihre Leser zu amusiren und ihnen Neues zu bieten. Ein großer Theil der Mitglieder der Arbeiterpartei selbst betrachtete die Bewegung als bloßen Sport; namentlich die Wiener, die ja das weitaus größte Kontingent der Parteimitglieder lieferten, huldigten vielfach dieser Anschauung. Nimmt man dazu noch die schon halb orientalische Phantasie der Bewohner des Ostreiches, die es mit den Ziffern nicht allzu genau nimmt, dann wird der plötzliche, scheinbar kolossale Aufschwung der Arbeiterbewegung in Oesterreich zu Ende der sechziger Jahre, der in Deutschland verblüffend wirkte, nicht allzusehr überraschen.

Aber die Zeiten des Sonnenscheins sollten nicht allzulange dauern.

Das proletarische, zielbewußte, den Klassenkampf gegen das Kapital betonende Element trat allmälig immer mehr in den Vordergrund und drängte auf der einen Seite den verschwommenen Radikalismus des Kleinbürgerthums, auf der andern Seite die nicht zu ernster Aufklärungs- und Organisationsarbeit aufgelegten Elemente, die die Partei als bloßen Geselligkeits-Verein betrachteten, immer mehr zurück. Bald ward es offenbar, daß die österreichische Arbeiterpartei nicht den äußersten linken Flügel des Liberalismus bilde, sondern in prinzipiellem Gegensatze zu diesem stehe. Sie verlor zusehends die „Sympathien der Bevölkerung"; die „öffentliche Meinung" wendete sich gegen sie, die liberale Presse hörte auf, durch ihre Berichte Reklame für die neue Bewegung zu machen; sie begann, sie zu ignoriren, sie todtzuschweigen.

Die Arbeiter bekamen nun zu verkosten, was die „Freiheit wie in Oesterreich" bedeutete. Die Beschickung des Eisenacher Kongresses (August 1869) durch die österreichische Arbeiterpartei, die sich der dort gegründeten sozialdemokratischen Partei anschloß, gab den Anstoß zu einer Aera behördlicher Verfolgungen und Unterdrückungen. Ein Erlaß des Ministers Giskra verbot die Bildung von Vereinen auf Grund des Eisenacher Programms und erklärte die Sozialdemokratie für staatsgefährlich. Giskra wollte, daß die „soziale Frage in Bodenbach aufhöre", erklärte jede Regung der Arbeiter für sozialdemokratisch, also staatsgefährlich, und die Behörden ließen es, dieser Parole folgend, an Versammlungsverboten und Vereinsauflösungen nicht fehlen. Das Vereins- und Versammlungsrecht wurde für die Arbeiter Oesterreichs thatsächlich suspendirt. Darauf antworteten diese am 15. Dezember mit einer großen Demonstration vor dem Parlamentsgebäude und der Ueberreichung ihrer Forderungen, voran der des Koalitionsrechtes, an den Ministerpräsidenten Grafen Taaffe. Das liberale Ministerium, das schon daran gewöhnt war, in Böhmen mit dem Belagerungszustand und in Dalmatien mit dem Standrecht zu regieren, erwiderte die Demonstration mit der Einleitung eines Hochverrathsprozesses gegen die „Arbeiterführer", doch erlebte es dessen Ausgang nicht mehr. Als am 19. Juli 1870 wegen „Hochverraths" Oberwinder zu sechs, Most, Scheu und Pabst zu fünf Jahren schweren Kerkers verurtheilt wurden, war das Ministerium Giskra bereits durch das Ministerium Potocki ersetzt. So rasch hatte sich das Regime der liberalen Bourgeoisie in Oesterreich abgenützt!

Der Tag der Urtheilsverkündigung war auch der Tag der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen. Dem österreichischen Hof schien die Zeit der Rache für 1866 gekommen. Man rüstete und fing gleichzeitig an, die franzosenfreundlichen Slaven zu hätscheln. Die deutschen Siege und die deutschfreundliche Haltung Rußlands machten allerdings den Hoffnungen auf „Revanche für Königgrätz" ein Ende. Aber grade der Enthusiasmus, den diese Siege unter den Deutschösterreichern erweckten, wurde beim Hofe als Zeichen des Wunsches nach einer „Angliederung" an das neuerstandene Deutsche Reich aufgefaßt und veranlaßte ihn, sich noch mehr auf die slavischen Elemente zu stützen. Das Ergebniß war die Berufung des Ministeriums Hohenwart-Schäffle (8. Februar 1871). Natürlich mußte dieses danach trachten, auch in der deutschen Hauptstadt eine Bevölkerungsschicht für sich zu gewinnen: neben den zahlreichen Tschechen, die das liberale Ministerium in's Gefängniß geschickt, wurden auch die Wiener „Hochverräther" begnadigt. Die Arbeiterbewegung konnte wieder etwas freier aufathmen. Die Kämpfe der Pariser Kommune, die die Arbeiterbewegung auf dem ganzen Festland Europas so mächtig anregten, gaben auch der österreichischen Sozialdemokratie neuen Aufschwung, der dadurch nicht beeinträchtigt wurde, daß die Verfehmung der gefallenen Kommune durch die Bourgeoispresse eine Reihe kleinbürgerlicher, „besonnener" Elemente veranlaßte, sich von der Partei zurückzuziehen.

Indeß schon im November 1871 erlag das Ministerium Hohenwart seinen Gegnern, vor allem dem Einfluß der Ungarn bei Hof, denen vor der slavischen Majorität

bangte, und es kam das Ministerium Auersperg an's Ruder, anscheinend ein liberales Ministerium, weil es sich auf die Deutsch-Liberalen stützte, in Wirklichkeit blos ein Ministerium der zentralistischen und daher deutschen Bureaukratie. Dieses Ministerium hatte es nicht nothwendig, mit den Arbeitern zu kokettiren, um in der Reichshauptstadt Sympathien zu haben. Der Wiener Wähler war es um so sicherer, je mehr es die Arbeiterbewegung im Zaume hielt. Was das Ministerium Giskra begonnen, wurde jetzt wieder aufgenommen und energisch und konsequent fortgesetzt: die Niederhaltung jeder freien Regung der Arbeiterklasse. Die Arbeiterbewegung hatte in Oesterreich noch zu schwache Wurzeln gefaßt, als daß sie dem auf die Dauer hätte widerstehen können; die Verhältnisse waren ihr noch nicht so günstig, daß der Druck Gegendruck erzeugt hätte; er erzeugte Entmuthigung und Lähmung der Parteithätigkeit. Der Krach von 1873 und die in dasselbe Jahr fallende Spaltung der Partei in zwei einander auf das heftigste befehdende Fraktionen förderten wohl den Rückgang, haben ihn aber nicht hervorgerufen. Litt doch die deutsche Sozialdemokratie um dieselbe Zeit ebenfalls unter dem Darniederliegen der Geschäfte und einer Spaltung, ohne einen Rückgang aufzuweisen.

Immer mehr schmolz die Partei zusammen. Zuerst wandten ihr die Furchtsamen den Rücken, sowie diejenigen, die in der Betheiligung an der sozialistischen Bewegung blos einen modernen Sport gesehen hatten. Aber nach und nach wurde mancher tapfere, ausdauernde Parteimann durch die Verhältnisse gezwungen, sich zurückzuziehen, da der Partei die Mittel und die Macht fehlten, ihre Opfer zu unterstützen. Die Zurückbleibenden wurden müde und matt, und die Auffrischung durch junge, ungebrochene Kräfte hörte auf: wie konnte man sich einer Partei anschließen, von der die Presse nicht Notiz nahm, die keine öffentliche Agitation entfalten durfte, von deren Dasein außer ihren eigenen Mitgliedern nur noch Polizei und Staatsanwalt wußten!

Aber trotz alledem verzagte das kleine Häuflein nicht. Ein Blick über die schwarzgelben Grenzpfähle in's Deutsche Reich hinaus gab ihnen immer wieder frischen Muth: dort ging's vorwärts, dort schritt die Sozialdemokratie von Sieg zu Sieg; man brauchte blos in ihre Fußstapfen zu treten, und dann mußte es schließlich auch in Oesterreich anders werden. Die deutsche Sozialdemokratie ward der Leitstern der österreichischen.

II.

Die Anfänge der Spaltung.

Da kam das ereignißreiche Jahr 1878. Die deutsche Sozialdemokratie wurde dem Ausnahmsgesetz unterworfen, ihre Zeitungen verboten, ihre Vereine unterdrückt. Für den Außenstehenden schien es, als habe sie die Flinte in's Korn geworfen und den Kampf aufgegeben. So oft der österreichischen Sozialdemokratie bis dahin Zweifel an sich selbst, an die Richtigkeit ihrer, der deutschen Schwesterpartei nachgeahmten Taktik, an ihre Zukunft aufgestiegen waren, hatte, wie schon erwähnt, ein Blick in's Reich genügt, dieselben zu zerstreuen. Nun schien gerade jeder Blick in's Reich den Bankerott dieser Taktik, die Hoffnungslosigkeit der offenen Massenorganisation, des offenen politischen Kampfes darzuthun.

Die österreichische Sozialdemokratie wurde durch das deutsche Sozialistengesetz schwerer getroffen als das unmittelbare Objekt desselben; es bemächtigte sich ihrer eine gewisse Haltlosigkeit und Verzweiflung.

Eine eigene Literatur von Bedeutung hatte die österreichische Sozialdemokratie nicht geschaffen; ihre Literatur war direkt oder indirekt von Deutschland importirt gewesen. Dem „Volksstaat" und später dem „Vorwärts" war allerdings das Postdebit entzogen, das heißt, diese Blätter durften nicht unter Kreuzband bezogen werden; ihrem Bezug per Couvert stand jedoch nichts im Wege, und nicht blos Privatpersonen, sondern auch Arbeitervereine konnten sie anstandslos halten. Die österreichische Parteipresse war in allen nicht speziell österreichischen Fragen das Echo der deutschen. Als man dieser das Lebenslicht ausgeblasen, wurde sie das Echo

einer deutschen Emigrantenpresse. An Stelle des „Vorwärts“ trat jetzt für die Oesterreicher die Londoner „Freiheit“. Das war nicht geeignet, das falsche Bild zu rektifiziren, das man sich in Oesterreich seit dem Oktober 1878 von der deutschen Sozialdemokratie entwarf. Es gelang der „Freiheit“ um so leichter, Einfluß zu gewinnen, als es zur Zeit ihres Entstehens ein anderes deutsches Blatt nicht gab, das sich offen als sozialdemokratisches bekennen durfte.

Das Alles allein hätte schon genügt, politischen Abenteurern den Weg in der österreichischen Arbeiterschaft zu ebnen. Aber zu diesen Umständen gesellte sich noch einer von entscheidender Bedeutung: zu derselben Zeit, als die Taktik der deutschen Sozialdemokratie anscheinend ihren völligen Bankerott anzeigte, begannen die Erfolge der terroristischen Taktik in Rußland die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich zu ziehen. Vom Schuß der Wera Sassulitsch (Februar 1878) bis zur Tödtung Alexanders II. (13. März 1881) schien die Kraft der Terroristen stetig anzuwachsen und der Absolutismus im Kampf gegen den unfaßbaren Gegner zu erliegen. Die österreichische Sensationspresse that noch ein Uebriges, einerseits die Thaten der „Nihilisten“ mit einer gewissen Räuberromantik zu umgeben, anderseits, sie mehr und andere Thaten verrichten zu lassen, als sie wirklich begingen. Kein Raub, kein Mord konnte in Rußland passiren, der nicht den Terroristen in die Schuhe geschoben wurde — es sei denn das Gegentheil von vorneherein erwiesen gewesen. Wer die für die Arbeiterbevölkerung bestimmten Wiener Blätter, namentlich das „Tagblatt“ und das „Extrablatt“ las, der mußte glauben, die Organisation der Terroristen umfasse viele tausende von Mitgliedern und besitze fabelhafte Schätze, von Postdiebstählen, Beraubung von Staatskassen 2c. herrührend.

Das hatte gerade noch gefehlt, um den durch die Rückwirkungen des deutschen Sozialistengesetzes haltlos gewordenen Arbeitern vollends den Kopf zu verdrehen.

In der österreichischen Sozialdemokratie begann sich eine Spaltung zu vollziehen; ein Theil blieb dem alten Programm und der alten Taktik getreu, ein Theil begann an der terroristischen Taktik immer mehr Geschmack zu finden. Jene hießen die „Gemäßigten“, diese nannten sich die „Radikalen“. Wir behalten in dem Folgenden die alten Bezeichnungen bei, die sich einmal eingebürgert haben, wenn sie auch den Unterschied zwischen den beiden Richtungen nicht gerade sehr präzis karakterisiren. Bezeichnend für die Abhängigkeit der österreichischen Arbeiterbewegung von der deutschen ist der Umstand, daß die Argumente auf beiden Seiten nicht aus den thatsächlichen Verhältnissen Oesterreichs, sondern aus dem Verhalten einzelner Mitglieder der deutschen Sozialdemokratie geschöpft wurden. Nicht darum stritt man, welche Taktik den österreichischen Verhältnissen besser entspreche, sondern darum, ob Most und Hasselmann glaubwürdiger seien als Liebknecht und Bebel. Was um sie herum vorging, darum kümmerten sich namentlich die Radikalen sehr wenig; was gingen sie die Veränderungen an, die innerhalb der „reaktionären Masse“ vorgingen, die Ausbeutung blieb ja dieselbe, ob Hinz oder Kunz regierte. Viel wichtiger war es, die Reden der Sozialdemokraten im deutschen Reichstag oder vielmehr die Auszüge durchzustöbern, die die „Freiheit“ daraus zu geben für gut fand.

Wir weisen darauf hin, nicht, um die Radikalen lächerlich zu machen, sondern um zu zeigen, wie tief selbst diejenigen österreichischen Sozialisten sich intellektuell von der deutschen Sozialdemokratie abhängig fühlten, die sich in Gegensatz zu ihr stellten. So lange das Vertrauen in die Glaubwürdigkeit und Ehrlichkeit der Führer der letzteren nicht völlig erschüttert war, hatte die neue Taktik wenig Aussicht, den Beifall der Arbeiter zu finden.

Und doch wäre gerade damals, als die österreichische Arbeiterschaft sich in dem eben angedeuteten Gährungsprozeß befand, ein eingehendes Studium der sie umgebenden Vorgänge für sie wünschenswerther gewesen, als das bequeme Abthun derselben mit der Phrase von der „reaktionären Masse“.

Das Jahr 1878 war ein bedeutungsvolles Jahr nicht blos für Deutschland und Rußland, sondern auch für Oesterreich. Die wirthschaftliche Krisis erreichte ihren Höhepunkt, die Geschäfte lagen völlig darnieder, die Unzufriedenheit aller Klassen wuchs immer mehr an und verstärkte zusehends die Opposition gegen das bestehende Regime, was, da dieses ein „liberales" war, den antiliberalen Parteien zu gute kam. Gleichzeitig stiegen die Ansprüche, die von Hof und Regierung, namentlich der Kriegsverwaltung an die Bevölkerung gestellt wurden; Finanzzölle der drückendsten Art wurden eingeführt und in Bosnien eine Abenteuerpolitik inaugurirt. Die deutschliberale Majorität wagte es nicht, dieser Steigerung der Ansprüche energisch entgegenzutreten, um sich die Huld der „maßgebenden Faktoren in den obern Regionen" nicht zu verscherzen; dadurch trug sie nur zur Schwächung ihres Ansehens bei ihrem bisherigen Anhang bei, ohne sich im Besitz der Huld zu behaupten, deren sie nach ihrer Auffassung so dringend bedurfte. Der linke Flügel der liberalen Partei hielt es aber trotz dieser schwächlichen Haltung für geboten, bei seinen Geldbewilligungen sich wenigstens einigermaßen zu sträuben. Grund genug, daß man eine Majorität fallen ließ, der die Kraft fehlte, zu imponiren, und das Geschick, sich in der Bedientenrolle unentbehrlich zu machen.

Das Bureaukratenkabinett Auersperg, das mit Hilfe der Deutschnationalen regiert hatte, fiel (Anfang 1879) und an seine Stelle trat das Bureaukratenkabinett Taaffe, das sich immer mehr auf eine slavisch-klerikale Majorität stützte, in Wahrheit aber ebensowenig ein Parteiministerium war und ist, wie jenes.

Aber trotzdem bedingte die Aenderung in der Regierung auch eine Aenderung in der Taktik der Behörden gegenüber der Arbeiterbewegung. Ein Theil der neuen Majorität, die entschieden altfeudalen Elemente, suchte direkt nach einem Bündniß mit der organisirten Arbeiterschaft gegen den gemeinsamen Feind, den manchesterlichen Liberalismus. Die Belcredi, Liechtenstein und Zallinger, berathen von Rudolf Meyer und Freiherrn von Vogelsang, wollten in Oesterreich erreichen, was Lord Ashley, Carlyle, Disraeli in den vierziger Jahren in England versucht.

Die Regierung mußte auf diese christlichsozialen Elemente Rücksicht nehmen; sie konnte dies um so leichter, als auch ihr, ähnlich wie dem Ministerium Hohenwart, daran gelegen sein mußte, in den deutschen Gebieten, vor Allem der Reichshauptstadt, einen Theil der Bevölkerung zu gewinnen. Dem Kleinbürgerthum bot man die Zwangsgenossenschaften (Innungen) und eine Erweiterung des Wahlrechts — der Wahlzensus wurde von 10 fl. auf 5 fl. direkter Staatssteuern herabgesetzt, so daß in den Städten nur noch die Proletarier vom Wahlrecht ausgeschlossen blieben; diesen aber stellte man den zehnstündigen Normalarbeitstag, Fabrikinspektoren, Kranken- und Unfallsversicherung in Aussicht und suchte sie durch Gewährung größerer Bewegungsfreiheit in gute Laune zu versetzen.

Kaum ließ der Druck nur ein wenig nach, da schnellte auch schon die Arbeiterbewegung überraschend empor. Der Regierungs- und Systemwechsel hatte bereits die in den letzten Jahren des Kabinetts Auersperg völlig erstarrten Massen wieder in Fluß gebracht; nun begegneten sie auf Schritt und Tritt den immer imposanter werdenden Kundgebungen der Arbeiterpartei, von deren Dasein bisher nur die wenigsten etwas gewußt. Was sie in den sozialistischen Versammlungen und Vereinen hörten, in der sozialistischen Presse lasen, erschien ihnen wie eine Offenbarung, die unerwartet, unvorbereitet über sie kam. In Schaaren strömten jetzt die Rekruten der Arbeiterpartei zu.

Aber nicht blos durch die größere Bewegungsfreiheit allein wurden in Folge des Regierungswechsels neue Rekruten zugeführt. Die tschechische nationale Bewegung verwandelte sich jetzt aus einer oppositionellen in eine ministerielle; der tschechische Arbeiter fand in ihr nicht mehr den Ausdruck seiner Unzufriedenheit; er fing an, zu fühlen, daß die Befriedigung der tschechischen Bourgeoisie keineswegs identisch sei mit der Befriedigung des

tschechischen Proletariats; daß die Begünstigungen der tschechischen Nation nicht eine Hebung der niederen Klassen der tschechischen Bevölkerung bedeuteten, sondern blos auf die Züchtung einer tschechischen Kapitalistenklasse hinausliefen. Mit einem Wort, dadurch, daß die tschechischen Abgeordneten ministeriell wurden, lockerte sich die Interessengemeinschaft, die wenigstens in der Illusion bis dahin die verschiedenen Klassen der tschechischen Nation zusammengehalten hatte; die Klassengegensätze innerhalb derselben wurden verschärft und den Einzelnen deutlicher zum Bewußtsein gebracht. Damit wurde der Boden geschaffen für eine wirksame Propaganda des internationalen Sozialismus. Noch einen viel größeren Aufschwung als die deutsche nahm seit dem Regierungsantritt des Ministeriums Taaffe die tschechische sozialistische Arbeiterbewegung, die erst von da an Massenbewegung wurde.

Das ist für die österreichische Sozialdemokratie von der größten Bedeutung geworden; denn dadurch erst hat die fortschreitende Tschechisirung der großen Industriebezirke Oesterreichs immer mehr den Karakter eines Hindernisses der sozialistischen Propaganda verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kriminalität in Frankreich von 1840—1886.

Untersuchungen über ihre Entwicklung und ihre Ursachen.

Von

Paul Lafargue.

II.

Die Ursachen der Verbrechen.

1.

Das Wachsthum des Verbrecherthums beschäftigt und beunruhigt die Gemüther. Im Anfang unseres Jahrhunderts konnte man es nicht begreifen, daß nach der Proklamirung der großen Prinzipien der revolutionären Bourgeoisie und nach der Begründung der Verfassung auf der „Idee des Rechts" eine solche Menge von Verbrechen und Vergehen vorkommen konnte: an Stelle der Ordnung, der Harmonie und der Menschenliebe, die man erwartet, traten Unordnung und Zwiespalt ein, Morde und Diebstähle, Bankerotte und Nothzüchtigungen an Kindern. Die Philosophen und Moralisten des Liberalismus, die sich durch nichts verblüffen lassen, erklärten, dieses jämmerliche Ergebniß rühre davon her, daß die großen Prinzipien noch zu unvollständig durchgeführt seien und noch nicht lange genug wirkten; mit der Zeit werde sich Alles auf das Schönste gestalten. Aber jetzt ist seit der bürgerlichen Revolution ein Jahrhundert verflossen, und die Kriminalität nimmt nicht ab; im Gegentheil, sie wächst. Die Leute, welchen die Aufgabe zugefallen, für die Bourgeoisie zu denken, mußten die Ursachen dieses Wachsthums anderswo suchen; es ist ihnen jedoch nicht gelungen, etwas von Belang zu finden. Der Mangel an Schulbildung der Verbrecher war die erste und einfachste Erklärung für die Liberalen, die im Kampf mit den Vertretern der alten Gesellschaft standen, welche den Segen der Unwissenheit predigten und das Himmelreich den Armen im Geiste verhießen. Die Thatsachen schienen diesen Liberalen Recht zu geben, denn von 1828 bis 1830 waren 61 Prozent der Angeklagten ohne Schulbildung. Man brauchte also nur alle Kinder in die Schule zu schicken, um die Kriminalität auf die Hälfte zu reduziren.

Quetelet dagegen meint, es „thue vielmehr eine moralische Bildung Noth, denn die Schulbildung biete oft nur ein

Mittel, Verbrechen zu begehen". Und er bemerkte, daß in Frankreich „die ärmsten und ungebildetsten Departements, wie die der Creuse, des Indre, Cher, Haute Vienne, Allier ꝛc. auch die moralischsten sind, indeß das Gegentheil in den reichsten und gebildetsten der Fall ist." *)

Seit Quetelet haben die Thatsachen die tröstliche Theorie immer mehr untergraben, daß die Unwissenheit die Mutter der Verbrechen sei. Von 1828 bis 1880 ist die relative Zahl der Angeklagten ohne Schulbildung in steter Abnahme begriffen.

Sie betrugen

1820—1830 . .	61	Prozent
1831—1835 . .	58	„
1836—1840 . .	57	„
1841—1845 . .	52	„
1846—1850 . .	51	„
1851—1855 . .	46	„
1856—1860 . .	43	„
1861—1865 . .	40	„
1866—1870 . .	38	„
1871—1875 . .	36	„
1876—1880 . .	30	„

Die relative Zahl der Angeklagten ohne Schulbildung betrug 1880 nur noch die Hälfte derjenigen von 1828; aber die Gesammtzahl der Angeklagten hatte sich seitdem verdreifacht. 1828 zählte man 66 873 Angeklagte, 1880 dagegen 178 694, und seitdem ist die Zahl der Angeklagten noch in stetem Wachsen begriffen. Die Schulbildung hat sich als unzureichend herausgestellt, die Kriminalität einzuschränken, sie hat blos den Kriminalisten einen neuen Modus der Klassifizirung der Verbrechen und Vergehen geliefert, da konstatirt worden ist, daß der Bildungsgrad Art und Wesen des Verbrechens beeinflußt.**)

Jede Untersuchung der Ursachen der Kriminalität, die blos die intellektuellen, moralischen und physischen Eigenschaften des Individuums in Betracht zieht, muß elend scheitern. Um die Kriminalität zu studiren, muß man wie bei der Untersuchung jeder anderen Erscheinung der menschlichen Gesellschaft vom Individuum absehen und nur die Massen von Individuen in Betracht ziehen, denn, sagt Quetelet, die „Willensfreiheit des Menschen verschwindet und erscheint wirkungslos, wenn die Beobachtungen sich auf eine große Zahl von Individuen erstrecken". Bei den Eheschließungen darf man wohl eine ebenso große Wirksamkeit der menschlichen Willensfreiheit annehmen, wie bei der Verübung von Verbrechen; betrachtet man sie aber von einem allgemeinen Gesichtspunkt, so sieht man, daß sie „sich mit einer Regelmäßigkeit vollziehen, als seien sie einzig Einflüssen unterworfen, die außerhalb des Wirkungskreises des Individuums liegen. Noch mehr: man meint, die Eheschließungen unterlägen den Schwankungen der Wünsche und Anschauungen der Menschen, und doch zeigen sie eine größere Regelmäßigkeit als die Sterbefälle, obgleich das Heirathen, nicht aber das Sterben im Belieben des Einzelnen liegt. Wenn man diese beiden Erscheinungen (der Eheschließungen und der Sterbefälle) in ihrem Gang miteinander vergleicht, so findet man, daß den stetigsten Gang gerade die aufweist, bei der der menschliche Wille zur Geltung kommt." *)

---

*) Quetelet, Physique sociale, II, S. 278 und 282.

**) Fayet berücksichtigte in seiner Berufsstatistik bei der Klassifizirung der Verbrecher besonders ihren Bildungsgrad. Er fand:

1) Leute, die weder lesen noch schreiben können, begehen am häufigsten folgende Verbrechen: Kindesmord, Fruchtabtreibung, Diebstahl, Einbruch und Brandlegung.

2) Leute, die nur unvollkommen lesen können, machen sich am häufigsten schuldig der Gelderpressung, des Absendens von Drohbriefen, von Einbruch, Zerstörung von Eigenthum, Verwundungen und Schlägen.

3) Die häufigsten Verbrechen solcher, die eine elementare Schulbildung genossen haben, sind Erpressung, Verführung, Fälschungen von kommerziellen Urkunden, Drohbriefe.

4) Die häufigsten Verbrechen der höher Gebildeten sind Fälschung kommerzieller Urkunden, Veruntreuung öffentlicher Gelder im Amt, Fälschung von Handschriften, Unterschlagung von Akten.

Fayet weist nach, daß die größte Kriminalität sich in den Klassen der Advokaten, Notare und Gerichtsvollzieher (huissiers) findet, die das Gesetz und die Verurtheilungen beständig vor Augen haben.

*) Quetelet, Physique sociale, II, 320.

In seiner Darlegung der so bedeutenden Resultate Quetelet's hob Herschel ebenfalls den Karakter der Nothwendigkeit der Vorkommnisse im Leben des Menschen, als gesellschaftlichen Wesens hervor. Zur Stütze seiner Ansicht wies er auf die merkwürdige Thatsache hin, daß in allen Ländern das gleiche Verhältniß zwischen Knaben- und Mädchengeburten herrsche; ferner darauf, daß in einem bestimmten Lande und einer bestimmten Bevölkerungsklasse auch das Verhältniß zwischen ehelichen und unehelichen Geburten ein bestimmtes sei. Ja noch mehr; Quetelet hatte festgestellt, daß die Zahl der Todtgeburten (deren Prozentsatz ein verschiedener für die Städte und das flache Land), jahraus jahrein so gleichförmig sei, daß bei ungefähr 6000 Fällen jährlich die Abweichungen vom Durchschnitt keine 140 betrug. Das Verhältniß der Wiederverheirathungen zu der Gesammtzahl der Eheschließungen, ja sogar die Ehen zwischen Witwern und Witwen, Witwen und Junggesellen, Witwern und Mädchen, das relative Alter der Heirathenden und „eine Unzahl anderer Einzelheiten, die alle willkürlich sind, wenn man blos individuelle Fälle in Betracht zieht, scheinen, wenn man die Massen beobachtet, mit einer Genauigkeit bestimmt, die deutlich beweist, daß die Beziehungen zwischen den Wirkungen und ihren sozialen Ursachen so enge sind, daß nur deren Komplizirtheit es hindert, sie einer genauen Berechnung zu unterziehen und diese an der Hand der Thatsachen zu prüfen. Bei der Beobachtung der Massen und bei Berücksichtigung der physischen und moralischen Gesetze, von denen der Mensch abhängt, verschwindet die Freiheit, mit der er sich brüstet, und es giebt kaum eine Handlung seines Lebens, die ihm nicht Sitten, Rücksichten und Nothwendigkeiten unvermeidlich vorschreiben dürften, statt ihm die Freiheit der Wahl zu lassen." *)

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung vertrieb aus der Philosophie die Idee des Zufalls; die statistische Untersuchung der Erscheinungen im Leben der Menschheit verjagt die Idee der Willensfreiheit, die nach Spinoza „nur auf unserer Unkenntniß der Beweggründe beruht, die unser Handeln bestimmen".

Also nicht im Menschen, in seiner Willensfreiheit, seinen moralischen und physischen Eigenthümlichkeiten haben wir die bestimmenden Ursachen der Kriminalität zu suchen, sondern außerhalb des Menschen, in seiner Umgebung. Aber die moderne Kriminalistenschule, die von Italien aus über ganz Europa sich verbreitet hat und an deren Spitze Lombroso steht, wendet dieser Anschauung den Rücken; sie studirt nur den Verbrecher und vernachlässigt völlig die sozialen Verhältnisse, die ihn zur That treiben. Aber die Ursachen der Verbrechen im Verbrecher suchen, heißt, die Theorie der Willensfreiheit in einer andern Form wieder aufnehmen. Diese Theorie war die einzige Grundlage, die das Strafrecht bisher finden konnte.

Man hat versucht, durch Erwägungen theoretischer und praktischer Natur das Recht der Gesellschaft auf Bestrafung ihrer Mitglieder zu erklären und zu begründen. Das Absolute ist die erste Form, welche im Menschenkopf die Erklärung der Erscheinungen annimmt; so haben denn auch Philosophen und Rechtslehrer ein absolutes Recht angenommen und die Handlungen der Menschen in gute und schlechte getheilt. Die Philosophen des absoluten Rechts vergaßen oder übersahen, daß es keine Handlung giebt, die zu einer bestimmten Zeit oder bei einem bestimmten Volk für verwerflich gilt, die nicht bei einem andern Volk und selbst bei demselben Volk zu einer andern Zeit als löblich betrachtet würde. Hatte man die Handlungen der Menschen in gute und schlechte getheilt, um der Gesellschaft das Recht des Strafens zu geben, so mußte man auch zugeben, daß der Mensch frei sei in der Wahl seiner Handlungen und Gedanken. Die Theorie ist einfach und sehr logisch: wird eine Handlung begangen, welche die Gesetzgebung für ein Verbrechen erklärt, und entdeckt man den Schuldigen, so bestraft man ihn mit

*) F. W. Herschel, Ueber die Wahrscheinlichkeitsrechnung 2c.

ruhigem Gewissen, denn man nimmt von vorneherein an, daß er frei und mit vollem Bewußtsein der Sache handelte.

Aber diese Theorie läßt sich nicht länger aufrechthalten. Die Gesetzgebung sah sich genöthigt, ihr in's Gesicht zu schlagen, indem sie erschwerende und mildernde Umstände annahm, die einer Handlung einen mehr oder weniger verbrecherischen Karakter geben. Die Richter sahen sich genöthigt, bei den Prozessen Dinge in Erwägung zu ziehen, die außerhalb des Angeklagten lagen, und dadurch den Karakter der verbrecherischen Handlung änderten.

Die Begründung, auf die die Praktiker das Recht des Strafens stützen, ist noch einfacher, aber auch bedenklicher. Sie läßt sich in den Worten zusammenfassen, die der Fabeldichter der Schlange in den Mund legt, die der Bauer tödten wollte: „Mein Leben ist in Deinen Händen; mach' ihm ein Ende. Dein Nutzen ist Dein Recht!"

Diese utilitarische Theorie, die aufzustellen Hobbes den Muth hatte, ist mit dem Namen einer Theorie des öffentlichen Wohls geziert worden, aber man darf nicht vergessen, daß darunter das Wohl der besitzenden Klassen zu verstehen ist. Die Theorie ist brutal; sie kümmert sich weder um das absolute Recht und die Willensfreiheit, noch um die von Außen einwirkenden und bestimmenden Ursachen. Sie erklärt ganz einfach, dies und jenes Individuum ist gefährlich, und gebietet, sich seiner zu entledigen durch das Gefängniß, die Deportation oder das Schaffot. Man kann sie jeden Tag in zivilisirten Ländern in Anwendung gebracht sehen.

Die Aerzte, Anthropologen und Strafrechtslehrer, die die Ursachen der Verbrechen ausschließlich im Verbrecher sehen, den sie vom Standpunkt der Anatomie und Pathologie betrachten, sind der utilitarischen Theorie mit wissenschaftlichen Thatsachen zu Hilfe gekommen; das erklärt ihren Erfolg. Lombroso erklärt offen, er wolle das Recht der Selbstvertheidigung der Gesellschaft der Lehre der Religion von der Sünde entgegenstellen: jene Theorie ersetzt die Willensfreiheit durch die Furcht vor den Gefahren, die von dem Verbrecher drohen, und liefert dadurch der Philosophie des Strafrechts eine solide Grundlage, deren sie bisher entbehrte.*)

Die Theologen lehrten, die Furcht Gottes sei der Anfang der Weisheit. Die modernen Strafrechtslehrer glauben, die Weisheit beginne mit der Furcht vor dem Verbrecher. Um die Aufgabe derjenigen zu erleichtern, die mit der Unterdrückung des Verbrecherthums betraut worden, hat Herr Lombroso den Typus des Verbrechers beschrieben und sogar abgebildet, einen Typus, mit dem man blos die Angeklagten zu vergleichen braucht, um sie, wenn er auf sie paßt, „beständiger Abschließung zu unterwerfen, das heißt, lebenslänglichem Kerker unter einem anderen Namen". Für diese Herren ist der Name das wichtigste. So haben auch die Oekonomen und Philosophen zu Beginn unseres Jahrhunderts, wie uns der im vorigen Paragraph zitirte J. B. Say mittheilt, jahrelange Einzelhaft eine „Probe" genannt: man kann nicht menschenfreundlicher sein.

Lombroso und seine Schule nehmen an, der Verbrecher sei vermöge seiner anatomischen Eigenthümlichkeiten ebenso dazu organisirt, Verbrechen zu begehen, wie der Birnbaum dazu, Birnen zu tragen. Wir wollen uns hier auf eine nähere Prüfung des Werths der mitunter recht zweifelhaften Messungen und Beobachtungen Lombroso's und seiner Schüler in Italien nicht einlassen; indeß muß man anerkennen, daß sie Geduld und Scharfblick, wenn auch nicht philosophischen Geist an den Tag legen. Sie haben den Verbrecher auf alle mögliche Arten und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus untersucht; sie haben sogar die Gewebe seines Körpers mikroskopischen Beobachtungen unterzogen; und sie kamen durch ihre zahlreichen und mannigfaltigen Beobachtungen zum Schluß: der Verbrecher sei ein abnorm organisirtes Wesen.

Die Verbrecherschädel wurden unter-

*) César Lombroso, L'homme criminel. Französische Uebersetzung, Vorrede, S. XXII.

sucht, gemessen und photographirt; und Lombroso und seine Schüler haben gefunden, daß der Unterkiefer bei den Verbrechern übermäßig stark ist, der Gesichtswinkel (indice cranio-mandibulaire) abnorm; der Schädelinhalt übertrifft den Durchschnitt mitunter um 50—60 Kubikzentimeter; in anderen Fällen bleibt er ebensosehr hinter diesem zurück; Maxima wie Minima des Schädelinhalts sind bei ihnen sehr häufig. Sie fanden weiter, der Augenbrauenbogen sei ungemein entwickelt; die Stirn trete zurück und sei klein, und eine Unzahl anderer nicht minder wichtiger Entdeckungen. Aber es passirt zuweilen, daß die Abhandlungen über die Verbrecherschädel von improvisirten Craniologen herrühren, die versäumten, „vorher irgendwelche andere Schädel zu studiren", wie Dr. Manouvrier sagt; „kein Wunder, wenn unter solchen Umständen Karaktere als abnorm und den Verbrecherschädeln eigenthümlich erscheinen, die so gewöhnlich sind, daß man sie fast als regelmäßige betrachten könnte". „Wir können es nur einem Mangel an Erfahrung zuschreiben," fügt der junge und gelehrte Professor der anthropologischen Fakultät hinzu, „wenn die Ansicht auftaucht, die krankhaften oder abnormen Eigenthümlichkeiten seien gerade unter den Verbrecherschädeln besonders zahlreich". Und Dr. Manouvrier, der der Schüler und Mitarbeiter Brocas war und tausende von Schädeln der verschiedensten Herkunft untersuchte, trägt kein Bedenken, zu erklären, daß, „wenn es Schädel von Hingerichteten mit Eigenthümlichkeiten giebt, die in mehr oder weniger bestimmter Weise Unregelmäßigkeiten des Gehirns andeuten, solche Schädel äußerst selten sind. Die auffallenden Karaktere, die man als Eigenthümlichkeiten des Mörderschädels hinstellt, sind bei anständigen Leuten keineswegs selten." *)

Aber die Entdeckungen des Herrn Lombroso und seiner Anhänger beschränken sich nicht auf den Schädel. An allen Körpertheilen des Verbrechers haben sie Abnormitäten entdeckt. Die Statur der Verbrecher überragt die normale; die Hände der Diebe sind lang und schmal; die der Mörder breit und kurz. Herzleiden sind sehr häufig unter ihnen; bis zehn Prozent der Verbrecher zeigen sich davon behaftet. Bei fünf Prozent schließt sich das runde Loch der Scheidewand des Herzens nicht.*) Ihr Gefäßsystem ist verengt wie bei Bleichsüchtigen. Dr. Ottolerighi, einer der hervorragenderen Schüler Lombroso's, schreibt mit höchst erheiterndem Ernst eine Broschüre über die Form der Nase mit statistischen Tabellen über die Nase der Mörder, der Diebe, der Schänder (stupratori), und kommt zu dem Resultat, daß seine Beobachtungen an den Nasen den Zusammenhang zwischen Mördern und Epileptikern einerseits, zwischen Dieben, stupratori und Kretins andrerseits außer Zweifel setzen.**)

Ein anderer nicht weniger hervorragender Schüler Lombroso's entdeckt bei den Verbrechern eine besondere Färbung der vom Gehirn ausgehenden Nerven; ein anderer findet, daß das Mittelhirn der Mörder ganz mit dem der niederen Säugethiere übereinstimmt. Am 8. Juni 1888 theilte Lombroso der Pariser „Revue scientifique" seine jüngste wichtige Entdeckung mit; er hat sechs Schädel von Straßenräubern übereinander (synthétiquement) photographirt und ebenso sechs Schädel von Mördern. So hatte er synthetische Bilder erhalten, die sich ungemein ähnelten: „Sie zeigen mit deutlicher Uebertreibung die Karaktere des Verbrechers, in gewissen Punkten auch die des Wilden. Die Stirnhöhlen sind sehr entwickelt, die Jochbogen und Kinnbacken sehr stark, die Augenhöhlen groß und weit auseinanderstehend, das Gesicht unsymmetrisch u. s. w." Da haben wir also den Typus des Verbrechers gefunden.

*) Dr. Manouvrier, Les crânes des suppliciés. Archives d'anthropologie criminelle, 1886.

*) Dies runde Loch ist in der Regel nur beim Embryo vorhanden und schließt sich nach der Geburt. D. Uebers.

**) Ottolerighi. Lo scheletto e la forma del naso. 1888.

Aber leider erzählt uns Lombroso selbst, daß er bei dem Versuch, nicht sechs sondern achtzehn Schädel synthetisch zu photographiren, seinen Typus völlig verloren hat; welches Malheur! Und doch müßte man, wenn es einen Verbrechertypus gäbe, diesen um so schärfer zum Ausdruck gebracht finden, je mehr Schädel man photographirte.

Aber Lombroso und seine Schüler sind an solches Mißgeschick gewöhnt; hat einer von ihnen mühsam diese oder jene Eigenthümlichkeit des Schädels oder Körperbau's der Mörder herausgefunden, dann kommt ein anderer Anthropologe, und zeigt, daß sie bei den von ihm untersuchten Verbrechern nicht zu finden ist. Dafür beschreibt er eine andere karakteristische Eigenthümlichkeit, die er entdeckt hat, und die ihrerseits wieder von einem neuen Beobachter bestritten wird. So gelangen die Verbrecher dahin, ebenso viele karakteristische Merkmale und Abnormitäten zu haben wie Beobachter. Die modernen Kriminalisten erinnern an die Philologen, welche die Mythen der alten Griechen durch eine Verderbung der Sprache erklären wollen. Kaum hat einer dieser Philologen eine etymologische Erklärung von „Kronos" und „Athene" gegeben, so bringt schon ein Anderer eine neue, indeß ein Dritter das Werk seiner beiden philologischen Vorgänger umstößt. Die moderne Kriminalistik und die philologische Mythologie gleichen dem Thurmbau zu Babel: Keiner versteht da den Andern.

Da Darwin die Theorie des Atavismus, des Rückschlags, in die Mode gebracht hat, zielen alle anatomischen und histologischen Forschungen der Kriminalisten dahin, zu zeigen, daß der Verbrecher ein abnorm organisirtes Individuum ist, welches die brutalen Leidenschaften, blutdürstigen Instinkte und scheußlichen Laster des Wilden mitten in der Zivilisation wieder erweckt, und daß seine Organisation der des Wilden gleicht, wie ein Ei dem andern. „Die Mörder, die ich untersuchte," sagt Dr. Bordier, „sind mit den Karakteren geboren, die den vorhistorischen Rassen eigenthümlich waren, unter den heutigen Rassen aber ausgestorben sind und nur wie eine Art Atavismus unter ihnen wieder auftreten. In diesem Sinne ist der Verbrecher ein Anachronismus, ein Wilder inmitten der Zivilisation, eine Art Mißgeburt, vergleichbar einem Thier, das von gezähmten, an die Arbeit gewöhnten Eltern abstammt, aber plötzlich die unzähmbare Wildheit seiner Urahnen an den Tag legt." Um die Gefängnisse und Schafotte der kapitalistischen Zivilisation zu rechtfertigen, haben da die Herren Kriminalisten eine neue Art Erbsünde erfunden, die etwas weniger naiv ist, als das Gelüste des alten Adam nach Aepfeln.

Sobald sie einmal diese Richtung eingeschlagen, haben sie Phantasterei auf Phantasterei gehäuft. Wie nach dem bekannten Wort der Mensch Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen und mit seinen Leidenschaften begabt hat, so haben diese Herren sich den Wilden nach dem Muster des Zivilisirten vorgestellt und mit allen Leidenschaften und Lastern der Zivilisation begabt. In der Zivilisation finden wir Diebe; folglich ist der Wilde ein Dieb, obwohl der Diebstahl nur dort möglich ist, wo das Privateigenthum besteht; die Wilden, die im Zustande des Kommunismus leben, können nicht Diebe sein, da ein Privateigenthum fehlt, das man stehlen könnte. In der Zivilisation findet man Mörder, der Wilde ist daher ein Mörder, den die Zivilisation nur mühsam zähmen und veredeln kann. Sehen wir näher zu: Die Zivilisirten morden hauptsächlich, um sich fremden Eigenthums zu bemächtigen, oder aus Eifersucht. Der kommunistische Wilde kann nicht um eines fremden Eigenthums willen, das nicht existirt, morden; noch weniger aus Eifersucht, da die Frauen unter den Wilden gemeinsam waren, bis sie die Stufe der mutterrechtlichen Familie erreicht hatten; sie kannten nicht die ausschließende Liebe der Zivilisation und die Eifersucht. Man unterdrücke die Gier nach fremdem Eigenthum und die Leidenschaften der Liebe, und man unterdrückt mit einemmal 99 Prozent aller Morde der Zivilisation. Es bleiben nur die Todtschläge, begangen bei Raufereien, die, wie es heißt, am häufigsten in den Jahren einer guten Weinernte vorkommen. Die Wilden sind

gewaltthätige Menschen, aber Todtschläge scheinen bei ihnen selten zu sein, denn da ihnen die Segnungen der Zivilisation fremd sind, berauschen sie sich selten. Dennoch kommt mitunter ein Todtschlag unter ihnen vor: ein solcher gilt als ein furchtbares Verbrechen; die größte Unthat, die ein Wilder begehen kann, ist die, das Blut des eigenen Klans zu vergießen. Der Mörder, mag er seine That freiwillig oder unfreiwillig begangen haben, verfällt der schrecklichsten Strafe, die über einen Wilden verhängt werden kann, der Verbannung. Freilich vergleicht Lombroso den Korsen, der tödtet, um eine seiner Familie angethane Unbill zu rächen, mit dem Verbrecher der Zivilisation, der tödtet, um zu rauben. Aber wäre das richtig, dann müßten auch die Richter, die einen Verbrecher zum Tod verurtheilen, dessen Mörder sein, denn der korsische „Mörder" vollzieht einen Akt der Justiz. Die Vendetta, die Blutrache, ist die erste Form der Rechtspflege, welche von der Familie geübt wird, ehe sie der Gesellschaft zufällt. In den urwüchsigen Gesellschaftsformen haben das Individuum und die Mitglieder seiner Familie eine angethane Unbill zu rächen, indeß in den Gesellschaftsformen der Zivilisation diese Aufgabe den Richtern zugewiesen wird.

Aber die modernen Kriminalisten mengen Handlungen der verschiedensten Art durcheinander und verwechseln die Verhältnisse, unter denen sie vollzogen werden. Lombroso, als Haupt der Schule, mußte sich besonders auszeichnen: nicht zufrieden, den strafenden Korsen mit dem Verbrecher der Zivilisation auf eine Stufe zu stellen, findet er auch bei den Thieren, ja selbst bei den Pflanzen Vorgänge, die dem Verbrechen der Zivilisation entsprechen. Er versichert uns, daß sein Schüler Ferri „bei den Thieren nicht weniger als 22 Arten des Mordes unterscheiden konnte, deren mehrere den in unseren Strafgesetzen behandelten Arten entsprechen". Lombroso entdeckt seinen Lieblingstypus in der Thierwelt: „Die Physiognomie der Raubthiere hat mitunter," sagt er, „eine gewisse Analogie mit der der Verbrecher: so ist zum Beispiel das blutunterlaufene Auge des Tigers oder der Hyäne auch beim Mörder zu finden . . . Die Raubvögel haben große Augenhöhlen, wie die Verbrecher . . . Die Kraft der Kiefer zeichnet die Insektenarten aus, die von Raub leben; wir werden sehen, daß das eine Eigenthümlichkeit der Verbrecher ist." *) Also alle Thiere mit stark entwickelten Kinnladen, wie Esel und Schafe, repräsentiren den Verbrechertypus der Thierwelt. Diese sonderbare Entdeckung genügte jedoch nicht dem berühmten Kriminalisten; auch insektenverzehrende Pflanzen, wie die Dionaea muscipula, die Venus-Fliegenfalle, „begehen wirkliche Morde" (cap. I, § 1). Aber warum dabei stehen bleiben und nicht annehmen, die Schwefelsäure verübe, wenn sie den Marmor zersetzt und zerstört und die darin enthaltene Kohlensäure entweichen läßt, einen veritablen Mord, gefolgt von Diebstahl.

Will man zeigen, wie lächerlich die Diskussionen der Scholastiker des Mittelalters waren, dann zitirt man ihre langathmigen Abhandlungen über die Frage, ob Adam einen Nabel gehabt oder ob das Ei früher gewesen als die Henne; einst wird man die Theorien der modernen Kriminalisten zitiren, um die Lächerlichkeit der bürgerlichen Philosophie darzuthun.

Man beginnt allmälig einzusehen, daß „die Erklärung des Mörders durch den Atavismus an allzugroßer Einfachheit leidet, denn man kann sagen, auch Leute aus der guten Gesellschaft würden trotz ihrer sorgfältigen Bildung und ihrer humanen Prinzipien in ihrem Innern die urwüchsigen Leidenschaften wiedererstehen lassen, wenn man sie vor die Wahl stellte, im Angesicht des Ueberflusses entweder am Nothwendigsten Mangel zu leiden oder zu stehlen." **) Und man beginnt anzuerkennen, daß, wie Quetelet sagt, „alle Untersuchungen gänzlich werthlos sind, die sich blos auf vereinzelte Individuen erstrecken".

*) Lombroso, „L'homme criminel", cap. I, § 20.

**) Manouvrier, Les crânes des suppliciés.

2.

Quetelet hat zahlreiche Untersuchungen über die Ursachen angestellt, welche auf die Entstehung der Verbrechen einwirken. Er hat eine bemerkenswerthe Tabelle zusammengestellt, die ich hier wiedergebe, und die darauf hinzuweisen scheint, daß die Jahreszeiten einen gewissen Einfluß auf den Trieb zum Verbrechen haben. Er ordnete die 1827—1831 verübten Verbrechen nach den Monaten, in denen sie vorgefallen und fand:

	Verbrechen gegen die Person:		das Eigenthum:	
Januar	471		**1761**	(Maximum)
Februar	**466**	(Minimum)	1475	
März	540		1570	
April	511		1389	
Mai	594		1413	
Juni	622		1452	
Juli	567		**1329**	(Minimum)
August	**629**	(Maximum)	1530	
September	531		1480	
Oktober	492		1512	
November	524		1612	
Dezember	528		1643.	

„Bemerkenswerth ist", fügt Quetelet hinzu, „daß die Epoche des Maximums der Verbrechen gegen die Person fast zusammenfällt mit der Epoche des Minimums der Verbrechen gegen das Eigenthum. Beide fallen in den Sommer. Ebenso fallen das Maximum der Verbrechen gegen das Eigenthum und das Minimum der Verbrechen gegen die Person in dieselbe Zeit, in den Winter".

Dr. Lacassagne hat Quetelet's Studien wieder aufgenommen; er war in der Lage, sie über einen größeren Zeitraum auszudehnen, und er kam fast zu dem gleichen Schluß: „Die Verbrechen gegen das Eigenthum nehmen von April bis Oktober ab, um von Oktober bis Januar zu steigen. Im Februar beginnt die Fluth sich zu wenden. Die Verbrechen gegen die Person steigen von April bis Juni und sinken von Juli bis Februar."*)

Quetelet wies darauf hin, daß man „bei der Vergleichung beider Arten von Verbrechen findet, daß im Januar ungefähr vier Verbrechen gegen das Eigenthum auf eines gegen die Person kommen; im Juni dagegen blos zwei bis drei. Diese Unterschiede erklären sich sehr einfach, wenn man bedenkt, daß im Winter Noth und Elend sich vor Allem fühlbar machen und die Verbrechen gegen das Eigenthum vermehren, indeß im Sommer die Gewalt der Leidenschaften stärker ist, deren Wirkung noch dadurch vermehrt wird, daß in dieser Zeit der persönliche Verkehr unter den Menschen ein größerer ist."

Auch das Geschlecht ist nicht ohne Einfluß auf die Kriminalität. Unter 28686 Angeklagten, die in Frankreich in den vier Jahren bis 1830 vor die Gerichte kamen, waren nach Quetelet 5416 Frauen und 23270 Männer, das heißt, die Zahl der Frauen betrug 23 Prozent; und wenn man die Verbrechen gegen die Person und gegen das Eigenthum getrennt in's Auge faßt, dann findet man bei den letzteren die Frauen mit 26 Prozent, bei den ersteren blos mit 16 Prozent vertreten. Dr. Lacassagne fand für einen viel längeren Zeitraum — von 1828 bis 1878 — die Frauen bei den Verbrechen gegen die Person mit 19,05 Prozent, bei den Verbrechen gegen das Eigenthum mit 21,71 Prozent betheiligt. Diesen Ziffern zu Folge scheint bei den Männern der Trieb zum Verbrechen fast viermal so stark zu sein wie bei den Frauen.

Aber wenn man nach dem Vorgang Quetelet's die Ziffern der verschiedenen Verbrechen besonders untersucht, dann findet man, daß dieß nicht der Fall ist, und daß, wenn die Frau weniger Verbrechen und Vergehen begeht, dies nicht ihrer höheren Moralität sondern dem Umstand zuzuschreiben ist, daß ihre Kräfte geringer und ihr Wirkungskreis ein beschränkter ist. Bei den Verbrechen, die physische Kraft voraussetzen, wie Morden, Straßenraub u. s. w., ist der Antheil der Frauen ein geringer. Bei den Verbrechen dagegen, die im Schooß der Familie begangen werden, und die blos Schlauheit beanspruchen (Vergiftung, Elternmord,

*) Dr. Lacassagne, Marche de la criminalité en France de 1825 à 1880. Revue Scientifique, Mai 1881.

häusliche Diebstähle u. s. w.), steigt die relative Betheiligung der Frauen. Man fand:

Verbrechen:	Männer:	Frauen:	Auf 100 Männer kommen Frauen:
Mord	947	111	12
Todtschlag	1112	44	4
Verletzungen	1447	78	5
Straßenraub	648	54	8
Betrügerischer Bankerott	353	57	16
Nothzucht an Kindern	585	5	1
Vergiftung	77	73	91
Elternmord	44	22	50
Brandlegung	279	94	34
Verletzung von Aszendenten	292	63	22
Diebstähle in Kirchen	176	47	27
Häusliche Diebstähle	2648	1602	60
Fruchtabtreibung	15	39	260
Kindsmord	30	426	1320.

Fruchtabtreibung und Kindsmord sind wesentlich weibliche Verbrechen, wie die Nothzucht an Kindern ein männliches.

Auch das Alter beeinflußte die Verübung und Gestaltung der Verbrechen. Der Trieb zum Verbrechen ist am größten in dem Alter, in dem die Leidenschaften und die körperlichen und geistigen Kräfte ihren Höhepunkt erreicht haben. Man ersieht das aus folgender Tabelle, welche die Zahl der Verbrecher in den verschiedenen Altersklassen in Frankreich von 1826 bis 1829 angiebt. Die letzte Ziffernreihe zeigt die Vertheilung der Bevölkerung unter die verschiedenen Altersklassen.

Alter der Verbrecher	Verbrechen gegen die Person	Verbrechen gegen das Eigenthum	Von je 10000 Personen der Bevölkerung fallen in die Altersklasse
unter 16 Jahren	80	440	3304
16—21 „	904	3723	887
21—25 „	1278	3329	675
25—30 „	1575	3702	791
30—35 „	1153	2883	732
35—40 „	650	2073	672
40—45 „	575	1724	612
45—50 „	445	1275	549
50—55 „	288	871	483
55—60 „	168	500	410
60—65 „	157	385	330
65—70 „	91	184	247
70—80 „	64	137	255
über 80 „	5	14	55

Wie man sieht, beginnt im Menschen der Trieb zum Verbrechen sich zuerst in Angriffen auf das Eigenthum zu äußern. Das Alter von 25—30 Jahren, wenn die Kräfte des Menschen voll entwickelt sind, fördert die Angriffe auf die Person; in demselben Alter erreicht der Trieb zum Verbrechen überhaupt sein Maximum.

Zwischen dem Geschlecht und dem Alter, in dem die Verbrechen begangen werden, herrschen gewisse Beziehungen, wie folgende Tabelle zeigt, die die Jahre 1826 bis 1830 umfaßt.

Alter der Individuen	Angeklagte: Männer	Angeklagte: Frauen	Auf 1000 Männer kommen Frauen
unter 16 Jahren	438	82	187
16—21 „	3 901	726	186
21—25 „	3 762	845	225
25—30 „	4 260	1 017	239
30—35 „	3 254	782	240
35—40 „	2 105	621	295
40—45 „	1 831	468	256
45—50 „	1 357	363	267
50—55 „	896	203	227
55—60 „	555	113	204
60—65 „	445	97	218
65—70 „	230	45	196
70—80 „	163	38	233
über 80 „	18	1	56
Zusammen	23 270	5 416	233

Untersucht man jedes Verbrechen besonders in seinen Beziehungen zum Alter, dann ergiebt das einen neuen Beweis dafür, daß der Höhepunkt der verbrecherischen Thätigkeit in das Alter von 25—30 Jahren fällt. Die Zeit des Maximums tritt um einige Jahre früher oder später ein, je nachdem die Eigenschaften, die das Verbrechen voraussetzt, sich früher oder später im Menschen entwickeln. Folgende Zahlen (s. Tabelle auf S. 65) umfassen auch, wie die der vorhergehenden Tabelle, die Zeit von 1826 bis 1829.

Ich habe Werth darauf gelegt, die allzusehr in Vergessenheit gerathenen Untersuchungen Quetelet's über den Einfluß der Jahreszeiten, des Geschlechts und des Alters wieder in Erinnerung zu bringen, um zu zeigen, zu welchen wichtigen Resultaten man gelangen kann, wenn man das Verbrechen einer Massenbeobachtung unterwirft, anstatt es individuell zu beobachten, wie die anthropologischen und medizinischen Kriminalisten unserer Tage thun. Nur

Art der Verbrechen	Jahre													
	unter 16	16—21	21—25	25—30	30—35	35—40	40—45	45—50	50—55	55—60	60—65	65—70	70—80	über 80
Nothzucht an Kindern . . .	4	120	71	96	73	39	34	45	22	18	16	17	11	1
Häusliche Diebstähle	54	965	845	766	528	351	249	207	111	56	61	34	14	—
Andere Diebstähle	332	2479	2050	2292	1716	1249	1016	707	433	163	190	98	65	10
Elternmord	6	13	12	13	6	3	2	1	4	1	—	—	—	—
Kindesmord	1	40	99	134	76	44	30	8	7	1	8	4	1	—
Verletzungen	6	180	300	359	219	129	101	95	55	35	13	10	7	1
Todtschlag	15	139	198	275	172	103	84	49	48	30	15	17	9	—
Mord	10	90	144	203	183	100	104	89	53	31	14	13	15	1
Vergiftung	5	6	17	30	27	15	20	12	6	1	5	4	1	—
Falsches Zeugniß	2	23	46	48	44	42	42	35	13	15	15	11	7	—
Fälschungen aller Art . . .	8	86	202	276	312	244	207	185	119	78	75	18	18	1

auf diese Weise kann man zu positiven Resultaten gelangen. Aber diese Untersuchungen, so interessant sie auch sind, erklären nicht die beiden Erscheinungen der Kriminalität, die wir im Vorhergehenden konstatirt: die jährlichen Schwankungen in der Zahl der Verbrechen und Vergehen und deren stetes Fortschreiten von 1840 bis 1886.

Quetelet und Andere nach ihm haben in unbestimmter Weise behauptet, daß die Ergebnisse der Wein- und Getreideernten die jährlichen Schwankungen der Kriminalität beeinflussen. Aber sie haben das blos ausgesprochen, ohne einen Versuch, die Behauptung zu begründen.

Eine vergleichende Untersuchung der Ziffern der Ernteergebnisse und der Kriminalität bestätigt sie nicht immer.

Freilich, den Jahren 1847, 1854, 1868 und 1874, die sich durch ein Ueberwuchern von Verbrechen und Vergehen auszeichnen, gingen Mißjahre voraus mit einem Ertrag, der unter dem Durchschnitt blieb. Wenn auch bereits die Wahrscheinlichkeit einer schlechten Ernte die Getreidepreise erhöht, die eigentliche Preissteigerung tritt erst nach der Ernte ein, die in den Juli oder August fällt; in Folge derselben wird das Brot vertheuert. Die unheilvollen Folgen dieser Steigerung zeigen sich im darauffolgenden Winter in der Zunahme der Verbrechen. Es betrug die Durchschnittsernte von Getreide

von 1840—1853 ungefähr	80	Mill. Hektoliter,	
„ 1856—1885 „	100	„	„
Die Ernte von 1846 ergab	61	„	„
„ „ „ 1853 „	63	„	„
„ „ „ 1867 „	83	„	„
„ „ „ 1873 „	84	„	„

Man sollte daher annehmen, daß einem Mißjahr stets ein an Verbrechen reiches Jahr folgt, aber das ist nicht immer der Fall. Die Ernten von 1855, 1861 und 1879 blieben um 10, 20, ja 25 Millionen Hektoliter hinter dem Durchschnitt zurück und die Kriminalität zeigt sich 1856, 1862 und 1880 fast stationär. Anderseits fällt in die Zeit von 1847 bis 1852 eine Reihe guter Ernten und doch steigt die Kriminalität in dieser Periode sehr rasch.

Trotz dieser Widersprüche, die keineswegs unerklärlich sind, muß man zugeben, daß Ueberfluß und Mangel an Getreide einen gewissen Einfluß auf die Begehung von Verbrechen und Vergehen üben, der jedoch mitunter durch andere Erscheinungen durchkreuzt wird.

Kann der wechselnde Ertrag der Getreideernten mitunter die jährlichen Schwankungen der Kriminalität erklären, so giebt er uns doch keinen Aufschluß über das stetige Fortschreiten derselben, dessen Ursache anderswo zu suchen ist.

Die Wirkung der Weinernten ist noch viel unbestimmter, als die der Getreideernten; dennoch erklären die Berichte des Justizministeriums häufig eine Zunahme der Kriminalität durch den Ueberfluß von Wein, und Dr. Lacassagne behauptet, „die Verbrechen gegen die Person werden durch nichts so offenkundig beeinflußt, wie durch die Erzeugung und den Konsum des Weines". Wäre das richtig, dann müßten in den Wein bauenden Departements die Verbrechen gegen die Person am zahlreichsten sein, was jedoch nicht der Fall ist. Der Konsum von Branntwein muß dieselben viel stärker beeinflussen. Die Branntweinarten enthalten außer dem

Aethylalkohol (Weingeist) eine Reihe anderer Alkohole (Propyl-, Butyl-, Amylalkohol u. s. w.), deren Beimischung höchst giftig wirkt. Von 1854 an steigt der Alkoholkonsum und von 1879 an nimmt diese Steigerung eine erschreckende Rapidität an.

Es betrug die Quantität des konsumirten Alkohols:

	Gesammtkonsum Hektoliter:	Konsum per Kopf der Bevölkerung Liter:
1850	585 200	1,46
1855	714 813	2,00
1860	851 825	2,27
1865	873 007	2,34
1875	1 010 052	2,82
1880	1 313 849	3,64
1885	1 444 342	3,86.

Dieser enorme Alkoholkonsum ruinirt die Arbeiterklasse physisch, intellektuell und moralisch; er gehört mit zu den wirksamen Ursachen der Kriminalität. Die Philanthropen und Moralisten verlieren ihre Zeit damit, darüber zu jammern und die Gefahren der Trunkenheit darzulegen; der Alkoholkonsum und die Trunkenheit, Ruin und Verbrechen, die sie begleiten, sind jedoch nothwendige Erscheinungen der kapitalistischen Produktionsweise: so lange Produktion und Verkauf von Alkohol frei sind und so lange die elenden Arbeits- und Lebensbedingungen der Proletarier fortdauern, bleiben diese zur Trunkenheit und Selbstvergiftung verurtheilt.

Man muß die Ursachen der sozialen Thatsachen in den ökonomischen Erscheinungen suchen: aber die Kriminalisten kümmern sich nicht darum, sei es aus Unwissenheit, sei es, weil sie fürchten, gegen die offiziellen Anschauungen zu verstoßen. Die Statistiker, welche die in Ziffern zum Ausdruck gebrachten ökonomischen Erscheinungen mit den Ziffern verglichen, die das Leben der Menschheit bietet, haben immer bemerkenswerthe Ergebnisse erhalten. Eines der karakteristischsten ist das von Jacques Bertillon erzielte, als er 1880 die wahrscheinliche Vermehrung der Pariser Bevölkerung seit der letzten Zählung von 1876 berechnen wollte.

Der Jahresbericht des geographischen Bureaus (Bureau des longitudes) berechnete bei Anwendung der gewöhnlichen Methode die wahrscheinliche Bevölkerung von Paris nach der in der Periode von 1870 bis 1875 festgestellten durchschnittlichen jährlichen Rate ihres Wachsthums. Bertillon versuchte, sie auf Grundlage anderer Daten zu bestimmen; er berechnete sie aus der Zunahme der Eheschließungen, Geburten, Todesfälle und des Lebensmittelkonsums: jedes dieser Gebiete lieferte ihm ein anderes Ergebniß; der wirklichen Ziffer der Bevölkerung, wie sie die Zählung von 1881 hinterdrein konstatirte, kam die auf Grund der Zunahme des Lebensmittelkonsums berechnete Zahl am nächsten.

Er berechnete die wahrscheinliche Bevölkerung von Paris 1880 nach dem

Wachsthum	Einwohner:
der Geburten auf	2 065 000,
der Bevölkerung von 1870—75 auf	2 120 000,
der Zahl der Eheschließungen auf	2 140 000,
des Butterkonsums auf . . .	2 200 000,
des Fleischkonsums auf . . .	2 205 000,
des gesammten Lebensmittelkonsums auf	2 215 000,
die wirkliche Bevölkerung belief sich bei der Zählung von 1881*) auf	2 240 000.

Der Fehler der auf die Zunahme des gesammten Lebensmittelkonsums begründeten Berechnung betrug nur 25 000; bei den anderen Berechnungsarten schwankte er von 35 000 bis 175 000. Bertillon konnte seine Rechnungen nur auf die Ziffern derjenigen Lebensmittel stützen, die bei der Einfuhr nach Paris eine Abgabe zu entrichten haben und daher annähernd geschätzt werden können. Das wichtigste Nahrungsmittel, das Brot, ist aber von jeder Abgabe befreit, die Wandlungen seines Konsums bleiben also unbekannt. Hätte Bertillon in seine Berechnung auch den Brotkonsum einbeziehen können, die Differenz zwischen der wirklichen und der berechneten Bevölkerung wäre noch geringer geworden.

Diese Berechnungen zeigen deutlich die Beziehungen zwischen den ökonomischen Erscheinungen und dem Leben der Menschheit. Die Vergleichung jener mit der Kriminalität wird einen noch schlagenderen Beweis dafür liefern. (Schluß folgt.)

*) Annuaire statistique de la ville de Paris. Estimation de la population parisienne en 1880. II. partie, S. 134—136.

Ueber die Haftpflicht der Unternehmer in Ungarn.

Von

Dr. E. R. J. Krejesi (Budapest).

Das Prinzip der Verantwortlichkeit des industriellen Unternehmers ist nicht neu in Ungarn; wohl hat sich dasselbe im gemeinen Recht — das in seinem Jahrhunderte langen Werden die agrikulturellen Interessen der Grundbesitzerklasse immer widerspiegelt — nicht organisch entwickelt, wurde aber im Sinne der von Masius bereits in den fünfziger Jahren gemachten und zuerst in England und Frankreich verwirklichten Vorschläge schon im Gesetz, Art. XVIII, vom Jahre 1874, über die Haftung in Betreff der durch Eisenbahnen verursachten Tödtungen und körperlichen Verletzungen anerkannt. Dasselbe verfügt, daß sofern Jemand bei dem Betriebe einer, wenn auch dem öffentlichen Verkehre noch nicht übergebenen Eisenbahn sein Leben verliert oder eine körperliche Verletzung erleidet, die betreffende Eisenbahnunternehmung für den dadurch verursachten Schaden haftet; ausgenommen ist jedoch der Fall, wenn die Unternehmung nachweist, daß der Tod oder die körperliche Verletzung durch einen unvermeidlichen Zufall (vis major) oder durch eine unabwendbare Handlung eines Dritten, welche die Unternehmung zu verhüten nicht in der Lage war, oder aber durch eigenes Verschulden des Verstorbenen oder Verletzten verursacht wurde. (§ 1.) Die Schadenersatz-Verpflichtung der Eisenbahnunternehmung erstreckt sich auf Folgendes: Im Falle einer körperlichen Beschädigung ist die Unternehmung verpflichtet, außer dem Ersatze der Heilungskosten auch für jene Vermögensnachtheile eine Entschädigung zu leisten, welche der Beschädigte in Folge der Verletzung durch seine zeitweilige oder dauernde Erwerbsunfähigkeit, oder aber durch Verminderung seiner Erwerbsfähigkeit erleidet. Im Falle des Todes obliegt der Unternehmung, außer dem im vorhergehenden Punkte Erwähnten, auch der Ersatz der Leichenkosten; überdies hat aber die Unternehmung in dem Falle, wenn die verstorbene Person nach dem Gesetz oder nach gesetzlichem Usus zur Erhaltung oder Erziehung irgend Jemandes gehalten wäre, auch die bezüglichen Erhaltungs- und Erziehungskosten — insoferne diese dem Betreffenden in Folge des Todesfalles entzogen wurden — zu tragen. (§ 2.) Die Entschädigungssumme ist durch den Richter zu bestimmen. Die Entschädigungssumme ist — wenn die Parteien hierüber im Vergleichswege nicht anders verfügen — als eine in Monatsraten in Vorhinein zu leistende Jahresrente zuzuurtheilen. (§ 4.)

Das auch heute noch gesetzkräftige kaiserliche Patent vom Jahre 1854 über den Bergbau verordnet wohl die Errichtung von Bruderkassen, ohne jedoch die Beitragspflicht des Unternehmers zu konstituiren.

Der seit 1880 vorbereitete, im Parlament jedoch noch nicht verhandelte neue Gesetzentwurf über den Bergbau steht auf dem Prinzip der Zwangsversicherung; es wird den Bergwerksbesitzern zur Pflicht gemacht, Bruderladen zu errichten oder in bestehende Bruderkassen einzutreten; die Beitragsverpflichtung der Arbeiter wird mit 4 Prozent des jährlichen Arbeitslohnes, der Pflichtbeitrag der Unternehmer jedoch nur auf mindestens die Hälfte der von den Arbeitern gezahlten Summe festgesetzt.

Die Regelung der „Unterstützungs-Angelegenheit der Gehilfen und Fabrikarbeiter" mittelst besonderen Gesetzes wird im § 142 des Gewerbegesetzes vom Jahre 1884 in Aussicht gestellt. Bis zur gesetzlichen Regelung dieser Frage sind für die Gewerbegehilfen im Rahmen der Handwerkerkorporationen Hilfskassen zu errich-

ten. Der von den Gehilfen zu leistende Beitrag, welcher durch den Meister zu Gunsten der Hilfskassen wöchentlich abzuführen ist, darf nach § 143 nicht höher als 3 Prozent des Wochenlohnes sein. Der Pflichtbeitrag des Meisters darf aber ein Drittel des den Statuten der Hilfskasse gemäß bemessenen Beitrages der Gehilfen, also 1 Prozent nicht übersteigen.

Die Legislative hat dem Kleingewerbe viel zu viel Lebensfähigkeit zugemuthet, als im Gewerbegesetze die Gewerbekorporationen mit der gesetzlich umschriebenen vielseitigen Thätigkeit konstituirt wurden. — Denselben obliegt außer den die Lehrlinge und Hilfsarbeiterschaft umfassenden behördlichen Funktionen auch noch die Errichtung von Einigungskommissionen, Hilfskassen, Rohstoff- und Verkaufs-Genossenschaften, die Organisation der Arbeitsvermittlung und verschiedener philanthropischer Institutionen, alles Angelegenheiten, welche an der Unfähigkeit des Kleinbürgerthums scheitern. Uebrigens haben die gewerblichen Hilfsarbeiter auch keine Ursache, sich für die Hilfskassen der Handwerkerkorporationen zu erwärmen, da ja diese Hilfskassen Zwangsorganisationen wären, in welchen die Meister entscheidenden Einfluß hätten.

Unter diesen Verhältnissen sind während der fünfjährigen Dauer des Gesetzes bis heute wohl 186 Handwerkerkorporationen, in diesen aber keine einzige Hilfskasse entstanden. In richtiger Voraussicht dieser Entwicklung bemerkte die Budapester Handelskammer in ihrem letzten Jahresberichte an die ungarische Regierung, daß die Vernachlässigung der Unterstützungskassen seitens der Gewerbekorporationen ein Grund mehr ist zur Einlösung des von der Gesetzgebung bezüglich der Regelung des Unterstützungswesens der Hilfsarbeiter im § 142 des Gewerbegesetzes gegebenen allgemeinen Versprechens.

Auf die Haftpflicht des Unternehmers abzielende Forderungen wurden, wenn auch in vager Verschwommenheit, in den Kreisen der Arbeiterschaft formulirt. Im Punkt 11 des Programmes, welches in der am 20. und 21. August 1881 abgehaltenen Landes-Arbeiterversammlung festgesetzt wurde, werden angestrebt: „Strenge Gesetze, welche die Arbeitgeber haftbar machen für alle Unglücksfälle der Arbeiter, welche durch die Nachlässigkeit der Arbeitgeber herbeigeführt werden". Aus Anlaß des großen Grubenunfalles in Steierdorf-Anina am 11. Dezember 1884 haben die Leiter der Allgemeinen Arbeiterkranken- und Invalidenkasse in Budapest eine Arbeiterkonferenz einberufen, welche den Beschluß faßte, zu Gunsten eines Haftpflichtgesetzes beim Parlamente zu petitioniren und diese Angelegenheit zur meritorischen Berathung einer Volksversammlung zu unterbreiten. Die Volksversammlung beauftragte das Präsidium, „im Sinne des Beschlusses der Arbeiterkonferenz vom 25. Dezember 1884 eine Petition auszuarbeiten und Namens der Volksversammlung der Legislative überreichen zu lassen, und spricht gleichzeitig die Hoffnung aus, daß sowohl die Regierung als auch die Legislative dieser berechtigten Forderung des Volkes auf Schaffung von Gesetzesbestimmungen zum Schutze der Gesundheit und des Lebens der Arbeiter, sowie bei Unglücksfällen zur Versorgung der Hinterbliebenen um so eher Gehör schenken wird, da es doch Pflicht und Aufgabe des Staates ist, nicht nur die Interessen der besitzenden Klassen, sondern auch das Wohlbefinden des arbeitenden Volkes zu wahren und zu fördern".

In der dem Abgeordnetenhause überreichten Petition wurde gebeten, „Gesetze zu schaffen und darin Jemanden zu nennen und zu verpflichten, der die bei Unternehmungen, in Fabriken und Bergwerken Verunglückten resp. zeitweilig oder für immer erwerbsunfähig gewordenen Arbeiter zu entschädigen, und für die Familie der Getödteten zu sorgen habe; endlich eine Institution in's Leben zu rufen, welche die Anwendung der nöthigen Schutzmaßregeln zu überwachen habe, und daß diese Aufgabe den zu den betreffenden Arbeitszweigen gehörigen und von den Arbeitern der betreffenden Branchen gewählten Inspektoren übertragen werde". Diese Petition wurde in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 29. April 1885 verhandelt und dieselbe „als wichtig und Würdigung er-

heischend" behufs „eingehendem Studium" der Regierung übermittelt.

Während aber die Arbeiter auch noch im Jahre **1885** in Volksversammlungen und Petitionen die Nothwendigkeit der Haftpflicht betonten und bezügliche Verfügungen urgirten, stand das ungarische Abgeordnetenhaus schon im Jahre **1884** auf einem sozialpolitisch entwickelteren Standpunkt, indem es sich für die Idee der Arbeiter-Unfallversicherung aussprach. Im Laufe der Debatten über das neue Gewerbegesetz im April 1884 wurde nämlich im Parlamente ein Beschlußantrag angenommen, wonach „mit Rücksicht darauf, daß die bestehenden Gesetze für die Entschädigung resp. Unterstützung der während der Arbeit verletzten oder getödteten Arbeiter und der Familien der letzteren nicht genügend vorsorgen", die Regierung angewiesen wurde, einen Gesetzentwurf über die Unfallversicherung vorzulegen.

Als einleitendes Ergebniß des Studiums veröffentlichte das Handelsministerium noch im selben Jahre eine Uebersicht der zu Gunsten der Arbeiter bestehenden humanitären Institutionen. Der über die Thätigkeit der ungarischen Fabrikinspektoren veröffentlichte zweite Jahresbericht für 1888 befaßt sich auch mit der Frage der Unfallversicherung und bietet interessante Daten in dieser Richtung.

Im Ganzen sind 938 Betriebe mit insgesammt 94 000 Arbeitern inspizirt worden.

Nach dem Berichte der Fabrikinspektoren bestehen in 50 Fabriken, welche mit dem Bergbau in Verbindung sind oder waren, auch für die hier beschäftigten 27 650 Fabrikarbeiter Bruderladen, welche nicht nur im Falle der Erkrankung Unterstützungen zahlen, sondern auch dem überhaupt arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter, mag die Erwerbsunfähigkeit aus einem Unfalle oder aus anderer Ursache entstanden sein, eine gewisse Versorgungsrente gewähren und auch die Witwen und Waisen der Arbeiter unterstützen.

Mit Krankenunterstützungs-Vereinen stehen 173 Fabriken mit 15 570 Arbeitern im Vertragsverhältniß.

Fabriks-Krankenkassen existiren in 208 Fabriken für 21 049 Arbeiter.

43 Fabriken gewähren 954 Arbeitern im Falle der Erkrankung ärztliche Behandlung, Medikamente und einiges Krankengeld.

Für 24 735 Arbeiter in 464 Fabriken ist in gar keiner Weise vorgesorgt.

Gegen Unfall sind in 108 Fabriken 17 163 Arbeiter versichert.

Nach den bezogenen Daten waren gegen Unfall in 108 Betrieben (11 Prozent) 17 613 Arbeiter (19 Prozent) versichert, wovon 82 Betriebe die Versicherungsprämie aus Eigenem bezahlten, 26 Unternehmer die Arbeiter zur Deckung heranzogen.

In diesen Zahlen sind die landwirthschaftlichen Industriebetriebe, namentlich die zahlreichen landwirthschaftlichen Brennereien nicht inbegriffen, weil das Gewerbegesetz betreffs dieser keine Wirksamkeit hat, und demnach die Fabriksinspektion auf letztere sich auch nicht ausdehnte.

Eine Unfallstatistik, welche für die Fabriksgesetzgebung wichtige und lehrreiche Daten zu liefern berufen ist, besitzen wir nicht, weil die Anzeigepflicht des Unternehmers betreffs aller in seinem Betriebe vorgekommenen Unfälle nicht ausgesprochen ist. Bisher bestehen in dieser Richtung gar keine Vorschriften und nur aus Unfällen resultirende Todesfälle werden durch den Todtenbeschauer der Behörde angezeigt und bilden dann den Gegenstand einer Untersuchung. Andere Unfälle werden in den wenigsten Fabriken genau aufgezeichnet und den Behörden kommen solche nur sehr selten zur Kenntniß.

Wie beträchtlich aber die Zahl der Unfälle auch bei der wenig entwickelten Industrie in Ungarn ist, können wir ermessen, wenn wir uns die statistischen Daten der „Allgemeinen Arbeiterkranken- und Invalidenkasse" in Budapest vorhalten. Nach diesen Daten, welche ein interessantes Streiflicht auf dieses Gebiet werfen, sind bei einem Stande von 34 501 Mitgliedern, welche sich annähernd nur zu zwei Drittheilen aus der eigentlichen industriellen Arbeiterklasse rekrutiren, im Jahre 1887 von 14 525 Arbeitsunfähigkeit hervorrufenden Erkrankungen 2371 Krankheitsfälle, d. i. 16 Prozent, die Folge von Unfällen gewesen.

Theils um der Zeitströmung nach sozialen „Reformen" Rechnung zu tragen, theils aber auch deshalb, um die Heimathsgemeinden von den in Folge von Unfällen an die Arbeitsunfähigen oder deren Hinterbliebene zu zahlenden charitativen Leistungen zu befreien, entschloß sich die Regierung, die Frage der Entschädigung der in Erfüllung der Berufspflichten verunglückten Arbeiter zu regeln. Zu diesem Zwecke wurde eine aus Vertretern der Regierung, der industriellen Körperschaften, aus den Delegirten einiger Versicherungsanstalten, einigen Industriellen wie auch Abgeordneten bestehende Enquête einberufen und derselben „die Grundprinzipien eines die Arbeiter-Unfallversicherung behandelnden Gesetzentwurfes" zur Verhandlung und Begutachtung vorgelegt.

Diese Grundprinzipien haben folgenden Wortlaut:

I. Jeder Fabriksarbeiter, ferner die beim Baugewerbe, in Stein- und Sandbrüchen, wie auch die im Brunnenmacher- und Rauchfangkehrergewerbe beschäftigten Arbeiter, und die in den genannten Betrieben beschäftigten Beamten, deren Jahresgehalt 1000 Gulden nicht übersteigt, können für die aus Betriebsunfällen resultirenden körperlichen Verletzungen vom Arbeitgeber eine Entschädigung beanspruchen.

Als Fabrik wird im Sinne dieses Gesetzes jeder Gewerbebetrieb angesehen, in welchem regelmäßig mindestens 10 Arbeiter beschäftigt werden, oder Betriebe, in welchen ohne Rücksicht auf die Zahl der Arbeiter elementare Motoren wirken, oder endlich, wo Explosivstoffe gewerbsmäßig erzeugt werden.

II. Der Unternehmer ist von dieser Haftpflicht nur in dem Falle befreit, wenn er nachzuweisen vermag, daß der Unfall in Folge eines Erdbebens, eines Krieges oder einer Revolte eingetreten ist, oder vom Verletzten selbst absichtlich verursacht wurde.

III. Im Sinne dieses Gesetzes kann eine Entschädigung beansprucht werden:

1. Im Falle einer Verletzung:

a) Krankenpflegekosten für den Maximalzeitraum von 3 Monaten und täglich bis zur Höhe des vor dem Unfall erhaltenen Taglohnes.

b) Eine Endabfertigung für die Arbeitsunfähigkeit, welche bei gänzlicher Erwerbsunfähigkeit das 800fache des zuletzt bezogenen Arbeitslohnes, — bei theilweiser Arbeitsunfähigkeit einen im Verhältniß der verbliebenen Leistungsfähigkeit zu bestimmenden Bruchtheil der ganzen Abfertigungssumme bildet, welcher Bruchtheil jedoch den 500fachen Taglohn keinesfalls überschreiten darf.

2. Im Falle der Tödtung:

a) Beerdigungskosten, jedoch höchstens 25 Gulden.

b) Eine Abfertigung für die hinterbliebenen Familienglieder (Witwe, Waisen und Aszendenten), zu deren Erhaltung der in Folge des Unfalles Verstorbene gesetzlich verpflichtet war. Die Abfertigung kann die 600fache Summe des vom Verstorbenen zuletzt bezogenen Taglohnes erreichen.

IV. Jede vorhergehende Verabredung, wodurch die Haftpflicht des Unternehmers aufgehoben oder gemindert werden soll, ist ungiltig.

V. Die auf Grund dieser Normen zugesprochenen Entschädigungssummen können nicht den Gegenstand einer gerichtlichen Beschlagnahme bilden.

VI. Der Unternehmer kann sich von der Entschädigungspflicht befreien und zwar:

1. Von der Zahlung der Krankenpflegekosten, wenn er seine sämmtlichen Arbeiter und Bediensteten bei einer Krankenkasse einschreiben läßt oder eine solche Kasse selbst gründet und in beiden Fällen die betreffende Kasse für die Pflege des durch Unfall Beschädigten genügend vorsorgt.

2. Von der Zahlung der Abfertigungssumme, wenn er seine sämmtlichen Arbeiter und Angestellten bei einer der vom Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel im Verordnungswege zu bestimmenden Versicherungsanstalten, oder bei den eventuell von den Interessenten gegründeten Genossenschaften mindestens bis zu dem im Abschnitt III fixirten höchsten Betrag gegen Unfall versichert.

Der Unternehmer ist berechtigt, 50 Prozent des Krankenkassenbeitrages und 10 Prozent des Unfallversicherungsbeitrages vom Lohne des Arbeiters oder des Angestellten in Abzug zu bringen.

VII. In den auf Grund dieses Gesetzes entstehenden Entschädigungsforderungen urtheilt die Gewerbebehörde erster Instanz mit Ausschluß jeder Appellation und werden die zugeurtheilten Beträge binnen 8 Tagen im Exekutionswege eingetrieben und dem Verletzten, oder soferne Unmündige oder unter Kuratel stehende Personen interessirt wären, der Vormundschaftsbehörde übermittelt. Jene Partei, welche das Urtheil der Gewerbebehörde nicht befriedigt, hat das Recht, innerhalb 8 Tagen nach Fällung des Urtheils ihre Ansprüche auf dem ordentlichen Rechtswege geltend zu machen, was jedoch die Exekution des Urtheils nicht verhindert.

VIII. Die in Abschnitt III begründeten Ansprüche verlieren ihre Giltigkeit, wenn sie nicht im Laufe eines Jahres vom Tage des Unfalles geltend gemacht werden; ausgenommen sind nur jene Fälle, wenn die Beschädigung durch ein Verbrechen oder Vergehen des Unternehmers oder anderer Personen verursacht wurde, was besondere Entschädigungsansprüche konstituirt.

IX. Wird über den Unternehmer der Konkurs verhängt, so sind die auf Grund dieses Gesetzes entstehenden Forderungen in die erste Klasse der Konkursforderungen einzureihen.

X. Soferne der durch den Unfall Betroffene in Folge der Verwundung am dritten Tage nach dem Unfall in der Arbeit nicht erscheint, sind die im Abschnitt I bezeichneten Unternehmer oder deren Betriebsleiter verpflichtet, den im Betrieb vorgekommenen Unfall sofort der Gewerbebehörde erster Instanz und gleichzeitig dem Gewerbeinspektor anzuzeigen.

XI. Der die Anzeigepflicht Verabsäumende macht sich einer Uebertretung schuldig und kann über denselben die Gewerbebehörde erster Instanz eine Geldstrafe von 20 bis 200 Gulden verhängen.

XII. Der Unternehmer oder dessen Betriebsleiter ist verpflichtet, die vom Gewerbeinspektor im Interesse der Sicherheit der Arbeiter angeordneten Maßnahmen sofort durchzuführen. Wenn der Unternehmer oder der Betriebsleiter diese Maßnahmen für undurchführbar oder überflüssig hält, so steht ihm innerhalb 15 Tagen das Recht der Berufung an das Ackerbau-, Gewerbe- und Handelsministerium zu.

XIII. Die Vernachlässigung der im Abschnitt XII enthaltenen Verordnungen ist eine Uebertretung, und kann in diesem Falle die Gewerbebehörde über den Unternehmer oder Betriebsleiter eine Geldstrafe von 20 bis 200 Gulden, bei Wiederholungen oder in besonders schweren Fällen eine Arreststrafe von 1 bis 10 Tagen und obige Geldstrafe verhängen.

Die aus den Geldstrafen einfließenden Summen sind gewerblichen Unterrichtszwecken zuzuwenden.

XIV. Bei solchen Anlagen, welche einer besonderen Genehmigung bedürfen, sind die Gewerbebehörden verpflichtet, den Gewerbeinspektor zur Verhandlung schriftlich einzuladen, den Bescheid demselben mitzutheilen und dessen eventuelle Berufungen an die kompetente Oberbehörde zu leiten. —

Soweit die Grundprinzipien, welche nur einen sehr schwachen Anfang zur Sozialreform bilden. Wir hätten gewünscht, die ungarische Regierung hätte ihre diesbezügliche Thätigkeit mit einschneidenderen Reformen begonnen, namentlich durch wirthschaftliche und Steuerreformen, durch Entlastung der untersten und ärmsten Klassen der Steuerträger, insbesondere der kleingewerbe- und ackerbautreibenden Bevölkerung unter Herbeiziehung der oberen Zehntausend im Wege einer progressiven Personaleinkommensteuer, ferner durch Ausdehnung der politischen Rechte auf die breitesten Volksschichten, Einführung des allgemeinen geheimen und direkten Wahlrechtes, damit dem arbeitenden Volke Gelegenheit geboten werde, seine Anschauungen und Wünsche durch eigene, selbstgewählte Vertreter im Parlamente kundzugeben.

Da aber die ungarische Regierung den sozialen Reformen größerer Tragweite vorsorglich aus dem Wege geht, und in Herbeiführung einer langsam bedächtigen Entwicklung blos die Haftpflicht der industriellen Unternehmer konstituirt, — so wollen wir untersuchen, ob und inwieferne die Grundprinzipien des veröffentlichten

Gesetzentwurfes geeignet sind, das angestrebte Ziel zu erreichen und zu verwirklichen.

Der Entwurf berechtigt die Arbeiter der in Punkt I taxative angeführten Betriebe, für körperliche Verletzungen, welche sie in Folge eines während des Betriebes eingetretenen Unfalles erlitten haben, vom Unternehmer eine Entschädigung zu beanspruchen; dieser jedoch kann sich von dieser Entschädigungspflicht befreien, wenn er seine Arbeiter bei einer Versicherungsanstalt versichern läßt. Der Entwurf akzeptirt daher als Grundlage die Haftpflicht des Unternehmers und stellt es der Entschließung des letzteren anheim, ob er die Versicherung in Anspruch nehmen will oder nicht.

Vor Allem müssen wir bemerken, daß im ungarischen Entwurfe die weitgehendste Haftpflicht konstituirt erscheint. Während in der Schweiz der Betriebsunternehmer von der Haftpflicht befreit wird, wenn er nachweist, daß der Unfall durch höhere Gewalt, durch eigenes Verschulden des Verunglückten oder durch Verbrechen oder Vergehen dritter Personen verursacht wurde, die nicht zu seinen Beauftragten zählen, — sind im ungarischen Entwurf die vielfachen Erscheinungen der befreienden vis major auf drei taxative aufgezählte beschränkt, und der Unternehmer für alle Unfälle haftbar, soferne er nicht nachweist, daß sie durch Erdbeben, durch Krieg, durch einen Aufstand oder vorsätzlich durch den Beschädigten selbst verursacht wurden.

Trotz dieser Ausdehnung müssen wir jedoch die Haftpflicht als eine durchaus verfehlte Grundlage bezeichnen, welche vollkommen ungeeignet ist und weder in beschränkter noch in ausgedehnter Form zum Ziele führen kann.

Die Schwäche der Haftpflicht ist besonders bei der Frage der Unfallentschädigung in die Augen springend, denn dieselbe gewährt nicht jedem Arbeiter eines haftpflichtigen Betriebes, falls er in Ausübung seines Berufes verunglückt, eine Entschädigung, — dieselbe wird in vielen Fällen bestritten, — und endlich, wenn der Arbeiter gleich ein unbestrittenes Recht auf die Entschädigung hat, ist er dennoch nicht sicher, dieselbe in allen Fällen zu erhalten.

Wenn beispielsweise die Arbeiter eines Steinbruches oder einer Sandgrube infolge eines Erdbebens verschüttet und arbeitsunfähig würden, erstickten oder einen sonstigen Tod fänden, würden sie, obwohl in Ausübung ihres Berufes verunglückt und an dem Unfall vollkommen schuldlos, dennoch keine Entschädigung erhalten, weil das Gesetz in einem solchen Falle keine Haftpflicht kennt.

Oder nehmen wir als zweites Beispiel den Fall einer Kesselexplosion an, welche ebensogut infolge zu großer Dampfspannung wie Wassermangel, als auch infolge schlechten oder abgenützten Materiales verursacht sein und darum ebensogut die Schuld des Unternehmers wie Arbeiters sein kann; da die geflissentliche Herbeiführung des Unfalles durch den Arbeiter aber den Betriebsunternehmer von der Haftpflicht befreit, würde dieser schon im eigenen Interesse immer dem Verunglückten die Schuld zuzuwälzen suchen und dem Arbeiter eine mala fides oder eine selbstmörderische Absicht imputiren. Diese Argumentation wäre in vielen Fällen erfolgreich, besonders aber dann, wenn der Unfall ein tödtlicher ist und soweit die einzige Person, die möglicher Weise allein in der Lage wäre, die Angaben des Betriebsunternehmers zu widerlegen, für immer beseitigt ist. Ein solches Bestreiten der Entschädigung wäre aber auch zumeist in jenen Fällen von Erfolg, in welchen die verschiedensten, oft nur schwer zu erkennenden Momente zusammenwirken.

Bei Massenunfällen aber, welche besonders in gefährlichen Betrieben, in chemischen Fabriken, bei der Erzeugung oder anderweitiger Verwendung explodirender Stoffe gar nicht selten vorzukommen pflegen, und in welchen Fällen oft die ganze Betriebseinrichtung vernichtet, ja oft auch die Insolvenz des Unternehmers herbeigeführt wird — ist der Unternehmer zuweilen überhaupt nicht in der Lage, der Haftpflicht zu entsprechen. Was kauft sich aber der arbeitsunfähig gewordene Arbeiter für den schönsten Anspruch auf Entschädigung, wenn er nicht

sicher ist, dieselbe in allen Fällen zu erhalten? Wollte man ihm dieselbe aber unter allen Verhältnissen sichern, dann dürfte nicht, wie es in Punkt VI der Grundprinzipien geschieht, die Unfallversicherung fakultativ gestattet werden, sondern dieselbe müßte obligatorisch verordnet und die Unternehmer durch strenge Kontrolmaßregeln gezwungen werden, ihre Arbeiter gegen alle haftpflichtigen Unfälle zu versichern.

Im Gegensatz zu der Haftpflichtvorlage der Regierung waren die Mehrzahl der in der Enquête anwesenden Reichstagsabgeordneten und hervorragenden Vertreter der Großindustrie beredte Wortführer der obligatorischen Unfallversicherung, deren Grundprinzipien der oppositionelle Abgeordnete L. Enyedi, in Form eines Antrages wie folgt, der Enquête vorlegte:

1. Jeder Unternehmer ist verpflichtet, die Pflege- und Heilungskosten, welche aus einem, während seiner Arbeitsleistung im Betriebe erlittenen Unfalle dem Arbeiter erwachsen, zu ersetzen; im Falle theilweiser oder gänzlicher Arbeitsunfähigkeit jedoch einen gerichtlich festzustellenden Schadenersatz zu leisten.

2. Gegen Unfall sind obligatorisch zu versichern die einen jährlichen Gesammtlohn oder eine Bezahlung von weniger als 1000 Gulden genießenden Arbeiter und Hilfsbeamten, sowohl in Fabriken, wie bei allen jenen Industriezweigen, Betrieben und Arbeitskreisen, auf welche das zu schaffende Gesetz den Versicherungszwang erstreckt.

3. Es giebt drei Kategorien von Unfällen:

a) Kleinere Unfälle, die den Beschädigten zeitweilig arbeitsunfähig machen, jedoch die allgemeine Arbeitsunfähigkeit für die Zukunft nicht herabmindern oder verhindern.

b) Schwere Unfälle, welche die Erwerbsfähigkeit dauernd vermindern oder eine dauernde Erwerbsunfähigkeit zur Folge haben.

c) Unfälle mit tödtlichem Ausgange.

4. Ein Recht auf Schadenersatz gewähren nur die sub b) und c) angeführten Unfälle. Die Heilungskosten von Verletzungen, welche aus den sub a) fallenden Unfällen resultiren, sind aus den Unterstützungsgeldern der zu errichtenden Kranken-Unterstützungskassen zu leisten. Die Kapitalien dieser Kassen werden aus den Beiträgen der Unternehmer und Arbeiter gebildet. Gegen die sub b) und c) qualifizirten Unfälle ist der Arbeiter zu versichern.

5. Die Versicherung ist keine individuelle, sondern eine kollektive.

6. Gegenstand der Versicherung ist, wenn der Beschädigte am Leben bleibt, der Schadenersatz für die durch die Verletzung verursachte partielle oder gänzliche Arbeitsunfähigkeit; — bei Unfällen mit tödtlichem Ausgange die Entschädigung der nach dem Verstorbenen Hinterbliebenen.

7. Die Versicherung ist durch eine vom Staate geschaffene, auf das Prinzip der Gegenseitigkeit basirte, das gesammte Risiko für die auf dem Staatsgebiet versicherten Arbeiter umfassende Anstalt zu effektuiren.

8. Die Kosten der Versicherung haben die Unternehmer und der Staat zu tragen; die Unternehmer, indem sie die Versicherungsprämien zu zahlen haben, der Staat, insoferne er die Arbeiterversichungs-Anstalt gründet, dieselbe beaufsichtigt und allen ihren Operationen Steuer-, Stempel- und Gebührenfreiheit gewährt.

9. Die Zentrale der Arbeiterunfallversicherungs-Anstalt ist in Budapest, dieselbe besitzt jedoch Filialen in den Hauptorten der Komitate und in den Städten mit geregeltem Magistrate. Dem Prinzip der Gegenseitigkeit entsprechend sind die Versicherungsprämien blos zur Deckung der Manipulationsspesen, zur Vermehrung der mäßigen und gesetzlich mit einem Maximalbetrage festgestellten Reservefonds und der zur Auszahlung gelangenden jährlichen Entschädigungskosten zu verwenden. Der Ueberschuß des laufenden Jahres fällt zu Gunsten der nächstjährigen Prämien, während andererseits die Versicherer im Falle eines Mankos im Verhältnisse der Prämien zu Nachtragszahlungen verpflichtet sind.

10. Der Schadenersatz ist ordnungsgemäß in Jahresrenten zu leisten, in be-

sonderen Fällen ist diese Rente kapitalisirbar und als Kapital ausbezahlbar.

11. Der Beschädigte verliert nur dann sein Anrecht auf Entschädigung, wenn er den Unfall geflissentlich verschuldete. Bei Unfällen mit tödtlichem Ausgange wird das Entschädigungsrecht der Hinterbliebenen durch diesen Umstand nicht beeinflußt.

12. Wenn der Unfall durch den Arbeitgeber oder dessen Bevollmächtigten absichtlich oder zufolge strafbarer Fahrlässigkeit verschuldet wurde, kann die Versicherungsanstalt gegen denselben ihren Regreß auf dem ordentlichen gerichtlichen Wege geltend machen.

13. Die Grundlage zur Feststellung der Entschädigungsrente für Lehrlinge bildet der 300fache Betrag des Minimal-Taglohnes erwachsener Arbeiter. Die Rente der erwachsenen Arbeiter und Hilfsbeamten ist gleichfalls nach dem 300fachen Taglohne festzustellen. Die höchste jährliche Entschädigungssumme ist aber 500 Gulden. — Das Maximum der Entschädigung der Witwen und Waisen ist 60 Prozent des 300fachen Taglohnes.

14. In streitigen Fragen zwischen der Versicherungs-Anstalt und dem zu entschädigenden Versicherten urtheilen die ständig konstituirten Schiedsgerichte. Diese bestehen aus Vertrauensmännern der Unternehmer, der Arbeiter und des Staates. Der Präsident des Schiedsgerichtes ist aus dem Kreise des Richterstandes zu wählen. — —

Da die Manchestermänner, welche sich übrigens auch gegen die Haftpflicht aussprachen, den Antrag Enyedi in Bezug auf die obligatorische Unfallversicherung, wie auch überhaupt jede Sozialreform mit den Argumenten der Manchesterschule auf's Entschiedenste bekämpften, entsendete die Enquête ein engeres Komite, welches die vorhandenen Daten durchstudiren, die mögliche Belastung des Staates im Falle der obligatorischen Unfallversicherung berechnen und der Enquête einen detailirten Bericht unterbreiten sollte. —

Ueber die Resultate der Berathungen dieses engeren Komites, das den Antrag Enyedi's verhandeln sollte, wurde nichts verlautbar; auch die Enquête wurde zu keinen weiteren Sitzungen einberufen und scheint so zu den Todten gelegt worden zu sein!

In den weiteren Ausführungen werden wir uns sonach nur mit dem Regierungsentwurfe beschäftigen.

Den Umfang des Gesetzentwurfes betreffend ist die Vorlage — soferne dieselbe blos für Fabrikarbeiter und für die im Bau-, Brunnenmacher-, Schornsteinfegergewerbe, wie auch für die in Stein- und Sandbrüchen thätigen Arbeiter vorsorgt, — mangelhaft und einseitig. Es ist nicht nur unbillig, sondern auch den bestehenden, der Sanirung bedürftigen sozialen Verhältnissen Ungarns wenig entsprechend, die bei Transportunternehmungen (Eisenbahnen, Dampfschiffen, Flößereien, Tramways 2c.) oder in anderen Gewerben, sowie die in der Land- und Forstwirthschaft und im Bergbau beschäftigten Arbeiter weniger zu berücksichtigen, als jene der angeführten industriellen Betriebe. Auch für die in der Landwirthschaft als Knechte, Taglöhner 2c. verwendeten rund 2 Millionen Arbeiter ist die gesetzliche Fürsorge umsomehr und dringend geboten, als die Löhne der landwirthschaftlichen Arbeiter im Jahresdurchschnitt notorisch hinter dem Niveau selbst der niedrigsten in der Industrie gezahlten Löhne zurückbleiben, und die dem landwirthschaftlichen Arbeiter im Gegensatze zum heutigen Industriearbeiter ehedem zugute gekommenen patriarchalischen Verhältnisse in Bezug auf Versorgung im Falle der Arbeitsunfähigkeit wohl als dahingeschwunden bezeichnet werden müssen. Die angeblich geringere Gefahr einer körperlichen Verletzung im landwirthschaftlichen Betrieb vermag die Exemtion der Landwirthschaft auch nicht zu begründen. An der Hand auf Deutschland bezugnehmender statistischer Daten läßt sich behaupten, daß in der Landwirthschaft aus dem Gebrauche der Maschinen, durch Herabstürzen von Balken, Bäumen, Dächern, Heuschobern, durch Verschüttungen, Ueberfahren u. s. w., verhältnißmäßig mehr Unfälle mit tödtlichem Ausgange vorkommen, als in der Industrie.

Mit Fug und Recht darf unter diesen Umständen ausgesprochen werden, daß es

sich bei dem vorliegenden Gesetzentwurfe nicht, wie der Titel desselben besagt, um eine allgemeine Einführung der Unfallversicherung „der Arbeiter" handelt, sondern daß die diesfällige Fürsorge sich auf die dem industriellen Großbetrieb angehörenden Arbeiter beschränkt und daß die Lohnarbeiter des Kleingewerbes, der Land- und Forstwirthschaft und der Transport-Unternehmungen, falls sie in Ausübung ihres Berufes verunglücken, der Armenkasse ihrer Heimathsgemeinde anheimgegeben, oder besser gesagt, auf den Kehrichthaufen der Gesellschaft geworfen werden!

Punkt VI des Regierungsentwurfes enthält eine Bestimmung, welche es dem Unternehmer ermöglicht, den Arbeiter zu einem Beitrag für die Haftpflicht heranzuziehen. Wenn der Unternehmer seine Arbeiter gegen Krankheit oder Unfall versichert, so ist er berechtigt, in ersterem Falle 50 Prozent der Krankenkassengebühren, in letzterem Falle 10 Prozent der Versicherungsprämie dem Arbeiter vom Lohne abzuziehen. — Da wohl Niemand bestreiten wird, daß die aus der Haftpflicht erwachsende Last einen Theil der Produktionskosten bildet, für welche der Betriebsunternehmer aufzukommen hat und welche auf den Konsumenten überwälzt wird, — ist es weder logisch noch konsequent, den versicherten Arbeiter zur Beitragsleistung heranzuziehen; die Beitragsleistung der Arbeiter entbehrt umsoweniger jeder Begründung, als jener unmittelbaren aus dem gewerblichen Betrieb entstehenden Gefahr eben nur der Arbeiter in diesem Betriebe ausgesetzt und es daher nur gerecht ist, wenn für diese Entschädigung derjenige aufkommt, in dessen Betriebe er den Unfall erlitten hat. Den überwiegend größeren Theil des Risikos trägt übrigens der Arbeiter auch dann noch und unter allen Umständen, da die im Sinne des Regierungsentwurfes ihm zufallende Entschädigung nicht mit der vollen Höhe seines Jahresverdienstes in Form einer Rente zugemessen werden wird, sondern der Arbeiter mit einer lumpigen Hungersquote ein für allemal abgespeist werden soll.

Die Herbeiziehung der Arbeiter zur Prämienzahlung ist aber nicht nur eine Ungerechtigkeit stärkster Art gegen die Arbeiter, sondern zugleich ungünstig und schädigend für alle diejenigen Unternehmer, welche im Gegensatz zu ihren Konkurrenten, sei es aus Humanitäts- oder sonstigen Gründen, sich veranlaßt sahen, ihre Arbeiter zu versichern, ohne daß diese Industriellen daran gedacht hätten, die betreffenden Prämienbeträge vom Lohne der Arbeiter abzuziehen. Thatsächlich waren gegen Unfall in 108 Betrieben (11 Prozent) 17 163 Arbeiter (19 Prozent) versichert, wovon 82 Betriebe die Versicherungsprämien aus Eigenem bezahlten, und nur 26 Unternehmer die Arbeiter zur Deckung heranzogen.

Wenn dies bislang schon der Fall ist, da die Last der Versicherung eben nur Einzelne trifft, und demgemäß die Unthunlichkeit einer Abwälzung auf den Konsumenten der Waare klar vorliegt, um wie viel weniger dürfte ein Herbeiziehen der Arbeiter dann Platz greifen, wenn die Last sich gleichmäßig auf alle Unternehmer vertheilt und hiedurch die Ueberwälzung mindestens wesentlich erleichtert wird!

Hiermit wären wir mit unserer Kritik des Entwurfes in seinen Hauptbestimmungen zu Ende.

Wir vermissen in dem Gesetzentwurfe jene Prinzipien, welche diese sozialpolitische Anregung wie aus einem Gusse gemacht erscheinen ließen und die ganze Frage vollständig lösen würden. — Die ungarische Regierung hat ähnlich wie beim Gewerbegesetze vom Jahre 1884 auch bei diesem Entwurfe den klaren prinzipiellen Standpunkt — von dem aus allein Gesetze geschaffen werden dürfen und sollen — aufgegeben, für sie sind einzig und allein Zweckmäßigkeitsgründe maßgebend; die mit den verschiedenen Interessenschichten der herrschenden Gesellschaft abgeschlossenen Kompromisse werden über die weitere Gestaltung des Entwurfes entscheiden, ja denselben vielleicht sogar von der Tagesordnung der Legislative absetzen und behufs weiterer „Studien" in das mystische Dunkel eines Papierkorbes versenken!

Wir können dem Gesetzentwurfe jene

große sozialpolitische Bedeutung nicht zuerkennen, welche denselben in manchen Kreisen beigelegt wird. Das traurige Loos der arbeitenden Klassen bleibt unverändert, und es wird nur einem Bruchtheile der Arbeiterschaft und theilweise auf deren Kosten für den Unglücksfall eine unzureichende Hilfe gewährt; die verschiedenen Gemeinden, denen bisher die Versorgung der Verkrüppelten und der Angehörigen der getödteten Arbeiter oblag, werden auf diese Weise wesentlich entlastet, — daher dieser Entwurf weniger als eine Sozialreform, sondern mehr als Regelung der Armenpflege durch Entlastung der Gemeinden anzusehen ist.

Das Frauenstudium in der Schweiz.

Von

C. Lübeck.

Wer über das Frauenstudium schreiben will, muß nothwendiger Weise die Geschichte der wirthschaftlichen Entwicklung des betreffenden Volkes aufschlagen, denn das Frauenstudium ist nur der Ausfluß der allgemeinen wirthschaftlichen oder sozialen Frage, und nur im Rahmen derselben kann ihre Beantwortung und richtige Lösung erfolgen. Dies gilt von allen Völkern und besonders auch von der Schweiz, in welcher das Frauenstudium schon verhältnißmäßig früh eine Stätte gefunden hat.

Der Ursprung des Frauenstudiums ist auf die verheerende Wirkung der kapitalistischen Produktion, auf den Umstand zurückzuführen, daß die frühere Wirthschaftsform, die Naturalwirthschaft, in Trümmer ging und daß unter den Trümmern derselben die alte Familie begraben wurde. Diese Periode machte sich in der Schweiz mit ihrer kleinbäuerlichen Bevölkerung besonders früh bemerkbar. Die Ackerwirthschaft war im Allgemeinen unzureichend, um das fleißige Völkchen zu ernähren; es hatte, wie dies auch allgemein seitens der bäuerlichen Bevölkerung geschah, die verschiedensten weiblichen Beschäftigungen, die sich im Hause und in der Familie entwickelt, das Spinnen, Weben u. s. w. zur Höhe eines Gewerbes gebracht, das nicht nur für den Hausbedarf, sondern auch für den Markt produzirte und dadurch die Lasten erleichterte, die in Gestalt von Zinsen, Steuern, Zehnten u. s. w. auf den bäuerlichen Grundstücken ruhten und die bescheidenen Erträgnisse der Landwirthschaft zum großen Theil auffaugten. War die Lage der Bauern auch bei der verdoppelten Thätigkeit keineswegs eine glänzende, wurde sie oft genug durch Mißernten in bedenkliches Schwanken versetzt, so war doch ein Auskommen möglich und die wirthschaftliche Lage der Bauern im Allgemeinen eine günstigere als heute. Die Gemeinsamkeit der Arbeit, die verhältnißmäßige Fruchtbarkeit derselben, das Vorherrschen des Familiengedankens bei jeder Thätigkeit, dies Alles machte übrigens die Familie zu einer geschlossenen; förderte auch in hohem Maße den Familiensinn und machte die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern von selbst zu festeren und innigeren. — Der geistige Horizont dieser Familie war freilich ein eng begrenzter. Die geistige Heranbildung der Kinder hatte der Staat übernommen und in der Familie selbst fanden sich keine pädagogischen Kräfte, die das Werk der Schule hätten vertiefen und erweitern können. In der alten Familie, besonders in der ländlichen, lebte eine gewisse Feindschaft gegen das Lernen, gegen die Bücher, welche die Kinder von der häuslichen Arbeit ablenkten, ihre Gedanken verwirrten

und ihnen Lebensideale vorzauberten, die mit dem praktischen Leben nicht vereinbar erschienen. Wie der Handwerker der früheren Tage den Sohn zu seinem Nachfolger im Berufe erzog, so sah auch der Landwirth für den seinigen nur eine Lebensaufgabe, den bis dahin behaupteten Grundbesitz aufrecht zu erhalten und das Vorbild zu erreichen, das er selbst ihm gab. Darin gipfelte auch die mütterliche Erziehung: Die Söhne sollten dem Vater, die Töchter der Mutter entsprechen und wie die Söhne in fleißiger Arbeit ihr Lebensglück finden. Der hochgesteigerte Hausfleiß führte zum Abwenden vom geistigen Leben, zum Verzicht auf eine höhere bürgerliche Entwicklung, und auf der andern Seite zu jenem blinden Vertrauen in das Walten der Obrigkeit, wie es von jeder herrschsüchtigen Regierung gewünscht und durch alle ihre Organe dem Volke anempfohlen wird. Die alte Familie bildete eine natürliche Basis der Knechtschaft; das Streben nach politischer Freiheit beginnt erst mit dem Zusammenbrechen der früheren Wirthschaftsform, dem Hinausstoßen der Familienangehörigen aus dem Hause, mit dem Zwange, den öffentlichen Verhältnissen sich zuzuwenden und das Existenzrecht des Bürgers höher als dasjenige der Regierung zu stellen. Als die Bauern am Zürichsee den Boden unter den Füßen wanken und schwinden fühlten, begrüßten sie die große französische Revolution als das Morgenroth einer neuen glücklicheren Zeit der Befreiung vom bleiernen politischen und ökonomischen Druck. Und als der Tag von Uster kam, der die schweizerische Regenerationsperiode einleitete, da waren es wieder die Bauern, welche zum großen Volkstage zusammentraten, und neben ihren politischen Forderungen brachen sich Wünsche Bahn, die nichts geringeres bezweckten, als das Verbot oder die Zerstörung der im Kanton Zürich entstandenen mechanischen Fabriken, welche der bäuerlichen Hausproduktion eine vernichtende Konkurrenz machten.

Es ist noch ein Faktor, der bei unsern Erörterungen in Betracht fällt, der städtische Handwerksbetrieb nämlich, der einst noch in Ehren stand und sich häufig zu einem gewissen Wohlstande erhob; der geschickte Meister konnte ein volles, gut gezähltes Menschenalter hindurch in seiner Werkstatt verbleiben und in den Jahreskreis der deutschen Altersversicherung hineingelangen. Seine soziale Stellung war frei von Nahrungssorgen, seine Arbeit fand noch einen entsprechenden Lohn. Aber auch in der Familie des Handwerkers mußte rüstig geschafft und gearbeitet werden, denn wie bei den Bauern, so war auch bei den Bürgern der größte Theil des häuslichen Bedarfs an Wäsche, Kleidung u. s. w. in der Familie selbst zu decken. Es gereichte derselben zum Stolze, wenn die Vorrathsschränke, die Kästen mit Wäsche und Stoffen, die im Hause selbst gearbeitet wurden, gefüllt waren. — Hier fiel diese Arbeit, ebenso wie im Bauernhause, den weiblichen Familienangehörigen zu; sie war beiläufig mannigfaltiger als die bäuerliche, da sie sich den sozialen Verhältnissen, dem feineren Geschmacke der städtischen Bevölkerung anpaßte. Aus diesem Grunde war sie auch vor der bäuerlichen auf dem Markte im Vorsprung. Das geistige Leben stand in der Stadt auf höherer Stufe, da in derselben die Anregungen zu geistiger Entwicklung zahlreicher, die Schulen besser waren, vor allen Dingen aber in den selbständigen Handwerkern ein größeres Selbstbewußtsein, ein berechtigter Stolz auf die eigene Arbeit wohnte. Immerhin war auch in der Familie des Handwerkers die Frau dem Manne tief untergeordnet und die Erziehung der Kinder dem Verhältniß zwischen den Eltern angepaßt. Durch den Hereinbruch des Kapitalismus und des mechanischen Industriebetriebes wurde das Wirthschaftssystem in Stadt und Land über den Haufen geworfen. Statt Wohlstand, Friede und Freude zog die Sorge und das Elend in die Familie ein. Die Hilfsarbeit des Landmanns entwerthete, und der fleißige und geachtete Handwerker sah den goldenen Boden unter seinen Füßen schwinden. Hier wie dort gerieth der einst so blühende Familienbestand in Zerfall; das Haus leerte sich; die überflüssigen männlichen Angehörigen wandten

sich vom Lande in die Stadt, um Arbeit zu suchen, und die im Handwerk erliegenden Arbeitskräfte griffen zum Wanderstabe, um anderswo eine lohnendere Arbeitsstätte zu suchen, meistentheils aber um in der großen Proletarierströmung, welche die Industrieländer durchfluthete, zu versinken. — Der Zusammenbruch der alten Wirthschaft und Familie erfolgte nicht plötzlich, er bietet vielmehr das Bild eines langsamen Zerbröckelns und Sterbens. Nur schwer vermag sich der Mensch von der Arbeitsstätte zu trennen, die ihm Brot und Leben gab. Es fällt ihm schwer, das Furchtbare zu glauben, daß die Quelle der Arbeit für immer versiegt und für ihn die Aussicht auf Wiederkehr besserer Zeiten für immer geschwunden sei. Die Bauern und Handwerker klammerten sich mit eiserner Kraft, die einen an ihre Scholle, die andern an ihren alten Arbeitsplatz. Keiner wollte freiwillig weichen; sie glaubten in der Verdoppelung ihrer Thätigkeit eine Verbesserung ihrer Lage schaffen zu können, sie scheuten keine Mühe und Anstrengung. An die Stelle der ehemaligen ruhigen Hausarbeit trat jetzt die fieberhafte und aufreibende Hungerarbeit der Hausindustrie. Man suchte gewaltsam die Wiederkehr besserer Zeiten zu erzwingen, ohne jedoch etwas anderes zu erreichen, als ein noch größeres Elend und einen Degenerationsprozeß heraufzubeschwören, der weite Kreise des arbeitenden Volkes erfaßte. — Der Zusammenbruch des Kleinbauernthums läßt sich in der Schweiz ziemlich deutlich verfolgen nach den statistischen Erhebungen, die vom Zürcher statistischen Bureau (Greulich) über die Lage der Landwirthschaft veranstaltet wurden.

In den Jahren 1842/43 wurden im Kanton landwirthschaftliche Untersuchungen vorgenommen. Es ergab sich dabei ein Bestand landwirthschaftlicher Grundbesitzer von 36 353. Nach der Volkszählung von 1880, also 38 Jahre später, hatte sich die Zahl der selbständigen Landwirthe im Kanton um 13 414, d. h. um fast 37 Proz. vermindert. Und nach der neuesten landwirthschaftlichen Statistik des Kantons hat vom Jahre 1866 bis zum Jahre 1886 die Zahl der Besitzer von 5 und mehr Stück Rindvieh um 3195 zugenommen, in der gleichen Zeit dagegen die Zahl der Besitzer von 1 bis 4 Stück Rindvieh um 4333 abgenommen. Thatsächlich sind in den zwanzig Jahren 1138 Viehbesitzer verschwunden, oder 73,7 Proz. der in die Bewegung gekommenen Viehbesitzer konnten sich über das vorherige Niveau erheben und 26,3 Proz. sind dem Kampf um's Dasein zum Opfer gefallen, und mit den 1138 Viehbesitzern eben so viele Haushaltungen zu Grunde gegangen. Wie viele bäuerlichen Wirthschaften vor 1842 dem jähen Hereinbruch des Kapitalismus erlegen, das läßt sich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich wird die Zahl derselben gleichfalls eine bedeutende sein. Die bäuerliche Familie zu 5 Personen veranschlagt und die Zahl der verschwundenen Wirthschaften nur auf 15 000, so betrüge der Gesammtverlust an landwirthschaftlicher Bevölkerung — ohne die Hilfsarbeiter mit ihren Familien — nicht weniger als 75 000. Was ist aus diesen 75 000 Angehörigen der landwirthschaftlichen Bevölkerung geworden? Man weiß, daß die Fabriken einen großen Prozentsatz der ärmeren und ärmsten Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, aufgenommen und in den Dienst des Kapitals geschmiedet haben. Ein großer Bruchtheil der weiblichen Bevölkerung überschwemmt in unseren Tagen alle Staaten, die niedrigste Arbeit suchend, sich als Dienstmädchen für Küche und Haus verdingend. Nach der Schweizerischen Berufsstatistik von 1880 befinden sich in der Schweiz ca. 74 000 Dienstmädchen, außerdem 1638 männliche Dienstboten. Ein großer Prozentsatz derselben gehört dem Auslande an, aber viele der schweizerischen Dienstmädchen befinden sich im Ausland, um daselbst Stellung zu suchen. Die Zahl derselben mag gleichfalls viele Tausende betragen. In diesem Kontingent der Dienstboten mag eine Welle der aus der bäuerlichen Familie hinausgestoßenen Personen zu suchen sein. Bildeten die Dienstboten die erste Welle? Schwerlich. Die Frauen und Mädchen der ersten Periode des Niedergangs der

Familie brachten noch, wie wir schon gesehen haben, gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten aus der Familie auf den Arbeitsmarkt. Dieselben reichten über das gewöhnliche Maß der Gesindearbeit hinaus. Die Frauen wußten ja in allen Künsten der weiblichen Handarbeit, wie sie auf dem Lande gebraucht wurde, Bescheid; sie mögen dieselben im Anfang auch verwerthet und mit Hilfe derselben einen lohnenden Verdienst gefunden haben, obwohl die mechanische Produktion sich verhältnißmäßig rasch gerade auf diejenigen Arbeitsgebiete warf, die zu den eigentlich weiblichen zählten. Und thatsächlich sind es anfänglich auch die Männer, welche bei der Nothwendigkeit, sich neue Arbeit zu suchen, den Frauen Konkurrenz machen. Wir sehen zur Zeit der französischen Revolution in Frankreich die Frauen gegen die Männerarbeit in verschiedenen Berufszweigen protestiren, welche die Frauen als ihre spezielle Domäne zu betrachten gewohnt waren. — Es war unter dem schweren Drucke des Kapitals ein verzweifeltes Drängen unter den Besitz- und Arbeitslosen entstanden, um neue Arbeitsgelegenheiten zu erringen. Das Recht des Stärkeren war dabei entscheidend, und der Stärkste von allen war schließlich das Kapital.

Die Strömung der Arbeit suchenden Frauen vom Lande stieß mit einer ziemlich gleich starken aus den Städten zusammen. Wir haben leider keine Zahlen über den Rückgang des Handwerks in Folge der kapitalistischen Produktion. Aber wo ist der alte geachtete Handwerkerstand gebieben? — Der goldene Boden desselben ist mythisch geworden, das unerreichbare Ziel zahlreicher Wünsche und Träume. Das alte Handwerk ist von der Bildfläche verschwunden. Hier und da findet man in den großen Arbeitszentren Arbeit suchend noch einzelne Meister, die selber oder deren Eltern noch bessere Tage gesehen, denen jedoch der industrielle Kapitalismus das liebgewordene Handwerk gründlich gelegt hat. — Die Töchter der Handwerker aber sind hinausgetrieben worden aus der Familie; dieselben warfen sich naturgemäß auf die bessern Stellungen und erreichten sie anfänglich in Folge der größeren Befähigung, die sie sich in der Familie erworben, leichter als die Töchter aus dem Bauernstande, für die außer der Fabrikarbeit kaum etwas Anderes als der Gesindeberuf mit seiner Entwürdigung übrig blieb. — Aber der Vorrang der Städterin war nur im Anfang möglich gewesen. Die kapitalistische Herrschaft breitete sich mehr und mehr aus und zog immer weitere Kreise in's Verderben. Die Zahl der Konkurrentinnen steigerte sich, auf der andern Seite hörten in der Familie die Hausarbeiten mehr und mehr auf; die Mädchen in den Städten wuchsen ebenso ungerüstet für den Existenzkampf auf wie die bäuerlichen. Die Folge war, daß die besseren Lebensstellungen auch den Städterinnen schwerer zu erreichen waren und die Töchter des Handwerkers häufig genug in den Dienst gehen mußten.

Heute ist die häusliche Arbeit der Töchter in den Familien so vollständig erloschen, daß sie als obligatorisches Schulfach in die schweizerische Volksschule aufgenommen werden mußte, natürlich nicht mehr in altem Umfange. Es fällt heute Niemandem mehr ein, die Kinder spinnen und weben zu lehren, oder irgend eine andere der alten weiblichen Familienkünste. Die Zeit der einstigen Frauenarbeit ist eben definitiv vorüber, heute handelt es sich nur noch darum, den Mädchen Unterweisung in den allerunentbehrlichsten weiblichen Arbeiten, im Stricken, Nähen, Stopfen, Sticken u. s. w. zu geben. In Privatinstituten erhalten sie sogar karakteristischer Weise Unterricht in der Haushaltungskunde, im Kochen, in der Buchführung u. s. w., damit sie im Fall der Verheirathung auch im Stande sind, einem Haushalte vorzustehen. — Also selbst die Unterweisung der Mädchen in den allereinfachsten Haushaltungsgeschäften hat in zahlreichen Familien aufgehört. Was ist da von der alten Familie noch übrig geblieben! — Die Eheschließungen vermindern sich stetig, und welche arbeitende Frau hat noch Zeit, sich um Familienleben, Kindererziehung u. s. w. zu bekümmern? Wie soll auch der ehemalige innige Zusammenhalt in der Familie wieder hergestellt werden, wenn die soziale

Bedrängniß die Eltern zwingt, die Kinder im zarten Alter schon dem Industriemoloch in die Arme zu werfen, wenn jeder Theil in der Familie auf eigenen Verdienst ausgeht, wenn ein Jeder für sich selber arbeitet, an den Verdienst eigene Ansprüche stellt u. s. w.? — Das Familienleben der ärmeren Volksklassen in der Gegenwart ist unheilbar zerrüttet. Dies ist eine unwiderlegbare Thatsache. Will man den Grad dieser Zerrüttung ermessen, dann gehe man in die Straf- und Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher, dann frage man nach der Ursache der immer häufiger werdenden Wegnahme der Kinder von den Eltern, die ihren elterlichen Pflichten nicht mehr nachkommen können.

Wir sahen vorhin die Arbeiterinnen von Stadt und Land in zwei gewaltigen Strömungen aufeinander prallen. Wir haben bei dem Konkurrenzkampf, der sich unter den Angehörigen desselben Geschlechts entwickelte, nicht stark genug betont, daß auch die Männer den Frauen eine vernichtende Konkurrenz bereiteten, wie sie selber gegen die weibliche sich zu vertheidigen hatten. — Auch für die männlichen Familienangehörigen hört die Familie auf, sie für das Leben entsprechend vorzubereiten. In den unteren Schichten traten sie, wenn sie nicht früh schon in die Fabrik gewandert, als gewöhnliche Tagelöhner in das gesellschaftliche Leben ein, Arbeit um jeden Preis suchend.

Der Siegesmarsch des Kapitalismus dauert fort, auf jedem Schritt bezeichnen Opfer seinen Weg. Dem Niedergange der unteren Volksschichten folgen heute mehr und mehr die Mittelklassen, und stürmischer als je zuvor umlagern die Frauen die von den Männern mühsam behaupteten Arbeitsgebiete; auch die wissenschaftlichen. Sie überfluthen alle Dämme, die man gegen sie errichtet, und in der Schweiz giebt es kaum noch einen Beruf, in den sie nicht hineingedrungen wären. — Die schweizerische Berufsstatistik gewährt uns von der Frauenarbeit in der Schweiz folgendes Bild: Es sind beschäftigt als selbständige Arbeiter: in der Urproduktion und zwar in der Landwirthschaft, Weinbau, Käserei und Gartenbau 400 000 Männer und 150 000 Frauen; in der Produktion von Lebens- und Genußmitteln 34 500 Männer, 5276 Frauen; Kleidung und Putz 45 693 Männer, 85 326 Frauen, Schuhmacher 27 893 Männer, 1962 Frauen; Stroh- und Roßhaarflechterei 1626 Männer, 10 599 Frauen; Kürschner, Kappen- und Handschuhmacher 291 Männer, 127 Frauen; Posamenter 221 Männer, 155 Frauen; Knopf- und Kammmacher 204 Männer, 79 Frauen; Schirmmacher 238 Männer, 163 Frauen; Barbiere und Haararbeiter 1657 Männer, 238 Frauen. — Weniger bedeutend ist die Betheiligung beim Bau und Einrichten der Wohnungen. Es kommen auf 105 055 Männer 2017 Frauen; in den verschiedenen Zweigen der Typographie auf 7026 Männer 908 Frauen. — Weiter sind beschäftigt in der Textilindustrie 52 838 Männer, 103 452 Frauen; in den chemischen Gewerben (Färberei, Bleicherei und Appretirung, Zeugdruckerei, Papier- und Holzstoffabrikation, Gerberei, Seifen- und Kerzenfabrikation, Gasfabrikation) 14 000 Männer, 4302 Frauen; in der Maschinen- und Werkzeugfabrikation 64 921 Männer, 15 550 Frauen (14 716 Uhrenarbeiterinnen, 29 189 Männer); im Handel 38 580 Männer, 16 804 Frauen; in Banken und Agenturen 5767 Männer, 148 Frauen; in Wirthschaftswesen 15 004 Männer, 18 692 Frauen; beim Straßen- und Wasserbau 8325 Männer, 36 Frauen; Eisenbahnbau und Betrieb 24 483 Männer, 367 Frauen; Post-, Telegraphen- und Telephondienst 5412 Männer, 1165 Frauen; Spedition, Fuhr- und Botenwesen 6916 Männer, 211 Frauen; Schiffahrt und Flößerei 1562 Männer, 31 Frauen; in der öffentlichen Verwaltung, Justiz- und Rechtspflege 42 293 Männer, 448 Frauen; im Kultus und Unterricht 12 692 Männer, 7975 Frauen; in den Künsten 3447 Männer, 818 Frauen; Leiter und Bedienstete in öffentlichen Anstalten 1118 Männer, 1771 Frauen; Krankenwärter und Pflegerinnen 345 Männer, 2283 Frauen; Dienstmänner, Holzhacker u. s. w. 2518 Männer, 90 Frauen; Tagelöhner 3753 Männer, 4300 Frauen.

Wir könnten diese Zahlen noch etwas näher beleuchten, und würden dabei grelle Streiflichter erhalten, welche den Segen der heutigen Frauenarbeit in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen lassen. Wir finden z. B. die Frauen in hohem Alter in den schwersten Berufen. Wir stoßen auf ein großes Heer beschäftigungsloser Dienstmädchen, darunter auch viele in hohem Alter; auch der frühen Sterblichkeit begegnen wir in den Reihen der Arbeiterinnen. Indeß wir verzichten auf eine nähere Darlegung, weil die betreffenden Verhältnisse in allen Staaten die gleichen sind. Mit der heutigen Frauenarbeit sind überall Noth, Elend und Entwürdigung eng verknüpft, und oft genug zeigt sich ein unbeschreiblich schreckliches Dasein.

Halten wir den obigen Zahlen einige deutsche entgegen. In Berlin weist die weibliche Arbeit folgende Verhältnisse auf: Das Verhältniß der Zahl der weiblichen Arbeiter der betreffenden Berufe zur weiblichen Gesammtbevölkerung betrug daselbst:

	weibl. Personen
Persönliche Dienstleistungen	1 auf 8
Schneiderei	1 „ 31
Wäscherei	1 „ 108
Handel jeder Art . . .	1 „ 115
Erziehung und Unterricht .	1 „ 206
Putz- und Blumenmacherei, Federfabrikation . .	1 „ 210
Beherbergungen, Zimmervermiethungen, Pensionen	1 „ 319
Gesundheitspflege, Krankenverpflegung	1 „ 407
Tapisserie, Stickwaaren .	1 „ 537
Kunst, Literatur, Presse .	1 „ 734
Friseure, Parfümerie . .	1 „ 808

Auf 1,4 männliche Bewohner ein Berufsthätiger, dagegen eine auf 3,4 weibliche Bewohner.

Man ersieht aus diesen Zahlen, wie das weibliche Kontingent der arbeitenden Personen am stärksten in den untersten Berufen vertreten ist. Von 8 Frauen ist 1 eine Magd u. s. w., von 31 1 eine Schneiderin u. s. w. — Von amtlichen Stellungen, von Bureauarbeiterinnen aller Art ist in dieser Statistik eben so wenig die Rede, wie von irgend welchen wissenschaftlichen Berufen. Die Statistik entspricht jedoch der Wirklichkeit, denn in Preußen-Deutschland ist das Arbeitsgebiet der Frauen auf das Engste begrenzt; sie kommen bei ihren Emanzipationsbestrebungen über die Berufsstellung der Lehrerinnen nicht heraus, es wird ihnen sogar der Buchhalterinnenberuf bestritten. Die Beschränkung der weiblichen Berufsthätigkeit nach oben hin bedeutet aber die Vermehrung der Arbeiterinnen in den niedrigsten Berufsstellungen, der Dienstmädchen, der Fabrikarbeiterinnen, aber auch der Prostituirten. — Die Absperrung der Frauen nach oben hin schafft die billigsten Lohnarbeiterinnen nach unten, sie erzeugt auch eine stetig wachsende Zunahme der Unsittlichkeit. Es soll damit nicht gesagt sein, daß bei vollständiger Freigabe aller Berufe für die unteren Klassen der Bevölkerung eine größere Entlastung, ein beträchtliches Steigen der Löhne eintreten müsse. Thatsächlich würde die Freigabe aller Berufe, im Verein mit einer gleichmäßigen Bildung beider Geschlechter, die Löhne allgemein etwas herabdrücken, in den niedrigen Berufen aber jedenfalls eine Besserung der Lohnverhältnisse hervorrufen, während jetzt das Gegentheil erfolgt.

Man hat in Deutschland mit großem Kraftaufwande gegen das Frauenstudium geeifert und nichts unterlassen, dasselbe lächerlich und die Frauen, welche sich demselben widmen, verächtlich zu machen. Man hat vornehm über die Verrücktheiten der emanzipirten Frauen gelächelt, wie man es ähnlich gethan, als die Arbeiter politische Rechte beanspruchten. Man hat von der geringen geistigen Befähigung der Frauen gesprochen, wie man seiner Zeit und noch jetzt von der Bildungsunfähigkeit der Arbeiter spricht, welche sie von jeder politischen Stellung ausschließen. Man spricht heute auch etwas, wovon man früher nie gesprochen. Man redet viel von der Beeinträchtigung der Schönheit und Anmuth der Frauen, wenn sie aus der Familie heraustreten, um in der großen Welt eine eigene Lebensstellung zu erringen. Als ob sie in die Familie zurückkehren könnten! Man hat seiner Zeit kein Wort darüber verloren, als die

Frauen der arbeitenden Klassen in die Fabriken treten, als sie Arbeiten unternehmen mußten, welche weit ihre Kräfte übersteigen und von selbst dahin führen, daß Schönheit und Anmuth verloren gehen. Man will seitens der heutigen „wahren" Frauenfreunde nicht einmal etwas davon wissen, daß die den Körper und Geist ruinirende unmäßig lange Arbeitszeit eingeschränkt werde. — Aus den großen Befürchtungen von dieser Seite spricht das lebhafte Verlangen, die Dinge beim Alten, die Frau in abhängiger und hilfloser Stellung zu belassen. Es ist eine sonderbare Freundschaft, welche die besorgten Freunde der Frauen bethätigen, indem sie denjenigen, welche über den Fluß wollen, die Brücke aufziehen und sie dem Verderben überlassen, das jenseits des Stromes ihrer harrt. Hier sind in erster Reihe nur egoistische Lebensinteressen maßgebend; man hat genug an der Männerkonkurrenz, man will diejenige der Frauen von vornherein zurückweisen, und sucht dieses Ziel auf einem Umwege zu erreichen, indem man den Frauen die Bahn der Selbständigkeit mit Steinen verschüttet, von denen ein jeder den Fuß zum Straucheln bringen und von weiterem Betreten des Weges abhalten soll. In einzelnen Fällen mag die Sorge um den Verlust von Schönheit und Anmuth ehrlich gemeint sein. Was in den höheren Lebensstellungen bei der Frauenarbeit verloren gehen kann, das ist nur die Anmuth der Zierpuppe, des Spielzeugs des Mannes. Durch die maßvolle Beschäftigung der Frauen, durch ein Arbeiten, das mit ihrem körperlichen und geistigen Können in Einklang steht, kann die körperliche Entwicklung nur gewinnen; das Aeußere der Frau wird sich heben, ihre selbständigere Lebensstellung, ihre Unabhängigkeit, ihr höheres Menschenthum zum Ausdruck gelangen. Es liegt ganz in der Hand derjenigen, welche so lebhaft die armen Frauen beklagen, die Arbeit derselben so zu gestalten, daß dieselbe zum Mittel für die Frauen wird, ihre Schönheit und Anmuth zu erhöhen.

In der Schweiz ist man über die meisten der Vorfragen der Frauenarbeit und des Frauenstudiums, die in Deutschland nicht zur Ruhe kommen können, hinweg. Dieselben haben eine vernünftige Lösung gefunden. Wie viel ist nicht in Deutschland und anderswo über das kleine Gehirn der Frauen und über die geistige Inferiorität derselben gesprochen worden! Wie enthusiastisch hat man in Deutschland seiner Zeit die Schrift vom Professor Bischoff in München begrüßt: „Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen". Man hat diese Schrift wie ein Evangelium aufgenommen, denn nun hatte man es schwarz auf weiß, daß die Frau nur zu dienender Stellung, sei es in der Familie, sei es bei der Arbeit außer dem Hause geboren und in erster Reihe Hausfrau, Mutter und Kindererzieherin sei. In der Schweiz ist man über derlei Unsinn rasch zur Tagesordnung übergegangen.

Gelegentlich der Jubelfeier der Züricher Universität schenkten die Studentinnen einen prächtigen Teppich. Der Senat stattete denselben für diese Gabe in warmen Worten seinen Dank ab und berührte in dem betreffenden Dankschreiben auch das Frauenstudium. „Gestützt auf die bisherigen Erfahrungen", sagte er, „spricht das Frauenstudium für sich selber." Es bedeutet dieses Anerkenntniß nichts Geringeres, als daß das Experiment des Frauenstudiums in Zürich glücklich gelungen, daß die Frauen durch ihre Intelligenz, ihren Fleiß und ihr Betragen sowie durch die Erfolge ihres Studiums den Beweis geliefert haben, daß die Frauen zum wissenschaftlichen Studium und zum Konkurrenzkampf auf wissenschaftlichem Gebiete befähigt sind.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Frauenstudium an den schweizerischen Universitäten. Dasselbe beginnt in Zürich und zwar im Wintersemester 1864/65 mit einer russischen Studentin. Im Winter 1867 stellten sich zwei Engländerinnen ein, im Sommer 1868 sind vier Engländerinnen und eine Russin vorhanden. Im Winter 1868/69 stellt sich die erste Amerikanerin ein. Im Winter 1870/71 studiren in Zürich: 1 Schweizerin (die erste derselben trat 1868/69 ein), 1 Deutsche,

1 Oesterreicherin, 2 Engländerinnen, 16 Russinnen, 1 Amerikanerin. Die Zahl der Russinnen ist beständig im Steigen begriffen. Im Winter 1872/73 betrug die Zahl der studirenden Russinnen 96, davon studirte 1 Staatswissenschaften, 69 Medizin, 26 Philosophie. Im folgenden Semester sank die Zahl derselben ganz plötzlich auf 12. Die Ursache war der bekannte Ukas des russischen Kanzlers Gortschakoff, der, offenbar von seinen Polizeiagenten angelogen, Zürich nicht nur als einen Herd der Revolution, sondern auch als eine Brutstätte der Unsittlichkeit bezeichnete und in einer Weise gegen die Studentinnen, die in Zürich studirten, auftrat, daß sein Ukas sich gar nicht abdrucken läßt.

Der Bundespräsident Scherer, ein energischer Patriot, soll gegen das Gortschakoff'sche Machwerk in einer Sprache geantwortet haben, die sich wiederum diplomatisch nicht wiedergeben läßt. Der russische Kanzler hat die Scherer'sche Antwort sicher nicht hinter den Spiegel gesteckt. Jedenfalls war der Ukas für die studirenden Russinnen Grund genug, Zürich zu verlassen, da ihnen derselbe ankündigte, daß Examina, die in Zürich gemacht worden, in Rußland durchaus nicht anerkannt würden. Darauf zerstreuten sich die Russinnen über die anderen schweizerischen Universitäten; sie gingen nach Genf und Bern. Zur Zeit als die Russinnen Zürich verließen, studirten 2 Schweizerinnen, 4 Deutsche, 3 Oesterreicherinnen, 1 Engländerin, 1 Serbin und 1 Französin Medizin; 1 Deutsche, 1 Oesterreicherin, 1 Serbin Philosophie. Im Winter 1875/76 erscheint 1 Niederländerin, im Winter 1877/78 1 Rumänin, im Winter 1881/82 1 Südamerikanerin. Die höchste Ziffer der weiblichen Studirenden zeigt der Sommer 1873 mit 114, in Folge des großen Andrangs russischer Studentinnen. Seitdem schwankt die Gesammtzahl sehr bedeutend; sie sinkt sogar bis auf 9 im Winter 1880/81, von da ab steigt sie wieder stetig: Winter 1880/81 9, Sommer 1881 10, Winter 1881/82 14, Sommer 1882 17, Winter 1882/83 24. Die Zahl der studirenden Schweizerinnen hatte sich nie über 3 erhoben. Im Wintersemester 1882/83 studirten nur noch 2 Schweizerinnen und zwar beide Philosophie. Von 1883 an nimmt bei stetig steigender Gesammtfrequenz der Studentinnen die Zahl der Schweizerinnen bedeutend zu: Im Sommersemester 1884 studirten an der:

Juristischen	Fakultät	1 Dame
Medizinischen	„	30 „
Philosophischen	„	15 „
	zusammen	46 Damen.

Nach der Nationalität gehören 10 der Schweiz, (5 in der medizinischen und 5 in der philosophischen Fakultät) an. Die übrigen sind Ausländerinnen.

Sommersemester 1885:

Juristische	Fakultät	2 Damen
Medizinische	„	29 „
Philosophische	„	14 „
	zusammen	45 Damen.

Darunter befinden sich 16 Schweizerinnen (2 in der juristischen, 8 in der medizinischen und 6 in der philosophischen Fakultät).

Wintersemester 1885/86:

Juristische	Fakultät	1 Dame
Medizinische	„	28 „
Philosophische	„	19 „
	zusammen	48 Damen.

Davon sind 16 Schweizerinnen (1 Juristin, 7 Medizinerinnen und 8 Philosophinnen).

Das Sommersemester 1886 zeigt 37 Ausländerinnen und 16 Schweizerinnen. Von den letzteren studirt 1 Jura, 9 Medizin, 6 Philosophie. Im Wintersemester 1886/87 ist die Zahl der Schweizerinnen die gleiche, diejenige der Ausländerinnen ist um 1 gewachsen; sie beträgt 38.

Die Betheiligung der Schweizerinnen am Studium war, wie man sieht, bis 1885 eine beständig wachsende. Dann erhielt sie sich bis jetzt auf der gleichen Höhe. Interessant ist, daß die steigende Frequenz sich besonders auf dem Gebiete der Medizin und der Philosophie bemerkbar macht, die beide den Frauen den Weg zu höherer praktischer Thätigkeit erschließen.

Das Frauenstudium in Bern beginnt im Wintersemester 1873/74. Im Sommersemester 1884 betrug die Zahl der Studentinnen 42. 31 derselben studirten an der medizinischen Fakultät; da-

von fallen auf Rußland 29, auf die Schweiz und Oesterreich je 1. In der philosophischen Fakultät sind 11 Studentinnen, davon 8 Schweizerinnen, 2 Russinnen, 1 Deutsche.

In den folgenden Semestern finden wir:

Wintersemester 1884/85: 53 Studentinnen, davon

Fakultät:	Gesammtzahl:	Schweiz:
Staatswissenschaftliche	1	—
Medizinische	39	1
Philosophische	13	10
	53	11

Ausländer: Rußland 35, Oesterreich 2, England 1, Deutschland 1.

Sommersemester 1885: 43. Juristische Fakultät 1 (Schweiz), Medizinische Fakultät 31 (28 Rußland, 1 Schweiz, 2 Oesterreich), Philosophische Fakultät 11 (8 Schweiz, 2 Rußland, 1 Deutschland).

Wintersemester 1885/86: 57. Medizinische Fakultät 42 (36 Rußland, 3 Schweiz, 2 Oesterreich, 1 Deutschland). Philosophische Fakultät 15 (10 Schweiz, 2 Rußland, 1 Oesterreich, 2 Deutschland).

In Bern zeigte sich hiernach Anfangs ein Ueberwiegen des schweizerischen Elements in der philosophischen Fakultät; schließlich hält das Studium der Medizin demjenigen der Philosophie die Waage. Also auch hier die durchbrechende Erkenntniß vom praktischen Nutzen des Studiums für das weibliche Geschlecht.

In Genf zeigt sich eine äußerst schwache Betheiligung der Schweizerinnen am Frauenstudium, sei es, daß die Vorurtheile gegen Frauenstudium und Frauenemanzipation noch übermächtig oder die wirthschaftlichen Verhältnisse des Genfer Mittelstandes günstiger als in anderen schweizerischen Kantonen sind. Wie dem auch sei, die Genfer werden hinter den Zürchern und Bernern nicht lange zurückbleiben können — die wirthschaftlichen Verhältnisse werden die Schranken des Vorurtheils und der „guten" Sitte durchbrechen und dem Studium der Schweizerinnen selbst eine breite Bahn erschließen.

Von den Schweizer Universitäten wollte allein Basel bisher vom Frauenstudium nichts wissen. Im vorletzten Jahre jedoch wurde insofern ein Fortschritt gemacht, als sich die Universitätsbehörden entschlossen, eine Dame zum Doktorexamen zuzulassen. Leider kam dieser anerkennenswerthe Beschluß, der mit einem bedauerlichen Gelehrtenvorurtheil brach, nicht zur Ausführung. Die betreffende Dame war nämlich Frau Daszynska, d. h. die Gattin des aus Zürich ausgewiesenen Studenten Daszynski, der bei der Beerdigung Brinstein's eine Freundespflicht erfüllt und diesem eine Leichenrede gehalten hatte. Als die Baseler Universitätsbehörde von dieser gefährlichen Verwandtschaft erfuhr, konnte sie sich nicht entschließen, Frau Daszynska zum Examen zuzulassen.

Wir haben das Frauenstudium in der Schweiz entstehen und sich entwickeln sehen. Es bleiben uns jetzt noch einige Punkte zu erörtern übrig und zwar zunächst die Frage nach den Folgen der vollen Erschließung auch der höheren und höchsten Berufe für die Frauen. Wir haben bereits angedeutet, daß in der heutigen Frauenarbeit kein rechter Segen liegt. Immerhin glauben wir in Folge derselben die schweizerischen Frauen bereits höher als die deutschen stellen zu dürfen. Die schweizerische Frau versteht zu arbeiten, sie weiß sich in jeder Nothlage eher zu helfen als die deutsche; während die letztere bei hereinbrechendem Unglück sich lieb- und muthlos zeigt, bleibt die schweizerische stark und standhaft. Sie erliegt nicht so leicht einem Ansturm des Unglücks, und das kommt von ihrer größeren wirthschaftlichen Unabhängkeit und Selbständigkeit. — Man macht den Schweizern von konservativer Seite häufig den Vorwurf, daß sie die Ehe leichter lösen als die Angehörigen irgend einer anderen Nation, vielleicht die Juden ausgenommen. Wir erblicken in diesem Umstande, der uns hochbedeutsam für die Kulturstufe des nach Freiheit ringenden Volkes zu sein scheint, im Allgemeinen eine Folge der größeren Selbständigkeit der Frauen. Die Frau, welche ihren Weg im Leben allein zu finden weiß, wird empfindlicher gegen die Brutalität des Mannes sein. Diese größere Empfindlichkeit der Frauen scheint auch die

verhältnißmäßig starke Zahl der schweizerischen Ehescheidungen hervorgerufen zu haben. — Im Uebrigen scheint uns die Lösung einer Scheinehe viel sittlicher und vernünftiger zu sein, als die qualvolle heuchlerische Verschleierung einer solchen.

Eine andere Frage ist nun aber die, ob wir den schweizerischen Zustand als einen idealen auffassen dürfen. Und hier glauben wir mit einem entschiedenen Nein antworten zu müssen. So lange der Konkurrenzkampf zwischen beiden Geschlechtern und innerhalb jedes einzelnen fortgesetzt wird, ist an keinen befriedigenden Abschluß der Frauenfrage zu denken. Wir gelangen zu einem solchen erst dann, wenn die Arbeitskraft aufhört, eine Waare zu sein. Erst wenn es kein Proletariat mehr giebt, wird es auch keine Frauenfrage mehr geben.

Hamlet und Don Quixote.

Von

Iwan Turgenjeff.

Aus dem Russischen übersetzt von **Julie Zadek.***)

Die erste Ausgabe der Shakespeareschen Tragödie „Hamlet" und der erste Theil von Cervantes' „Don Quixote" erschienen in demselben Jahre, Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts. Dieser merkwürdige Zufall regte eine ganze Gedankenreihe in mir an. Es schien mir, als verkörperten diese beiden Typen zwei einander diametral entgegengesetzte Besonderheiten der menschlichen Natur — die beiden Pole jener Achse, um welche dieselbe sich dreht. Es schien mir, als gehörten alle Menschen mehr oder weniger einem dieser beiden Typen an, als sei fast ein Jeder von uns Hamlet oder Don Quixote. Allerdings, unsere Zeit bringt mehr Hamlet's hervor als Don Quixote's. Aber auch Letztere sind nicht ausgestorben.

Ich will mich deutlicher erklären. Alle

*) Die interessante Studie, deren Bekanntschaft ich hiermit den Lesern der „Neuen Zeit" vermittle, ist ein Vortrag, den Turgenjeff im Januar 1860 zum Besten des „Hilfsvereins bedürftiger Literaten und Gelehrten" in Petersburg gehalten hat, und der meines Wissens in Deutschland gänzlich unbekannt ist. Und doch verlohnt es der Mühe, ihn kennen zu lernen. Wenn auch Manches darin uns heutzutage veraltet erscheint — die materialistische Geschichtsauffassung war damals kaum bekannt, und so ist es nur natürlich, daß Turgenjeff in seiner Auffassung der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Fortschritts sich noch nicht im Mindesten davon beeinflußt zeigt — so überrascht und entzückt uns Turgenjeff hier so gut wie in seinen Romanen und Novellen durch die Feinheit und Originalität seines Geistes. Der Reichthum an Gedanken, in der liebenswürdigsten, anziehendsten Form dargeboten, das feinfühligste Verständniß, der Adel der Gesinnung, die Tiefe und Zartheit des Gemüths, Phantasie und Geschmack, eine geläuterte Weltanschauung, die ihre Kraft nicht nur aus der breitesten, vielseitigsten Bildung schöpft, sondern vor Allem in der lebendigen Fühlung mit den bewegenden Kräften des Volkslebens wurzelt, eine geradezu bestrickende Anmuth der Form — das sind die Vorzüge Turgenjeff'schen Geistes, die einem Jeden, der ihn näher kennt, Turgenjeff als den größten zeitgenössischen Poeten Rußlands erscheinen lassen. Und dafür gilt er auch in seinem Vaterlande.

Im Uebrigen bedarf obige Studie keines Kommentars; sie spricht für sich selbst. Man braucht nicht mit allen Ausführungen Turgenjeff's einverstanden zu sein; aber man wird sie schwerlich beiseite legen, ohne eine Fülle von Anregungen aus ihnen geschöpft zu haben. Und das ist, meine ich, das Beste, was man einer kritischen Arbeit nachrühmen kann. D. Uebers.

Menschen leben — bewußt oder unbewußt — unter dem Zwange eines Prinzips, ihres Ideals, d. h. dessen, was sie für das Wahre, Gute und Schöne halten. Viele finden ihr Ideal bereits fertig vor in ganz bestimmten, historisch festgestellten Formen; sie suchen ihr Leben mit diesem Ideal in Einklang zu bringen; mitunter weichen sie unter der Herrschaft einer Leidenschaft oder eines Zufalls davon ab: aber sie denken nicht weiter darüber nach, sie zweifeln nicht daran. Andere wiederum unterwerfen dasselbe einer strengen eingehenden Analyse. Wie dem aber immer sein mag, so irre ich wohl nicht, wenn ich behaupte, daß dieses Ideal, die Basis und der Zweck ihrer Existenz, sich für alle Menschen entweder außerhalb oder innerhalb der eigenen Persönlichkeit befindet. Mit anderen Worten, für einen Jeden von uns steht entweder das eigene Ich auf dem ersten Platze oder etwas Anderes, was ihm als ein Höheres gilt.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß die Wirklichkeit solch scharfe Scheidungen nicht zuläßt; daß in einem und demselben Geschöpf beide Betrachtungsweisen sich ablösen, ja sogar bis zu einem gewissen Grade zusammenfallen können. Es fällt mir aber auch nicht im Entferntesten ein, zu behaupten, daß die menschliche Natur nicht veränderlich und voller Widersprüche sei. Mir war es nur darum zu thun, auf die beiden verschiedenen Beziehungen des Menschen zu seinem Ideal hinzuweisen und ich will nun zu zeigen versuchen, in welcher Weise meiner Meinung nach diese beiden Beziehungen in den Typen Hamlet's und Don Quixote's verkörpert sind.

Beginnen wir mit Don Quixote. Was stellt Don Quixote vor?

Betrachten wir ihn nicht mit jenem flüchtigen Blicke, der an Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten haften bleibt. Sehen wir in ihm nicht einzig und allein den Ritter von der traurigen Gestalt, eine Satire auf den alten Ritterroman. Wir wissen, daß die Persönlichkeit Don Quixote's unter den eigenen Händen ihres unsterblichen Schöpfers eine weit größere Bedeutung gewann; daß der Don Quixote des zweiten Theiles, der liebenswürdige Gefährte von Herzogen und Herzoginnen, der weise Mentor des Gouverneurs, nicht mehr jener Don Quixote ist, als welcher er uns im ersten Theile, besonders Anfangs erscheint; nicht mehr jener sonderbare, lächerliche Kauz, auf welchen die Schläge so verschwenderisch niederregnen. Versuchen wir deshalb tiefer in das Wesen der Sache einzudringen. Ich wiederhole — was stellt Don Quixote vor? Vor Allem den Glauben, den Glauben an etwas Ewiges, Unerschütterliches, mit einem Worte, an die Wahrheit. Die Wahrheit, die außerhalb des einzelnen Menschen lebt; die ihm nicht leicht und mühelos in den Schooß fällt; die Arbeit und Opfer heischt, aber durch ausdauernde Arbeit und Opferwilligkeit auch errungen werden kann. Don Quixote ist durchdrungen von der Liebe zum Ideale, für welches er bereit ist, alle möglichen Entbehrungen zu ertragen, sein Leben zu opfern. Ja, das Leben selbst schätzt er nur insofern, als es ihm ein Mittel ist zur Verwirklichung seines Ideals, der Verbreitung von Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden. Ich will gern zugeben, daß seine verschrobene Phantasie dieses Ideal der phantastischen Welt des Ritterromans entlehnt, und das ist eben die komische Seite seines Karakters. Aber das Ideal selbst bleibt darum doch in seiner ganzen unberührten Reinheit bestehen. Für sich selbst zu leben, an sich selbst zu denken, würde Don Quixote schimpflich erscheinen. Er lebt, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz und gar außer sich, für Andere, für seine Brüder, für die Ausrottung des Bösen, für die Zerstörung aller Mächte, die der Menschheit feindlich entgegentreten — der Zauberer und Riesen, d. h. der Unterdrücker. In ihm ist keine Spur von Egoismus; er denkt nicht an sich selbst; er ist ganz Selbstaufopferung; er glaubt, glaubt stark und ohne Rückhalt. Darum ist er auch ohne Furcht, geduldig. Er begnügt sich mit der elendesten Nahrung, mit der ärmlichsten Kleidung: ihm ist es nicht darum zu thun. Einfältigen Herzens, ist er eine große, kühne Seele. Seine rührende Frömmigkeit beengt ihn nicht in seiner

Freiheit. Weit entfernt von aller Prahlerei, zweifelt er niemals an sich selbst, an seinem Berufe, selbst nicht an seinen physischen Kräften. Sein Wille ist unbeugsam. Das beständige Streben nach einem und demselben Ziele verleiht seinen Gedanken eine gewisse Einförmigkeit, macht ihn einseitig. Er weiß wenig, aber er braucht auch nicht viel zu wissen: er weiß, was er zu thun hat, wozu er auf der Welt ist und — das ist die Hauptsache. Don Quixote kann uns bald als ein vollendeter Narr erscheinen, weil selbst die unzweifelhafteste Realität sich vor seinen Augen verflüchtigt, wie Wachs an dem Feuer seines Enthusiasmus schmilzt — er sieht wirklich hölzerne Puppen für lebendige Mauren an, Hammel für Ritter — bald als beschränkter Mensch, da seine Empfänglichkeit für Freude und Schmerz nur gering ist. Aber wie ein uralter Baum hat er tief im Erdboden Wurzel geschlagen und ist weder im Stande, seiner Ueberzeugung untreu zu werden, noch seine Begeisterung von einem Gegenstande zum andern zu übertragen. Seine hohe Moralität — beachten Sie wohl, daß dieser wahnsinnige wandernde Ritter das sittlichste Geschöpf von der Welt ist — giebt seinem Urtheil und seinen Worten, seiner ganzen Persönlichkeit trotz der komischen und erniedrigenden Lagen, in die er unaufhörlich geräth, eine eigenthümliche Kraft und Größe .... Don Quixote ist ein Enthusiast. Er dient der Idee und ihr Glanz verklärt auch ihn.

Was stellt nun Hamlet dar?

Vor Allem die Analyse, den Egoismus und daher den Unglauben. Er lebt ganz und gar für sich allein, er ist ein Egoist; aber der Egoist kann auch an sich selbst nicht glauben. Glauben kann man nur an das, was außer und über uns ist. Aber dieses Ich, an welches Hamlet nicht glaubt, ist ihm theuer. Es ist der Ausgangspunkt, zu welchem er unaufhörlich zurückkehrt, weil er in der ganzen Welt nichts findet, woran er seine Seele hängen könnte. Er ist ein Skeptiker — und seine Gedanken drehen sich immer und ewig um sich selbst, um das, was er zu thun hat, um seine Lage. Wie er an Allem zweifelt, so schont er selbstverständlich auch sich selbst nicht; sein Geist ist zu entwickelt, um sich mit dem zufrieden zu geben, was er in sich selbst findet. Er kennt seine Schwäche — aber jede Selbsterkenntniß ist eine Kraft: daher seine Ironie, der Gegensatz zu dem Enthusiasmus Don Quixote's. Es ist ihm ein Genuß, sich selbst über alles Maß hinaus zu schelten. Da er sich beständig beobachtet, den Blick immer nach innen gekehrt hat, so kennt er auf's Genaueste die eigenen Mängel; er verachtet sie, verachtet sich selbst und lebt doch gleichzeitig, nährt sich, wenn ich so sagen darf, von dieser Verachtung. Er glaubt nicht an sich — und prahlt; er weiß nicht, was er will und wozu er lebt — und hängt am Leben ....

„O, hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord!"

ruft er in der zweiten Szene des ersten Akts.

„O Gott, o Gott! Wie ekel, schal und flach
und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!"

Aber er opfert dieses ekle, schale Leben nicht. Er philosophirt über den Selbstmord bis zu der Stunde, wo ihm der Schatten seines Vaters erscheint und ihm jenen fürchterlichen Eid abnimmt, der seinen ohnehin schon geschwächten Willen endgiltig bricht — aber er tödtet sich nicht. Die Liebe zum Leben verräth sich selbst in Hamlet's Träumereien über die Vernichtung desselben. Jeder achtzehnjährige Jüngling kennt diese Gefühle:

„Es kocht das Blut im Uebermaß der Kraft."

Aber gehen wir nicht zu streng mit Hamlet in's Gericht. Er leidet und seine Leiden sind bitterer und schmerzen mehr als die Don Quixote's. Diesen schlagen rohe Hirten, Verbrecher, die durch ihn befreit wurden; Hamlet schlägt sich selbst Wunden, er quält sich selbst. Auch seine Hände führen ein Schwert, das zweischneidige Schwert der Analyse.

Don Quixote ist wirklich lächerlich — ich muß es zugeben. Er ist vielleicht die lächerlichste Figur, die je ein Poet gezeichnet hat. Sein Name ist selbst im Munde russischer Bauern ein Spottname — davon konnte ich mich mit eigenen

Ohren überzeugen. Bei der bloßen Erinnerung taucht in meiner Phantasie eine magere, eckige, krummnasige Gestalt auf, angethan mit einer Karrikatur von einem Harnisch, auf dem schwindsüchtigen Rückgrat eines elenden Kleppers sitzend, jener armen, ewig hungrigen und ewig geschlagenen Rosinante, der man ein halb lächelndes, halb gerührtes Mitgefühl nicht versagen kann. Don Quixote ist lächerlich — aber im Lachen liegt eine versöhnende und erlösende Kraft. Und es ist sicherlich nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß man dem, über welchen man lacht, bereits verziehen hat und auf dem besten Wege ist, ihn zu lieben.

Im Gegensatz dazu ist das Aeußere Hamlet's sehr anziehend. Seine Melancholie, sein bleiches aber nicht mageres Antlitz — seine Mutter sagt von ihm, er sei fett, — sein schwarzes Sammetkleid, die Feder auf dem Hute, seine eleganten Manieren, die unzweifelhafte Poesie seiner Rede, das beständige Gefühl seiner Ueberlegenheit über die Anderen, verbunden mit dem Hang zur beißendsten Selbstironie — Alles an ihm gefällt, Alles bezaubert. Jedermann fühlt sich geschmeichelt, als Hamlet zu gelten; den Beinamen Don Quixote möchte Keiner verdienen. „Hamlet Baratynski" schrieb Puschkin seinem Freunde. Es fällt Niemandem ein, über Hamlet zu lachen, und gerade damit ist sein Urtheil gesprochen. Es ist fast unmöglich, ihn zu lieben; er kann nur Menschen wie Horatio an sich fesseln. Doch davon später. Ein Jeder hat Mitgefühl mit ihm und das ist leicht begreiflich. Wohl ein Jeder von uns findet in ihm eigene Züge wieder. Aber lieben kann man ihn nicht, da er selbst Niemanden liebt.

Ich will in meinem Vergleiche fortfahren. Hamlet — der Sohn eines Königs, welchen der eigene Bruder erschlagen, den es nach dem Throne gelüstete. Hamlet's Vater steigt aus der Gruft zu ihm empor, um ihn zur Rache aufzurufen — und er schwankt, er spielt mit sich selbst Komödie, tröstet sich damit, daß er sich selbst schilt und tödtet schließlich seinen Stiefvater durch Zufall. Ein tiefer psychologischer Zug, um dessentwillen selbst kluge, aber kurzsichtige Leute es wagten, Shakespeare zu tadeln!

Und Don Quixote? Arm, beinahe ein Bettler, ohne Mittel und Verbindungen, nimmt er es, alt und vereinsamt, auf sich, das Böse auszurotten und die Unterdrückten und Geknechteten in der weiten Welt zu befreien, obschon sie ihm gänzlich fremd sind. Was ist daran gelegen, daß schon sein erster Versuch, die Unschuld aus den Fesseln zu befreien, in welche ihre Verfolger sie geschlagen, nur um so größeres Unheil auf das Haupt der verfolgten Unschuld herabbeschwört . . . (ich meine jene Szene, wo Don Quixote den Knaben vor den Schlägen seines Herrn schützt, welcher unmittelbar nachdem der Beschützer sich entfernt hat, den armen Jungen zehnfach härter bestraft)! Was ist daran gelegen, daß Don Quixote in dem Glauben, es mit schädlichen Riesen zu thun zu haben, über nützliche Windmühlen herfällt! Wir dürfen über der Komik dieser Bilder ihren verborgenen Sinn nicht vergessen. Wer erst alle Folgen seiner Handlungsweise, die Wahrscheinlichkeit, ob dieselbe auch wirklich von Nutzen sei, genau erwägen und berechnen wollte, bevor er sich opfert: der wäre wohl kaum fähig, sich zu opfern.

Hamlet kann etwas Aehnliches allerdings niemals begegnen. Wie sollte er mit seinem durchdringenden, feinen, skeptischen Geiste eines so groben Irrthums fähig sein! Er wird niemals mit Windmühlen kämpfen, er glaubt nicht an Riesen .... aber er wäre ihnen auch nicht zu Leibe gegangen, wenn sie wirklich existirt hätten. Hamlet würde nicht wie Don Quixote behauptet haben, daß das Barbierbecken, welches er Allen und Jedem zeigte, der Zauberhelm Mambrinus' sei. Aber ich glaube, selbst wenn die Wahrheit leibhaftig vor ihm stünde, würde Hamlet sich nicht entschließen können, dafür einzutreten, daß sie es wirklich sei .... Wer weiß, vielleicht giebt es auch keine Wahrheit, wie es keine Riesen giebt? — Wir lachen über Don Quixote, aber wer von uns kann, wenn er sich seine früheren und seine augenblicklichen Ueberzeugungen gewissenhaft prüft, behaupten, daß er immer und überall ein zinnernes Barbierbecken

und einen goldenen Zauberhelm von einander unterschieden hat und unterscheidet? Darum glaube ich auch, daß die Aufrichtigkeit und Kraft unserer Ueberzeugung die Hauptsache ist .... das Resultat liegt in der Hand des Schicksals. Das Schicksal entscheidet, ob wir mit Gespenstern gekämpft haben oder mit leibhaftigen Feinden, und mit welchen Waffen wir unser Haupt geschützt .... Wir haben zu den Waffen zu greifen und zu kämpfen.

Sehr merkwürdig sind die Beziehungen der Menge zu Hamlet und zu Don Quixote.

Diese Menge verkörpert Polonius Hamlet gegenüber. Don Quixote gegenüber steht Sancho Pansa.

Polonius ist ein kluger, erfahrener Greis mit gesundem Menschenverstande, dabei gleichzeitig beschränkt und geschwätzig. Er ist ein ausgezeichneter Beamter, ein musterhafter Vater — man braucht nur der Lehren zu gedenken, die er seinem Sohne Laërtes bei dessen Abreise in's Ausland mit auf den Weg giebt; Lehren, welche es an Weisheit mit den bekannten Anordnungen des Gouverneurs Sancho Pansa auf der Insel Barataria aufnehmen können. Hamlet erscheint Polonius weniger als Wahnsinniger denn als Knabe. Und wäre Hamlet nicht der Sohn eines Königs, so würde Polonius ihn um seiner völligen Nutzlosigkeit willen verachten, um seiner Unfähigkeit willen seine Gedanken klar und bestimmt auseinanderzuhalten. Die bekannte Szene mit der Wolke zwischen Hamlet und Polonius, jene Szene, in welcher Hamlet sich einbildet, den Greis zum Narren zu halten, scheint mir von großer Bedeutung, da sie meine Ansicht bestätigt. Ich erlaube mir daher, sie hier theilweise anzuführen.

Polonius: Gnädiger Herr, die Königin wünscht Euch zu sprechen und das sogleich.

Hamlet: Seht Ihr die Wolke dort, beinah' in Gestalt eines Kameels?

Polonius: Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kameel.

Hamlet: Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.

Polonius: Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.

Hamlet: Oder wie ein Walfisch?

Polonius: Ganz wie ein Walfisch.

Hamlet: Nun, so will ich zu meiner Mutter kommen.

Ist es nicht klar, daß in dieser Szene Polonius gleichzeitig der Höfling ist, der dem Prinzen zum Munde redet, und der Erwachsene, welcher dem kranken, eigensinnigen Knaben nicht widersprechen will? Polonius glaubt kein Wort von dem, was Hamlet sagt. Und er hat Recht. Mit der Selbstgefälligkeit der Beschränktheit, die ihn auszeichnet, schreibt er das sonderbare Benehmen Hamlet's dessen Liebe zu Ophelia zu und darin täuscht er sich gewiß; aber er täuscht sich nicht in der Schätzung von Hamlet's Karakter. Menschen wie Hamlet nützen der Menge in der That nichts. Sie können sie nicht zu irgend einem Ziele führen, da sie selbst kein Ziel haben, das sie verfolgen. Ja, wie kann man Jemanden führen, wenn man selbst nicht weiß, ob man auch wirklich Boden unter den Füßen hat. Ueberdies verachten Menschen wie Hamlet die Menge. Wer sich selbst nicht achtet — wie könnte der einen Anderen achten? Und lohnt es denn überhaupt der Mühe, sich mit der Menge zu beschäftigen? Sie ist so roh und schmutzig und Hamlet ist Aristokrat — nicht nur seiner Geburt nach.

Welch' anderen Anblick gewährt uns Sancho Pansa! Er lacht über Don Quixote. Er weiß sehr gut, daß Jener ein Wahnsinniger ist und doch verläßt er dreimal Vaterland, Heimat, Gattin und Tochter, um mit diesem Wahnsinnigen zu gehen. Er folgt ihm überallhin; er setzt sich Unannehmlichkeiten jeder Art aus und bleibt ihm bis zum Tode ergeben, glaubt an ihn, ist stolz auf ihn und kniet schluchzend an dem armseligen Lager, auf welchem sein einstiger Herr stirbt. Durch Hoffnung auf Gewinn, auf persönliche Vortheile läßt sich diese Anhänglichkeit nicht erklären. Sancho Pansa hat zu viel gesunden Menschenverstand; er weiß sehr wohl, daß außer Schlägen für den Waffenträger des fahrenden Ritters nichts zu holen ist. Man muß den Grund seiner Anhänglichkeit tiefer suchen. Er liegt, wenn ich mich so ausdrücken darf, in der besten Eigenschaft

der Menge, ihrer glücklichen, ehrlichen Blindheit (o weh, sie kennt auch andere Formen der Blindheit!) in ihrer Fähigkeit, sich uneigennützig zu begeistern, unmittelbare persönliche Vortheile zu verachten, was für den Armen fast gleichbedeutend ist mit dem Verzicht auf das tägliche Brot. Eine große welthistorische Eigenschaft! Die Masse endet stets damit, rückhaltslos glaubend, Jenen zu folgen, die sie selbst verspottete, die sie verfluchte und verfolgte, die aber ohne Furcht vor ihrem Fluche und ihren Verfolgungen, ohne Furcht selbst vor ihrem Spotte vorwärts gehen, ohne zu zaudern, den Blick unverwandt auf das Ziel gerichtet, das nur ihnen sichtbar ist; welche suchen, fallen, sich wieder aufrichten und endlich finden und das mit Recht: denn nur der findet, den das Herz leitet. Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen, sagt ein französischer Schriftsteller. Menschen wie Hamlet aber finden nichts, entdecken nichts und hinterlassen keine Spuren außer denen ihrer eigenen Persönlichkeit; sie lassen keine Thaten zurück. Sie lieben nicht und glauben nicht — was könnten sie finden? Selbst in der Chemie — geschweige denn in der organischen Natur — bedarf es der Vereinigung zweier Körper, um einen dritten hervorzubringen. Menschen wie Hamlet aber sind nur mit sich selbst beschäftigt; sie leben für sich allein und sind daher unfruchtbar.

Aber Ophelia — wird man uns antworten? Liebt Hamlet sie etwa nicht?

Sprechen wir von ihr und bei dieser Gelegenheit auch von Dulcinea. Auch in dem Verhältniß unserer beiden Typen zu den Frauen finden wir manches Karakteristische.

Don Quixote liebt Dulcinea, ein Weib, das gar nicht existirt, und ist bereit, für sie zu sterben. Erinnern Sie sich der Worte, die er, besiegt und in den Staub geworfen, dem Sieger, welcher bereits die Lanze gegen ihn kehrt, zuruft: Tödtet mich, Ritter, aber bedient Euch meiner Schwäche nicht zur Verkleinerung von Dulcinea's Ruhm. Ich behaupte doch, daß sie das schönste Weib der Welt ist! — Er liebt ideal, rein; so ideal, daß ihm niemals der Gedanke kommt, der Gegenstand seiner Leidenschaft existire gar nicht; so rein, daß als Dulcinea ihm unter dem Bilde einer rohen, schmutzigen Bäuerin erscheint, er dem Zeugniß seiner eigenen Augen nicht traut und überzeugt ist, ein böser Zauberer habe sie verwandelt. Ich habe selbst in unserem Jahrhundert, auf meinen Reisen Menschen gesehen, die für eine ebensowenig existirende Dulcinea starben oder für irgend ein grobes und oft schmutziges Etwas, in welchem sie die Verkörperung ihres Ideals erblickten und dessen Verwandlung sie dem Einfluß böser — fast hätte ich gesagt Zauberer — Zufälle und Menschen zuschrieben. Ich habe solche Menschen gekannt, und wenn sie jemals aussterben sollten, so mag sich das Buch der Geschichte für immer schließen — es lohnt nicht der Mühe, darin zu lesen.

In Don Quixote ist keine Spur von Sinnlichkeit; all' seine Träume sind keusch und rein. Kaum, daß er in der verschwiegensten Tiefe seines Herzens auf seine endliche Vereinigung mit Dulcinea hofft; vielleicht sogar, daß er sich vor ihr fürchtet.

Und Hamlet, liebt er wirklich? Wäre es möglich, daß sein ironischer Schöpfer, der tiefste Kenner des menschlichen Herzens, sich dazu entschloß, dem Egoisten und Skeptiker, der Alles mit dem Gift der Analyse zersetzt, ein warmes, liebendes Herz zu geben? Shakespeare hat sich nicht derart widersprochen und es kostet den aufmerksamen Leser geringe Mühe, sich zu überzeugen, daß der sinnliche, ja selbst wollüstige Hamlet — nicht umsonst lächelt der Höfling Rosenkranz ohne ein Wort der Entgegnung, als Hamlet in seiner Gegenwart davon spricht, daß er der Weiber überdrüssig sei —, daß Hamlet Ophelia nicht liebt, sondern sich nur so obenhin anstellt, als liebe er sie. Wir haben dafür das Zeugniß Shakespeare's selbst.

In der ersten Szene des dritten Aktes sagt Hamlet zu Ophelia:

Ich liebte dich einst.

Ophelia: Prinz, Ihr machtet mich dies glauben.

Hamlet: Du hättest es nicht glauben sollen! . . Ich liebte dich nicht.

Hamlet kommt mit diesen letzten Worten der Wahrheit weit näher, als er selbst glaubt. Seine Empfindungen für Ophelia, dieses unschuldige, reine Geschöpf, sind halb zynisch, — man braucht nur an seine Worte, seine zweideutigen Anspielungen zu denken, als er in der Szene der Theatervorstellung sie um die Erlaubniß bittet, in ihrem Schooße zu liegen — halb phrasenhaft — achten Sie auf die Szene zwischen ihm und Laërtes, in welcher er in das Grab Ophelia's hinabspringt mit Worten, die eines Bramarbas oder Fähnrich Pistols würdig wären: „Vierzigtausend Brüder mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten nicht meine Summ' erreicht u. s. w." — Auch seine Beziehungen zu Ophelia sind nur eine andere Form der Beschäftigung mit sich selbst und seine Worte: „Nymphe, schließ' in dein Gebet all' meine Sünden ein" — sind nichts als das tiefe Eingeständniß seiner eigenen krankhaften Ohnmacht, seiner Unfähigkeit, zu lieben, die sich in fast abergläubischer Scheu vor dem „Heiligthum der Reinheit" beugt.

Nun aber genug von den dunklen Seiten Hamlet's, denen gegenüber wir gerade deshalb nicht gleichgiltig bleiben, weil sie uns so nahe stehen und wir sie nur zu gut begreifen. Versuchen wir zu würdigen, was in ihm allgemeingiltig und daher ewig ist. Er ist das Fleisch gewordene Prinzip der Verneinung; dasselbe Prinzip, das ein anderer großer Poet unter dem Bilde des Mephistofeles, losgelöst von allem Reinmenschlichen, verkörpert hat. Hamlet ist Mephistofeles, aber Mephistofeles, eingeschlossen in den lebendigen Kreis der Menschennatur; darum ist seine Verneinung auch nicht das Böse selbst, im Gegentheil, sie kehrt sich gegen dasselbe. Hamlet's Verneinung zweifelt am Guten; aber sie zweifelt nicht am Bösen, gegen welches sie einen erbitterten Kampf führt. Sie zweifelt am Guten, d. h. sie traut seiner Wahrheit und Aufrichtigkeit nicht und fällt über dasselbe her, nicht weil es gut ist, sondern weil ihr scheint, als verberge sich unter der trügerischen Maske des Guten wiederum das Böse, die Lüge, ihre uralten Feinde. Hamlet lacht nicht das dämonische, kalte, theilnahmlose Lachen Mephistofeles; in seinem bittersten Lächeln verräth sich seine tiefe Schwermuth, die uns von seinen Leiden erzählt und die uns darum mit ihm aussöhnt. Auch ist der Skeptizismus Hamlet's nicht Indifferentismus und darin liegt seine Bedeutung und sein Werth. Gut und böse, Wahrheit und Lüge, schön und häßlich sind ihm nicht nur ein zufälliges, taubes und stummes Etwas. Sein Skeptizismus, der an die sozusagen gegenwärtige Existenz der Wahrheit nicht glaubt, bekämpft die Lüge als seinen Todfeind und wird dadurch zu einem der vornehmsten Kämpfer für jene Wahrheit, an welche er nicht voll und ganz glauben kann.

Aber die Verneinung ist wie das Feuer, eine zerstörende Kraft — und wie diese Kraft in Schranken halten, wie ihr Halt gebieten, wenn das, was sie zerstören und das, was sie schonen soll, oft unlöslich miteinander verschmolzen und verknüpft ist? Darauf eben beruht die Tragik des menschlichen Lebens, die wir so oft beobachten können: jede That erfordert Willen und Gedanken, aber Gedanke und Wille haben sich von einander geschieden und die Kluft zwischen ihnen wird tiefer und unüberbrückbarer von Tag zu Tage . . .

. . . . . So wird
Die angebor'ne Farbe der Entschließung
Von des Gedankens Blässe angekränkelt . . .

sagt Shakespeare durch den Mund Hamlet's . . . So stehen auf der einen Seite die Hamlet's, denkend, wissend, oft die ganze Welt mit ihrem Geiste umfassend, oft aber auch ohne Nutzen und zur Unthätigkeit verurtheilt. Und auf der anderen Seite die halb wahnsinnigen Don Quixote's, die gerade deshalb nützen und die Menschen vorwärts bringen, weil sie nur das eine einzige Pünktchen sehen und kennen, das oft in der Gestalt, in welcher sie es sehen, gar nicht existirt. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Muß man denn wirklich wahnsinnig sein, um an die Wahrheit zu glauben? Und muß es denn sein, daß der Geist, der sich zum Herrn gemacht hat über sich selbst, sich dadurch seiner besten Kraft beraubt?

Auch die oberflächliche Prüfung dieser Fragen würde uns hier zu weit führen.

Ich muß mich auf die Bemerkung beschränken, daß wir in diesem Zwiespalt, in diesem Dualismus das Grundgesetz des menschlichen Lebens zu sehen haben. Das ganze Leben ist nichts Anderes als der ewige Kampf und die ewige Versöhnung zweier beständig sich fliehender und beständig sich suchender Prinzipien. Hamlet ist der Ausdruck der zentripetalen Grundkraft der Natur, kraft derer jedes Lebewesen sich für den Mittelpunkt der Welt hält und auf alles Uebrige herabsieht als auf etwas, das nur um seinetwillen existirt. So nährte sich die Mücke, die auf der Stirn Alexanders von Makedonien saß, in der sicheren Ueberzeugung ihres guten Rechts, von seinem Blute als der ihr gebührenden Nahrung. Und so bezieht Hamlet, obschon er sich verachtet, was die Mücke, die sich so hoch nicht emporschwingt, nicht thut, beständig Alles auf sich selbst. Ohne diese Zentripetalkraft — die Kraft des Egoismus — könnte die Natur nicht bestehen, ebensowenig wie ohne die andere, die Zentrifugalkraft, kraft derer Alles, was lebt, nur für Andere lebt. Diese letztere Kraft, das Prinzip der Hingebung, der Aufopferung verkörpert Don Quixote, als komische Figur allerdings — um die Dummen nicht zu reizen. Diese beiden Kräfte der Trägheit und der Bewegung, des Beharrens und des Fortschritts, sind die Grundkräfte alles Lebendigen. Sie erklären uns das Wachsen der Knospe und erschließen uns das Verständniß der Entwicklung mächtiger Völker.

Aber kehren wir von diesen vielleicht unzeitgemäßen Betrachtungen zu dem Ausgangspunkt unserer Untersuchung zurück.

Bekanntlich ist von allen Werken Shakespeare's Hamlet wohl das populärste. Hamlet ist eine jener Tragödien, welche die Theater jederzeit ganz unzweifelhaft füllen. Bei der Zusammensetzung unseres heutigen Publikums, bei seinem Streben nach Selbsterkenntniß und seinem Hang zum Grübeln, bei seinem Zweifel an sich selbst und bei seiner Jugend — ist diese Erscheinung leicht verständlich.*) Aber abgesehen von den Schönheiten, an denen dieses vielleicht merkwürdigste Erzeugniß des modernen Geistes so reich ist, kann man nicht genug über den Genius staunen, der seinem Hamlet selbst so nahe verwandt, ihn durch die freie That seiner schöpferischen Kraft von sich loslöste und der Nachwelt zum ewigen Studium überlieferte. Der Geist, der diese Gestalt geschaffen — ist der Geist des Nordländers, der Geist der Reflexion und der Analyse. Ein schwerer, finsterer Geist, dem es an Harmonie und hellen, heiteren Farben fehlt und der sich nicht in schöne, anmuthige Formen einzwängen lassen will; aber ein tiefer, mächtiger, vielseitiger, selbständiger und führender Geist. Aus seinen tiefsten Tiefen schöpfte er den Typus Hamlet's und bewies damit, daß er im Reiche der Poesie wie auf allen Gebieten des Lebens höher steht als sein Geschöpf, da er dasselbe völlig begreift.

Ueber der Gestalt Don Quixote's schwebt der Geist des Südländers: der helle, heitere, naive, empfängliche, nicht in die Tiefen des Lebens hinabsteigende Geist, der seine Erscheinungen nicht immer begreift, sie aber wie in einem Spiegel auffängt und zurückwirft. Ich kann hier der Versuchung nicht widerstehen — nicht eine Parallele zwischen Shakespeare und Cervantes zu ziehen — nein, nur auf gewisse Aehnlichkeiten und wiederum Verschiedenheiten Beider hinzuweisen. Shakespeare und Cervantes mag manch Einer denken, welch' ein Vergleich! Shakespeare, dieser Gigant, dieser Halbgott ....

*) Man darf nicht vergessen, daß mehr als 25 Jahre verflossen sind, seitdem Turgenjeff dieses schrieb, und daß es die russische Jugend ist, welche er im Auge hat. Auf unsere heutige Jugend, welche den einstigen Ruhm der Deutschen, das Volk der Dichter und Denker zu sein, mitleidig belächelt und deren größter Stolz die Schneidigkeit des Auftretens, die Abwesenheit aller Ideale und die geist- und gedankenlose Erfolgsanbetung ist, können diese Zeilen selbstverständlich keine Anwendung finden. Uebrigens hat auch die russische Jugend viel von ihrem schönen Idealismus eingebüßt.

Anm. d. Ueb.

Ja wohl, aber neben dem gigantischen Schöpfer des „Lear" erscheint auch Cervantes nicht als Pygmäe, sondern als ein Mensch, ein ganzer Mensch. Und ein Solcher hat das Recht, aufrechten Hauptes auch neben einem Giganten zu stehen. Unstreitig erdrückt Shakespeare Cervantes — und nicht ihn allein — durch den Reichthum und die Kraft seiner Phantasie, durch den Glanz erhabenster Poesie, durch die Tiefe und Breite seines gewaltigen Geistes. Aber in dem Romane des Cervantes findet man weder gezwungene Witze, noch unnatürliche Vergleiche, noch geschmacklose Bilder; auch stößt man dort nicht auf abgeschlagene Köpfe, ausgerissene Augen, kurz, auf all' diese Ströme von Blut, diese harte, stumpfsinnige Grausamkeit, das finstere Erbe des Mittelalters, die Barbarei, die in trotzigen nordischen Naturen langsamer verschwindet. Cervantes aber war so gut wie Shakespeare ein Zeitgenosse der Bartholomäusnacht und noch lange nach ihnen gab es Ketzerverbrennung und Blutvergießen — ja, und wird Solches jemals aufhören? Das Mittelalter erscheint in „Don Quixote" im Glanze provenzalischer Poesie, in der märchenhaften Grazie jener selben Romane, über welche Cervantes so gutmüthig spottet und denen er selbst in „Perfileß und Sigismunda" einen letzten Tribut darbrachte.

Shakespeare nimmt seine Gestalten von überall, aus Himmel und Erde; er kennt keine Schranke. Nichts kann seinem Alles durchdringenden Blick entgehen. Mit unwiderstehlicher Gewalt reißt er es an sich, mit der Gewalt des Adlers, der sich auf seine Beute stürzt. Cervantes führt seine wenig zahlreichen Gestalten dem Leser vor wie ein zärtlicher Vater seine Kinder; er nimmt nur, was in seiner Nähe ist, aber dieses Nahe, wie kennt er es auch! Alles Menschliche scheint dem mächtigen Genius des englischen Poeten unterthan; Cervantes schöpft seinen Reichthum nur aus seinem Gemüth, das klar und bescheiden, reich an Lebenserfahrung, aber dadurch nicht verhärtet worden ist. Nicht umsonst hat Cervantes, wie er selbst sagt, während einer siebenjährigen schweren Gefängnißhaft die Wissenschaft der Geduld erlernt. Der Kreis, dem er sich unterworfen hat, ist kleiner als der Shakespeare's, aber in ihm spiegelt sich wie in einem jeden lebenden Wesen alles Menschliche ab. Cervantes erhellt nicht wie Shakespeare blitzartig, mit einem Worte das Dunkel; er reißt uns nicht mit sich fort durch die siegende Gewalt seiner titanischen Inspiration. Seine Poesie ist nicht das Shakespearesche zuweilen auch trübe Meer: sie ist ein tiefer Strom, der ruhig dahinfließt zwischen mannigfach gewundenen Ufern. Und allmälig erwärmt und bezaubert, dahingetragen von den durchsichtigen Wogen, überläßt sich der Leser mit Behagen der wahrhaft epischen Ruhe des sanft dahinfließenden Stromes.

Die Phantasie verweilt gern bei dem Bilde dieser beiden großen Zeitgenossen, die an demselben Tage, dem 16. April des Jahres 1616 starben. Cervantes kannte aller Wahrscheinlichkeit nach Shakespeare nicht. Der große Tragiker aber mag in der Ruhe seines Hauses in Stratford am Avon, wohin er sich drei Jahre vor seinem Tode zurückzog, wohl den berühmten Roman gelesen haben, der damals schon in englischer Uebersetzung erschienen war. Ein Bild des Pinsels eines denkenden Malers würdig: Shakespeare, den Don Quixote lesend! Glückliche Länder, die solche Menschen hervorbringen, Lehrer der Mit- und Nachwelt! Der unverwelkliche Lorbeer, welcher die Stirn des Genius bekränzt, berührt auch das Haupt seines Volkes.

Bevor ich diese den Gegenstand bei Weitem nicht erschöpfende Studie schließe, möchte ich noch Einiges bemerken.

Ein englischer Lord, dem darüber wohl ein Urtheil zusteht, nannte in meiner Gegenwart Don Quixote das Muster eines wirklichen Gentleman. Und in der That, wenn Einfachheit und ruhige Würde im Umgang mit Menschen das Kennzeichen eines sogenannten anständigen Menschen ist, so hat Don Quixote das vollste Recht, so genannt zu werden. Er ist ein echter Hidalgo, selbst in dem Augenblicke, als die muthwillige Dienerschaft des Herzogs

ihm das ganze Gesicht einseift. Die Einfachheit seines Wesens entspringt aus seinem Mangel nicht an Selbstliebe, wohl aber an Selbstgefühl. Don Quixote beschäftigt sich gar nicht mit sich selbst und da er sich und Andere achtet, fällt es ihm nicht ein, Komödie zu spielen, sich anders zu geben, als er ist. Hamlet dagegen hat trotz der glänzenden Verhältnisse, in denen er lebt, die Manieren eines Emporkömmlings, er ist aufgeregt, mitunter sogar brutal; er giebt sich anders, als er ist und hält die Leute zum Narren. Dafür hat er die Gabe des originellen, sicheren Wortes, die Jenen eigen ist, welche viel über sich nachdenken und an sich arbeiten und die deshalb Don Quixote ganz und gar unzugänglich ist. Die Tiefe und Feinheit der Analyse in Hamlet, seine vielseitige Bildung — man muß nicht vergessen, daß er die Wittenberger Universität besucht hat — haben seinen Geschmack zu seltener Vollendung entwickelt. Er ist ein ausgezeichneter Kritiker — die Rathschläge, die er den Schauspielern ertheilt, sind auffallend richtig und verständig. Der Sinn für Schönheit ist in ihm fast ebenso lebendig wie das Gefühl der Pflicht in Don Quixote.

Don Quixote achtet alle bestehenden Institutionen vom Grunde seines Herzens, Religion, Monarchen, Herzöge. Und dabei ist er ein freier Mann, der auch die Freiheit Anderer anerkennt. Hamlet schimpft auf die Könige und auf den Hof und ist dabei unduldsam und tyrannisch.

Don Quixote kann kaum lesen und schreiben — Hamlet hat, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Tagebuch geführt. Und doch hat Don Quixote bei all' seiner Unwissenheit klare und bestimmte Vorstellungen von Staat und Verwaltung, während Hamlet weder Zeit noch Lust hat, sich damit zu befassen.

Es giebt Leute, die Cervantes aus den endlosen Prügeln, mit denen Don Quixote so überreich bedacht wird, einen Vorwurf machen. Ich habe vorher schon bemerkt, daß der arme Ritter im zweiten Theil des Romans beinahe gar nicht mehr geschlagen wird. Ich glaube aber auch, daß er ohne diese Prügel den Kindern, welche seine Abenteuer mit solcher Gier lesen, weniger gefallen würde. Und ebenso würde er uns Erwachsenen dann nicht in seinem wahren Lichte erscheinen, sondern eher kalt und hochfahrend, was seinem Karakter widerspräche. Ich sagte eben, daß er im zweiten Theil nicht mehr geschlagen wird. Aber ganz am Schlusse, nach der entscheidenden Niederlage Don Quixote's, nach seinem Verzicht auf die Ritterschaft, kurz vor seinem Tode — tritt ihn eine Heerde Schweine mit Füßen. Ich hörte einmal, wie man Cervantes vorwarf, warum er dies geschrieben, warum er diese alten, verbrauchten Späße wiederholt habe. Aber der Instinkt des Genius hat Cervantes auch hier geleitet — ein tiefer Sinn liegt in dem häßlichen Abenteuer. Im Leben der Don Quixote stoßen wir beständig auf solche Fußtritte von Schweinen, besonders wenn dasselbe sich dem Ende zuneigt. Es ist dies der letzte Zoll, den sie dem groben Zufall, der stumpfsinnigen, frechen Verständnißlosigkeit darbringen müssen. Es ist die Ohrfeige des Pharisäers . . . Nun können sie sterben. Sie haben die Hölle auf Erden erduldet — sie haben sich Unsterblichkeit erkämpft — nun liegt sie vor ihnen.

Hamlet ist, wenn es darauf ankommt, hinterlistig und selbst grausam. Erinnern Sie sich seines Planes, die beiden vom Könige nach England gesandten Höflinge zu verderben; erinnern Sie sich seiner Worte, nachdem er Polonius erstochen hat. Uebrigens sehe ich, wie schon gesagt, darin Nachklänge des Mittelalters. Auf der anderen Seite beobachten wir bei dem ehrlichen, wahrheitsliebenden Don Quixote die Neigung zu halb unbewußtem, harmlosem Betrug, die Lust, sich selbst zu belügen — ein Zug, den wir fast stets bei enthusiastischen Naturen beobachten können. Seine Erzählung von dem, was er in der Höhle von Montesinos gesehen, ist ganz und gar seine Erfindung und der schlaue, einfältige Sancho Pansa glaubt kein Wort davon.

Hamlet wird bei dem kleinsten Anlaß vollständig muthlos. Don Quixote, von

Galeerensträflingen derart zerschlagen, daß er unfähig ist, auch nur ein Glied zu rühren, zweifelt keinen Augenblick an dem Gelingen seines Unternehmens. So ging, sagt man, Fourier jeden Tag jahraus, jahrein aus, in der Hoffnung, jenem Engländer zu begegnen, den er in den Zeitungen aufgefordert hatte, ihm die Million Franks zur Verfügung zu stellen, deren er bedurfte, um seine Projekte zu verwirklichen — und der selbstverständlich niemals kam. Das ist lächerlich, gewiß. Aber da kommt mir ein Gedanke. Die Alten nannten ihre Götter neidisch und hielten es im Falle der Noth für nützlich, sie durch freiwillige Opfer zu besänftigen — gedenken Sie des Ringes, den Polykrates in's Meer warf. Warum sollen wir uns nun nicht vorstellen, daß ein wenig Lächerlichkeit unvermeidlich allen Handlungen, ja selbst dem Karakter der Menschen beigemengt sein muß, die zu Großem berufen sind, als ein Tribut, den Neid der Götter zu versöhnen? Ohne diese lächerlichen Don Quixote's, ohne diese wunderlichen Käuze von Erfindern würde die Menschheit sich nicht vorwärts bewegen — und Hamlet würde nicht wissen, worüber er Betrachtungen anstellen könnte.

Ja wohl, die Don Quixote finden und Menschen wie Hamlet arbeiten und gestalten das Gefundene aus. Wie aber, wird man fragen, können Menschen wie Hamlet arbeiten, sie, die an Allem zweifeln und an nichts glauben? Die Natur hat es in ihrer Weisheit so gefügt, daß es ebensowenig vollständige Hamlet's giebt als vollständige Don Quixote's; sie sind nur die Endpunkte zweier Richtungen, Wegweiser auf zwei verschiedenen Wegen, welche die Poeten aufgestellt haben. Das Leben strebt ihnen zu, ohne sie je zu erreichen. Vergessen wir nicht, daß wie das Prinzip der Analyse in Hamlet zur Tragik führt, so das Prinzip des Enthusiasmus in Don Quixote zur Komik. Im Leben aber begegnen wir selten dem rein Tragischen und dem rein Komischen.

Hamlet gewinnt in unseren Augen ungemein durch die Freundschaft, die Horatio ihm entgegenbringt. Horatio ist eine prächtige Gestalt, die wir heutzutage — und dies gereicht unserer Zeit zur Ehre — ziemlich häufig antreffen. In Horatio sehen wir den Typus des Schülers, des Jüngers im besten Sinne des Wortes. Von geradem, stoischem Karakter, warmen Herzens, etwas beschränkten Geistes und bescheidenen Sinnes — was beschränkte Leute selten sind — fühlt er seine Mängel. Er lechzt nach Belehrung und hängt deshalb voll Andacht an den Lippen des klugen Hamlet's, dem er mit der ganzen Kraft seiner ehrlichen Seele ergeben ist, ohne das Gleiche von Hamlet zu erfordern. Er ordnet sich ihm unter, nicht als dem Prinzen, sondern als dem überlegenen Geiste. Eins der größten Verdienste von Männern wie Hamlet besteht darin, daß sie Menschen vom Schlage Horatio's bilden und entwickeln; Menschen, welche die geistigen Samenkörner, die sie von Jenen empfangen, in ihrem Herzen befruchten, um sie dann hinauszutragen in die weite Welt. Die Worte, in denen Hamlet den Werth Horatio's anerkennt, machen ihm selbst Ehre. In ihnen offenbaren sich seine eigentlichen Gedanken über die hohe Würde des Menschen, sein edles Streben, das kein Skeptizismus der Welt verringern kann.

„Hör' mich an — sagt er zu ihm,
Seit meine theu're Seele Herrin war
Von ihrer Wahl und Menschen unterschied,
Hat sie dich auserkoren. Denn du warst,
Als litt'st du nichts, indem du Alles littest,
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick
Mit gleichem Dank genommen. Und gesegnet,
Weß' Blut und Urtheil sich so gut vermischt,
Daß er zur Pfeife nicht Fortunen dient,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege."

Der ehrliche Skeptiker achtet stets den Stoiker. Beim Zusammenbruch der alten Welt — und ebenso in jeder dieser ähnlichen Epoche — wandten die Besten sich dem Stoizismus zu als der einzigen Rettung, der einzigen Möglichkeit, die menschliche Würde aufrecht zu erhalten. Die Skeptiker, welche nicht die Kraft besaßen, zu sterben — „das unentdeckte Land, von deß' Bezirk kein Wand'rer

wiederkehrt", aufzusuchen — wurden Epikuräer. Eine nur zu bekannte Erscheinung, die verständlich ist, so traurig sie ist.

Hamlet, sowohl wie Don Quixote nehmen ein erschütterndes Ende und doch, wie verschieden sterben Beide! Wundervoll sind die letzten Worte Hamlet's. Versöhnt, still geworden, heißt er Horatio am Leben bleiben, giebt seine Stimme ab zu Gunsten des jungen Fortinbras, dessen Recht der Nachfolge durch keinen Fleck getrübt ist — aber sein Blick ist nicht vorwärts gerichtet. „Der Rest ist Schweigen" . . . sagt der sterbende Skeptiker — und verstummt für immer.

Der Tod Don Quixote's erfüllt uns mit unsäglicher Wehmuth. In diesem Augenblicke offenbart sich einem Jeden die Bedeutung der Persönlichkeit Don Quixote's. Als sein einstiger Waffenträger, um ihn zu trösten, ihm sagt, sie würden nun bald auf's Neue auf ritterliche Abenteuer ausziehen, entgegnete der Sterbende: „Nein, das ist vorbei für immer und ich bitte Alle um Verzeihung. Ich bin nicht mehr Don Quixote; ich bin wieder Alonso der Gute, wie man mich einmal nannte — Alonso el Bueno."

Das ist ein merkwürdiges Wort. Die Erwähnung dieses Beinamens — zum ersten und letzten Male — hat etwas Erschütterndes. Ja, nur dieses Wort noch hat Bedeutung Angesichts des Todes. Alles vergeht, Alles schwindet dahin. Die höchste Würde, die größte Machtfülle, das allumfassende Genie — Alles wird zu Staub . . .

Alle irdische Größe verweht wie Rauch . . ."

Die guten Thaten aber verwehen nicht wie Rauch. Sie sind langlebiger als die strahlendste Schönheit. „Alles vergeht", sagt der Apostel, „und nur die Liebe bleibt".

Ich habe diesen Worten nichts hinzuzufügen.

Notizen.

Die Deportirten in Sibirien gelten allgemein als eine besonders rechtlose Menschenklasse, und doch erfreuen gerade sie sich des besondern Wohlwollens der russischen Regierung. Wer's nicht glaubt, der möge sich eines Besseren dadurch belehren lassen, daß den Verbannten auf der Insel Sachalin jetzt sogar ein Recht ertheilt werden soll, das kein Bürger selbst des freiesten Staates in Europa genießt, das Recht auf Bygamie. Die Zentralgefängnißverwaltung begründet diesen eigenthümliche Vorschlag damit, daß der Sträfling, dem alle bürgerlichen Rechte abgesprochen worden sind, auch alle Anrechte an seine bisherige Familie verloren habe, und daß im Interesse der Kolonisation der Insel Sachalin solche Eheschließungen erwünscht wären. Es scheint also, daß die „freie Liebe" zuerst in Sibirien gesetzlich eingeführt werden soll.

Ein großartiger Tunnelbau. In Mexiko plant man eine Durchbohrung des Vulkans Papocatapetl, um an die im Innern des Kraters gelegenen ungeheuren Schwefellager zu gelangen. Eine Schmalspurbahn soll den Tunnel mit der Stadt Amecameca verbinden, von wo aus eine Bahnverbindung mit der Hauptstadt Mexiko besteht.

Deutsche Schulen in Amerika. Ein über die Verbreitung deutscher Schulen in den Vereinigten Staaten vorliegender Ausweis neueren Datums giebt an, daß sich in denselben 2364 deutsche Schulen mit 6772 Lehrern und 450 000 Schülern befinden.

Stillleben. Der Lehrer Adommets an der Molkereischule zu Sornthal (Schweiz) hat neuerdings wiederum den Nachweis geführt, daß der Käse einzig und allein den Mikroben seinen Geschmack verdankt, so daß die Molke erst durch die Arbeit der kleinsten Lebewesen zu Käse wird. Der frische Schweizerkäse enthält 90 000 bis 140 000 Bakterien auf ein Gramm; ein Gramm 61 Tage alter Käse aber barg in der Mitte 800 000 bis 2 000 000, an den Rändern bis 5 600 000 Mikroben.

Die New-Yorker Hochbahnen haben im Laufe des letzten Fiskaljahres 179 497 433 Personen befördert.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Die Arbeiterbewegung in Oesterreich.

Von

Karl Kautsky.

III.

Die Spaltung. Der Karakter der radikalen Richtung.

Zum Unglück für die österreichische Sozialdemokratie fiel der rasche Aufschwung der Bewegung in den Anfängen der achtziger Jahre zusammen mit dem Sieg der terroristischen Richtung innerhalb derselben, was zum Hinausdrängen der Gemäßigten und zur Vollendung der Spaltung führte. Das Parteiorgan „Zukunft" sowie die meisten Vereine, sowohl in Wien wie in vielen Provinzorten, blieben in den Händen der ersteren. Die in die Partei neueintretenden Elemente kamen daher von vorneherein unter ihren Einfluß, dem sie sich um so leichter hingaben, als sie ja politisch gänzlich unerfahren waren.

Wissen und Erfahrung waren auf Seiten der Gemäßigten; aber von dem neu in die Partei einströmenden Blute kam nur wenig ihnen zu gute; Mattigkeit und Pessimismus herrschten in ihren Reihen; man überließ es einigen Wenigen, alle Arbeit zu leisten und sich aufzureiben.

Die unwissenden, unerfahrenen Elemente drängten, wie bemerkt, zu den Radikalen. Da der Erfolg auf ihrer Seite war, wandten sich ihnen auch mit Vorliebe die unsaubern Existenzen zu, Phraseure und Abenteurer, die keine Partei völlig aus ihrer Mitte verbannen kann. Aber diese Uebelstände wurden mehr als aufgewogen dadurch, daß, dank dem Vorherrschen der Jugend, in den Reihen der Radikalen ein Enthusiasmus und eine Thatkraft herrschten, deren die Gemäßigten nicht fähig waren, schon deswegen nicht fähig, weil ihnen der blinde Optimismus fehlte. Die Radikalen schlugen leichthin ihre Existenz in die Schranke, waren sie doch überzeugt, binnen wenigen Jahren, ja Monaten müsse die „soziale Revolution" kommen und allen Nöthen ein Ende machen.

Die Grundlage des Radikalismus der jungen Elemente war ihre Unerfahrenheit in Parteiangelegenheiten. Von einem prinzipiellen Gegensatz zwischen ihnen und den Gemäßigten kann man also eigentlich nicht reden, sondern nur von einem Gegensatz des Temperaments.

Die ganze europäische Situation, ferner der Besitz des Parteiorgans und der wichtigsten Organisationen, endlich der größere Enthusiasmus und Optimismus ihrer Mitglieder, alles das begünstigte die von den Anhängern der terroristischen Richtung geführten Radikalen.

Aber auch Regierung und Presse förderten diese.

Die Regierung selbst hatte die Fragen der Erweiterung des Wahlrechts und des Arbeiterschutzes in die Massen geworfen: fand sich eine energische, zielbewußte Arbeiterpartei, die diese Situation ausnützte, so konnte das den herrschenden Parteien sehr unbequem werden. Die Aufregung, welche die Herabsetzung des Wahlzensus in den unteren Volksschichten hervorrief, hätte erwarten lassen, ein Feldzug zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts werde zum mindesten große agitatorische Wirkung, wenn auch keine praktischen Folgen erzielen. Und ein energisches Eintreten

für möglichst weitgehenden Arbeiterschutz hätte einerseits Anlaß zur Aufklärung der Massen gegeben und andrerseits dem Parlament es erschwert, die Arbeiterschutzgesetze durch eine Reihe von Hinterthürchen zum größten Theil wieder illusorisch zu machen.

Da war es für die Regierung und ihre Majorität, und auch für die liberale Opposition, der namentlich der Arbeiterschutz ein Dorn im Auge war, sehr angenehm, daß gerade in diesem kritischen Zeitpunkt in der Arbeiterbewegung eine Richtung obenauf kam, welche die Forderungen des allgemeinen Wahlrechts und des Arbeiterschutzes nicht nur nicht vertrat, sondern sogar auf das entschiedenste als Verrath an der Arbeitersache bekämpfte. Kein Wunder, daß diese Richtung von der Presse wie den Behörden in ihren Enunziationen als „die Arbeiterpartei" überhaupt bezeichnet und die Gemäßigten ignorirt wurden.

Noch im Merstallingerprozeß (März 1883) fühlte der Vorsitzende, Graf Lamezan sich veranlaßt, die Gemäßigten als „Revolutionäre im Schlafrock" zu höhnen und blos den Radikalen Bedeutung zuzuerkennen. Und im Verein mit hochgestellten Beamten (z. B. dem Staatsanwalt Pelser im Merstallingerprozeß) hat die Wiener Presse damals und später noch für Herrn Peukert in der eifrigsten Weise Reklame gemacht, dessen Intelligenz und Wissen sie nicht genug preisen konnte.*) In der That, der weitgereiste Mann mußte imponiren, der sich eigens zu dem Zwecke nach Belgien begeben hatte, um die Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts und der Arbeiterschutzgesetzgebung (in Belgien!) zu studiren und den die dortigen Erfahrungen von der Nutzlosigkeit und Verwerflichkeit dieser Mittel überzeugt hatten, wie er bei seinem Verhör im Merstallingerprozeß und zwei Monate später in der Enquete über die Arbeitergesetzgebung darlegte.*)

Kann man es jungen, unerfahrenen Arbeitern verargen, wenn sie einem Manne Glauben schenkten, in dem Staatsanwälte und Zeitungsschreiber so hervorragende Begabung und tiefes Wissen entdeckten?

Indeß, so angenehm auch momentan für die herrschenden Parteien die Gegnerschaft eines bedeutenden Theils der Arbeiter gegen das Wahlrecht und die Arbeiterschutzgesetzgebung war, so sollte sie ihnen doch bald höchst unbequem werden. Wenn die Arbeiter auf das Wahlrecht verzichteten, so nur deswegen, weil sie durch terroristische Mittel schneller zum Ziel zu gelangen hofften; und die Arbeiterschutzgesetzgebung verwarfen sie nicht, weil es den Arbeitern ohnedem schon gut genug ging, sondern weil sie ihrer Ansicht nach zu wenig bot, der Arbeiterklasse wirklich zu helfen, aber genug, um sie der Verzweiflung zu entreißen. Nur die Verzweiflung konnte aber nach den Lehren der Terroristen im Proletariat jene Energie erzeugen, die zur Herbeiführung seines Sieges nothwendig erschien.

Je mehr Most sich in dem Bestreben, die deutsche Sozialdemokratie an „revolutionärer Kraft" zu übertrumpfen, in die Sackgasse des bakunistischen Anarchismus verrannte; je mehr andrerseits in den Reihen der Radikalen die jungen, unerfahrenen Elemente zunahmen, desto mehr gelangte deren Führung in die Hände entschiedener Anarchisten, deren Tendenzen noch weit über die der Terroristen nach russischem Muster hinausgingen. Die russischen Terroristen betrachten den Terrorismus als ein äußerstes Mittel, einen bestehenden Druck abzuschütteln, größere Bewegungsfreiheit für ihre Partei herbeizuführen. Anders die Anarchisten, namentlich die Sendlinge von London, die sich in die österreichische Bewegung einschmuggelten, von Fleuron

*) Das Märchen von der „ungewöhnlichen Intelligenz" des Herrn Peukert ist auch in den Artikel über den Anarchismus des Herrn Georg Adler im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" (I, S. 262) übergegangen.

*) Vergl. stenographisches Protokoll über den Hochverrathsprozeß und die Affaire Merstallinger S. 98. Stenographisches Protokoll über die Enquete über die Arbeitergesetzgebung, S. 89.

bis Peukert. Wie der Anarchismus überhaupt nur die Karrikatur der kleinbürgerlichen Demokratie ist, deren Forderungen und Schlagworte er in's Unsinnige übertreibt, so nahm er auch deren Phrase auf: „Druck erzeugt Gegendruck". Aber der Anarchismus ist nicht so harmlos wie die Demokratie.*) Dies Schlagwort ist ihm nicht ein Trostwort im Leiden, sondern eine Aufforderung, durch Gewaltmaßregeln Gegenmaßregeln der Machthaber zu provoziren. Der Terrorismus der Anarchisten soll nicht die Milderung, sondern die Verstärkung des bestehenden Drucks herbeiführen; er wird nicht durch unerträgliche Verhältnisse erzeugt, sondern soll unerträgliche Verhältnisse erzeugen. Er richtet sich daher auch nicht blos gegen die bestehenden Machthaber, sondern gegen die ganze Bevölkerung. Er predigt den Krieg jedes Einzelnen, der mit dem Bestehenden gebrochen, nicht blos gegen die Stützen des Bestehenden, sondern gegen alles Bestehende selbst, den Krieg durch Betrug, Diebstahl, Raub, Brandlegung 2c. Die Gaunertaktik ist die letzte Konsequenz des anarchistischen Terrorismus.

Diese Art des Terrorismus hat in den Massen der österreichischen Radikalen, soweit der Verfasser dieser Zeilen sehen konnte, nie Eingang gefunden. Aber scharfe Unterscheidungen sind nicht Sache der modernen Politiker und Zeitungsschreiber. Es hat lange genug gedauert, ehe ihnen der Unterschied zwischen Sozialdemokraten und Anarchisten klar wurde, wie kann man erwarten, daß sie den Unterschied erkennen sollten zwischen dem, man kann vielleicht sagen, politischen Terrorismus, der sich politischer Mittel bedient, politische, konstitutionelle Ziele anstrebt, und dem unpolitischen, provokatorischen Gaunerterrorismus. Dieser Unterschied war in Oesterreich um so schwerer zu ziehen, als die Massen der „Radikalen", die rein politisch-terroristischen Tendenzen huldigten, unklar, unerfahren und nicht im Stande waren, ihren eigenen Tendenzen präzisen Ausdruck zu geben, und Männer als ihre Leiter anerkannten, die dem Gaunerterrorismus anhingen.

Man kann fragen, wieso es möglich war, daß die Radikalen sich Führern unterordneten, deren Tendenzen nicht mit den ihrigen übereinstimmten. Es erklärt sich das einestheils daraus, daß der Terrorismus unter österreichischen oder deutschen Verhältnissen eine theoretische Stütze nur im Anarchismus fand. Nur Anarchisten waren im Stande, wenigstens einigermaßen Einheitlichkeit und Konsequenz in die Bewegung zu bringen. Trotzdem hätten sich die Massen der Radikalen entschieden von ihnen abgewandt, wenn sie offen mit ihrer Gaunertaktik hervorgetreten wären. Das war jedoch nicht der Fall.

Die Anarchisten betrachten auf der einen Seite jeden, der ihnen nicht blindlings folgt, als Feind, der mit „allen Mitteln" bekämpft werden muß; auf der andern Seite aber sieht jeder einzelne Anarchist in allen andern Gesinnungsgenossen nur Werkzeuge, die rücksichtslos im Interesse der „guten Sache" auszubeuten und zu opfern nicht blos sein Recht, sondern seine Pflicht ist. So wenig wie unter Gaunern, existiren unter den Anarchisten, wenigstens den „fortgeschrittenen", Treu und Glauben. Daß es erlaubt sei, die Genossen zu belügen und betrügen, ist ein bei ihnen sehr verbreiteter Grundsatz, wenn man sich so ausdrücken darf; denn die Beschränkung der persönlichen Freiheit durch Grundsätze erscheint diesen Herren höchst unmoralisch. Vielleicht nichts Anderes haben die An-

*) Oder wenigstens die heute maßgebende Richtung desselben. Der ursprüngliche, proudhonistische Anarchismus war höchst friedliebender Natur, und es giebt heute noch sehr zahme Anarchisten, zahm nicht nur in der Praxis, das kommt auch bei manchen der „wildesten" unter ihnen vor, sondern auch in der Theorie. Aber diese Anarchisten sind ohne jede Bedeutung; die große Mehrheit der Anarchisten huldigt dem Gaunerterrorismus im „Prinzip", wenn auch nur wenige ihn üben. Wir fühlen uns also berechtigt, in Folgendem der Kürze wegen einfach von Anarchismus zu sprechen, wobei wir jedoch nur die terroristische Richtung desselben im Auge haben.

archisten in Oesterreich mit solcher Meisterschaft geübt, wie das Verleugnen ihrer Prinzipien. In diesem Punkt hat Herr Peukert allerdings „ungewöhnliche Intelligenz“ an den Tag gelegt. Kaum in einem der zahlreichen Anarchistenprozesse bekundeten die Angeklagten den Muth der Ueberzeugung. Sie leugneten nicht blos, was ihr Recht war, die ihnen zur Last gelegten Handlungen, sondern auch ihre Gesinnungen. Wie der Oeffentlichkeit, so auch den Parteigenossen gegenüber. Nur dadurch ist es ihnen möglich geworden, sich als Führer der Radikalen zu behaupten.

Was die Massen derselben wünschten, und auch theilweise in Ausführung brachten, waren rein politische Akte: Gründung von geheimen Klubs und Geheimdruckereien, Verbreitung von Flugschriften, mitunter recht blutrünstigen Inhalts, Straßendemonstrationen, hin und wieder Krawalle und — das Träumen von Putschen. Die von Anarchisten verübten Gaunereien und Bestialitäten, die von 1882—1884 vorgefallen sind, billigten sie jedoch nicht. Diese gingen nur von Einzelnen aus. Wenn man die Radikalen für prinzipielle Anhänger der Gaunertaktik erklärt, dann kann man sie nach derselben Logik auch für prinzipielle Anhänger der Lockspitzelei erklären, die damals unter ihnen noch stärker im Schwange war, als die Anarchisterei und auf das engste damit zusammenhing. In der That, der provokatorische Gaunerterrorismus ist für das Lockspitzelwesen wie geschaffen.

Indeß trotz der dafür, wie wir gesehen, so günstigen Situation, wäre es mit dem Einfluß der anarchistischen Führer wohl rasch bergab gegangen, wenn man es verstanden hätte, ihm seine Grundlage zu entziehen. Diese bestand in der Verzweiflung eines großen Theils der Arbeiter daran, durch gesetzliche, offene Organisation und Propaganda etwas erreichen zu können, und in den daraus folgenden terroristischen Neigungen. Diese Grundlage blieb aber bestehen, trotz der Bewegungsfreiheit, die das Kabinett Taaffe Anfangs gewährte. Auf der einen Seite wetteiferten Staatsorgane und Presse mit den Anarchisten in dem Bestreben, die Arbeiter zu überzeugen, daß es unsinnig sei, von dem heutigen Staat eine Erweiterung ihrer politischen Rechte, vor allem die Ertheilung des allgemeinen Wahlrechts zu erwarten. Auf der andern Seite wurde den Arbeitern durch die Praxis der Behörden ihre Rechtlosigkeit immer wieder zum Bewußtsein gebracht.

In einer Regierung und gar in einer ganzen Staatsverwaltung herrscht keineswegs ein einziger Wille, und ihre Handlungen sind keineswegs alle vorbedacht und planmäßig angelegt und auf ein bestimmtes Ziel gerichtet. Die verschiedensten Einflüsse und Tendenzen machen sich da in wechselnder Stärke geltend und stören die Einheitlichkeit des Wollens der Regierungen oft in der empfindlichsten Weise. Und die Durchführung dieses Wollens durch die Bureaukratie entspricht wieder nicht immer ganz den Tendenzen der Regierung. Jeder bureaukratische Körper hat sein eigenes Leben, seine eigenen Traditionen, die sich oft mächtiger erweisen als der Wille der Regierung. Das hat die österreichische Arbeiterschaft erfahren bei der Durchführung der Arbeiterschutzgesetze, die der „liberalen“ Bureaukratie gar nicht in den Kram passen, das erfuhr sie auch bei der Handhabung der politischen Polizei. Selbst, als der Regierung daran gelegen war, die Arbeiter sich günstig zu stimmen, und als sie ihnen zu diesem Zwecke mehr Bewegungsfreiheit einzuräumen suchte, konnte die Polizei von ihren traditionellen Chikanirungen und selbst Brutalisirungen der Arbeiterbewegung nicht völlig lassen. Diese gingen nicht mehr so weit, die Bewegung einzuengen und zu hemmen, aber weit genug, die Arbeiter zu erbittern und in ihnen das Bewußtsein des Willkürregiments, dem sie unterworfen waren, immer wach zu halten. Die Freiheit kam ihnen nicht als gutes Recht, sondern als das Ergebniß einer vorübergehenden guten Laune oder günstigen Situation; sie war daher nicht im Stande, den terroristischen Neigungen genügend entgegenzuwirken, die das deutsche Sozialistengesetz, die Erfolge der Terroristen in Rußland, der Druck des Kabinetts

Auersperg und die anderen oben erwähnten Faktoren gezeitigt.

Wir sind jedoch der Ueberzeugung, daß, wenn die Bewegungsfreiheit noch einige Jahre länger gedauert hätte, die Radikalen ohne Einwirkung von außen mit ihren anarchistischen Führern ebenso fertig geworden wären, wie etwa die von Anarchisten geführten Arbeiterkreise Belgiens. Aber die Herren Anarchisten und Lockspitzel arbeiteten fieberhaft, um den „Druck" zu provoziren, der ihnen zufolge die unentbehrliche Vorbedingung des nöthigen „Gegendrucks" war. Der Regierung aber fing die Arbeiterbewegung an, unbequem zu werden. Wohl viel mehr als die einzelnen Attentate und sonstigen Gaunereien, mit denen die Kriminalpolizei immer noch fertig geworden ist, genirte es sie, daß, Dank dem gesunden Instinkt der Arbeiter auch in den Reihen der Radikalen neben den „sozialrevolutionären" Phantastereien eine praktische Thätigkeit entfaltet wurde. Die guten Leute schimpften auf den „gesetzlichen Weg" und arbeiteten eifrig an der Entwicklung der Gewerkschaften. Sie wiesen entrüstet das „Palliativmittel" des Normalarbeitstags zurück und organisirten Streiks zur Abkürzung der Arbeitszeit. In dieser praktischen Thätigkeit hätten die jungen Rekruten, die die Masse der Radikalen ausmachten, wohl bald genügende Erfahrungen gesammelt, um den wahren Karakter ihrer anarchistischen Führer zu erkennen und deren Treiben Schranken zu ziehen. Aber auf so schmerzlose Weise sollte die Arbeiterbewegung Oesterreichs den Anarchismus nicht überwinden.

IV.

Der Ausnahmezustand und der Niedergang des Anarchismus.

Die Arbeiterbewegung wurde nicht blos unbequem, sie wurde für die Regierung auch überflüssig. Diese hatte ein viel ungefährlicheres und leichter zu handhabendes Gegengewicht gegen den Liberalismus in den deutschen Städten gefunden: den Antisemitismus. Dank der Ertheilung des Wahlrechts an die „Fünfguldenmänner" wurde dieser eine politische Macht in Oesterreich. Die Antisemiten machten die Anarchisten überflüssig; man mußte danach trachten, diese los zu werden.

Es wäre in Oesterreich auf jeden Fall, sobald das Kabinett Taaffe fest im Sattel saß, wieder zu einer Einschränkung der Bewegungsfreiheit der Arbeiterklasse gekommen, einerlei, ob diese im „gemäßigten" oder „radikalen" Fahrwasser sich bewegte. Ja, hätten die „Gemäßigten" die Oberhand gehabt, so wäre diese Einschränkung vielleicht schon früher eingetreten, da die Arbeiterpartei in diesem Falle der gewerkschaftlichen Organisation und den Lohnkämpfen noch größere Aufmerksamkeit geschenkt, und vor Allem, weil sie in den Fragen der Wahlreform und der Arbeiterschutzgesetzgebung an Stelle der für die herrschenden Klassen so willkommenen Negation der Anarchisten eine entschiedene, nach Konzessionen drängende Agitation gesetzt hätte.

Daß das Liebäugeln des Kabinetts Taaffe mit den Arbeitern aufhörte, daran sind also die Anarchisten freilich nicht Schuld; das hätte ohne sie vielleicht schon früher ein Ende genommen. Daß aber die Regierung die Energie fand, zu einem wuchtigen Schlag gegen die Arbeiterbewegung auszuholen, und daß dieser Schlag geführt werden konnte unter dem einmüthigen Beifall nicht blos des Parlaments, sondern der gesammten Bevölkerung — die Betroffenen natürlich ausgenommen — das ist der anarchistischen „Propaganda der That" zu danken, und ihr ist es zuzuschreiben, wenn die so rasch sich entfaltende Arbeiterbewegung schon im ersten Moment der Verfolgung kraftlos zusammenbrach.

Den vereinten Bemühungen der Wortführer des Gauneranarchismus und des Lockspitzelthums war es endlich gelungen, jene Situation zu provoziren, die sie immer ersehnt, die den Wendepunkt im Emanzipationskampf des Proletariats herbeiführen sollte: der Druck von Oben wurde maßlos gesteigert, jedes Sicherheitsventil verstopft; jetzt mußte nach der bekannten Theorie der Gegendruck ebenfalls in's Maßlose wachsen, die Dämpfe, die keinen Ausweg fanden, mußten den Kessel sprengen, die Revolution beginnen. Statt dem kondensirten sich die Dämpfe und wurden zu Wasser.

Im Januar 1884, unter dem Ein-

druck der Attentate von Kammerer, Stellmacher und Genossen, erließ die Regierung, befugt durch die ihrer Zeit von den Deutschliberalen zur Niederhaltung der Tschechen und Ultramontanen geschaffenen Gesetze, die Ausnahmsverordnung, auf Grund deren über Wien und Umgebung bis auf Weiteres eine Art kleinen Belagerungszustandes verhängt wurde. Die Polizei erhielt das Recht, ohne Begründung Zeitungen zu verbieten, Personen aus dem Bezirk des Ausnahmszustandes auszuweisen, Versammlungen zu verbieten u. s. w. Eine andere Ausnahmsverordnung hob in einer Reihe von Bezirken die Wirksamkeit der Geschwornengerichte in Straffachen auf, welchen „anarchistische, auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen zu Grunde liegen", und setzte Ausnahmsgerichtshöfe ein.

Diese Ausnahmsverordnungen haben, wie zu erwarten war, weder zur Entdeckung, noch zur Verhütung anarchistischer „Thaten" etwas beigetragen. So weit solche in der Folge entdeckt und verhütet worden sind, gelang dies der Polizei auf der Grundlage von Befugnissen, die sie schon vor Erlaß der Ausnahmsverordnungen hatte. Dieselben richteten ihre Spitze blos gegen die gesetzlichen, öffentlichen Bethätigungen der Arbeiterklasse. Die Hauptanarchisten entkamen straflos. Schon gelegentlich des Merstallinger-Prozesses war es aufgefallen, daß einer der intellektuellen Urheber des Attentats, Hotze, sich nach Amerika flüchten und daselbst sich frei bewegen konnte, ohne daß die österreichischen Behörden seine Auslieferung verlangten. Die österreichische Polizei meinte, eine solche werde verweigert werden, da der Raubanfall einen politischen Hintergrund habe. Daraufhin erklärte der Minister des Aeußern in Washington dem österreichischen Gesandten, die Regierung der Vereinigten Staaten werde Hotze ausliefern, wenn seine Betheiligung am Raube erwiesen sei. Trotzdem wurde von diesem Anerbieten nie Gebrauch gemacht.*)

*) Rede des Vertheidigers Wolf-Eppinger im Merstallinger-Prozeß. Stenogr. Prot. S. 218.

Ebenso auffallend war es, daß im Januar 1884 Peukert, den man allgemein zum Mindesten der Mitwisserschaft an den anarchistischen Attentaten zieh, nicht nur nicht in Untersuchungshaft genommen wurde, mit der man in Oesterreich sonst sehr schnell bei der Hand ist, sondern vom Polizeirath Stehlig sogar Reisegeld erhielt, angeblich, um im Prozeß Neve in Hanau als Entlastungszeuge auftreten zu können. Zwei Tage später wurde der Ausnahmszustand über Wien verhängt und Peukert steckbrieflich verfolgt.

Peukert entwischte. Dagegen wurden mit einem Schlage alle diejenigen, die sich in irgend einer Weise in Wien als Agitatoren oder Organisatoren, sei es in der politischen oder auch nur in der gewerkschaftlichen Bewegung hervorgethan hatten, ausgewiesen. Die Zahl der damals Ausgewiesenen betrug nicht weniger als in runder Summe 500. Eine Reihe von Vereinen wurde aufgelöst, andere lösten sich selbst auf, meist, weil es im Interesse der Mitglieder schien, selbst Verfügungen über das Vereinsvermögen treffen zu können, statt es der Polizei in die Hände fallen zu lassen. An Stelle des „Gegendrucks" trat eine allgemeine Panik ein, die sich bis in die Reihen der Gemäßigten fortpflanzte. Das Organ der Radikalen, die „Zukunft", wurde verboten. Das Organ der Gemäßigten, die „Wahrheit", stellte selbst sein Erscheinen ein, als die Regierung am 20. Januar 1885 dem Reichsrath den Entwurf eines Sozialistengesetzes vorlegte. Eine Zeit lang hatte die österreichische Arbeiterschaft deutscher Zunge nur ein einziges Organ, den zweimal monatlich in Brünn erscheinenden gemäßigten „Volksfreund".

Beide Fraktionen schienen in völliger Auflösung begriffen zu sein. Aber die Zeit des Niederganges währte diesmal nicht so lange, wie in der ersten Aera der Verfolgungen unter dem Kabinett Auersperg. Die allgemeine industrielle Entwicklung war inzwischen denn doch zu weit vorgeschritten und die sozialistische Bewegung war jetzt zu tief in die Massen gedrungen, als daß sie für längere Zeit sich hätte niederhalten lassen. Die eigent-

lichen Wortführer des Anarchismus allerdings waren ausgerissen, hatten sich geflüchtet oder pater peccavi gesagt und sich in das Privatleben zurückgezogen. Aber die radikalen Massen hielten aus, ebenso wie die Gemäßigten. Hatten sie auch die überraschend und energisch geführten Schläge der Behörden zersprengt, mit der Zeit fanden sie sich wieder zusammen und begannen wieder ihre Agitations- und Organisationsarbeit.

Das wurde gefördert durch ein Nachlassen des Drucks von Oben. Ausdauer und Konsequenz sind, wie dem Oesterreicher im Allgemeinen, so auch der österreichischen Bureaukratie im Besondern nur im geringen Maße eigen. Die berühmte österreichische „Gemüthlichkeit" ist im Grunde genommen nur Indolenz. Um Ruhe zu haben, giebt man nach; um sich selbst nicht zu ärgern, ärgert man auch die Andern nicht. Das gilt namentlich von den Wienern. Die Böhmen sind schon ähnlicher den Norddeutschen, ausdauernder, zäher, daher in Wien als starrsinnige „Dickschädel" verschrieen. Vielleicht ist es kein Zufall, daß ein ähnlicher Gegensatz seit 1885 auch in der Haltung der Behörden gegenüber der Arbeiterbewegung zu Tage trat. In Wien ließ die anfängliche Strenge in der Handhabung des Ausnahmszustandes bald nach. In Böhmen dagegen wurde ohne Ausnahmszustand ein russisches Regime konsequent und zäh durchgeführt, jede Organisation der Arbeiter vernichtet. Selbst das Halten erlaubter sozialistischer Zeitungen wurde so gut wie unmöglich gemacht. Abonnent einer sozialistischen Zeitung zu sein, galt dem Prager Landesgericht fast als gleichbedeutend für Mitglied eines sozialistischen Geheimbundes zu sein. Sogar Versuche zur Gründung von Fachvereinen führten zu Anklagen wegen „Geheimbündelei". Jede Anklage brachte mindestens vielmonatliche Untersuchungshaft. So erreichte man es schließlich, daß in Böhmen völlige „Ruhe" herrschte, die Arbeiterbewegung zerstampft war.

Außerhalb Böhmens nahm sie dagegen bald wieder frischen Aufschwung. Die Regierung und die herrschenden Klassen selbst sorgten dafür, daß sie nicht zur Ruhe gelangte. Von den den Arbeitern gemachten Versprechungen hatte man wenigstens ein Theilchen verwirklichen müssen. Mit dem Gesetz vom 2. März 1885 wurde eine Reihe von Arbeiterschutzbestimmungen eingeführt. Die Bestimmungen des Gesetzes sind viel weitergehende, als die in Deutschland giltigen, aber gegenüber dem ursprünglichen Entwurf des Grafen Belcredi, der unter Anderem den zehnstündigen Normalarbeitstag vorschlug, weist das Gesetz zahlreiche Verstümmelungen und Konzessionen an die Fabrikanten auf.

Die Durchführung dieses Gesetzes versetzte Arbeiter- wie Fabrikantenkreise in lebhafte Gährung. Diese suchten vielfach die Taglöhne der Kürzung der Arbeitszeit entsprechend herabzusetzen, wodurch sie ihrer Meinung nach bewiesen, daß die kürzere Arbeitszeit das Einkommen der Arbeiter verringere. Diese wehrten sich dagegen und es kam zu zahlreichen Streiks, um entsprechende Lohnerhöhungen, ja, mitunter auch noch weitere Verkürzungen der Arbeitszeit zu erreichen. So verlangten bei dem großen Brünner Streik, der am 26. Juni 1885 begann, die Streikenden eine Lohnerhöhung von 30 Prozent und eine Arbeitszeit von 10 Stunden. Der Streik endete durch ein Kompromiß.

Eine andere Veranlassung zu tiefgehenden Bewegungen in den Arbeiterkreisen bildete die Organisirung der Zwangsgenossenschaften. Diese waren schon im Jahre 1883 beschlossen worden. Die alten Innungen des Handwerks sollten in ihnen wieder aufleben. Es sind aber Organisationen nicht blos der Meister, sondern auch der Gesellen, die zur Wahrung ihrer Interessen eigene Versammlungen abhalten und Ausschüsse wählen. Diesen Genossenschaften ist auch die Arbeitsvermittlung und die Krankenversicherung der Gesellen und Lehrlinge zugewiesen. Jede Genossenschaft hat für ihre Gesellen eine Krankenkasse einzurichten, der jeder Lohnarbeiter des betreffenden Gewerbes beizutreten verpflichtet ist. Die Verwaltung der Krankenkasse besteht zu einem Drittel aus Meistern, zu zwei Dritteln aus Arbeitern. Die Tendenz dieser Organisationen ist klar: sie sollten den selbständigen Fachvereinen

den Garaus machen und diese durch Vereinigungen ersetzen, in denen, wie man hoffte, die Meister dominiren würden.

Vielfach, namentlich von radikaler Seite, wollte man daher Anfangs von einer Theilnahme an den Genossenschaftswahlen nichts wissen; man hoffte, durch Abstinenz die Organisirung der neuen Kassen vereiteln zu können. Man erreichte aber blos, daß nur die indolenten und gefügigen Arbeiter sich an den Wahlen betheiligten und diese daher im Sinne der Meister ausfielen. Nun fing man an, den begangenen Fehler einzusehen. Allenthalben begannen nun die Sozialisten in den genossenschaftlichen Gehilfenversammlungen eine rege Thätigkeit zu entwickeln, und es gelang ihnen schließlich, in den meisten Gehilfenausschüssen zur Geltung zu kommen und denselben einen weiteren Wirkungskreis zu erringen, als ihnen Anfangs zugedacht war. Die Befürchtungen, die man wegen der freien Gewerkschaften getheilt, erfüllten sich nicht. Im Gegentheil, die Genossenschaften sind die Rekrutirungsbezirke geworden, aus denen jetzt immer mehr neue Mitglieder für die selbständigen Arbeitervereine geworben werden. Zahlreiche Arbeiter, die freiwillig nie einer Arbeiterkasse beigetreten wären, sind nun gezwungen, das zu thun. Sie lernen in den Genossenschaften den Werth der Organisation kennen, sie lernen die Thätigkeit der Sozialisten achten und bekommen schließlich Interesse auch für Fragen, die im Rahmen der Genossenschaften nicht zur Behandlung gelangen können. So werden sie den selbständigen Arbeitervereinen zugeführt, und was diese vernichten sollte, wird zum Hebel ihrer Förderung.

Endlich wirkte auch der Antisemitismus nicht wenig zur Wiederbelebung der Arbeiterbewegung mit. Nicht nur, daß er Volkskreise in Bewegung setzte, die dem Proletariat benachbart und mit ihm in beständiger Berührung sind, und daß er Alles, was er Plausibles vorzubringen vermag, vom Sozialismus entlehnt hat, suchte er auch direkt in der Arbeiterschaft eine Propaganda zu entfalten. Namentlich der Kaplan von Floridsdorf, einem Arbeitervorort bei Wien, Pater Eichhorn, war in dieser Richtung sehr thätig, und es wäre ihm vielleicht gelungen, einige Erfolge zu erzielen, wenn seine Energie und Unerschrockenheit nicht noch übertroffen worden wären durch seine Bornirtheit. Seine Agitation diente schließlich nur dazu, die sozialistische Arbeiterbewegung im Fluß zu erhalten.

Endlich wurde diese noch gefördert durch die Erfolge der deutschen Sozialdemokratie, die nicht blos auf die Gemäßigten in Oesterreich belebend wirkten, sondern selbst die Radikalen anfeuerten, die keine intellektuellen Beziehungen mit Deutschland unterhielten.

So sehen wir denn seit 1886 die sozialistische Bewegung in Oesterreich sich wieder in aufsteigender Richtung entwickeln. Nur Eines hemmte noch ihren Aufschwung: die Spaltung in ihren Reihen. Und doch hatten die Gründe derselben aufgehört, zu existiren.

Die deutsche Sozialdemokratie hatte sich von der Lähmung erholt, die sie 1878 anscheinend befallen, und nach kurzer Unterbrechung ihren Siegeszug fortgesetzt. In Rußland war dagegen die terroristische Bewegung zum Stillstand gekommen; sie hatte keine Erfolge mehr aufzuweisen, die romantische oder oberflächliche Naturen verlocken konnten, ihre Taktik ohne die zwingendste Noth zu akzeptiren. In Oesterreich selbst hatte der Terrorismus nicht blos physisch, sondern auch moralisch Bankerott gemacht. Seine hervorragendsten Vertreter waren nicht unterlegen, wie die russischen Terroristen, sie waren ohne Kampf davongelaufen. Diese Fahnenflucht und nicht die Unterdrückungsmaßregeln der Regierung machten dem Anarchismus in Oesterreich ein Ende. Im Gegentheil, wenn etwas im Stande war, die Ernüchterung der Radikalen aufzuhalten, so waren es gerade die erbitternden Verfolgungen. Mit dem Anarchismus hörte aber auch der Terrorismus auf. Während die Motive verschwanden, die in der österreichischen Arbeiterschaft terroristische Neigungen erzeugt, gingen mit den Anarchisten auch jene Elemente verloren, die in Oesterreich allein es vermocht hatten, eine einheitliche terroristische Taktik zu entwickeln.

Wie schon gesagt, hätte unserer Ueberzeugung nach die praktische Arbeit allein schließlich die Massen der Radikalen, die blos an Unklarheit und Unerfahrenheit sowie überschäumendem Thatendrang litten, über den Karakter ihrer anarchistischen Führer aufgeklärt und deren Einfluß untergraben. Deren Desertion beschleunigte natürlich diesen Prozeß. Sobald aber die Radikalen sich von den Anarchisten und dem Terrorismus abwandten, blieb ihnen nichts übrig, als entweder völlige Verzweiflung an sich und ihrer Sache und daraus folgend gänzliche Passivität — eine Eventualität, die auch bei Einigen eintrat —, oder Uebergang zur sozialdemokratischen Taktik und Propaganda.

V.

Die Einigung.

Die prinzipiellen Differenzen zwischen den beiden Fraktionen schwanden immer mehr. Bald herrschte zwischen ihnen fast nur noch ein Unterschied des Temperaments, der Unterschied zwischen Alten und Jungen — eine Differenz, nicht größer, als sie sich innerhalb jeder Partei findet. Der Einigung der beiden Fraktionen stand von da an nichts mehr im Wege, als das Mißtrauen auf beiden Seiten. Das war jedoch nicht so leicht zu überwinden. Ein jeder Kampf steigert nothwendigerweise die Erbitterung zwischen den Gegnern auf's Aeußerste, und das umsomehr, je länger er dauert. Zu lange hatte man die Radikalen daran gewöhnt, in den Gemäßigten eine Bande karakterloser Feiglinge und Streber zu sehen; den Gemäßigten dagegen erschienen die Radikalen immer noch als Genossen von Dieben und Räubern. Das Mißtrauen wirkt aber in einer Partei um so schädigender, je mehr sie einer äußerlichen, formalen Organisation entbehrt, je mehr sie auf den blos moralischen Zusammenhang angewiesen ist.

Je mehr eine Partei der Organisation entbehrt, desto wichtiger ist für sie das Bindeglied eines Parteiorgans. Das Bedürfniß nach einem solchen erwachte bald lebhaft, aber wer sollte es herausgeben?

Die gegenseitige Bekämpfung hatte aufgehört, man fühlte, das neue Organ dürfe kein Fraktionsorgan sein, aber wer immer dessen Redakteur werden sollte, er hatte entweder hüben oder drüben in erster Reihe gekämpft und sich den besondern Haß der entgegenstehenden Fraktion zugezogen. Jeder Versuch, ein Blatt unter der Leitung eines Mannes herauszugeben, der der einen Seite angehört, wäre von der andern Seite als Beleidigung, als Kriegserklärung betrachtet worden, und der Waffenstillstand, der sich von selbst eingestellt, hätte sofort aufgehört. Und doch fühlte man von beiden Seiten immer dringender die Nothwendigkeit einer Einigung, sollte die Sozialdemokratie in so vielen wichtigen, die Arbeiterschaft bewegenden Fragen, die jeweilig auftauchten, ihren Einfluß gebührend geltend machen. Auf beiden Seiten rief man nach Einigung, auf jeder Seite fürchtete man dabei eine Einbuße an Würde und Selbständigkeit.

Es war ein Glück für die österreichische Sozialdemokratie, daß in dieser verzwickten Situation ein Mann in ihr seine Wirksamkeit entfaltete, der an dem innern Kampf nicht theilgenommen hatte, nach beiden Seiten gleich unbefangen war und das Vertrauen beider Seiten zu gewinnen wußte. Wir meinen den Dr. Viktor Adler. Er war keineswegs ein Neuling in der Partei, denn er hatte deren praktische und theoretische Entwicklung von ihren Anfängen an sympathisch verfolgt. Daß er eine Zeit lang von der radikalen deutschnationalen Opposition ein energisches Vorgehen in der Richtung mindestens seiner politischen Ideale erhofft hatte und in ihr thätig gewesen war, gereichte ihm nur zum Vortheil. Er hatte dadurch eine politische Schulung, eine Vertrautheit mit den Verhältnissen und Personen erlangt, die infolge des Mangels des allgemeinen Wahlrechts den andern Führern der österreichischen Sozialdemokratie bis dahin gefehlt hatten. Mit dem Eintritt Adler's in deren Reihen hörte die Herrschaft der politischen Naivetät in ihr auf, der es nicht zum wenigsten zuzuschreiben gewesen war, daß so große Massen sich hatten von den anarchistischen Phrasen gefangen nehmen lassen.

Bald war es klar, daß ein von Adler

herausgegebenes Blatt die beste Brücke zu einer Verständigung zwischen den beiden Fraktionen bilden werde. Die „Arbeiterstimme", ein vierzehntägiges Blatt, das neben dem schon oben erwähnten „Volksfreund" seit dem Oktober 1886 in Brünn von den Gemäßigten herausgegeben wurde, erschien den Radikalen noch lange als ein Organ, das sie nichts angehe, das sie ignoriren müßten. Die von Adler im Dezember desselben Jahres gegründete „Gleichheit" dagegen, ein Wochenblatt, wurde von Anfang an von Gemäßigten wie Radikalen als ihr Organ betrachtet; sie war das erste Unternehmen, an dem beide Fraktionen ein gemeinsames Interesse hatten. Von nun an machte die Einigung rasche Fortschritte. Bereits am 3. April 1887 durfte man es wagen, in Wien eine große Volksversammlung tagen zu lassen, an der beide Fraktionen theilnahmen, wobei Redner beider Fraktionen sprachen, und schließlich einstimmig eine Resolution angenommen wurde, in der es unter Anderem hieß: „Die Versammlung verlangt die sofortige Aufhebung des Monopols der Besitzenden auf das politische Wahlrecht durch die Einführung des allgemeinen, gleichen direkten und allgemeinen Wahlrechts als eines wichtigen Mittels der Agitation und Propaganda, ohne sich jedoch über den Werth des Parlamentarismus irgendwie zu täuschen". Die Radikalen bezeichneten damit die sozialdemokratische Taktik, auf deren Boden sie sich thatsächlich schon früher gestellt, nun auch offen und ausdrücklich als die ihre und bezeugten, daß die anarchistische Phrase jeden Einfluß auf sie verloren habe. Die Gemäßigten aber hielten es nicht mehr unter ihrer Würde, mit „Genossen von Gaunern" zusammen zu tagen.

Das Eis war gebrochen und die Einigung der beiden Fraktionen zu einem einheitlichen Körper wurde bald allenthalben in Oesterreich zur Thatsache, wo es nur überhaupt eine Arbeiterbewegung gab. Trotzdem blieb es längere Zeit hindurch ein Wagniß, die thatsächlich schon vollzogene Einigung auf einem Parteitag zu demonstriren. Denn es gab doch noch auf beiden Seiten einige Intransigente, deren Anhang man nicht genau kannte, und von denen zu befürchten war, sie würden einen Akt der Versöhnung in eine Szene des Zwistes und bitterer Rekriminationen verwandeln: an Material dazu konnte es nicht fehlen, da auf beiden Seiten Fehler begangen worden waren, beide Seiten im Kampfe über die Schnur gehauen hatten, wie das unvermeidlich ist.

Das war zum Theil mit Ursache, daß der lange erwartete Parteitag erst für das Ende des Jahres 1888 nach Hainfeld einberufen wurde. Damit begann eine neue Aera in der Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie.

(Schluß folgt.)

Die Kriminalität in Frankreich von 1840—1886.

Untersuchungen über ihre Entwicklung und ihre Ursachen.

Von

Paul Lafargue.

(Schluß.)

III.

Nehmen wir an, es sei bewiesen, daß, wie Lombroso und die modernen Kriminalisten uns versichern, die Verbrecher abnorm organisirte Wesen seien, die mitten in der Zivilisation „den thierischen Wilden" wieder aufleben lassen, so wäre man noch immer nicht zur Erklärung der jährlichen Schwankungen der Verbrechen und Vergehen und noch weniger zur Erklärung ihres Fortschreitens von 1840 bis 1886 gelangt. Wäre die atavistische Theorie der Kriminalisten richtig, so müßte man logisch daraus schließen, daß die

Zahl der Wilden mit dem Fortschritt der Zivilisation wächst, daß die Zivilisation eine Rückkehr in die Wildheit bedeutet, was selbst Herr Lombroso für absurd erklären würde. Kann die Ursache des fortschreitenden Ganges der Kriminalität nicht im isolirten verbrecherischen Individuum gefunden werden, auch nicht in den Jahreszeiten oder im Klima, das sich seit 1840 nicht geändert hat, noch in den Getreide- und Weinernten, dann sieht man sich genöthigt, auf die geniale Idee Quetelet's zurückzukommen, daß „jeder Gesellschaftszustand eine gewisse Anzahl und gewisse Arten von Verbrechen bedingt, welche die natürlichen Folgen seiner Organisation sind", und in der Gesellschaft die Ursachen der Wandlungen der Kriminalität zu suchen.

Die ökonomische Entwicklung von 1840—1886 war eine außerordentliche: man kann die Umwälzung dieses halben Jahrhunderts an dem ungeheuren Anwachsen der Produktivkräfte messen, an der Zunahme des Konsums der Kohle, dieses Brots der Industrie, der Produktion von Eisen und Stahl, aus denen das Skelett und die Glieder des industriellen Organismus geformt werden, der Ziffer der Einfuhr und Ausfuhr und dem gesellschaftlichen Reichthum.

Die bezüglichen Zahlen für Frankreich sind folgende:

	1840	1860	1880	1884
Pferdekräfte der Dampfmaschinen von Industrie und Landwirthschaft	34 350	177 652	544 152	683 090
Kohlenkonsum (Tonnen)	4 256 000	14 270 000	28 846 000	30 941 000
Eisenproduktion (Tonnen)	585 000	1 430 000	2 790 000	2 747 000
Stahlproduktion (Tonnen)	8 262	30 000	389 000	503 000
Jährliche Handelsbewegung (Einfuhr und Ausfuhr, in Millionen Francs) . .	1 442	4 174	8 501	7 575
Werth der Erbschaften (Millionen Fr.) .	1 608	2 724	5 265	5 244
Gesellschaftsvermögen*) (Millionen Fr.) .	64 320	108 960	210 600	209 760

Ein überraschender Parallelismus im Wachsthum der Kriminalität und dem der Produktivkräfte und des gesellschaftlichen Reichthums! Ist das ein Zufall? Oder sollten nicht vielmehr zwischen beiden Erscheinungen Beziehungen obwalten, welche die eine von der andern abhängig machen? Sollte nicht die ökonomische Entwicklung und Umwälzung die Grundursache der modernen Kriminalität sein?

Schon Quetelet hatte bemerkt, daß „das Departement der Creuse, eines der ärmsten Frankreichs, in jeder Beziehung das sittlich höchststehende ist. Ebenso ist in Holland Luxemburg, die ärmste Provinz, auch diejenige, in der die wenigsten Verbrechen vorkommen". Es kommt jedoch darauf an, was man unter dem Wort „Armuth" versteht. „Die armen Nationen", sagte Destutt de Tracy, „das sind diejenigen, bei denen das Volk wohlhabend ist; in den reichen Nationen ist es in der Regel arm". Das Departement der Creuse, das Quetelet zitirte, gehörte damals zu jenen armen Departements, in denen ein gewisser Wohlstand über die ganze Bevölkerung verbreitet zu finden war: Jeder besaß ein kleines Gütchen, von dem er leben konnte; die jungen Leute verließen in gewissen Jahreszeiten das Land, um in den Städten als Steinmetze und Maurer Beschäftigung zu suchen. Die kolossale Entwicklung der Produktivkräfte und des Nationalreichthums führte nicht dazu, den Wohlstand aller Mitglieder der Gesellschaft zu vermehren, sondern auf der einen Seite riesige Vermögen, und auf der andern Elend und Noth der großen Mehrheit des Volks aufzuhäufen. Ich weiß, daß die offiziellen Oekonomisten, die die Aufgabe haben, die kapitalistische Gesellschaft zu verherrlichen, wie die Herren Giffen, Leroy-Beaulieu, Schmoller und Konsorten, das Gegentheil behaupten und uns glauben machen möchten, der Wohlstand der Men-

*) Eine große Anzahl von Statistikern berechnet den „Nationalreichthum", indem sie den Werth der Erbschaften mit 40 multiplizirt. Andere multipliziren mit 45. Ich habe die erstere Berechnungsart angewendet.

schen sei in steter Zunahme begriffen.*) Aber wie steht es dann mit jener netten Theorie, die Malthus blos zu dem Zweck erfunden hatte, das Arbeiterelend als unausweichlich und nothwendig hinzustellen, das in England und den andern industriellen Ländern zur Zeit des Entstehens der kapitalistischen Produktionsweise herrschte?**) Und wie erklären uns die Herren Giffen und Konsorten das stetige Zunehmen der Bettelei und des Vagabundenthums, der ersten und sichersten Anzeichen des Elends der Arbeiterklasse?

Man kann alle Erklärungsversuche der Kriminalisten einen nach dem andern vernehmen, keiner liefert eine wirkliche Erklärung der entsetzlichen Zunahme der Kriminalität, die kein Strafsystem aufhalten oder gar zurückdrängen kann. Es giebt Kriminalisten, die so weit gekommen sind, anzuerkennen, daß „die Strafe keinen merklichen Einfluß auf die allgemeine Kriminalität übt".*) Und doch hatten die Philanthropen und Philosophen des Ausgangs des vorigen und des Beginns unseres Jahrhunderts alle ihre Hoffnungen auf die Strafen gesetzt, um die Verbrechen und Vergehen niederzuhalten, die sich im Schoß der erstehenden kapitalistischen Gesellschaft regten. Bentham, dieser Philosoph, zu dem die Gesetzgeber und Denker der Bourgeoisie mit solcher Verehrung aufblicken, widmete zwei Bände, in denen er vor der abgeschmacktesten Phrase und dem plattesten Gemeinplatz nicht zurückschreckt, einer Theorie der „Strafen und Belohnungen", der Kunst, die Strafe in ein richtiges Verhältniß zum Verbrechen zu bringen, um die Verbrecher mit Furcht zu erfüllen. Das Recht zu strafen ist für die Bentham, Destutt de Tracy, Volney des 18. Jahrhunderts ebenso wie für die Herbert Spencer und Lombroso unserer Zeit das vornehmste aller Rechte. „Man kann sich nicht vorstellen", sagt Bentham, „daß irgend ein Recht der Regierung oder des Individuums ohne das Recht zu strafen bestehen könnte."**)

Wenn die Vermehrung, Abstufung und Vervollkommnung der Strafen unfähig war, den aufsteigenden Gang der Kriminalität aufzuhalten, so beweist das, daß die Verbrechen und Vergehen gegen das gemeine Recht nothwendige Produkte der Verhältnisse sind, eng verknüpft mit der Art und Weise der Schaffung des gesellschaftlichen Reichthums in der kapitalistischen Gesellschaft.

Die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise ist keine gleichmäßige: manchmal überstürzt sie sich, dann stockt sie wieder und erleidet Krisen, welche die Existenz von Tausenden und Millionen von Individuen über den Haufen werfen. Ist es richtig, daß die moderne Kriminalität eine nothwendige Folge der Art der Reichthumserzeugung in der kapitalistischen Gesellschaft ist, dann müssen die

*) Man muß indeß einige Ausnahmen machen. Herr de Molinari, der die hervorragendste ökonomische Revue Frankreichs, das „Journal des Economistes", redigirt, schrieb 1880: „Die Ergebnisse der Produktion, die immer ergiebiger wird, häufen sich massenhaft in den Händen einer Minorität an, indeß die Masse sich den äußersten Entbehrungen ausgesetzt sieht... Ihre Lage wird immer unsicherer. Das Aufkommen der Großindustrie ist begleitet vom Anschwellen des Pauperismus... Bei den Nationen, die an der Spitze des industriellen Fortschritts stehen, herrscht in den unteren Schichten die Massenarmuth; sie liefern regelmäßig die Kontingente der Prostitution und des Verbrechens, ohne daß man irgend eine dauernde, tiefer gehende Besserung ihrer elenden und unsichern Lage beobachten könnte und ohne daß die Summen ihrer Leiden sich unter dem Einfluß des industriellen Fortschritts zu vermindern schiene. Diese elenden Klassen waren unter den früheren Verhältnissen nur durch schwache Spuren vertreten; heute wird, wie der Reichthum, so die Armuth in Masse erzeugt." (L'évolution économique, S. 101 und 102.)

**) Die malthusianische Erklärung des Elends der Arbeiterklasse kam so gelegen, daß sie im Bourgeoisgehirn zur fixen Idee wurde; so sehr, daß ein genialer Naturforscher, wie Darwin, sie zum Ausgangspunkt seiner großartigen Theorie der Entstehung der Arten machte.

*) Dr. Lacassagne, Marche de la criminalité en France.

**) Jeremias Bentham, Theorie der Strafen und der Belohnungen. Französische Ausgabe. Bd. I, Kap. 1, § 3.

Schwankungen im Gang der Verbrechen und Vergehen mit den Wandlungen der Produktion zusammenfallen: ihre Zahl muß in Zeiten von Krisen zunehmen und in Zeiten wirthschaftlichen Aufschwungs sich verringern; mit andern Worten, die Kriminalität wird bestimmt durch das Blühen oder Darniederliegen der kapitalistischen Produktionsweise.

Gäbe es einen Gradmesser des Gedeihens von Industrie und Handel, dann brauchte man blos seine Schwankungen mit denen der Kriminalität zu vergleichen. Aber wir haben keinen solchen; als Ersatz kann man jedoch die Zahl der erklärten Bankerotte im Laufe eines Jahres als einen der sichersten Anzeiger des mehr oder weniger günstigeren Ganges der Geschäfte nehmen. Man könnte einwenden, daß der Bankerott keinen Maßstab für das Gedeihen der Landwirthschaft abgebe, da der Grundbesitz dem Konkursgesetz nicht unterliegt. Aber die Landwirthschaft ist nicht mehr wie ehedem der herrschende Produktionszweig; sie ist in den kapitalistischen Gesellschaften an die zweite Stelle getreten: es ist nicht mehr ihre Blüthe, wodurch das Wohlbefinden der Gesellschaft bestimmt wird; im Gegentheil, sie folgt willenlos dem Gang der Geschäfte von Industrie, Handel und Finanz, und die Bankerotte üben eine solche Rückwirkung auf die ganze Gesellschaft, daß sie das Geschäftsleben in der Landwirthschaft ebenso beeinflussen wie in der Industrie, und den umfassendsten Maßstab für die ökonomische Lage abgeben, den man finden kann.

Der Bericht des Justizministers über „die Thätigkeit der Zivil- und Handelsgerichte im Jahre 1880" enthält eine merkwürdige Tabelle, eine graphische Darstellung der Bankerotte und der Prozesse vor den Handelsgerichten von 1840 bis 1879, die den Parallelismus der Bankerotte mit dem Gang der Handelsgeschäfte klar legt. Ich habe außerdem die Linie der graphischen Darstellung der Bankerotte mit der der Registrirungsabgaben verglichen, die bei der Eintragung und Abschrift der Hypotheken erhoben werden und den Parallelismus beider Linien konstatiren können. Die Hypotheken sind das sicherste Anzeichen der Verlegenheiten des Grundbesitzes; fallen ihre Schwankungen mit denen der Bankerotte zusammen, so weist das darauf hin, daß der Grundbesitz die Schicksale von Industrie, Handel und Finanz theilt, und daß man die Bankerotte auch als Anzeichen der Lage des Grundbesitzes betrachten kann.

Man hat gesehen, daß der Ausfall der Getreideernten einen gewissen Einfluß auf die Kriminalität übt, indem er die Preise des Brotes, der allgemeinsten Nahrung, steigen oder sinken ließ; heute läßt jedoch eine Mißernte nicht immer die Brotpreise steigen, denn die Einfuhr aus dem Ausland nimmt solche Dimensionen an, daß der Getreidepreis mitunter sinkt, statt zu steigen. Einen auffallenden Beleg dafür bot das Jahr 1879. In ganz Europa mißrieth damals die Ernte, sie blieb um mehr als 20 Prozent unter dem Durchschnitt. Die Oekonomisten der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hatten konstatirt, daß ein Ernteausfall von 10 Prozent die Getreidepreise um 30 Prozent erhöhe, ein Ausfall von 20 Prozent eine Preissteigerung von 80 Prozent herbeiführe.*) Aber 1879 fielen die Getreidepreise in Frankreich und England, anstatt zu steigen; denn amerikanischer Weizen wurde in solchen Massen eingeführt, daß das Erntedefizit mehr als gedeckt wurde. Amerika bewahrte Europa vor der Hungersnoth. Im Anfang unseres Jahrhunderts konnte man schon aus dem Ausfall der Ernte ungefähr auf den Brotpreis schließen; heutzutage kann man das nur noch aus dem Preis des Getreides, oder noch besser, des Mehls, denn die Spekulation hat sich des Mehlhandels ebenso bemächtigt, wie des Getreidehandels, und die Brotpreise stehen in engerer Beziehung zu den Preisen des Mehls als zu denen des Getreides. In Frankreich wird der Brotpreis von den Gemeindebehörden festgesetzt; sie bestimmen ihn immer nach

*) Tooke, History of Prices. 1848. Cherbuliez, Dictionnaire de l'économie politique. Artikel: Disette. 1852.

dem Preis des Mehls, nicht des Getreides, wobei sie dem Bäcker für jeden Sack Mehl einen bestimmten Profitaufschlag gewähren, genannt prime de cuison.

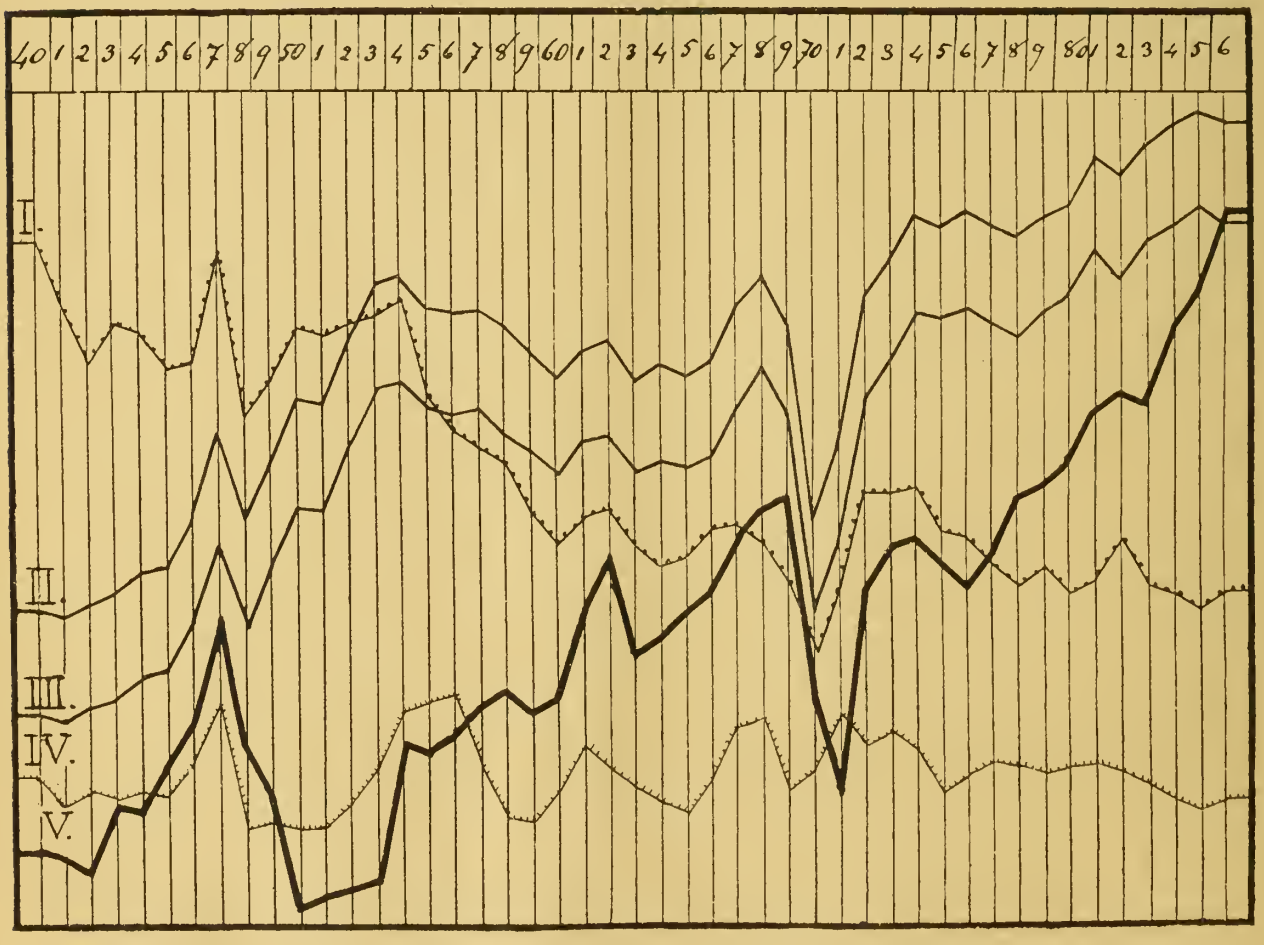
Wir werden also die Linien der jährlich erklärten Bankerotte und des jährlichen Durchschnittspreises des Sackes Mehl ziehen und mit den Linien der Kriminalität vergleichen. Die Zahl der Bankerotte fanden wir in den Jahresberichten über die Thätigkeit der Zivil- und Handelsgerichte; die offiziellen Ziffern werden erst von 1840 an regelmäßig gegeben, so daß ich nicht in der Lage war, meine Untersuchung über diesen Zeitpunkt hinaus zu erstrecken. Die Durchschnittspreise des Sackes Mehl von 150 Kilogramm in den Markthallen von Paris entnahm ich dem Jahrbuch des Bäckergewerbes, das die Syndikatskammer der Pariser Bäcker herausgiebt.

IV.

Die Tabelle Nr. 6 enthält fünf Linien, von denen drei dem Gebiet der Kriminalität angehören. Die Linien der allgemeinen Kriminalität (II) und die der gemeinen Vergehen, die vor Zuchtpolizeigerichten abgeurtheilt wurden (III) sind parallel: das ist ganz natürlich, da die allgemeine Kriminalität gebildet wird aus der Zusammenfassung der Vergehen und der Verbrechen gegen Person und Eigenthum. Da die Zahl der Vergehen die der Verbrechen weit überragt, bestimmt sie auch den Gang der allgemeinen Kriminalität. Die Linie I (Verbrechen) weist von 1854 an eine erhebliche Senkung auf. Aber wir haben die Ursache davon bereits erklärt.

Die drei Linien der Kriminalität, namentlich die Linien II und III, laufen zwar mit der Linie V (Bankerotte) nicht völlig parallel, folgen aber doch im Großen

Tabelle 6.



Erklärung der Linien: I. Verbrechen gegen die Person und das Eigenthum, abgeurtheilt vor Geschwornengerichten. II. Allgemeine Kriminalität (Verbrechen und Vergehen zusammengenommen). III. Vergehen gegen das gemeine Recht, abgeurtheilt vor Zuchtpolizeigerichten. IV. Preis der Sackes Mehl in den Markthallen von Paris. V. Bankerotte.

und Ganzen ihren Windungen, allerdings mit bedeutenden Abweichungen, veranlaßt durch Einflüsse, die den durch die Bankerotte angezeigten Tendenzen entgegenwirkten. Diese Einflüsse kann man in drei Hauptgruppen theilen: 1) Veränderungen im Mehlpreis, 2) politische Ereignisse und 3) außergewöhnliche Thätigkeit der Industrie.

Im Jahre 1847 trat nach den Mißjahren 1845 und 1846 eine Preiserhöhung des Mehls ein, die zusammenfiel mit einer bedeutenden Zunahme der Bankerotte (Linien IV und V). Diesem doppelten Anstoß folgte die Kriminalität; ihre drei Linien steigen 1847 fast senkrecht an, um mit dem Fallen der Mehlpreise und der Abnahme der Bankerotte im folgenden Jahre ebenso rasch zu sinken. Aber die politischen Ereignisse von 1848 bis 1852 beunruhigen das Land und hindern ein weiteres Absteigen der drei Linien der Kriminalität, trotzdem die Zahl der Bankerotte fortfährt, zu sinken und die Mehlpreise niedrig bleiben. Mord und Todtschlag, deren Linie ich auf dieser ohnehin schon mit Linien überladenen Tabelle nicht wiedergeben wollte (vgl. Tabelle Nr. 1, Linie V, Heft 1 der „Neuen Zeit") entziehen sich von 1851 an dem aufwühlenden Einfluß der politischen Krisis und gehen zurück, indeß der Rückgang der Verbrechen und Vergehen im allgemeinen erst 1854 beginnt — inmitten einer von 1851 bis 1856 andauernden Preissteigerung des Mehls.

Von 1854 an begannen sich die Wirkungen der wichtigen ökonomischen Umwandlungen fühlbar zu machen, die der Revolution von 1848 folgten: die Schaffung des Monopols der Bank von Frankreich, welche die neun Provinzialbanken von Bordeaux, Lyon, Lille u. s. w. absorbirte und die Gründung der großen Finanzgesellschaften (Credit Mobilier, Credit Foncier u. s. w.), die die zersplitterten Kapitalien und Ersparnisse zentralisirten und so eine neue Aera für die Industrie hervorriefen und die Kapitalien zum Bau der Eisenbahnen und zur Entwicklung der Großindustrie lieferten. Die Jahre von 1854—59 bildeten eine Periode eines bis dahin unerhörten „wirthschaftlichen Aufschwungs". Einige Ziffern werden eine Idee der Fieberhaftigkeit der damaligen Produktion geben. Es betrug in Frankreich

	1853	1859
Länge der Eisenbahnen (Kilometer)	4 045	9 046
Auf den Eisenbahnen wurden Waaren transportirt (Kilometertonnen)	816 000 000	2 727 000 000
Kohlenverbrauch (Tonnen)	9 422 000	13 262 000
Eisen- und Stahlproduktion (Tonnen)	1 132 000	1 420 000
Dampfmaschinen, in der Industrie thätig	7 040	13 691

In diesen sechs Jahren wurde fieberhaft produzirt; die Werkstätten und Fabriken sogen die industriellen Reservearmeen auf; der Wohlstand, der aus dieser hochgespannten industriellen Thätigkeit erwuchs, befestigte das Kaiserreich und äußerte seine Wirkung auch in einer Hemmung des aufsteigenden Ganges der Kriminalität, ja sogar in einer relativen Abnahme der Zahl der Verbrechen und Vergehen, trotzdem die Zahl der Bankerotte zunahm; freilich war diese Zunahme eine wenig merkliche und stand nicht im Verhältniß zum gleichzeitigen Anwachsen der Zahl der Unternehmungen in Handel und Industrie.

Das Absteigen der Kriminalität in dieser Zeit wurde noch gefördert durch ein Sinken der Mehlpreise von 1856 bis 1859.

Von 1860 an nahmen die drei Linien der Kriminalität ihre aufsteigende Bewegung wieder auf, die sie bis 1868 innehalten, mit Schwankungen, die dem Auf- und Absteigen der Linie der Bankerotte entsprechen.

1868 fällt der Mehlpreis plötzlich von 81 Frcs. 22 Cts. per Sack von 150 Kilo auf 58 Frcs. 10 Cts., und die drei Linien der Kriminalität wenden sich nach abwärts. Die Linie der Verbrechen (I) hatte die absteigende Bewegung schon im Jahr vorher begonnen, indeß die Linie der Bankerotte bis 1869 zu

steigen fortfährt. Dieses bemerkenswerthe Sinken der Kriminalität gilt fast für alle Arten von Verbrechen und Vergehen, mit Ausnahme der Morde und Todtschläge. 1847 hatte die allgemeine und besondere Kriminalität rasch zugenommen, da ein Steigen der Mehlpreise mit einem Anwachsen der Zahl der Bankerotte zusammenfiel; 1869 paralysirte ein plötzlicher Fall der Mehlpreise die Wirkung der Zunahme der Bankerotte und führte zu einer Abnahme der Kriminalität.

Nach dem Krieg von 1870/71 steigen die Linien der Kriminalität gleichzeitig mit der der Bankerotte. Von 1874 bis 1878 bleiben sie stationär oder gehen etwas herab. Diese Periode war wie die von 1854—1860 eine Zeit der lebhaftesten Thätigkeit der Industrie; es galt, die Schäden des Krieges auszubessern, die sich über mehr als ein Drittel des Landes erstreckten, und die Lücken auszufüllen, welche in der französischen Industrie durch die Abtretung des Elsaß entstanden waren, der industriellsten Provinz Frankreichs vor 1870; es galt endlich, das Maschinenwesen zu vervollkommnen und zu entwickeln, um die französische Industrie auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu erhalten. Alles das lieferte der Masse der Arbeiterschaft reichliche Beschäftigung und hatte die günstigsten Folgen in Bezug auf Landstreicherthum, Bettelei und Kriminalität.

Von 1876 an steigt die Linie der Bankerotte bis 1886 steil an, mit einer kleinen Unterbrechung von 1880—1883. Die Linien der Kriminalität folgen ihr, jedoch nicht ebenso schroff; die Linie der Verbrechen beginnt schon 1882 wieder sich abwärts zu neigen, die Biegung der beiden andern beginnt erst 1885. Diese verhältnißmäßig langsame Zunahme und spätere Abnahme der Kriminalität scheint dem beständigen Fallen der Mehlpreise zuzuschreiben zu sein, die von 1881 bis 1885 von 65 Frcs. 94 Cts. auf 49 Frcs. 45 Cts. sinken.

Man darf also annehmen, daß die Bankerotte durch die Störungen in den Existenzbedingungen Tausender, die sie verursachen, bis zu einem gewissen Grad die Kriminalität beeinflussen, daß aber ihre Wirkung je nach den Umständen entweder gehemmt oder gefördert wird durch politische Ereignisse, die Thätigkeit der Industrie und den Mehlpreis.

V.

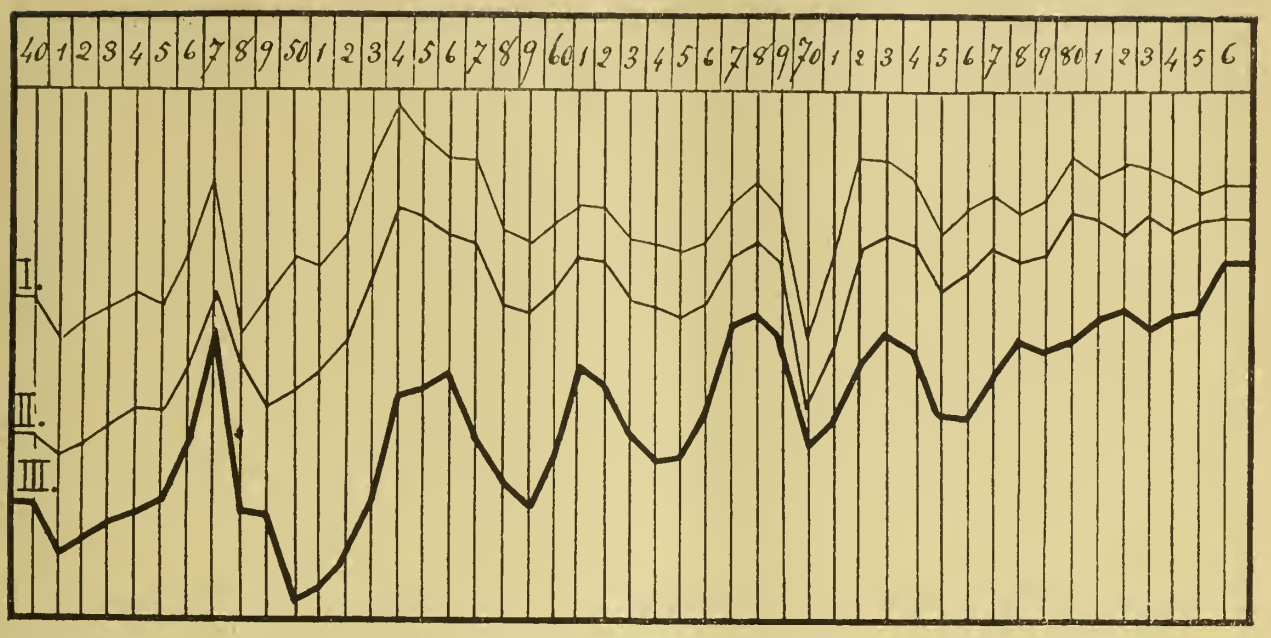
Wir haben gesehen, daß der Mehlpreis, je nachdem er steigt oder sinkt, die Wirkung der Bankerotte auf die Kriminalität entweder fördert oder hemmt: könnte man theoretisch die Wirkung der Mehlpreise mit der der Bankerotte vereinigt untersuchen, wie sie in Wirklichkeit vereinigt thätig sind, so könnte man ihren Einfluß auf die Kriminalität noch klarer darthun. Versuchen wir es.

Es ist unmöglich, konkrete Zahlen verschiedener Art zu addiren oder zu subtrahiren, wie die Ziffern der Mehlpreise und der Bankerotte, aber man kann doch dahin gelangen, sie vergleichbar zu machen, so daß sie addirt werden können.

Wenn man zwei Glieder einer Gleichung mit derselben Zahl multiplizirt oder dividirt, so wird die Gleichung dadurch nicht geändert; ebenso, wenn ich die Glieder einer Reihe alle mit derselben Zahl multiplizire oder dividire, so werden die Verhältnisse dieser Glieder untereinander dadurch nicht berührt. Nehmen wir z. B. die geometrische Progression 2 — 4 — 8 — 16 — 32 — 64. Jedes Glied ist doppelt so groß, wie das vorhergehende und nur halb so groß, wie das folgende. Dividirt man alle Glieder durch 5, so erhält man die Reihe: 0,4 — 0,8 — 1,6 — 3,2 — 6,4 — 12,8 u. s. w. Wie früher, ist auch jetzt jedes Glied doppelt so groß, wie das vorhergehende.

Nimmt man den jährlichen Durchschnitt von 1840—1886 einerseits der Bankerotte und anderseits der Mehlpreise und dividirt die Ziffer der Bankerotte beziehungsweise der Mehlpreise eines jeden Jahrs durch die betreffende Durchschnittszahl, so wird man zwei Reihen von Quotienten bekommen, die ganz dasselbe Verhältniß untereinander aufweisen werden, wie die Dividenden, von denen sie gewonnen wurden. Aber diese Quotienten

Tabelle 7.



Erklärung der Linien: I. Diebstähle unter erschwerenden Umständen, abgeurtheilt vor den Geschwornengerichten, und einfache Diebstähle, abgeurtheilt vor den Zuchtpolizeigerichten. II. Diebstähle, Betrügereien, Unterschlagungen, abgeurtheilt vor den Zuchtpolizeigerichten. III. Ziffer der Bankerotte und Mehlpreise vereinigt.

sind nicht mehr konkrete, sondern relative, abstrakte Zahlen. Man kann sie addiren. 1868 war die konkrete Zahl der Bankerotte 5831. Die relative Zahl ist 1,31, das heißt, 1868 war die Zahl der Bankerotte 1,31mal so groß wie der jährliche Durchschnitt von 1840—1886. Die konkrete Zahl des Mehlpreises war 81 Frcs. 22 Cts., die relative Zahl 1,28.

Ich gewann so die relativen Zahlen der Mehlpreise und Bankerotte; als Divisor nahm ich jedoch nicht den ganzen Durchschnitt, sondern ein Viertel desselben. Nach den so erhaltenen Quotienten zog ich in graphischer Darstellung die entsprechenden Linien und fand, wie vorauszusehen, daß diese mit den Linien der konkreten Zahlen völlig parallel liefen. Dann addirte ich Jahr für Jahr die Quotienten der Bankerotte und die der Mehlpreise und zog nach den Summen auf der Tabelle 7 die Linie III, die theoretisch den Gang der Mehlpreise und der Bankerotte vereinigt darstellt.

Wir haben aus den Verbrechen die Diebstähle, Betrügereien und Unterschlagungen hier zur Darstellung gebracht, weil diese dem Einfluß der Bankerotte und Mehlpreise am unmittelbarsten unterliegen.

Ein Blick auf die Tabelle genügt, zu zeigen, daß die drei Linien fast völlig parallel laufen. Die Abweichungen sind veranlaßt durch die bereits berührten politischen Ereignisse und den industriellen Aufschwung.

VI.

Die Tabelle Nr. 8 (Seite 114) enthält die Linien der Landstreicherei und Bettelei (I), der Rückfälligen (III) und der Bankerotte (II).

Die Linie der Landstreicherei und Bettelei (I) nimmt denselben Lauf wie die der Bankerotte, jedoch mit einer großen Abweichung: Von 1848 bis 1852, einer Zeit politischer Unruhe, wachsen Landstreicherei und Bettelei, statt dem Gang der Bankerotte zu folgen.

Von 1878 gehorcht die Linie der Landstreicherei und Bettelei ohne die geringste Unterbrechung der aufsteigenden Richtung, die ihr die stete Zunahme der Bankerotte zuweist. Der Mehlpreis scheint da wenig Einfluß auf das Vagabunden- und Bettlerthum zu haben, dessen Anwachsen doch das erste und sicherste Anzeichen der Zunahme des Elends in der Arbeiterbevölkerung ist, wie es Bankerotte, Schließung der Fabriken, Ein-

Tabelle 8.

Erklärung der Linien: I. Landstreicherei und Bettelei. II. Bankerotte. III. Rückfällige, abgeurtheilt vor Geschwornengerichten oder Zuchtpolizeigerichten.

schränkung oder Verlegung der Produktion ꝛc. hervorrufen. Vagabunden und Bettler sind junge und alte Arbeiter, die keine Arbeit finden und daher kein Geld haben, Brot auch zu billigen Preisen zu kaufen. Dagegen sinkt die Linie der Landstreicherei und Bettelei bedeutend von 1854 bis 1859 und von 1874—76, Zeiten hastiger Ausdehnung der Produktion. Die Nachfrage nach Arbeitern ist groß, der Arbeiter verdient seinen Lebensunterhalt und braucht ihn nicht zu erbetteln.

Die Rückfälligen sind eine soziale Gefahr geworden, die in den letzten Jahren die Kammer beschäftigte, die außergewöhnliche Strafen gegen sie beschloß.

Von 1850 an steigt die Linie der Rückfälligen, deren Zahl die Polizei durch verschiedene Methoden immer leichter und sicherer feststellt; sie steigt ebenso wie die der Bankerotte, ohne durch den Mehlpreis beeinflußt zu werden, ausgenommen in dem bemerkenswerthen Jahr 1869, wo auch die allgemeine und besondere Kriminalität in Folge eines plötzlichen Falls der Mehlpreise zurückging. Die Wendung der Linie der Rückfälligen von 1884 an ist den gegen sie ergriffenen strengen Maßregeln zuzuschreiben: man deportirte sie massenhaft nach den Kolonien.

Der Parallelismus der Linie der Rückfälligen mit der der Bankerotte weist darauf hin, daß die Unglücklichen, die von einer gerichtlichen Verurtheilung betroffen werden, in den Werkstätten und Fabriken nur Aufnahme finden, wenn die Geschäfte gut gehen und die Zahl der Bankerotte sinkt; steigt diese, dann sind

sie die ersten, die man auf's Pflaster wirft und so zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts wieder auf das Verbrechen verweist.

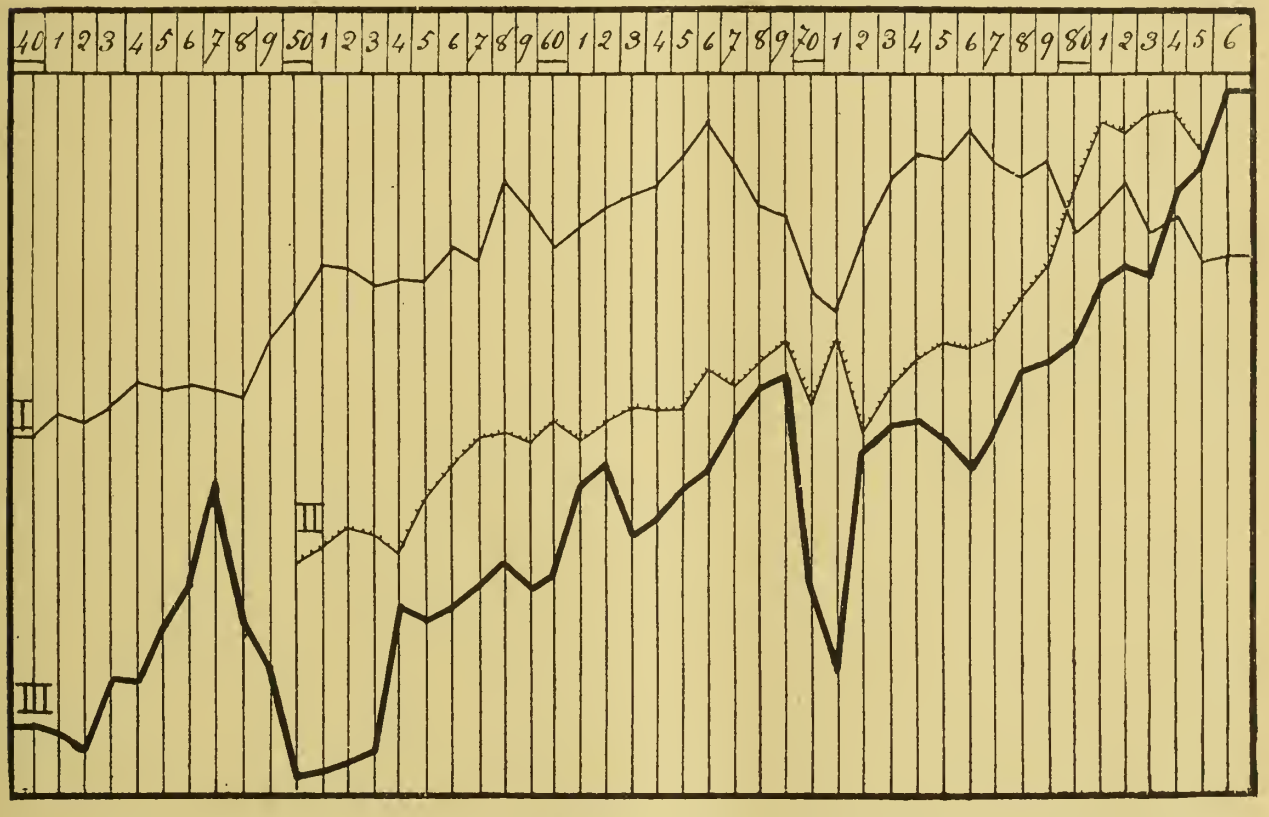
VII.

Eine Reihe von Verbrechen, die man Familienverbrechen nennen könnte, wie Elternmord, Kindesmord, Vergiftung, bleibt von der Wirkung der Bankerotte unberührt. Dennoch glaube ich nachweisen zu können, sobald ich meine Untersuchungen über die Bewegung der Geburtenziffern beendigt habe, daß der Kindesmord mindestens indirekt von den Bankerotten beeinflußt wird.

Andere Verbrechen, die von den Mehlpreisen absolut nicht beeinflußt werden, unterliegen der Wirkung der Bankerotte in entgegengesetztem Sinne wie die bisher betrachteten: das sind Verletzungen der Schamhaftigkeit und Nothzucht, namentlich an Kindern begangen.

Wir haben gesehen, daß 1847, wo die Zunahme der Bankerotte mit einem Steigen der Mehlpreise zusammenfiel,

Tabelle 9.



Erklärung der Linien: I. Nothzucht begangen an Kindern. II. Alkoholkonsum. III. Bankerotte.

die allgemeine und besondere Kriminalität schroff anstieg; die Fälle von Nothzucht an Kindern nehmen dagegen ab. Von 1849 bis 1852 kann man das Umgekehrte beobachten. Bankerotte und Mehlpreise verringern sich, die Nothzuchtfälle nehmen zu. Von 1852—1855 wieder haben wir Wachsthum der Zahl der Bankerotte und der Mehlpreise, ein Seltenerwerden der Nothzucht. Von 1857 bis 1866 bewegt sich die Linie der Nothzucht im Zickzack aufwärts; diese Jahre gehören zu einer Periode eines finanziellen Aufschwungs und der raschen Entstehung riesiger Vermögen. Von 1866 bis 1869 steigt die Linie der Nothzucht steil ab, indeß die der Bankerotte eine Höhe erreicht, wie sie bis dahin in unserem Jahrhundert noch nicht dagewesen.

Die Jahre, die dem Krieg folgten, bildeten auch eine Periode eines industriellen Aufschwungs: die Bankerotte hielten in ihrem aufsteigenden Lauf inne und nahmen von 1874 bis 1876 ab; die Nothzuchtfälle dagegen vermehrten sich von 1872 bis 1876. Von 1876 bis 1886 bewegt sich die Linie der Nothzucht im Zickzack abwärts, indeß die der Bankerotte steil ansteigt.

Das materielle Gedeihen der kapitalistischen Gesellschaft äußert sich auf der einen Seite in der relativen Abnahme der Zahl der Bankerotte und dem Rückgang der allgemeinen Kriminalität, auf der andern Seite in der Zunahme der Schändungen von Kindern, die dagegen seltener werden, wenn die Geschäfte schlecht gehen.

Man behauptet, die Nothzucht stehe in Beziehung zum Alkoholkonsum: ich habe auf der Tabelle 9 dessen graphische Darstellung seit 1850 gegeben; aus der früheren Zeit existiren keine offiziellen Ziffern. Es ist klar, daß, wenn der Alkoholgenuß im Ganzen und Großen steigt — mit zwei erheblichen Unterbrechungen 1870 und 1872 — sein Gang dem der Nothzucht nicht parallel läuft. Von 1866—69 sinkt die Linie der Nothzucht, die des Alkoholverbrauchs steigt; in noch stärkerem Maße ist dies der Fall von 1876 bis 1885. Die Nothzucht an Kindern ist ein karakteristisches Merkmal der Prosperität in der kapitalistischen Produktionsweise.

VIII.

Eine vergleichende Untersuchung der Zahl der Bankerotte und der Kriminalität erhellt den Einfluß der ökonomischen Vorgänge nicht blos bezüglich der Verbrechen und Vergehen, sondern auch bezüglich der politischen Entwicklung der Gesellschaft.

Der Februarrevolution von 1848 ging durch mehrere Jahre eine starke Zunahme der Bankerotte voraus. Man zählte Bankerotte:

1844 . . .	3011
1845 . . .	3447
1846 . . .	3795
1847 . . .	4762

Dieselbe Erscheinung wiederholte sich zwei Jahrzehnte später. Von 1863 bis 1869 wächst die Zahl der

Bankerotte:	
1863 . . .	4450
1864 . . .	4642
1865 . . .	4839
1866 . . .	5198
1867 . . .	5581
1868 . . .	5831
1869 . . .	6040

Die Regierung Napoleon III., erschüttert durch die immer heftiger werdenden Angriffe der Oppositionsparteien, wollte der drohenden Revolution durch einen Krieg entgehen, in dem sie ihre Niederlage und ihren Untergang fand.

Seit 1876 ist der Gang der Fallissements wieder ein ansteigender:

Bankerotte:	
1876 . . .	5193
1877 . . .	5480
1878 . . .	6021
1879 . . .	6174
1880 . . .	6295
1881 . . .	6795
1882 . . .	7061
1883 . . .	6966
1884 . . .	7719
1885 . . .	8024
1886 . . .	8759

Seit 1876 hat sich aller Klassen ein Unbehagen bemächtigt, das von Jahr zu Jahr mehr anwächst. 1885 äußerte sich die allgemeine Unzufriedenheit in der Wahl einer ansehnlichen Zahl reaktionärer Abgeordneter, welche die alten monarchistischen Parteien vertraten; sie äußerte sich später in der Wahl von Sozialisten und in der verblüffenden Popularität, die General Boulanger erlangte. Wird die politische Krisis diesmal wieder in einer Revolution enden?

Wie dem auch sei, die Wirkung der Bankerotte auf die Kriminalität und die Politik ist ein unleugbarer; sie bildet einen der schlagendsten Beweise für die Richtigkeit der historischen Theorie von Karl Marx, die die Erscheinungen der Literatur und Kunst, der Moral und Religion, der Philosophie und Politik in der menschlichen Gesellschaft zurückführt auf die Erscheinungen der ökonomischen Entwicklung.

Zur Psychologie des Kleinbürgerthums.

Von

Dr. Bruno Schoenlank.

I.

Die Stellung des Kleinbürgerthums. Die Macht der Illusion. Die kleinbürgerliche Moral.

Das Kleinbürgerthum hat sein Klassenideal so gut wie das Proletariat oder die große Bourgeoisie. Mit den Arbeitern gemeinsam übt es Kritik an den herrschenden Zuständen, mit den Großbürgern ist es von der Nothwendigkeit der heutigen Gesellschaft fest überzeugt. Nicht eine grundstürzende Umgestaltung des wirthschaftlichen Systems, sondern eine günstigere Position im Rahmen dieses Systems ist, soweit es noch politisch als Klasse zu denken vermag, das Endziel seiner Bestrebungen.

Dieser Sisyphusarbeit unterzieht sich der petit bourgeois mit dem glühenden Eifer des Schwärmers. Seine Stellung hat Aehnlichkeit mit derjenigen der deutschen Reichsritterschaft beim Ausgang des Mittelalters. Wie diese zwischen zwei Mühlsteinen, dem aufstrebenden Stadtbürgerthum und den Territorialfürsten, gründlich zerrieben wurde und zerrieben werden mußte, weil ihre Aufgabe erfüllt und ihr Ideal, die auf Leibeigenschaft gegründete Adelsdemokratie mit monarchischer Spitze, eine riesige Utopie war, so wird das Kleinbürgerthum von dem Großkapital und der Arbeiterklasse unbarmherzig zermahlen. Der Reichsritter haßte den hohen Adel und die Fürsten, weil diese das Recht auf Beherrschung, Besteuerung, Ausnützung des Volkes für sich allein beanspruchten. Er haßte die „Pfefferſäcke", weil diese im Interesse des „süßen Handels" seine Raubschlösser brachen, mit ihm und seinen Gesellen streng in's Gericht gingen, und weil sie einen noch viel erfolgreicheren Vernichtungskrieg mit Pfandbriefen und anderen Schuldtiteln gegen ihn führten. Der Kleinbürger haßt die Großbürger, hohe Finanz, Industrielle, Handelsherren, weil sie die Alleinherrschaft über die arbeitende Klasse an sich zu reißen streben und den ihm nach seiner altfränkischen Auffassung zustehenden Bruchtheil des Exploitationsrechtes erheblich beschneiden. Die Arbeiter haßt er, weil er in ihnen instinktiv die Vertreter einer neuen Weltanschauung erkennt, welche die Zustände von Grund aus umzubilden und damit ihn als einen Vertreter der bürgerlichen Welt zu beseitigen unternimmt. Er haßt die Arbeiterklasse ferner, weil sie das Sammelbecken ist, das ihn und seinesgleichen aufnimmt, wenn der wirthschaftliche Fortschritt ihn und seinesgleichen deklassirt hat. Wohl kaum braucht es besonders hervorgehoben zu werden, daß unsere Bemerkungen sich nicht auf einzelne Individuen, sondern auf die Klasse und deren Philosophie, auf den Inbegriff ihrer Ideale, auf den Fünftsaft ihrer Weltanschauung beziehen.

Aus der gesellschaftlichen Stellung des Kleinbürgerthums entspringen die derben, handgreiflichen Widersprüche, in welche dasselbe sich stets verwickelt, sobald es selbständig aufzutreten versucht. Diese Widersprüche sind ein getreues Abbild der Wirklichkeit; an der Unmöglichkeit, dieselben zu versöhnen, scheitert es in der Februarrevolution, wie seine Denker, mögen sie Proudhon, Winkelblech oder Buttermilch heißen, scheitern an der Dickköpfigkeit des Realen, das sich nicht in Parzellenträume oder Zunft-Alfanzereien umsetzen läßt. Hartnäckiger als Shylock besteht die Weltgeschichte auf ihrem Schein. Die Beschränktheit der Kleinbürger opfert die Pariser Arbeiter in der mörderischen Junischlacht und hilft dem Haupt des französischen Lumpenproletariats seinen

Staatsstreich zu machen. Das Frankfurter „Handwerkerparlament“ spielt seine klägliche Rolle und geht aus wie das Hornberger Schießen, und Buttermilch alias Stephan Born wird Schweizer Professor.

Der politisch-soziale Radikalismus, in welchem unsere modernen Reichsritter sich gefallen, ist seiner Absicht nach verwandt mit der scharfen Kritik, welche die Sickingen und Genossen an den Zuständen ihrer Zeit übten. Der „Karsthans“ und ähnliche Streitschriften jener Tage, wie sie u. a. der glänzendste, edelste, unglücklichste Vertreter des niederen Adels, Ulrich von Hutten, unter die Bauern schleuderte, um diese, naturgemäß ohne Erfolg, für die Sache der Reichsritterschaft zu gewinnen, finden ihr Gegenstück in der Literatur des kleinbürgerlichen Sozialismus, welcher mit den Arbeitern liebäugelt, um sie als Sturmböcke gegen die Festungsmauern der Bourgeoisie zu benützen, und der ihnen ein Zukunftsbild ausmalt, in welchem im Grunde die Arbeiter nichts sind als das eiserne Vieh auf den Domänen des Kleinbürgerthums.

Groß ist unser petit bourgeois in der Durchführung seines Programms, kleinliche Zwecke mit kleinlichen Mitteln zu erreichen. Die Scheuklappen einer beschränkten Klassenselbstsucht, die nicht weiter sieht als seine Nase reicht, hindern ihn, von seinem Wege jemals abzuweichen, und wenn anders die Folgerichtigkeit der Handlungsweise Lob verdient, so muß dasselbe ihm unzweifelhaft gespendet werden. Niemand kann mit mehr Folgerichtigkeit einem täuschenden Trugbilde nachjagen und alle seine Kräfte bei diesem Kirchthurmrennen nach Kirchthurminteressen vergeuden. Die Illusion spielt in dem Leben abgewirthschafteter Gesellschaftsformen überhaupt eine nicht zu unterschätzende Rolle, und die Zähigkeit, mit welcher die Menschen an abgehausten Einrichtungen, vermoderten Panieren und veralteten Formeln hängen, ist einer der anziehendsten Belege für das auch in der sozialen Mechanik Geltung habende Gesetz der Trägheit. In Deutschland, so reich noch an Rückständen feudalabsolutistischen Karakters, ist die geschlossene Masse der Gesellschaftsschicht, mit welcher wir uns an diesem Orte beschäftigen, ein Felsblock, welcher den Gang der Kulturentwicklung hemmt schon durch sein thatenloses Dasein; sie wird nicht rasch fortgespült, sie verwittert und zerkrümelt nur langsam. Auf diese Weise häuft sich von Geschlecht zu Geschlecht in den Gehirnen der Kleinbürger eine Summe von altväterlichen Vorstellungen an, deren Kraft um so stärker wirkt, je länger sie aufgespeichert ist. Diese Erbschaft ist von verhängnißvollem Einfluß für den Klassenintellekt, in die geistigen Vorgänge mischen sich Wahnvorstellungen, das Thun und Lassen, das Empfinden und Wollen geräth unter den Bann pathologischer Beweggründe. So bildet sich eine kleinbürgerliche Moral und eine kleinbürgerliche Politik.

Der treffliche Griesinger bestimmt die Illusion als die falsche Deutung äußerer Objekte. Diese Verkehrtheit der Wahrnehmung und die dadurch erzeugte Störung der Erkenntniß findet sich nicht nur beim einzelnen Menschen, sondern auch bei gesellschaftlichen Gruppen. Im Eifer des Kampfes, des literarischen wie des politischen, in Zeitungen wie auf der Rednerbühne des Parlaments, ist die stillschweigende Annahme beider Parteien, daß der Widerpart arglistig handle, daß er zwar von der Falschheit seiner, der Richtigkeit der gegnerischen Ansicht überzeugt sei, aber aus selbstsüchtigen Gründen dies nicht eingestehe. Der Krieg kennt keine andere Kampfesweise, und ihre Berechtigung liegt in ihm selbst begründet. Die wissenschaftliche Betrachtung kann ruhig feststellen, daß die Fehden des öffentlichen Lebens, die Konflikte der politischen Parteien, wirthschaftliche Interessenkämpfe sind, bei welchen es sich hier um die Behauptung, dort um die Eroberung der Macht handelt. Aber die Wissenschaft hat auch die Pflicht, rücksichtslos darauf hinzuweisen, daß thatsächlich jede Partei, als Masse genommen, von der Wahrheit und Güte ihrer Absichten, Ansichten, Ziele vollkommen überzeugt ist. Der wirthschaftliche Faktor ist ein Erzieher, welcher die Lehrsätze der sozialen Gruppe, zu

welcher der Schüler gehört, mit großem Geschick einprägt. Nun ist es eine landläufige Erscheinung, daß die Menschen dasjenige, was ihnen und ihren Klassengenossen nützt, auch für etwas Allen Nützliches halten, da sich jede noch so kleine Gruppe nur zu leicht mit der Gesammtheit aller Gruppen verwechselt, so daß sich eine Handvoll Leute als Nation, oder ein Anacharsis Cloots als Redner des Menschengeschlechtes proklamirt. Rechnet man dazu das mächtig wirkende Gesetz der Vererbung, das unterstützt wird durch die in verschiedenen Klassen bis in's Grauenhafte getriebene Inzucht, zieht man ferner in Betracht, daß die Herrschenden das lebhafteste Interesse daran haben, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Erziehung und Begriffsbildung zu beeinflussen, so ergiebt sich daraus, daß der Klassenintellekt verkümmert und in spanische Stiefeln eingezwängt wird. Diese Vorstellungswelt, vom sausenden Triebrad des ökonomischen Interesses unaufhaltsam bewegt, ist der beste Nährboden der Illusion. Unter dem Zwange derselben verschieben sich die Bilder der Außenwelt, verzerren sich wie in einem Hohlspiegel die Begriffe, verkrüppelt das Empfinden. Niemand wird so thöricht sein, den Menschen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie an den Sternen Strahlen sehen, obgleich dies vom Standpunkt der physiologischen Optik ein Fehler ist, da die Strahlen nur Abbilder vom strahligen Bau der menschlichen Krystalllinse sind und mit den Gestirnen gar nichts zu thun haben. Wir machen Niemand einen Vorwurf darüber, daß die Faserzüge der Linse eine sechsstrahlige Anordnung haben. Was für das physische, gilt aber auch für das geistige Sehen. Das geistige Auge, angepaßt an das Klasseninteresse, die Klassenlage, die Klassenüberlieferungen, ist gar nicht in der Lage, anders zu sehen, und die Hirnthätigkeit der Durchschnittsindividuen jeder Klasse — diese aber bilden die Mehrheit — vollzieht sich nach diesen festen, unwandelbaren Gesetzen.

Nach festen, unwandelbaren Gesetzen, solange der eiserne Reif der Klassenselbstsucht den Einzelnen umklammert. Der Gegensatz zwischen den ehernen Naturgesetzen und den geschichtlichen Gesetzen des Menschengeistes tritt hier offen zu Tage. Sehen wir ab von den Fällen, in welchen sittlich und geistig kräftigere Menschen die Klassenfessel brechen, so kann die Umwälzung des Bewußtseins dann erfolgen, wenn das Individuum aus seiner Sphäre herausgeschleudert, wenn es deklassirt wird. Wir sagen, die geistige Revolution kann eintreten. Nicht immer geschieht es und wenn es auch geschieht, öfters nicht auf die Dauer. Die aristokratischen Emigranten der französischen Revolution, die das salzige Brot der Verbannung aßen, waren als Schulmeister, Haarkräusler, Tanzlehrer und Pastetenbäcker thätig. Nachdem der Korse am Boden lag, zogen sie als Vollblutjunker in Frankreich ein, hatten, wie ihre Herren, nichts gelernt und nichts vergessen und heischten von dem ausgesogenen Volk eine Milliarde als „Entschädigung". Der spanische Hidalgo, zu Grunde gerichtet und arm wie eine Kirchenmaus, regt keinen Finger, um durch irgendwelche Arbeit sich sein Brot zu erwerben, sondern läßt durch einen Bedienten für sich betteln, wie der Schelmenroman des Lazarillo von Tormes es so anschaulich schildert. Sieht man ferner nicht, daß die Kopfarbeiter, so jammervoll auch ihre Lage oft ist und so sicher ihre Zugehörigkeit zur lohnarbeitenden Klasse, dennoch in der Regel die gewandtesten, eifrigsten Geschäftsführer der Besitzenden sind? Nun ist ja unleugbar die Ursache dieser Erscheinung in sehr vielen Fällen die Sucht, sich, sei es auch auf Kosten der Wahrheit, ein mehr oder minder sicheres Einkommen zu verschaffen. Häufig genug aber hängen diese Leute nur deshalb noch an der Nabelschnur der Bourgeoisie, weil die richtige Einsicht in ihre Klassenlage ihnen völlig abgeht. Oder wie will man es verstehen, wenn ein junger Kaufmann, der vielleicht die englische und französische Sprache beherrscht und in seinem Fache Tüchtiges leistet, sich ohne Kündigungsfrist für einen Hungerlohn von fünfzig und sechzig Mark monatlich und bei einem fast bis zur Naturgrenze ausgedehnten Arbeitstage verdingt,

wie dies in Großstädten alle Tage vorkommt, und daß dieser Mann, seiner Stellung nach durchaus Proletarier, mit tiefer Verachtung auf den Schlossergesellen herabblickt, der vielleicht monatlich bei zehn- bis elfstündiger Arbeitszeit einhundertundzwanzig Mark verdient! Die Macht der mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile, alles das, was wir unter dem Begriffe der Illusion zusammenfassen, scheidet diesen Deklassirten von der Arbeiterklasse, zu welcher er thatsächlich gehört und nöthigt ihn, denjenigen, welche ihn ausbeuten, Heeresfolge zu leisten.

Die Nutzanwendung dieser allgemeinen Bemerkungen auf das Kleinbürgerthum ist leicht zu machen. Wir hatten oben den Satz aufgestellt, daß sich unter dem Einflusse des sozialen Mittels eine eigene kleinbürgerliche Moral und Politik bilde. Wir wollen unter Moral das Gebiet des individuellen Handelns, unter Politik die Sphäre des öffentlichen, kollektiven Handelns verstanden wissen.

Der Individualismus der bürgerlichen Gesellschaft findet sich in den Normen verwirklicht, welche die Lebensführung des Kleinbürgers bestimmen. Die Loslösung des Einzelnen von der Gesammtheit, die Vereinsamung des Individuums, das ganz auf sich angewiesen nur Sinn hat für die Außenwelt, soweit sie sein Ich und die Accidenzen seines Ich betrifft, entfaltet sich hier zur reichsten Blüthe. Die Sozialethik gilt als Unding, die isolirte Wirthschaft wird als Ideal der Ethik betrachtet, der Nutzen und die Glückseligkeit beherrschen als oberste Grundsätze die Persönlichkeit. Wie in der urwüchsigen Hausindustrie des platten Landes, heute noch lebendig in Halb- und Ganzasien, alle ökonomischen Bedürfnisse von dem Einzelhaushalt selbst gedeckt werden, so fordert die kleinbürgerliche Moral, daß alle sittlichen Bedürfnisse von der Einzelwirthschaft befriedigt werden. Zerrissen sind die innigen Bande, welche den Einzelnen an die Genossen knüpften, dafür gelangte die Idee des „guten Familienvaters", für welchen unsere Belletristen so sehr begeistert sind, zur unumschränkten Geltung. Wie hätte es auch anders kommen können? Der Kampf um das tägliche Brot, jede Stunde mit größerer Erbitterung ausgefochten, mußte zur Vereinzelung führen. Die kapitalistische Produktion warf rücksichtslos die alten Götterbilder in den Staub, stürzte die Tempel der ständisch gegliederten Gesellschaft und begann ihre Hexentänze auf den Trümmern der Vergangenheit. Ihr war nichts heilig, als der Mammon; was für die Ewigkeit errichtet schien, warf sie ohne weiteres in die Rumpelkammer, sie verflüchtigte die festesten Begriffe, sie revolutionirte das wirthschaftliche System und sie revolutionirte dadurch die Köpfe. Der Handwerksmann, welcher in der dumpfen Enge seines Städtchens sein kärgliches, aber sicheres Einkommen gefunden, mußte sehen, wie eine Schranke nach der anderen fiel, die unangenehmen Wettbewerb ihm ferngehalten, der Qualm der Fabrikschlöte raubte ihm die Lebensluft, der Boden wankte ihm unter den Füßen. Aehnlich erging es dem Krämer, ähnlich dem kleinen Landwirth, die alte Gemüthlichkeit, der Schlendrian der früheren Zeiten waren unwiderruflich dahin. War die genossenschaftliche Vereinigung zerstört, wozu bedurfte man dann einer genossenschaftlichen Moral? Einer gegen Alle, Alle gegen Einen wurde die Losung. Da sich der Nahrungsspielraum verengte, so wurde auch die Grundlage, auf welcher das Ethos sich aufbaute, schmäler: keine Verpflichtung gegen Genossen trat warnend dem Einzelnen entgegen.

Der Stachel der ungezügelten Selbstsucht drang ohne Widerstand zu finden in die Gemüther, und daß dies geschah, ergab sich aus den Verhältnissen. Wollte der Kleinbürger sich auf der Oberfläche halten, so mußte er nicht achtend der Anderen, die mit ihm in dem gleichen Strudel trieben, die Fluthen rücksichtslos theilen. Der Untergang sollte verhütet, das Dasein gefristet werden. Die heftigen Angriffe, welche der beutelüsterne Großbetrieb gegen den kleinbürgerlichen Besitzstand richtete, steigerten die Angst, den Groll, die Leidenschaften der Bedrohten. Die drückende Sorge, das Bischen Hab' und Gut, die Scholle Erde, die dürftige Werkstatt, das Häuschen,

das von einem Geschlecht auf das andere sich vererbt hatte, zu verlieren, bildet die Grundstimmung. Die Zähigkeit, mit welcher solch ein Kleinbürger sich an seinen Besitz und an die Zugehörigkeit zu der Kaste klammert, welche ihn niemals für voll ansieht und sich seiner nur in Stunden der Gefahr erinnert, wo man schwielige Fäuste und blinden Gehorsam brauchen kann, ist sein besonderes Merkmal. Um emporzukommen, Reichthum aufzuhäufen, eine glänzende Stellung einzunehmen, Ehrenstellen und einflußreiche Aemter, prunkende Titel und andere Gnadenbezeugungen zu erwerben, sind gewisse Durchschnittsmengen von Kapital oder wissenschaftlicher Bildung, oder eine Reihe von Ahnen nöthig. Diese Bedingungen aber sind von der großen Masse der Kleinbürger, und von dieser wird gesprochen, nicht zu erfüllen, sie ist gezwungen in dem niederen Kreise zu verharren, welcher mit dem Kleinkram des Gelderwerbs sich tagaus tagein zu mühen hat. Diese Sphäre gleicht der Abtheilung der Münze, wo die Bronze, das Kupfer und Nickel verarbeitet werden, während die Großbürger die Banknotenpresse und die Prägstöcke, auf welchen das gleißende Gold und das weiße Metall geschlagen wird, für sich in Anspruch nehmen. Ein gutes Wort des deutschen Mittelalters, das leider aus dem Sprachgebrauch ausgeschieden ist, bezeichnet wohlfeile Waaren als Pfennigwerth. Man könnte unsere Klasse den sozialen Pfennigwerth nennen. Mit scheuer Ehrfurcht und dumpfem, thatenlosem Aerger, der unbewußt in den Herzen wirkt und nur stoßweise zum Ausbruch kommt, blicken die Parias der Kapitalistenklasse zu den Mächtigen empor, welche alle Schätze der Erde aufspeichern, alle Genüsse der Kultur durchkosten und von ihren Schreibstuben, Waarenlagern, Fabriken und Komptoirs die Welt regieren.

Weil nun der Antheil am Besitz, welcher den Kleinbürgern eignet, so zwerghaft ist, empfinden sie um so stärker und nachhaltiger die Macht des Besitzes. Sie sehen, welche Vortheile der Reiche sich kraft seines Wohlstandes verschafft, sie müssen in ihrem Erwerb erfahren, wie peinlich der Mangel an genügend großen Betriebsmitteln, das Fehlen ausreichenden Kredits, den Druck der großgewerblichen Konkurrenz in ihre eigenen Lebensbedingungen eingreift. Die stündliche Drohung, welche ihnen vor Augen steht, daß sie im Kampf um's Dasein so leicht von übermächtigen Gegnern zur Strecke gebracht werden können, erzeugt ein aus Neid, Furcht und Ergebung gemischtes Gefühl der Bewunderung für den Besitz. Diese Bewunderung giebt sich kund in der Demuth vor den Mächtigen, welche von diesen klug benutzt wird, um die Demüthigen in das Joch der Knechtschaft einzuzwängen. In diesem Zustand der Abhängigkeit erblicken sie in den Herren die einsichtsvollen, berufenen Leiter des Gemeinwesens und sind ihres Rufes gewärtig, sei es, daß sie die Flinte auf die Schulter nehmen, um wirkliche oder angebliche Feinde zu bekriegen, sei es, daß sie bei öffentlichen Kundgebungen zur Verherrlichung der Gebieter die jubelnde Staffage bilden, welche das nothwendige Erforderniß der offiziellen Begeisterung ist, sei es, daß sie bei Wahlen zu öffentlichen Körperschaften ihre Stimmzettel für die Machthaber oder deren Beauftragte in die Urne legen. Das Gefühl der Abhängigkeit pflegt die Freiheit der Entschließung herabzudrücken, indem es in den Kreis der Beweggründe, welche den Willen bestimmen, unsittliche Motive einführt. Denn es ist ein von Allen anerkannter Satz, daß derjenige unsittlich handelt, welcher aus Rücksicht auf Gewinn oder aus Furcht vor einem Verlust gegen seine Ueberzeugung etwas thut oder unterläßt. Theoretisch genommen ist die Uebereinstimmung hierüber eine allgemeine. Im praktischen Leben jedoch, welches in seiner jetzigen Gestaltung nur Herren und Diener kennt, ist der Verstoß gegen das allgemein anerkannte Gebot so alltäglich, wie das Aufsteigen der Sonne am Horizont oder der Zug der Wolken. Es ist nicht nothwendig, daß der Mächtige wie Ludwig XIV. in Stulpenstiefeln und mit der Reitpeitsche in der Hand ein widerspenstiges Parlament zur Eintragung eines Gesetzes zwingt.

Es giebt viel wirksamere, unauffälligere Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Die ökonomische Gewalt, welche die Reichen haben, ist ein Zauberseil, an welchem sie die Kleinbürger nach ihrem Belieben leiten. Reichthum ist Macht, sagt schon Hobbes. Die Dienstbarkeit stumpft ab, je länger sie dauert, der Versuch, Widerstand zu leisten, wird schwächer und seltener, die Dumpfheit des gedankenlosen Kadavergehorsams beherrscht die Geister.

Zu dieser Unterwürfigkeit tritt ein anderer Faktor, die Eitelkeit. Sind die Kleinbürger auch nur vergleichbar dem Dienerschwarm, welcher in den Vorzimmern und Höfen der Großen sich drängt, gelangen sie auch niemals in die goldenen Hallen der Paläste, so fällt doch auf sie der letzte Schimmer irdischen Glanzes. Wie die im Dienst eines vornehmen Hauses alt und grau gewordenen Lakaien in der ersten Person reden, wenn sie auf Vorgänge im Innern der Familie, welcher sie dienen, zu sprechen kommen, so fühlen die Kleinbürger sich als die Bedienten des Großbürgerthums, das ihnen dann und wann herablassend zunickt und ihnen gar bei wichtigen Gelegenheiten die Hand schüttelt. So unübersteigbar die Schranke ist, welche sie von den Besitzenden trennt, so werden sie dennoch von dem hellen Licht, das diese ausstrahlen, angezogen wie die Motten von der Flamme der Lampe. Ihre Abneigung gegen die lohnarbeitende Klasse wächst in demselben Verhältniß, in welchem die Scheidewand zwischen ihnen dünner wird. Sie verachten diejenigen, von deren Arbeit sie leben und fürchten sich, ihnen gleich zu werden; je näher der Fall, desto starrer der Hochmuth. Darum findet sich gerade in diesen Kreisen eine tief eingewurzelte Gehässigkeit gegen die Lohnarbeiter, welche, weil sie von kleinlichen Naturen im kleinlichen Kreis der gemeinen Nothdurft des Daseins gehegt wird, um so grober, verletzender und abstoßender zum Ausdruck kommt.

Knechtssinn und Eitelkeit aber paaren sich mit einem weit mächtigeren Motiv, aus welchem sie immer frische Lebenskraft saugen, nämlich mit dem wirthschaftlichen Interesse und der Illusion des wirthschaftlichen Interesses. Man weiß, wie ängstlich die Kleinbürger auf die Behauptung ihrer gesellschaftlichen Stellung bedacht sind. Diese Stellung wird um so gefährdeter, je weiter die heutige Wirthschaftsweise fortschreitet, und je häufiger und länger die Fieberanfälle der Krisen den siechen Leib unserer Gesellschaft erschüttern. Rette sich wer kann, heißt es auf dem Schlachtfeld der Industrie und des Handels. Alle Mittel, auch die niedrigsten und verächtlichsten werden angewendet, um den drohenden Sturz aufzuhalten. Da wird der Lohn verkürzt und die Bedrückung der Arbeitskräfte bis zum Aeußersten getrieben, da wird beim Waarenverschleiß gefälscht und gemischt, gelogen und betrogen, um einige Quentchen zu unterschlagen, ein paar Heller zu gewinnen, da wird der auf Kredit angewiesene Kunde übervortheilt. Die kleinen Fabrikanten in Stockport, von welchen Boulton erzählt, daß sie das aus Krämermarken bestehende Kupfergeld zu dem Nennwerth von 36 Schilling für 20 Schilling in Silber aufkauften und damit die Löhne ihrer Arbeiter auszahlten, sind typische Bilder. Die Begierde des Kleinbürgers, sich auf seiner Maulwurfshöhe festzuhalten, wächst proportional seiner Fallgeschwindigkeit.

Bei den verwittertsten Schichten, welche der Gefahr, abzubröckeln und von dem Gießbach der Verarmung fortgerissen zu werden, am meisten ausgesetzt sind, schaltet die Herrschaft der Illusion schrankenlos. Selbsttäuschung und das Verlangen, Andere zu täuschen, gehen jetzt Hand in Hand. Die als Glaubenssätze überlieferten Klassenvorurtheile und Klassenansichten wirken mit verdoppelter Gewalt, nun der Untergang bevorsteht. Der Vorgang der Abbröckelung ist ein alltäglicher, und es bedarf kaum des Hinweises auf die Statistik der Konkurse, auf die Vernichtung des Kleinbetriebs durch den Großbetrieb, auf die zahlreichen Urkunden der Wirthschaftsgeschichte, welche so beredt die Zersetzung einer gesellschaftlichen Gruppe zeigen, die ihre Zeit erfüllet hat. Wie aber der Schwindsüchtige bis zum letzten

Augenblick an die Wiedergenesung glaubt, und jedes Aussetzen des Uebels für ein Anzeichen der Gesundung hält, so schwelgt auch das Kleinbürgerthum, welchem der hippokratische Zug deutlich schon in's Antlitz geschrieben ist, in Hoffnungen, die sich nimmermehr verwirklichen werden.

Da sein ganzes Thun und Treiben auf Knechtschaft und Unwahrhaftigkeit gegründet ist, so muß die Kunst der Verstellung, die Heuchelei eine Klasseneinrichtung werden. Die Aufrechterhaltung des äußeren Scheines, dieses Surrogats der sittlichen Würde, ist eine treibende Kraft im Leben der kleinbürgerlichen Seele. Reputation und Respektabilität zählen zu den hervorragenden Glaubensartikeln, und ein Verstoß gegen dieselben wird schwerer geahndet, als unsittliche Handlungen. Wie die kleine Bourgeoisie überhaupt eine Travestie der großen Bourgeoisie ist, so verzerrt sie auch die konventionellen Lügen der letzteren unter Zerstörung ihrer gefälligen Formen zu einer widerlichen Fratze. Die spanische Grandezza der kleinbürgerlichen Etikette geht da auf Stelzen, wo großbürgerliche Lebensart auf Stöckelschuhen einhertrippelt. Der Zwang, sein Wesen stets in einen bestimmten Faltenwurf zu kleiden, verdirbt das Gemüth und zerstört die Gradheit der Gesinnung. Die ängstliche Rücksichtnahme auf das Urtheil der Leute, d. h. der nächsten Umgebung, der Sippen und Magen, der Freunde und Bekannten — denn dieser kleinste Kreis bildet für diese Menschengattung ihre Welt — beeinflußt ungünstig das Thun und Lassen des Individuums. Wer bei jedem Schritt, welchen er macht, sich die Frage vorlegt, was die Anderen dazu sagen werden, dessen Handlungen werden nicht die frische Farbe der freien Entschließung tragen. Wenn nur nach außen hin die Vorschriften der Sitte beobachtet werden, so mag die Sittlichkeit in die Brüche gehen. Welche Folgen diese Fäulniß der Gesinnung hat, dies tritt bei den vielen Tausenden nicht offen zu Tage, die ein glücklicher Zufall, nicht eigenes Verdienst vor schweren sittlichen Kämpfen behütet. Wo aber das Ungewitter eines Konflikts mit ursprünglicher Gewalt sich über dem Haupte eines solchen Menschen entladet, dann enthüllt sich mit blendender Klarheit der sittliche Bankerott. Dieser Bankerott ist aber, wie das Vorausgegangene lehrt, kein rein individuelles Vergehen, er ist ein Stück der Kollektivschuld, die einmal offen zu Tage getreten ist.

Ist der erste Schreck vorüber, enthüllt kein Blitz mehr den Abgrund, an welchem sie Alle einherwandeln, so sucht man rasch zu vergessen und in alter Weise fortzuleben, bis es wieder einmal am Horizonte wetterleuchtet.

Reputation ist auch das Sesam, welches uns die Geheimnisse des kleinbürgerlichen Familienglückes erschließt. Die Romanschreiber haben mit holländischer Behaglichkeit seinen lieblichen Frieden geschildert, die Dramatiker haben es auf die Bühne gebracht, und die Moralisten empfehlen dasselbe als ein untrügliches Mittel gegen soziale Gebrechen. Nun gewinnt zwar der unbefangene Beobachter den Eindruck, daß im besten Falle drückende Langeweile den Hauptbestandtheil derartiger Idyllen ausmacht, aber es ist schwer, sogar sonst aufgeklärte Köpfe über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Die stehenden Gestalten des strengen, aber herzensguten Hausvaters, der geschäftigen Hausfrau sind zu sehr in Fleisch und Blut unserer Vorstellungen übergegangen, als daß man so leicht die geistige Oede des Philisterglückes erkennte. Die Bourgeoisie hält besonders zäh daran fest, gleichsam als sollte diese Fiktion für den Mangel solcher Freuden in der großbürgerlichen Ehe entschädigen. Nun kommt es aber nicht allzuselten vor, daß Philemon, wohlverstanden heimlich und ohne die Respektabilität zu schädigen, ein grundliederlicher Philister, und Baucis eine alberne Gans ist, deren geistiger Horizont nicht über die Häringstonnen ihres Kramladens hinausreicht. Es trifft sich ferner nicht selten, daß großangelegte Naturen in der Enge der Verhältnisse deshalb zu Grunde gehen, weil sie die Schranken nicht niederzuwerfen wagen, weil die aria cattiva der kleinbürgerlichen Versumpfung ihre Hand lähmt und ihre Energie bricht.

Die Reichen und die Besitzlosen sind weit eher in der Lage, sich hier freie Bahn zu schaffen, jene weil ihr Geld ihnen größeren Ellbogenraum gewährt, und weil die Bourgeoisie vor einem Skandal nicht so leicht zurückschreckt, die ganz Armen deshalb, weil ihre geschlechtlichen Beziehungen nicht durch vermögensrechtliche Rücksichten bestimmt werden. Die Pfennigfuchserei des Kleinbürgerthums spielt bei Familiengründungen eine weit größere Rolle, als man gewöhnlich anzunehmen für gut findet, und die Welt erlebt deshalb seltener Trauerspiele, weil um so viel mehr schamhaft-unentschlossene Seelen in stiller Verzweiflung sich verbluten. Doch nehmen wir an, Philemon sei ein Normal-Philemon und seine Baucis eine kleinbürgerliche Mustergattin und Mustermutter, so lastet über der Familie der Druck der Sorgen um das tägliche Brot, und die bleierne Langeweile, wie sie nothwendig erscheint da wo kein frischer Luftzug weht und das geistige Leben einem stillstehenden Wasser an einem heißen Sommertage gleicht, wo nur selten für flüchtige Augenblicke ein Windhauch die Oberfläche kräuselt. Die Kindererziehung bewegt sich nach der Schablone im ausgetretenen Geleise, die Sprößlinge wachsen auf in den gleichen Ideen, den gleichen Neigungen, den gleichen Vorurtheilen, wie ihre Eltern, wie ihre Voreltern.

Das Endziel des Kleinbürgers nicht blos in Frankreich ist das behagliche Phäakendasein eines Rentners, der friedlich unter den Mitphilistern sein Dasein beschließt, nachdem er die übliche Zahl Kinder in die Welt gesetzt, seine Steuern mehr oder minder gewissenhaft entrichtet, kurz und gut seine geschichtliche Aufgabe, ein Reibungswiderstand der modernen Kulturbewegung zu sein, für sein Theil erfüllt hat. Die Erfahrung lehrt, daß die Hoffnung der Meisten, dieses Ziel zu erreichen, eine eitle ist, da der Weg durch zahlreiche Hindernisse versperrt ist, und Viele sterben, ehe sie das gelobte Land auch nur von ferne mit brechendem Auge geschaut haben. Die unruhige Hast unserer Periode, in welcher kaum die Reichen festen Grund unter den Füßen haben, duldet nicht mehr, daß Chodowiecki'sche Kupfer sich in athmende Wirklichkeit umsetzen. Ein Staatspapier nach dem anderen wird konvertirt, Schuldbriefe fremder Staaten werden plötzlich durch die den Herrschenden dienstbare Presse als unsicher bezeichnet, nachdem sie zuvor von derselben Presse warm empfohlen worden sind, der Zinsfuß sinkt von Jahr zu Jahr. Die deutschen Lebensversicherungsgesellschaften, welche im Jahre 1874 noch 5,03 Prozent für ihre Ausleihungen erhalten haben, bekamen im Jahre 1888 nur noch 4,29 Prozent, und in ihrem amtlichen Bericht sagen sie: „Die Stetigkeit dieser Abwärts-Bewegung ist ungemein bezeichnend und läßt auf tiefwirkende Ursachen schließen. Die Möglichkeit einer dauernden Wiedererhebung des Zinsfußes darf jetzt und für absehbare Zeit als ausgeschlossen gelten." So scharf die Illusion mit den Thatsachen kontrastirt, so läßt sie sich doch nicht aus den Köpfen entfernen. Die Summe der Erfahrungen muß eine weit größere werden, eine Weltkrisis muß Aufklärung schaffen, ehe man der Erwartung Raum geben darf, daß das Trugbild des Rentnerthums als solches von der Mehrzahl erkannt werde. Vorläufig wird unser Manchaner, auch wenn er mit zerschundenen Gliedern im Straßenstaube liegt, immer noch betheuern: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt." Und bei der Zähigkeit der Wahnvorstellungen in dieser Kaste steht zu befürchten, daß auch der kleinbürgerliche Don Quijote erst zur Besinnung kommen wird, wenn seine Todesstunde schlägt.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen eines deutschen Achtundvierzigers.

(Sigmund Borkheim.)

Bearbeitet von **Reinhold Rüegg.**

„Ein Schlachtfeld auch ist das Exil", sang Freiligrath und Sigmund Borkheim zählt mit zu den Braven, welche dort gestorben. Unter den von mir in den Heften 10, 11 und 12 des Jahrg. 1888 der „Neuen Zeit" veröffentlichten Briefen an Johann Philipp Becker verriethen diejenigen Borkheims so viel köstliche Eigenart, daß ich den Wunsch äußerte, es möchte nach den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen gesucht werden. Das ist geschehen und mit Erfolg; ich zolle Denen, die sich drum gemüht, aufrichtig Dank.

Borkheim hat kein Kapitel zur großen Weltgeschichte geliefert. Er saß nie im Rathe der Maßgebenden, stand ihnen allzeit fern, und das Schicksal wies ihm keine leuchtenden Thaten an. Wo es ihn aber immer hin schleuderte, hielt er sich als tapferer, freier und fröhlicher Geselle und seine Memoiren sind, als Randzeichnungen betrachtet, von nicht zu unterschätzendem Werthe. Ohne sich an einen bestimmten Rahmen haltend, Wesentlichem und Unbedeutendem denselben Raum anweisend, schnurrige Einfälle und Zitate einflechtend, wie ihn die Stimmung dazu trieb, — was er erlebt und erlitten, was ihn freute und schmerzte, das erzählt er mit seltenem Humor, bis gegen das Ende hin die Hand ermüdet, eine trübere Stimmung einkehrt und Heimweh die Seele durchzittert. . . .

Von einer wörtlichen Wiedergabe des zwölfhundert engbeschriebene Folioseiten starken Manuskriptes konnte keine Rede sein. Es galt nicht blos eine Menge Bemerkungen, die *nicht mehr* oder noch immer *zu* verständlich wären, auszumerzen, es mußte auch vielfach die Scheere angesetzt werden. Aber verstümmelt oder entstellt ist Nichts; ich habe Borkheim zu lieb gewonnen, um solchen Tort ihm anzuthun.

Student — Kanonier — Weinhändler —, mit diesen drei Worten hat Borkheim scherzend die drei Hauptetappen seiner Daseins bezeichnet. So befaßt sich denn der *erste* Abschnitt mit dem „Studenten" bis zu dessen Fahrt nach der Schweiz; der *zweite* mit dem „Kanonier" der badisch-pfälzischen Revolution; der *dritte* schildert den zweiten Aufenthalt in der Schweiz, die Ausweisung und den Transport durch Frankreich; der *vierte* bringt Episoden aus dem Leben eines klassisch gebildeten Weinhändlers, vornehmlich dessen Erfahrungen im Lager vor Sebastopol während der Belagerung durch die Alliirten.

Und nun mag er erzählen.

* * *

I.

Ich wurde zu Glogau an der Oder am 29. März des Jahres 1826 geboren. Die Familie soll ursprünglich reich gewesen, durch die polnischen Aufstände und die napoleonischen Kriege aber heruntergekommen sein; der Rest des Vermögens ging bei dem Bombardement Glogaus und der Besetzung der Stadt durch die Franzosen und ihre deutschen Alliirten verloren. Mein Vater wollte 1812 in Berlin ein Handwerk erlernen; er wurde zu den Fahnen gerufen, holte sich bei Leipzig eine schwere Wunde und verließ den Dienst mit zerrütteter Gesundheit und einem billigen Ehrenzeichen. Er verheirathete sich und siedelte später nach Berlin über. Die Cholera herrschte daselbst und von unserm Spielplatze aus sah ich mit Schaudern die dunkeln Kranken- und Todtenkarren vorüberfahren. Da die Mutter ängstlich wurde, kaufte der Vater einen „Planwagen" mit zwei Pferden, miethete einen Kutscher und fuhr mit uns nach Glogau zurück,

wo ich die Schule besuchte und die Anfangsgründe irdischer Weisheit mit Erfolg bewältigte. Der ungünstigen Erwerbsverhältnisse halber reisten wir ein zweites Mal nach Berlin. Allein es humpelten dort so viele Invaliden mit dem Leierkasten auf dem Rücken und der Medaille auf der Brust durch die Straßen der Residenz, daß sich dem Vater lange keine Anstellung bot. Fichte hatte gesprochen und Arndt gesungen, viele Vögel waren auf den Leim gegangen und öffneten jetzt die Schnäbel. Luft gab es in Form von Berliner Wind; im Uebrigen durften sie hungern, darben und sterben. Der Tod der Mutter traf mich hart; Dank der Verwendung des Kriegsministers von Witzleben, welcher meinen Vater als Soldat gekannt, nahm man mich nunmehr ins Joachimthaler Gymnasium auf, welches damals für eines der besten, wenn nicht für das beste galt, sich mancher Privilegien erfreute und meist von Adelssprößlingen, Söhnen von Offizieren, höherer Beamter und Prediger besucht wurde. Mein intimer Freund war von Dantzen, ein munterer Junge mit hellen Augen und rothen Backen; er ist als Hauptmann vor Metz gefallen. Ein ebenso lieber Kamerad war Wilhelm Busch, der wie sein Vater ein berühmter Mediziner geworden und als Professor der Universität Bonn gestorben ist; er blieb mir stets in Treue zugethan.

Meine Fortschritte in der Schule waren befriedigend; in den alten Sprachen wie in der Mathematik kam ich besonders gut vorwärts und bei der Versetzung von Quinta nach Quarta erhielt ich Hebel's „Schatzkästlein" als Prämie. An unserem häuslichen Herde hatte sich inzwischen eine Stiefmutter eingefunden. Die Gemüthlichkeit wurde dadurch nicht erhöht und da des Vaters Einnahmen sich verringerten, sann ich darüber nach, wie ich einige Groschen verdienen könnte. Es bot sich Gelegenheit, einigen schwächeren Zöglingen nachzuhelfen, doch mein Verlangen, mich selbständig durchzuschlagen, wuchs, und ich wußte den Vater endlich zu überreden, mich irgend einen Beruf erlernen zu lassen.

Mit aufrichtig-herbem Schmerze verließ ich die Stätte, wo ich mir eine Bildung geholt, auf die ich immerwährend stolz sein durfte, und wurde Lehrling des Buchdruckers Nietack in der Heiligen Geist-Straße. Nietack druckte die lateinischen Dissertationen der Mediziner und Philosophen, und da ich mit einem Sekundaner-Zeugniß ausgetreten war, so kamen mir meine sprachlichen Kenntnisse wohl zu statten. Ich entdeckte, daß es neben dem berüchtigten Küchen-Latein noch ein weit schlimmeres Doktor-Latein gebe. Oftmals hatte ich den Verfassern die Korrekturen zu überbringen, und konnte ich die Herren auf ihre Schnitzer hinweisen, so freute mich dies mehr als das Trinkgeld.

Glücklich fühlte ich mich freilich nicht. Schlecht bezahlt und roh behandelt, bedauerte ich es tief, der Schule entlaufen zu sein, und als der Vater starb, entschloß ich mich, so arm und verlassen ich auch war, die Studien wieder aufzunehmen. Mit einem Schulgefährten, einem ebenso hungrigen Schlucker, miethete ich ein elendes Dachstübchen und bereitete mich für's Abiturientenexamen vor. Jener Winter, da ich mich mit Hilfe von Uebersetzungen und Privatstunden unter unsäglichen Entbehrungen durchrackerte und nur zuweilen bei einer mildthätigen Familie mich satt essen durfte, ist mir nie aus dem Gedächtniß entschwunden.

Mein Jugendmuth war stärker als die Noth; ich fing an, Schach zu spielen und übte mich im Fechten, meines Zimmergenossen aber schien sich ein Trübsinn zu bemächtigen. Er gestand mir endlich sein Leid. Seine Absicht war, Medizin zu studiren, um alsdann Mutter und Schwestern zu unterstützen. Nur wenig befähigt, fürchtete er sich vor den Prüfungen und bat mich schließlich unter strömenden Thränen, das Primaner- und das Abiturienten-Examen unter seinem Namen abzulegen, und da ein dritter Bekannter seine Bitte mit Argumenten vertheidigte, die ich für triftig betrachtete, willigte ich ein. Im Frühling 1844 bestand ich für ihn am Gymnasium zum „grauen Kloster" das erste und im Sommer darauf das zweite Examen am Kölnischen Gymnasium. Eine Bezahlung wurde mir

nicht angeboten, ich habe keine verlangt und auch nie eine erhalten; was ich that, that ich aus reinem Mitleid.

Daß Solches in dem mit polizeilichen Reglementen so reichlich bedachten Preußen möglich war, ist merkwürdig; genug, die Sache gelang, obwohl beide Male zufällig derselbe Schulrath, Dr. Schulz, beiwohnte. Für meinen Freund trat ich in einem blauen Frack mit messingenen Knöpfen ein; als Borkheim trug ich einen schwarzen Rock. Einen Nutzen hatte ich allerdings von dem Streich — er diente mir gewissermaßen als Probe für mein Examen am Werder'schen Gymnasium. War es ein Fehler, — zu dem mich mein Herz und nicht die Tasche verleitete, — so habe ich mir denselben längst verziehen, und trotz seiner beschränkten Anlagen wird mein Freund als Arzt nicht mehr Patienten erlegt haben, als die übrigen Meister der Zunft.

Berlin war ein zu theures Pflaster und so bezog ich, von einem Onkel in Glogau mit etwas Geld und Kleidern ausgerüstet, die Universität Breslau. In Breslau lebte mir ein zweiter Onkel, ein mit dem Hofrathstitel verzierter Professor der Medizin; von ihm hoffte ich etwelchen Beistand, rechnete aber schlecht. „Wissen Sie oder wissen Sie nicht, daß ich gegen die Heirath Ihres Vaters war?" Mit dieser häßlichen Vorfrage schnitt er mir jede Erörterung meiner Lage ab. Ich weinte vor Zorn über diesen rohen Empfang und meine Kommilitonen waren dermaßen empört, daß sie dem Herrn Hofrath die Fenster einwerfen oder eine Katzenmusik bringen wollten, was ich indessen verhütete. Ich belegte philosophische und mathematische Kollegien und schloß mich dem Corps der Borussen an, in welchem keine Klassenunterschiede walteten, Adlige und Bürgerliche einander ebenbürtig waren. Hatte Einer gerade mehr Baarschaft als die Anderen, dann durfte er für Alle Häringe und Seidel zahlen, wohl auch ein zweites Frühstück mit Wein; eine weitere Superiorität beanspruchte er nicht.

In diesem munteren Kreise vergaß ich die quälenden Sorgen, schlürfte den Becher studentischer Lust und Thorheit, war ein fleißiger Gast des Paukbodens und auf einem allgemeinen Kommerse zeigte man mir ein Füchslein der „Silesia", mit dem ich mich schlagen sollte. Ich nahte mich ihm, fand seine Pfeife „komisch", worauf die übliche Antwort erfolgte und das Duell war eingeleitet. Wir hieben volle fünfzehn Minuten auf einander los, ohne daß auch nur ein Tröpflein Blut floß, und die Ritterlichkeit war erwiesen. Diese Zweikämpfe hatten überhaupt selten einen übeln Ausgang; einem katholischen Theologen, der durch eine Mensur um's Gesicht kam, wurde vom Gegner, einem Grafen von Strachwitz, eine lebenslängliche Rente ausgesetzt.

Damals studirten viele Polen, meist schmucke, elegante Leute in Breslau. Ich war öfters auf ihrer Kneipe. Man kam vortrefflich mit ihnen aus, es entstand niemals ein ernstlicher Zank. Deutsche und Polen trafen sich auch in der Abneigung gegen die nur spärlich anwesenden Russen; die Polen beförderten eines Tages einen russischen Spion mit allem Nachdruck vor die Thüre.

Leider nahm meine Breslauer Studentenherrlichkeit bald ein jähes Ende. Aus der energischen Mitwirkung bei einer Schlägerei zwischen Musensöhnen und Schmiedegesellen erblühte mir das consilium abeundi. Damit der Neffe nach Greifswald wandern könne, machte der Herr Hofrath, gemeinsam mit einem zweiten Verwandten, ein mäßiges Häuflein Thaler locker, und nach einem feierlich-fenchten Abschied kroch ich in den Reisewagen.

Es saßen darin ein katholischer Priester, ein russischer Kaufmann, ein Fähndrich und ein junges polnisches (?) Mädchen aus Neiße, welches Stettin als sein Ziel nannte. Der Russe war von unersättlicher Neugier; er sprach ein schreckliches Deutsch und ein Französisch, das so wacklig war, wie das meine. Er strengte sich an, mit dem Priester, der mehrere Jahre in Belgien gewesen zu sein behauptete, französisch zu konversiren; dessen Französisch war auch gar nicht übel. Als wir den nächsten Tag in einem Dorfwirthshaus das Mittagsmahl einnahmen, flüsterte mir das Fräulein ver-

stohlen zu, es hätte Grund zu vermuthen, der Priester und der Kaufmann seien verkleidete Polizisten, jener im österreichischen, dieser im preußischen Solde. Ich dankte für die Andeutung, sprach auf der Weiterfahrt meine Ansichten sehr keck aus, begann das gaudeamus igitur zu singen und Alle stimmten ein. Bei den Worten pereat diabolus, quivis antiburschius ballte ich die Faust gegen die beiden verdächtigen Herren und warf der jungen Neißener Dame einen Blick zu, den diese verständnißinnig erwiderte. Wir langten zu Frankfurt an der Oder spät in der Nacht an. Ein Geräusch vor dem Gasthof weckte mich auf und am Morgen, beim Frühstückstische, theilte der Kellner dem Fähndrich und mir mit, es sei, nachdem wir uns niedergelegt, ein Herr aus Berlin erschienen, welcher nach kurzer Rücksprache mit dem Kaufmann und dem Priester die Reisegefährtin verhaftet habe. Auf unserer Tour durch die Gassen war uns dieser Berliner Polizist fortwährend auf den Fersen. Endlich begegnete uns auch der Russe und versetzte auf die Frage über das Geschehene: „Ach, das ist keine Dame, das ist polnisch Student, zu Hause bei Krakau, ist nur als Fräulein verkleidet und reist als Emissär für polnisches Komite, was hat Kopf in Breslau. Sie war nicht auf Weg nach Stettin, sie hat Papiere, welche sie zu polnische Herren bei Gnesen und Thorn tragen wollte." Befriedigt über diese Auskunft summte ich „Noch ist Polen nicht verloren", worauf er meinte, ich sollte schlechte Witze unterlassen, gleichwohl aber mitlachte. Den Namen des arretirten Jünglings verschwieg er hartnäckig.

Von Berlin, wo ich nicht lange säumte, gings nach Pasewalk, damals ein ödes Provinzialnest mit ungepflasterten Straßen, auf denen bedusselte Kürassiere, Schweine und Gänseheerden sich herumtrieben... Im „Prinz von Preußen" saßen Offiziere, Gutsbesitzer und Kaufleute, die nach dem Essen sofort zu den Karten griffen. Es war ein Hazardspiel, bei dem ich mich betheiligte und mehr denn dreißig Dukaten gewann. Als ich nach zehn Uhr mich nach meinem Zimmer erkundigte, hieß es: „Nun, und die Revanche?" Ich wurde belehrt, daß ususgemäß derjenige, welcher viel gewonnen, den Platz des Bankiers übernehme. „Wohlan", erwiderte ich, „es bleibt dabei", wandte mich — und abermals war das Glück mir hold. Einige hundert Thaler erbeutete ich an diesem Abend, eine Summe, wie ich sie nie zuvor besaß. Trotz dieses Mammons schlief ich ausgezeichnet und besuchte am Morgen einige Verwandte, die aus Besorgniß, daß ich sie anpumpen könnte, mich äußerst frostig behandelten.

Endlich war Greifswalde erreicht. Ich suchte unverzüglich die Herberge der mit den Breslauer Borussen in Kartell stehenden Westfalen auf und fand gastliche Aufnahme. Es gab außer diesem in Greifswald noch zwei Corps. Waren die Verbindungen auch gesetzlich verbotene Gesellschaften, so duldete man sie gleichwohl; wahrscheinlich schrieb man ihnen aristokratische und loyale Gesinnung zu, während die Burschenschaften beschuldigt wurden, ein einiges und einziges Deutschland anzustreben. Zuweilen fiel man über die Verbindungen her, konfiszirte Waffen und Paukzeug, löste sie auf, und bestrafte wohl auch die Mitglieder. Dieses Schicksal ereilte auch die Westfalia. Ueber die wahre Ursache bin ich niemals aufgeklärt worden; politische Aspirationen lagen Jener völlig fern. Genug, man steckte auch mich in den Karzer und verhängte das Exilium; nur durfte ich noch im gleichen Semester eine andere Universität beziehen. Ich hatte mich tüchtig in die naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächer hineingearbeitet, mich nie duellirt, war nie in einer Holzerei oder einen Skandal verwickelt gewesen; doch das half nichts, meine Uhr war abgelaufen. Ob ein mit meinem Breslauer Onkel Hofrath befreundeter Greifswalder Professor mich angeschwärzt hat?

Mit dem seriosen Vorsatz, um einen Brotkorb mich umzuschauen, pilgerte ich nach Berlin zurück. Am Hofe wurde damals Zar Nikolaus brünstig verehrt; russische Offiziere mit halbwilden, unstäten Blicken stolzirten in Menge herum und

legten es darauf an, durch verschwenderische Ausgaben in Läden und Restaurants zu imponiren. Die preußischen Offiziere verhielten sich ihnen gegenüber reservirt, das Publikum beachtete sie wenig, wogegen die Straßenjungen, sowie sie einen der in plumpen grauen Mänteln steckenden Herren gewahrten, sich zuriefen: „Jotte doch, sieh mal da die Graumännchen!" Ob die also Verhöhnten in der Philologie so weit vorgeschritten waren, um zu wissen, daß die Berliner unter „Graumännchen" Esel verstanden, kann ich natürlich nicht sagen. Noch galten in Deutschland die Russen vielfach als Menschen zweiter Güte, so etwa wie die Fremden in England vor der Ausstellung von 1851.

Ich quartirte mich in der Mittelstraße, nahe den Linden und der Universität, ein, hörte an dieser philosophische und historische Vorlesungen, übte mich in der Führung der Klinge, tummelte mich auf dem Eise und ward ein renommirter Schachspieler. Ein junger polnischer Graf, mit dem ich besonders häufig spielte, verschwand plötzlich. Durch den unglücklichen Ausgang des polnischen Aufstandes schwermüthig geworden, hatte er sich bei Magdeburg das Leben genommen. Täglich in den Zeitungen lesend, was über die Ereignisse in Polen gemeldet wurde, gedachte ich lebhaft meines Reiseabenteuers vom vorigen Jahre.

Eines Tages betrat ich in der Leipziger Straße ein Wirthschaftslokal, ohne zu ahnen, daß hier die für sehr aristokratisch und exklusiv geltenden Berliner Borussen verkehrten. Es saß dort ganz allein ein älterer Herr, auf dessen ausgedehnter kahler Platte ein fast nasengroßer knochiger Auswuchs prangte. Er war ein Breslauer Gymnasiallehrer und hatte sich den fatalen Hauptschmuck bei einem Säbelduell geholt. Verschiedene ankommende Borussen machten sogleich faule Witze. Mich empörte die Art, wie sie den gutmüthigen Herrn ankalauerten und ob meiner tadelnden Bemerkungen entspann sich ein gereizter Wortwechsel, der damit abschloß, daß ich das ganze Korps viritim, Mann für Mann, forderte. Man war im ersten Momente verblüfft. Eben eröffnete ich, daß ich als Fuchs der Breslauer Borussia und der Greifswalder Westfalia angehört hatte, als, das Corpsband der Westfalia über die Brust, ein Greifswalder Kamerad, der Irländer Tyroll, eintrat. Ich bat ihn, mir zu sekundiren, und damit einverstanden, vereinbarte er sofort, daß ich mit den Senioren nach einander losgehen sollte. In einer Studentenbude an der Dorotheenstraße wurde der Strauß ausgefochten. Mein Gegner, der Senior Hoffmann, überragte mich um eines Kopfes Länge. Er schrieb sich in meinem Gesicht mit einer Hochsekonde in gerader Linie vorm rechten Ohr ein — wobei, da eine Arterie zerschnitten wurde, das Blut hoch aufspritzte — außerdem mit einer Horizontalquarte, welche meinen Mund links um einen Zoll aufschlitzte und mich drei Oberzähne kostete; zwei spie ich in's Becken, einen verschluckte ich. Der wackere Chirurgus legte mein Haupt auf seinen Schooß, so etwa, wie ein Schuster den Stiefel, und nähte mit Nadel und Seidenfaden fest darauf los.

Nach mehreren Wochen, als meine Schmisse so weit zugeheilt waren, daß sie in hellrothen Streifen leuchteten, hatte ich mit dem um einen Kopf kürzeren Consenior Neugebaur mich zu messen. Nach vierzehn Minuten hatten wir einander noch nichts Arges zugefügt. Jetzt aber schlug er wüthend los; mein Sekundant Tyroll, der, wie mir später kund wurde, mehrere böse Hiebe aufgefangen, obwohl er riskirte, dadurch selbst sich einen Handel zuzuziehen, flüsterte mir eben zu: „Nimm Dich in Acht, er ist fuchsteufelswild!" als mir mein Gegner auch schon eine Tiefquarte in's Antlitz eingeschmuggelt hatte, die meine linke Backe durchschnitt, ferner Nase, Lippen und Kinn. Die Arbeit bis zur Nase hatte die Schneide der Waffe verrichtet, den Rest besorgte, da Neugebaur das Handgelenk gedreht, der Rücken. Von einem Artillerieoffizier, welcher zugeschaut, erfuhr ich, daß ich es mit den beiden anerkannt besten Schlägern Berlins zu thun gehabt . . .

Das zwanzigste Lebensjahr war voll-

endet; ich mußte daran denken, meiner Militärpflicht zu genügen. Ich erhielt auch die Ordre, vor der Kreisersatz-Kommission zu erscheinen. Der Arzt untersuchte mich, einige Offiziere betrachteten mit Interesse meine gediegenen Narben, und die Kreide des Unteroffiziers zeichnete eine schöne „6" auf die linke Brustseite meines schwarzen Sammetrockes, was soviel hieß als: „Sie haben auf drei Jahre in den Stall des sechsten Ulanenregimentes nach Militsch zu gehen". Ich empfahl mich mit dem Vorsatze, keinenfalls drei Jahre in dem Militscher Ulanenstalle zuzubringen. Ich verfügte mich zum Universitätsrichter, ihn um seine Verwendung zu ersuchen. Ein eckiger preußischer Beamter alten Schlages, empfing er mich trocken und brummte, mein Gesicht inspizirend: „Der Militärdienst wird Ihnen von Nutzen sein". Mit einer tiefen Verbeugung wandte ich mich und begab mich zu einigen mit den Verhältnissen vertrauten Bekannten, welche mir riethen, unverzüglich als Freiwilliger auf drei Jahre in die Armee einzutreten; ich hätte das Recht, Waffe und Garnison selber zu wählen; verfüge ich mich nicht nach Militsch, würde ich zwar nicht als Deserteur, immerhin aber als Refraktär angesehen.

Nun eilte ich nach meinem Heimatsorte Glogau, um dort Artillerist und wo möglich Offizier zu werden. Am Schachbrett in einem von höheren Militärs frequentirten Café lernte ich den Oberstlieutenant von Frankenberg, Kommandeur eines Infanterie-Bataillons, kennen. Ich gestand ihm eines Abends ehrlich, wie es militärisch mit mir beschaffen war, bat ihn um seine Fürsprache und diese wurde mir zu Theil. Bald war ich Kanonier der von Hauptmann von Bültzingslöwen befehligten Batterie der fünften Artilleriebrigade, wohnte in der Kaserne und bekam täglich meine $2\frac{1}{2}$ Silbergroschen. Das Alles hatte ich jetzt von der Konjugation der griechischen Verba!

Das Kommisbrot mit Butter und Käse schmeckte indessen nach dem Exerziren nicht uneben. Die Kanoniere, meistens das Deutsche blos radebrechende Polen, traktirte man nicht eigentlich rauh und bei mir wurde in Anschlag gebracht, daß ich Student gewesen. Die polnischen Kameraden grüßten mich „Pany Borkheim". Der Dienst war instruktiv und gerne hätte ich denselben wissenschaftlich aufgefaßt, doch es wurden keine Lehrbücher empfohlen; man erläuterte uns höchstens die Zusammensetzung des Pulvers, und es klingt mir heute noch in den Ohren, wie die Polen, gefragt, woraus dieses bestehe, unter unserem Gelächter antworteten: „Kolle, Schweffel und Zollpetter." Mir fiel auf, daß die Distanzabschätzung im freien Feld sehr willkürlich geschah und keine Instrumente vorhanden waren; auch wurde nie auf ein bestimmtes Ziel gefeuert, ausgenommen wenn beim Schießen mit Kartätschen oder Shrapnels, die Streulinie für gewisse Entfernungen ermittelt werden sollte. Diese Uebungen waren jedoch höchst selten, vielleicht zu kostspielig!

Meine müßigen Stunden widmete ich den Klassikern und der Ausbildung im Französischen. Durch Unterricht im Fechten und in der Mathematik erwarb ich mir einiges Geld. Hatte ich im Sommer Posten zu stehen, verscheuchte ich die Langeweile, indem ich Weber's Demokritos oder Hackländer's Wachtstubenabenteuer verschlang. Die Rechte umspannte den kurzen Säbel, in der Linken hielt ich das Buch. Erspähte ich durch die Löcher des Schilderhäuschens einen nahenden Offizier, fiel der Band zu Boden, ich schlüpfte hinaus, präsentirte mit dem obligaten Ruck des Armes den Säbel und sprang, wie der Vorgesetzte ferne war, in's Häuschen zurück.

Nachmittags spielte ich in dem erwähnten Café meistens Schach, und der Rock des Gemeinen erregte niemals Anstoß bei den Offizieren; sobald einer eintrat, sprang ich, wie aus einem Rohre geschossen, empor, warf die Zigarre weg und hielt mich kerzengerade, bis ein Wink mir das Niedersitzen gestattete; so vermied ich Kollisionen. Einst fand sich ein Major vom großen Generalstab aus Berlin ein. Da ich mich in angedeuteter Weise erhoben, sah er nach meiner Partie und sagte, höflich die Hand an die Mütze legend: „Kanonier, setzen Sie sich, rauchen Sie ruhig weiter, Sie sind gehörig in

der Klemme; gewinnen Sie, wenn Sie noch können". Ich gewann, und angenehm überrascht lud er mich zu einer Partie ein, die ich ebenfalls gewann, worauf er freundlich grüßend wegging.

Mit unserem Feldwebel stellte ich mich auf besten Fuß. Für das Bier und die Zigarren, die ihm zuwanderten, weihte er mich in die artilleristischen Mysterien ein; den Plan, Offizier zu werden, mußte ich freilich aufgeben, mir fehlten die Mittel, um einige Jahre die Vorlesungen an der Berliner Artillerieschule zu hören. Während des Winters 1847/48 hatte ich oft die Wache vor dem Gebäude, welches die gefährlichen militärischen Verbrecher einschloß; kurz zuvor war es dort mehrfach zu rebellischen Auftritten gekommen und bei einem derselben hatte der Festungskommandant einem Sträfling den Degen durch den Leib gerannt, worauf er zu mehreren Jahren Festung verurtheilt wurde. Es war ein trübseliger Anblick, wenn die Gefangenen zwischen zwei Reihen von Soldaten, die vor ihren Augen die Gewehre luden, zur Arbeit ausrückten. Auf der Wacht daselbst waren sehr einsame, abgelegene Punkte zu besetzen; einer derselben lag zwischen zwei Kirchhöfen und hatte es wenig Verlockendes, um Mitternacht die geheizte Wachtstube zu verlassen, eine Viertelsmeile durch den Schnee zu stampfen und zwei Stunden lang, mit dem Ausblick auf die aus der weißen Decke hervorragenden Leichensteine, vor dem Schilderhause hin und her zu trotten. So oft es sich paßte, ließ ich mich gegen ein Entgelt von etlichen Silbergroschen durch einen Polen vertreten; manche dieser Leute erwarben sich durch allerhand Dienstleistungen nette Sümmchen, welche sie später als kleine Vermögen in ihre Dörfer zurücktrugen.

Im Vorfrühlinge 1848 avancirte ich zum „Wallrevisor"; ich hatte Wälle und Gräben zu inspiziren, die dort liegenden Karren, Leitern und Kugeln zu untersuchen, die Pulvermagazine zu lüften und mit einem mächtigen Schlüsselbund bewaffnet die unterirdischen Gänge zu durchwandern, wobei ich selbstredend eine genaue Kenntniß der Festung mir aneignete. Müde und hungrig kam ich einmal heim und hatte eben meinen Säbel losgeschnallt, als man mich verhaftete. Zwischen zwei Musketieren marschirte ich nach den Kasematten und wurde eingesperrt. Ich steckte eine Pfeife an und grübelte über diese mir rein unbegreifliche Behandlung nach. Nach einer Weile kam mein herzensguter Hauptmann, von Bültzingslöwen, herein, blickte mir scharf in die Augen, schüttelte den Kopf und ging weg, ohne mich über die Motive meiner Verhaftung aufzuklären. Auch aus meinem Wärter war nichts herauszulocken. Er legte blos den rechten Zeigefinger auf den Mund und sagte: „Nichts wird so heiß gegessen, wie's gekocht wird". Kaum hatte ich angefangen zu speisen, als mein Hauptmann zur Thüre herein rief: „Setzen Sie den Helm auf, Borkheim, und folgen Sie mir". Es ging zur Kommandantur, wo eine Schaar Offiziere, unter denen ich den Garnisonsauditeur Biedermann erkannte, versammelt war. „Sie sind angeklagt, Wachsabdrücke von den Festungsschlüsseln an einen polnischen Herrn im Gasthof zum „Deutschen Hause" abgeliefert zu haben," schnarrte mich der Kommandant von Brandenstein an; „was haben Sie zu bemerken?" Mit dem Gefühl, daß von meiner Antwort Leben und Tod abhing, erwiderte ich: „Exzellenz, das ist eine ungeheure Lüge. Ich bitte, mich mit dem Denunzianten zu konfrontiren und Hausknecht, Kellner und Stubenmädchen des „Deutschen Hauses" — diesen Personen war ich gut bekannt — „als Zeugen einzuvernehmen".

„Sie können gehen", versetzte die Exzellenz. Ich verbeugte mich und schritt davon, statt nach den Kasematten in das nächste Bierlokal. Die Sache war erledigt. Im „Deutschen Hause" hatte ein polnischer Edelmann logirt und auf seinem Zimmer einen polnischen Kanonier bewirthet, dessen Eltern zu des Edelmanns Gesinde gehörten. Der Bursche schrieb bei ihm einen Brief an seine Familie, siegelte und übergab ihn dem Herrn. Das hatte ein gegenüberwohnender Nachtwächter beobachtet. Der Soldat glich mir — und darauf die leichtfertige Anklage!

Es schwirrten bereits Gerüchte von einer demnächst ausbrechenden Insurrektion in Polen, und richtig hob der Tanz in Posen an. Wo sie sich mit preußischen Truppen einließen, wurden die Polen gehauen. Man brachte auch Gefangene nach Glogau; eines Tages waren es deren achtzig, Bauern, Tagelöhner, Handlungsgehilfen, einige Studenten. Sie steckten in Lumpen, waren barfuß und furchtbar erschöpft. Gleich holte ich ihnen Brot, Bier und Tabak, sammelte einiges Geld und kaufte für sie in einem Trödlerladen alte Kleider, namentlich Schuhwerk. Mehrere Offiziere gingen vorüber und die Polen selber baten, ich möchte mich nicht kompromittiren; jene schienen keine Notiz zu nehmen — vielleicht geschah es aber doch!

Die Pariser Februarrevolution regte selbst die schlummernden Geister des loyalen Glogaus auf; die Zeitungen, schmalen Formates und schalen Inhalts, wurden plötzlich lebendiger, Bürger und Militär diskutirten, aber eine außerordentliche Wandlung war noch keineswegs erkennbar. Am 18. März stand ich auf der Wache am preußischen Thore; Tag's darauf nach Ankunft des Berliner Morgenzuges, passirten einige hundert Reisende das Thor; ihre Krawatten, die Bänder in den Knopflöchern der Ueberröcke und Uhrschnüre leuchteten in den deutschen Farben, schwarz, roth, gold. Die Wachmannschaft trat unter Gewehr und die Leute riefen ihr zu: „Oho, Kerle, bald werdet auch Ihr diese Farben tragen müssen".*) Lärmend zogen sie weiter, die Soldaten schwiegen, und dies war Alles, was ich von der Berliner Revolution sah. Man vernahm endlich, was in der Residenz geschehen. Es bildete sich eine konservative, eine demokratisch-konstitutionelle, und eine Arbeiter-Partei, an der Spitze der letzteren stand der Schuster Maschka; die erste wie die dritte entfaltete übrigens keinen verzehrenden Eifer. Mich begann der Königs Rock zu drücken, die Sehnsucht nach der Universität, nach einem bürgerlichen Berufe ergriff mich mächtig, allein mein in's Vertrauen gezogener Hauptmann vermochte mir keine Aussicht auf Entlassung zu machen. Ich schloß mich den Demokratisch-Konstitutionellen an, verhehlte jedoch nicht, daß ich ein einziges Deutschland, die Abschaffung aller Duodezstaaten und eine republikanische Konstitution erstrebe und kam in den Ruf eines sehr radikalen Individuums; dieselbe Gesinnung hegten zwei andere Mitglieder des Klubs, der Schauspieler Windwert und der deutschkatholische Prediger Scholl. Uebrigens dachten viele, sehr viele Deutsche wie wir, und wäre damals ein kühner, weitschauender Mann in Preußen am Ruder gewesen, so hätte er 1848 vollbracht, was 1866 erst erzwungen wurde.

Die Volksversammlungen kamen jetzt in die Mode; sie wurden gewöhnlich in einem öffentlichen Garten außerhalb der Fortifikationen abgehalten. Ich produzirte mich öfters als Redner, und zwar immer in Uniform, was eigentlich gefährlich war und die Zuhörer verblüffte. Ich sprach hauptsächlich gegen die stehenden Heere, von dem elenden Traktamente der Soldaten und den unverhältnißmäßigen Gagen der höheren Chargen. Ich zeigte, wie schwer es einem Nichtadeligen falle, Offizier zu werden, wies auf die enorme Zahl adeliger Offiziere bei der Infanterie und Kavallerie hin, während bei der Artillerie, den Pionieren, die bürgerlichen überwiegen. Gewöhnlich opponirten nur Offiziere, die mich durch ihre Gläser in einer Weise fixirten, welche die Absicht, mich aus der Fassung zu bringen, deutlich genug verrieth. Sie erreichten dies aber nie, denn ich bereitete mich stets gehörig vor. Einmal tumultuirten auch die Bürgerlichen ob meiner Keckheit; man stürmte

*) Mit den Farben machten sich in jenen Tagen gewisse Leute nur gar zu viel zu schaffen. Louis Schneider, der königlich-preußische Hofschauspieler und Liebling des Zaren Nikolaus, schilderte mit Hohn, wie er am 21. März, da im Berliner Schauspielhaus „Nathan der Weise" gegeben werden sollte, vom Intendanten Anzeige erhielt, das Volk verlange, daß die Darsteller mit dreifarbigen Bändern, Schleifen oder Kokarden erscheinen. In der That trugen Abends sämmtliche Mitwirkende die dreifarbige Kokarde, Frau Werner hatte als „Daja" sogar einen dreifarbigen Turban bestellt.

auf die Rednerbühne los, wahrscheinlich um mich herunterzuzerren und ich hätte mich wohl einschüchtern lassen, wenn nicht eine Anzahl Unteroffiziere der Beuthener Kürassiere, lauter riesenhafte Kerle, einen Wall vor mir formirt und mir zugerufen hätten, ich möchte mein Sprüchlein nur ruhig fertig sagen. Ich beschwor sie, Gewaltthätigkeiten zu vermeiden und beendete glücklich meine Rede.

In meinem Thun und Treiben störte mich die Behörde nicht, daß sie aber darnach lauerte, mir das Handwerk zu legen, erfuhr ich aus sicherster Quelle; man rieth mir auch, den Schnabel zu halten. Zu Ende April oder Anfang Mai traf der Kommandeur der fünften Artilleriebrigade zur Inspektion in Glogau ein. Ich stand neben meinem Geschütze, als ein Offizier mir auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Borkheim, halten Sie die Ohren steif; heute geht's Ihnen an den Kragen!" Verwundert kehrte ich mich um, worauf ein hinter mir stehender Unteroffizier halblaut bemerkte: „Nur ruhig Blut, Borkheim!" Der Oberst war inzwischen vom Pferde gestiegen und schrie mit quiekender, durchdringender Stimme: „Major von Arnold!" Der Gerufene, unser Abtheilungschef, ritt zu ihm hin, saß ab und brüllte: „Hauptmann von Bültzingslöwen!" Dieser rief, als er den beiden Vorgesetzten sich genähert: „Premierlieutenant von Bialonski!" und letzterer kreischte „Kanonier Borkheim!" Ich begab mich vor die Front, schritt auf eine Gruppe von Offizieren zu und hielt erst vor dem Oberst an. Mein erster Gedanke war, die dumme Schlüsselgeschichte, meine Theilnahme für die armen Polen oder meine rednerische Thätigkeit habe mich in die Tinte gebracht. Der Oberst war dünn und von kleiner Statur; er trug auf der Brust neben manchen anderen Orden das eiserne Kreuz erster Klasse. Die Höhe seiner Stiefelabsätze entsprach der Länge seiner Schnurrbartspitzen. Den Oberkörper streckte er, wie der Hahn den Hals, wenn er zu krähen beginnt.

Es herrschte fast lautlose Stille.

„Kanonier Borkheim, ich höre, daß Sie studirt haben."

„Zu Befehl, Herr Oberst, ich bin Student gewesen."

„Was haben Sie studirt?"

„Allerlei, Herr Oberst."

Leises Gekicher in der Runde. Nur mein mir aufrichtig gewogener Hauptmann veränderte die Miene nicht.

„Sie möchten zur Universität zurück?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Wohin gedenken Sie sich zu wenden?"

„Nach Berlin, Herr Oberst."

„Gut, Sie sind aus dem Dienst entlassen, können Ihre Sachen abgeben, doch unter der Bedingung, daß Sie die Stadt binnen kürzester Frist verlassen."

„Zu Befehl, Herr Oberst."

Ich drehte mich auf dem Absatz um, und stampfte vergnügt zu meiner Kanone zurück, wo etliche Kameraden mir gratulirten.

Ich siedelte aus der Kaserne nach dem Hotel über.

Denselben Abend noch schlüpfte ich aus der Uniform. Ich war jetzt Reservist und schlenderte im Zivilanzug herum. Da die Regelung meiner Finanzen die sofortige Abreise verzögerte, erschien am zweitnächsten Morgen, da ich noch im Bette lag, der Schreiber vom Landwehrbureau. „Stehen Sie auf!" hauchte er mich an, „Sie müssen mit, Herr Borkheim; Sie sind wieder einberufen und sollen eingekleidet werden, worauf Sie nach Luxemburg abgehen. Näheres über Marschroute und Subsistenzmittel auf der Fahrt werden Sie erfahren." Nun ward das Spiel mir klar. Der Militärfreuden satt, verspürte ich nicht die mindeste Lust, in Luxemburg einen französischen Angriff abzuwehren. Ich entbot den mir befreundeten Wirthssohn zu mir, erklärte ihm, mit dem nächsten Zug nach Berlin abreisen zu wollen, bat, den Aktuarius zu bewirthen und ein Stündchen am Tische zu vergnügen. Er willfahrte; ich packte Kleider, Wäsche und einige Bücher, darunter den Homer und den Horaz, in den Koffer, verfügte mich nach der Station, und ein eben daherbrausender Zug nahm mich gnädig auf.

Jetzt war ich nicht mehr blos Refraktär, sondern Deserteur und als solcher fuhr

ich nach Berlin, welches seine gewöhnliche Physiognomie zeigte, als habe nie ein Straßenkampf gewüthet. Der Philister schluckte wieder sein Quantum Sand und Weißbier, die Bücklinge wurden in herkömmlicher Weise angepriesen. Nur die Polizei hatte sich offenbar in der Bescheidenheit etwas gebessert, sie war höflicher; die Gardeoffiziere lagerten nicht mehr in so dichten Gruppen vor Kranzler's Konditorei, und streckten die Beine so weit durch die eiserne Umzäunung. Am meisten frappirte mich, daß jetzt munter geraucht werden durfte. Als ich während meines früheren Aufenthalts in der Stadt einst mit brennender Zigarre gegen das Brandenburger Thor hin promenirte, begegnete ich einem Offizier in Generalsuniform, der mich scharf fixirte und, da ich die Mahnung nicht verstehen wollte, mich einem Gendarm vorzeigte, worauf ich eine Buße zu erlegen hatte. Der gestrenge Herr war — ich vergewisserte mich nachmals dessen — der Prinz von Preußen!

Der Präsident des Berliner demokratischen Klubs*) war der auf der „Schloßfreiheit" wohnende Assessor Rud. Schramm; als ich ihm über meine Wahrnehmungen in Schlesien berichtet, lud er mich nach dem Café ein, wo die Berliner Bewegungsmänner sich Rendez-vous gaben. Unsere erste Unterhaltung war sehr kurz gewesen, und ich überzeugte mich gleich, daß weder er noch sein Klub der Regierung verhängnißvoll würden. In dem Café lernte ich Dr. Eduard Meyen, Dr. Wyß, Dr. Saß, Edgar Bauer, den Grafen Eduard Reichenbach und Dr. d'Ester aus Köln kennen; die beiden Letzteren waren Mitglieder der konstituirenden Versammlung — und den Grafen Breßler. Die Verhandlungen verliefen gewöhnlich recht harmlos. Als Radikale mit republikanischer Tendenz thaten sich die Studenten Monecke, Boerner und der Schweizer Gaudenz von Salis hervor; sie führten eine sehr energische Sprache. Einer ausgesprochen radikalen Richtung huldigten die Eisenarbeiter, besonders diejenigen der Borsig'schen Fabrik zu Moabit; ihre Forderungen waren sozialistische, genauer präzisirt kommunistische, doch wurden diese zwei Wörter nie gebraucht. Es hieß, diese Arbeiter, lauter Gediente, rüsteten sich, um es mit der „Garde" aufzunehmen, und die Berliner Nationalgardisten, denen sie unter Umständen auf die Weißbier-Bäuche geklopft hätten, waren ihnen nicht grün. So viel ich wahrnahm, beschränkte sich der demokratische Klub wesentlich auf das Arrangement von Volksversammlungen, die im Thiergarten stattfanden, und zu denen man stets einige Redner entsandte; auch mich traf diese Ehre mehrmals. Die deutsche Einheit — das war das unausgesetzt variirte Thema. Bismarck hat diese Idee nicht in die Welt gesetzt, — wie er denn überhaupt weniger fruchtbar an Gedanken als rücksichtslos in deren Realisirung ist — er fand sie vor und beutete sie meisterlich aus.

Zur Erheiterung des sich langweilenden Publikums stellten sich zwei neue Witzblätter ein: Der „Kladderadatsch" und der „Krakehler". Ersterer lebt noch vom alten Ruhm. Der „Krakehler" — er brachte es nicht zu einem längeren Wandel — enthielt einst eine Beilage, in der man nur die Worte las: „Die Russen kommen! Die Russen kommen! Die Russen kommen!" und auf der Rückseite stand: „Die Berliner Bürger sind hiermit eingeladen, Talglichter und Kartoffelschnaps für die Soldaten, Stearinkerzen und Champagner für die Offiziere zu liefern". Man zahlte vergnügt einen Silbergroschen für diesen Witz. Es hieß nämlich, beim nächsten Krawall würden die Russen einmarschiren; ein anmuthiger Empfang wäre aber den Söhnen der Steppe nicht geworden.

Zwischen dem demokratischen Klub und der Nationalgarde bestand ein frostiges Verhältniß. Letztere hatte, ich weiß nicht, wie das geschehen, die rothe seidene Fahne des Klubs erwischt und eines Abends drangen Edgar Bauer und Schramm in mich, mit einer Anzahl bewaffneter Arbeiter, die vor dem Café be-

*) In dem Buche von Robert Springer, „Berliner Straßen, Kneipen und Klubs im Jahre 1848" finden sich ausführliche, zum Theil recht ergötzliche Aufschlüsse über die revolutionären Persönlichkeiten der preußischen Hauptstadt.

reits in Reih und Glied standen, dieses Banner wieder zu erobern; es befand sich in den Händen des Polizeikommissärs. Auf meinen Einwand, es sei dies kaum die Aufgabe eines politisch Unbekannten, wurde versichert, daß Bauer und Saß mich begleiten würden. Wir stiegen auf die Straße hinunter, wo zirka 140 mit Gewehren bewaffnete Männer harrten, lauter gediente Leute. Ich erklärte ihnen, was zu thun sei und daß eine Kollision mit dem Militär und der Polizei vermieden werden müsse. „Gut", anworteten sie, „wir werden Ihnen folgen!" Ich hatte das militärische Kommando, Bauer und Saß sollten die Unterhandlungen führen. Wir drei, lange Säbel tragend, schritten voraus, die Kolonne schloß sich an. Auf dem Alexanderplatz angekommen, gewahrte ich ein in der Landsbergerstraße aufgestelltes Bataillon Nationalgarde. Man sah uns nicht oder wollte uns nicht sehen und so marschirten wir an ihm vorüber nach der neuen Königsstraße, vor die Wohnung des Polizeikommissärs. Bauer und Saß traten ein und kamen nach wenigen Minuten mit der Trophäe herunter. Sie wurde im Triumph zu Schramm getragen und die Aktion war zu Ende.

In der zweiten Hälfte des Mai wurde Berlin in eine Anzahl Distrikte eingetheilt, deren jeder seinen eigenen Klub hatte. Die Oberleitung ruhte bei Schramm. Jedes Mitglied zahlte einen kleinen Beitrag und Adolf Markwald, der Sohn einer reichen Witwe in der neuen Friedrichsstraße war der Oberkassier. Die von mir bewohnte Mittelstraße gehörte zum siebenten Bezirk; auf der ersten Versammlung, zu welcher hauptsächlich Krämer, Arbeiter, Studenten und Literaten sich eingefunden, wurde ich, obwohl Agitatoren wie Meyen und Ludwig Eichler anwesend waren, zum Präsidenten gewählt.

Der in der Schönhauserstraße, somit in einem anderen Distrikt wohnende Graf Breßler wirkte die Erlaubniß zum Besuche unserer Zusammenkünfte aus, und ich lieferte seine Beiträge an den Kassier Markwald ab, den ich später wieder in den Straßen von Liverpool traf.

Der demokratische Klub dachte nie an ein kräftiges Handeln; selbst ein Jahr später, als man in Breslau, in Dresden, in Elberfeld und Iserlohn sich schlug, blieben die Berliner kühl und rührten sich nicht.

Die feige Berliner Bürgerwehr wurde von einem Individuum Namens Rimpler, welches sich selbst zum Major befördert hatte, kommandirt. Bis zum 14. Juni, da das Zeughaus überrumpelt und geplündert wurde, trug sich nichts Bemerkenswerthes zu. Eine exakte Darstellung dieses Vorfalls habe ich nirgends gelesen. Damals verlautete Folgendes: Das Zeughaus war an jenem Tage von einer kleinern Abtheilung Garde unter Hauptmann von Natzmer besetzt. Es bildeten sich Nachmittags Zusammenrottungen und einzelne Haufen vermochten einzudringen. Wie sie es anfingen, zumal doch ein eisernes Thor den freien Zugang verwehrte, ist nie klargestellt worden. Drinnen begannen sie mit den Soldaten zu verhandeln und diese verhielten sich offenbar passiv; es fiel kein einziger Schuß. Die Aushändigung der Waffen und Munition ward den Leuten vorerst verweigert. Da erschien der Premierlieutenant Techow, der beim 24. Infanterieregiment stehend, gerade dem großen Generalstabe attachirt werden sollte und deshalb in Berlin wohnte. Er überbrachte dem Hauptmann von Natzmer die Weisung, Alles anzustrengen, um einen Kampf zu verhüten und sofern er es für ersprießlich halte, das Zeughaus zu übergeben, was er denn auch that. Es wurde gepländert und ein Kriegsgericht verurtheilte von Natzmer und Techow zu vieljähriger Festungshaft. Techow wurde nach Magdeburg geschickt, wo es ihm 1849 gelang, zu entwischen. Er floh nach Baden und focht als Oberst der Rebellen gegen die Preußen. Ich war daselbst wiederholt mit ihm und einige Jahre darauf verkehrten wir auch in London. Mehrmals versuchte ich aus ihm herauszulocken, wie es in Wahrheit dabei zugegangen. Aber ich fand ihn niemals geneigt, länger bei diesem Gegenstand zu verweilen.

Von einer Untersuchung gegen einzelne Plünderer hat man nichts vernommen; wahrscheinlich, weil von Natzmer und Techow als Zeugen hätten erscheinen

müssen. Niemals ist auch bekannt geworden, wer Techow mit der Ordre an den im Zeughaus Befehlenden entsendet hat. Jener schiffte sich 1852 mit mehreren meiner Freunde nach Australien ein. Sollte er diese Zeilen zu Gesicht bekommen, entschließt er sich vielleicht zu veröffentlichen, was er von diesem mysteriösen Geschehniß weiß, um so weniger, als er vor denen, die ihn jetzt noch strafen könnten oder strafen möchten, sicher ist.*)

Das Wetter war an jenem Tage prächtig, der Himmel blau, er lockte mich auf's Land. Nachts, auf dem Heimweg, begegnete ich vielen Individuen mit Flinten, Säbeln und Pistolen; sie gaben an, vom Zeughaus herzukommen; von Militär und Polizei nicht die Spur. Kurz darauf, des Morgens früh, erschien der Bezirksvorsteher mit zwei Gensdarmen auf meiner Bude. „Was wünschen Sie zu dieser ungewohnten Stunde?" fragte ich, unter der Decke hervorkriechend. „Ich suche nach Waffen, die aus dem Zeughause entwendet wurden. Na, Herr Borkheim, woran bin ich bei Ihnen? Sie erlauben wohl, daß wir Ihren Kleiderschrank und Ihre Kommode untersuchen." — „Mit Vergnügen", antwortete ich; „Sie werden aber bei mir, einem mittellosen Studenten, nicht nur keine Waffen, sondern überhaupt ein sehr geringes Eigenthum entdecken." Man öffnete den Schrank vor der Thüre und gleich brachten die Gensdarmen zwei Gewehre herein, die sie darin gefunden haben wollten. „Herr Borkheim", sagte der Vorsteher, da ich vor Ueberraschung stumm war, „stehen Sie auf und kleiden Sie sich an". Die drei Gäste begaben sich in's Nebenzimmer und nach wenigen Minuten ging es zum Polizeikommissär, der mit höflichem Gruße erklärte, ich müßte nach dem Molkenmarkte. Auf meine Bemerkung, der Waffenfund sei mir völlig unerklärlich, meinte er, die Untersuchung werde das aufhellen und verlangte dann mein Ehrenwort, daß ich auf dem Wege keine Fluchtversuche machen wolle; habe er jenes, so werde ich nur von einem Gendarmen eskortirt, andernfalls von beiden. Ich gab es ihm, stand es doch bei mir fest, „that in love as in war every means is fair" auf Deutsch: Noth kennt kein Gebot — und marschirte an der Seite meines grünen Begleiters ab. Bei einer Studentenkneipe angekommen, bat ich ihn, mit mir zu frühstücken. Er mißbilligte diesen Schritt keineswegs. Wir traten ein. Einige Musensöhne und Zöglinge der Artillerieschule saßen beim Frühschoppen. Als wir an einem andern Tische uns gesetzt, fragten mich Wirth und Gäste, die von meiner Arrestation wohl schon vernommen hatten, durch Zeichen, ob ich durchzubrennen beabsichtige, was ich verneinte. Da riß

*) Die Angelegenheit hat im Frühling 1888 nochmals zu reden gegeben. Von Sehnsucht nach der Heimat ergriffen, war Techow nach Europa zurückgekehrt und frug von Genf bei den preußischen Behörden an, ob seine Strafe ihm erlassen sei. Die Antwort bestand in der Erneuerung des 1848 gegen ihn erlassenen Steckbriefes. Da in der Presse die, wie man sieht, auch von Borkheim festgehaltene Ansicht ausgesprochen wurde, es walte nicht absolute Klarheit über den Fall, namentlich auch nicht über Techow's Benehmen, konstatirte die „Berliner Volkszeitung" nach den Prozeßakten folgendes: Techow kam an dem betreffenden Tage zufällig nach dem Zeughause und bewog v. Natzmer, der einhauen lassen wollte, abzuziehn. Unter Berufung auf seine militärische Ehre sträubte sich der 250 Mann befehligende Natzmer erst gegen den schimpflichen Abzug; Techow machte ihm begreiflich, daß man nicht einem äußeren Feind, sondern Mitbürgern gegenüberstehe, es handle sich nicht um ein Gebot der kriegerischen Ehre, sondern um die Verhütung nutzlosen Blutvergießens; Strafe werde erfolgen, aber auch er, Techow, sei darauf gefaßt. Techow wurde zu 15, Natzmer nur zu 10 Jahren Festungshaft verurtheilt und nach wenigen Monaten bereits begnadigt.

Zu dem nutzlosen Sturm mag hauptsächlich das Gerücht, man plane, heimlich die Zeughäuser zu leeren, den ersten Anstoß gegeben haben, und von militärischer Seite mochte man sich eine nochmalige Revolution wünschen, um alsdann gehörig einhauen zu lassen und Revanche zu nehmen. Der Thierarzt Urban, welcher in den Märztagen sich weit vorgedrängt hatte und hernach eine verdächtige Haltung einnahm, soll mit besonderem Eifer aufgewiegelt haben!

Techow begab sich, nachdem ein Gnadengesuch abschlägig beschieden worden, wieder nach Australien und ist unseres Wissens noch am Leben.

einer der Studenten ein Blatt aus seiner Brieftasche, schrieb mit Bleistift darauf und legte den Zettel mit einem bedeutungsvollen Blicke vor mich hin. Ich las: „Si evadere vis, militem detinere possumus edendo bibendoque et si necesse est brachiis nostris". (Wenn Du ausknicfen willst, so können wir den Wächter mit Essen und Trinken zurückhalten, nöthigenfalls mit unsern Armen.) Abermals winkte ich ab. Jetzt aber sagte der argwöhnisch gewordene Gendarm: „Bitte, reichen Sie mir dieses Papier". Ich reichte es ihm hin und da ihm das Latein nicht geläufig sein mochte, wandte er sich an die Offiziere: „Meine Herren, Sie tragen gleich mir die königliche Uniform. Sie verstehen wohl dies hier zu lesen; haben Sie die Güte, den Inhalt zu übersetzen." Sofort stand Einer auf und las: „Die Herren Studenten geben bekannt, daß der Wirth heute ein frisches Achtelchen Bier erhalten hat, wie auch frische Wiener Würstchen und Eisbeine und laden den dort am Fenster sitzenden Herrn wie auch Sie ergebenst ein, mit ihnen zu schmausen; das Achtelchen soll auf jenem Tische aufgelegt werden." In das helle Gelächter der Runde stimmte auch ich ein, worauf der Gendarm mit feierlichem Schafsgesichte brummte: „Sie, wir müssen gehen!" Ich dankte den Studenten für ihre Freundlichkeit, dem Offiziere für seine klassische Uebersetzung und schritt hinaus. An der Ecke der Friedrichsstraße angelangt, gewahrte ich, daß der Bürgersteig leer war. Ich rannte davon und sah nach einigen Sätzen, mich flüchtig umwendend, meinen Gensdarmen verdutzt wie an den Boden genagelt, den Zettel studiren; unter den Linden wandte ich mich rechts gegen das Brandenburger Thor und flog dem Grafen Breßler in die Arme.

Kaum hatte er erfahren, was mit mir geschehen, besorgte er eine Droschke und fuhr mit mir nach seiner in der Schönhauser Straße gelegenen Parterrewohnung, wo ich vor Nachforschungen geborgen war. Aus einem benachbarten Restaurant wurde ein leckeres Essen herbeigeschafft. Was ich anzufangen gedenke, begann er, als die Zigarre angebrannt war. „Ich bin ein armer Teufel" erwiderte ich; „die Zustände in Deutschland sind in Folge der revolutionären Zuckungen so verworren, daß ich keine Carrière mit tröstlicher Aussicht wüßte. Wird man meiner habhaft, ergeht's mir schlecht; hätte ich Geld, so würde ich mich ohne Verzug nach der Schweiz wenden." Der Graf meinte auch, ich sollte mich beförderlich drücken und zeigte sich bereit, mir behilflich zu sein. Bei eingebrochener Dunkelheit schlich ich nach der Mittelstraße, zahlte der Wirthin die Miethe, raffte meine geringe Habe zusammen und erfuhr, daß zwei im Hause logirende Studenten die mir so verhängnißvoll gewordenen Waffen in meinen Schrank versteckt hatten, ohne daß eine schlimme Absicht vorwaltete. „Sie haben", sagte der Graf, als wir uns wieder trafen, „ein gehöriges Stück Deutschland zu durchreisen, bevor Sie den Fuß auf Schweizer Erde setzen. Sie werden sich daher noch Empfehlungen an bekannte Demokraten der Orte, welche Sie berühren, beschaffen müssen. Damit Sie sicherer wandern, begleite ich Sie, und werde Sie für meinen Sekretär ausgeben. Versehen Sie sich nur gleich mit den Papieren". Den seltsamen Eindruck, den ich von seiner Rede hatte, verbergend, begab ich mich zur Ruhe mit dem Gedanken, eine gewisse Vorsicht gegenüber meinem Beschützer dürfte rathsam sein. Am Morgen stellten wir die Route fest und der Graf bot sich an, mit mir bis nach der Schweiz zu fahren, nur sollte ich einige Tage auf seinem in Sachsen gelegenen Landsitz verweilen. Nun eilte ich zu Herrn Schramm, unterrichtete ihn von dem, was mir widerfahren, von meinem Vorhaben, nach der Schweiz zu fliehen, erwähnte auch des Grafen Anerbieten und bat um die Empfehlungen. Schramm, Graf Eduard Reichenbach und d'Ester besorgten mir diese; es waren Karten mit ihren Namen und auf der Rückseite stand geschrieben: „Hiemit empfehle ich Ihnen den Grafen Breßler und den Studiosus Borkheim; der Letztere geht in's Exil nach der Schweiz". Wir waren an Advokat Erbe in Alten-

burg, Advokat Schneider II in Köln, Zitz und Bamberger in Mainz und Robert Blum gewiesen, welch Letzterer, als Mitglied der konstituirenden Versammlung in Frankfurt am Main sich aufhielt. Die Studentenkleidung ward ausgezogen; ich schlüpfte in einen neuen eleganten Anzug und in der letzten Woche des Juni wurde mit einem Nachtzuge abgereist. Des Morgens früh erwartete uns bei Löbau ein Wagen und binnen einer halben Stunde erreichten wir die nahe dem Dorfe Lauske gelegene, in modernem Stile gebaute, rings von Blumen- und Gemüsegärten umgebene gräfliche Behausung. Es war vereinbart, daß ich als der in Berlin studirende Sohn des befreundeten Barons M. vorgestellt werden sollte; die Vorstellung war kurz, der „Baron" bezog ein Zimmer der ersten Etage mit prächtiger Fernsicht und erhielt einen eigenen Diener.

Das Leben ließ sich ganz behaglich an. Die Gräfin, wie ich nachmals erst vernahm, eine Verwandte des Grafen Eduard von Reichenbach, war eine stattliche aristokratische Erscheinung; die Töchter zeigten ländliche Frische und Anmuth. Nach der Mittagstafel fuhr man spazieren und Abends wurde Thee getrunken, eine mir damals ungewohnte und nicht eben imponirende Flüssigkeit. Dann ging's nach dem Salon, wo eine der jungen Damen sich an den Flügel setzte. Zuweilen wollte man ein Studentenlied hören, worauf ich erst „Gaudeamus igitur" sang, hierauf „die Rose", das „Fischermädchen" und „die beiden Grenadiere" von Heine. Ich besaß einen vollen starken Brusttenor, den der Musikdirektor des Joachimthaler Gymnasiums tüchtig dressirt hatte. Besonderen Succeß erlangte ich mit den Grenadieren, da ich meiner Stimme erlauben konnte, sich in den Prima-Baß zu versenken, daß die Scheiben klirrten und die Kerzen des Kronleuchters zitterten. Den Grafen ergötzte meine Nonchalance, er war mit seiner Baronskreatur ersichtlich zufrieden und ich befand mich trotz meiner radikalen Demokratie nicht schlecht in dieser Gesellschaft.

Eines Morgens gewahrte ich von meinem Fenster aus mehrere Herren mittleren Alters, rauchend und lebhaft konversirend im Parke promeniren. Es seien dies, belehrte mich der Graf einige Stunden später, benachbarte Gutsbesitzer, welche, in diesen revolutionären Zeiten Eigenthum und Interessen zu schützen, einen Verein gegründet hätten; lauter Barone und Grafen, auch ein Fürst war dabei. Die Einladung, einer Versammlung beizuwohnen, lehnte ich höflich ab. Natürlich war es eine durchaus reaktionäre Vereinigung und ich eröffnete meinem Wirthe, es wäre mir, so liebenswürdig auch meine Behandlung sei, erwünscht, bald weiter zu kommen. Er war einverstanden und wie sehr mir immer die Damen ihr Bedauern über mein Scheiden ausdrückten, hegte ich doch den Verdacht, daß man mich äußerst gerne los wurde.

Anfangs Juli fuhren wir nach Dresden, wo mein Protektor seinen in einem Offiziersinstitut untergebrachten Sohn besuchte. In Altenburg war Erbe nicht zu treffen und so ging es ohne Verzug nach Köln. Ich sprach bei Schneider vor, der Graf begab sich, wie er mir mittheilte, zum Stadtkommandanten. Ein Dampfer trug uns von Köln nach Mainz und auf dem schönen Rheinstrom sah ich zum ersten Male jene Engländer in karirten Hosen, die bis dahin mir nur aus Witzblättern bekannt gewesen waren. Unterwegs stiegen einige kecke Bonner Studenten ein, welche die mehr schlanken als hübschen Engländerinnen liebevoll besichtigten, worauf diese lachten, als sei dies im Reisehandbuch für die Strecke vorgeschrieben.

In Mainz verfügten wir uns zu Zitz und Bamberger; sie luden uns zu einer Sitzung des demokratischen Klubs ein. Der Graf schlug aus, um den Abend mit dem Kommandanten von Mainz, einem königlichen Prinzen, dessen Namen mir entfallen ist, zu verbringen. Diese Besuche machten mich stutzig, ich vermuthete einen verdächtigen politischen Verkehr; doch Genaueres war einstweilen nicht zu ermitteln und ich schwieg.

Die Mainzer Demokraten geberdeten sich feuriger als diejenigen Berlins; Bamberger namentlich war einer der lautesten Sprecher; bei der Bankfirma Bischoffsheim

und Goldschmid in Paris lernte er nachmals zahmere Töne anschlagen. Einen ganz anderen Eindruck holte ich mir am nächsten Tage in Frankfurt bei Robert Blum, dem sächsischen Proletarier mit dem buschigen Kopf, der breiten Stirn und den weit geöffneten Augen. Er empfing uns freundlich, überflog die Karte und reichte alsdann blos mir die Hand, wobei sein Blick hastig von mir auf den Grafen und von diesem wieder auf mich zurück wanderte, so daß mir fast bange zu Muthe wurde. Seine Kälte gegenüber dem Grafen war geradezu beleidigend. Dieser schwieg; ich aber sagte zu ihm desselben Abends noch: „Herr Graf, Sie waren so zuvorkommend und gütig für mich, daß ich Ihnen mindestens Offenheit und freie Rede schulde. Ihre Besuche bei den Kommandanten von Köln und Mainz und das Benehmen von Robert Blum vermag ich mir nicht zu deuten, ich stehe vor einem Räthsel; daß aber eine Trennung für uns Beide geboten ist, werden Sie einräumen. Eine Tagereise bringt mich von hier nach der Schweiz; ich werde Sie morgen verlassen."

Er erhob sich und versetzte, im Zimmer auf- und niedergehend: „Ihr Vorschlag überrascht mich nicht; mir bleibt nur übrig, Ihnen für die angenehmen und amüsanten Stunden, die ich mit Ihnen verlebt, zu danken, und Sie mit dem nöthigen Reisegeld zu versehen". Mit diesen Worten griff er in die Tasche, holte einen Haufen Gold, Silber und Papier hervor, legte Alles auf den Tisch, fuhr mit einem Messer durch den Haufen, diesen zertheilend, ließ das Messer flach liegen und sagte: „Begeben Sie sich gefälligst nach Ihrem Schlafzimmer hinüber; auf meine Frage: Rücken oder Schneide? haben Sie zu antworten und wieder zu erscheinen." Ich verschwand. Nach einer Minute ertönte die Frage. „Rücken!" rief ich, und kam heraus. „Bitte", versetzte er, „stecken Sie dies ein", auf den Theil zeigend, wohin der Rücken wies.

Fast schüchtern wandte ich ein, die Summe müßte doch erst gezählt werden, worauf er beinahe barsch erwiderte: „Ich habe nicht die Absicht, mit Ihnen eine Groschen- und Pfennig-Rechnung zu führen. Stecken Sie das Geld einfach ein". Ich that dies. Die nachherige Zählung ergab die Summe von dreihundert Gulden.

Nach kurzer nächtlicher Rast erhob ich mich vom Lager und fand im Speisesaal bereits meinen Begleiter anscheinend in tiefem Nachdenken hin- und herschreitend. Er folgte mir zum Bahnhof, wo ich ein Billet erster Klasse bis Basel löste, ihm nochmals dankte und achtungsvolle Grüße und Empfehlungen an seine Damen auszurichten bat. Der Abschied war etwas kühl und gezwungen. . . .

Schon war der Zug im Rollen, als mir einfiel, daß ich keinen Paß besaß. Doch die Sterne waren mir gewogen; in Schliengen, wo man aussteigen mußte, da der Schienenstrang noch nicht bis Basel reichte, wünschte Niemand von mir ein solches Dokument zu sehen. In dem Holzschuppen, der die Restauration vorstellte, ließ ich mir von einer netten jungen Schwarzwälderin, von deren Kopfe schwarze Seidenschleifen flatterten, ein Glas Wein reichen, ich kniff sie in die blühenden Wangen, verneigte mich — die anwesenden Bauern lachten ob meiner Galanterie — und sprang in den Eilwagen, in welchem bereits ein Jünger der dramatischen Kunst, der ein Engagement nach der Schweiz hatte, saß. Da die Straße ziemlich steil wurde, ersuchte uns der Kutscher einige Minuten zu Fuß zu wandern. Wir willfahrten und gelangten bald zu einem bemalten Grenzpfahl; die Leopoldshöhe war erreicht. Ich hatte dem Mimen verrathen, daß ich in die Verbannung zog und er drückte mir in seiner geschminkten Bühnensprache das Mitleid aus, welches er „im tiefsten Grunde seines Herzens für mein trauriges Geschicke fühlte". Jetzt, bei dem herrlichen Pfahle lootste er eine Flasche aus dem „tiefsten Grunde" eines Rockflügels hervor, füllte zwei Gläser, die er zu meiner Ueberraschung ebenfalls an's Licht förderte, reichte mir das eine, trank auf meine Gesundheit, während ich die hehre dramatische Kunst hochleben ließ, und rief dann mit Macht: „Hurrah, wir sind in der Schweiz!" und der Kutscher bestätigte dieses Faktum.

Literarische Rundschau.

Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner. 2 Bände. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Im geharnischten und gewappneten Europa ist's unheimlich geworden. Zwar hören wir bei jeder Gelegenheit die bündigsten Friedensversicherungen und wir glauben auch, daß sie, wenigstens bei den Kulturstaaten, ernst gemeint sind. Allein das System des „bewaffneten Friedens" und nicht die Lust zu kriegerischen Abenteuern und Eroberungen ist's, was wie ein Alp auf uns drückt. Die politische Freiheit und der wirthschaftliche Wohlstand leiden gleichmäßig unter diesem Druck. Und wie der Geier in der Luft seine Kreise zieht, bereit, jeden Augenblick auf seine Beute zu stoßen, so schwebt unablässig über uns die ungeheure Gefahr einer europäischen Verwickelung, die zu einem allgemeinen Kampfe führen kann. Schreckliche Möglichkeit! Die moderne Bewaffnung würde unabsehbare Verluste an blühenden Menschenleben anrichten, die Früchte langer Kulturarbeit würden radikal zerstört, die Länder würden verheert und verwüstet werden.

Die Stimme der Friedensapostel verschwindet im Waffenlärm. Aber man lasse sich's angelegen sein, die heilige Flamme zu erhalten in den Herzen Jener, die für allgemeine Wohlfahrt und friedliche Fortentwicklung der Menschheit glühen. Und so hoch der Eiffelthurm, das stolze Friedenswerk, über die Erdoberfläche sich erhebt, so hoch ragt auch der Gedanke des allgemeinen Friedens empor über jene Kurzsichtigen, die da meinen, die Welt könne ohne blutige Schlachten nicht bestehen.

„Die Waffen nieder!" So ruft eine hochbegabte Frau ihren Zeitgenossen zu. Wird der Ruf ungehört verhallen? Wir glauben es nicht. Denn alle Welt seufzt nach Frieden; die Schriftstellerin aber, die wir meinen, hat die Friedensseufzer alle zusammengefaßt in einem interessanten Buch, dem wir recht große Verbreitung wünschen wollen.

„Eine Lebensgeschichte" nennt Bertha von Suttner ihr Buch, welches den Titel führt: „Die Waffen nieder!" Sie hat eine glückliche Form gewählt und ihre Darstellung gewinnt ungemein an Anschaulichkeit, indem sie die Heldin — offenbar sie selbst — in der ersten Person sprechen läßt. Die „Lebensgeschichte" erhebt sich in manchen Abtheilungen zum förmlichen Roman; doch immer bleibt die Hauptsache der ganzen Darstellung, die man wie Goethe's Selbstbiographie, als Wahrheit und Dichtung wird bezeichnen dürfen, die Polemik gegen den Krieg und dessen furchtbare Folgen. Die Sprache und der Stil überhaupt sind korrekter, als man bei vielen Schriftstellerinnen zu finden gewohnt ist; dazu weist die Verfasserin eine Fülle von politischen und historischen Kenntnissen auf. Einer bestimmten politischen Richtung scheint sie nicht zugethan zu sein. Sie macht indessen aus ihren Neigungen kein Hehl und die leichtlebige, dem Lebensgenuß hingegebene, manchmal auch zu kleinen Extravaganzen geneigte Art der österreichischen Aristokratie kommt häufig zum Vorschein, doch ohne Hochmuth und mit viel gemüthlichen und artigen Zügen. Aber das ist nur eine kleine Beigabe, denn aus der ganzen Denk- und Anschauungsweise spricht ein tiefer Ernst und ein tüchtiger Idealismus, der das eine hohe Ziel, die Bekämpfung des Krieges, einmal in's Auge gefaßt hat und entschlossen darauf los marschirt, unbekümmert, ob es nun kleine Steine oder Felsstücke sind, an die sein Fuß stößt.

Die Wirkungen des Kriegs werden in einer drastischen Weise und mit viel Geschick beleuchtet, wie es noch selten geschehen — in der Offiziersfamilie. Es wird gezeigt, wie in den fröhlichsten Stunden der „dunkle Punkt" am Horizont, nämlich die Kriegsgefahr, geeignet ist, die Freuden einer liebenden Gattin zu trüben, wenn sie plötzlich daran erinnert wird, daß binnen Kurzem ein Kampf ausbrechen soll, bei dem eine feindliche Kugel ihr den Gatten rauben kann. Die Angst und die Hoffnung, wie sie in den kritischen Momenten mit einander abwechseln, das Poltern alter Offiziere, die keinen als zünftig ansehen wollen, der nicht „Pulver gerochen" hat, die Abenteuerlust der jüngeren, die sich auf den Krieg freuen, und endlich die Ergebung gewisser Offiziersfrauen in das Geschick, die den Krieg als ein Verhängniß der Vorsehung betrachten und demgemäß sich auch nicht dazu erheben können, über seine Entstehung und seine Folgen weitere Betrachtungen anzustellen — all' das ist vortrefflich geschildert.

Fügen wir dem hinzu, daß die Schmerzen und Leiden des Krieges in vielen tausend Familien, namentlich da, wo der Krieg den Ernährer raubt, noch viel bitterer und tiefer empfunden werden, als in den Familien der Offiziere, und daß die Frauen des Volkes mit größerer

Bangigkeit nach dem gefürchteten „schwarzen Punkt" blicken, als die Damen der Aristokratie, aus leicht begreiflichen Gründen.

Doch folgen wir dem Gang der Erzählung.

Martha, die Tochter eines österreichischen Generals, der unter Radetzky 1848 und 1849 in Italien gefochten, hat eine sehr gute Erziehung genossen. Man hat sie nicht, wie so manche ihrer Standesgenossinnen, in der düsteren Einsamkeit eines Klosters die schönen Jugendjahre zu verbringen verurtheilt, sondern sie ist von Gouvernanten und eigens angestellten Lehrern ausgebildet worden. Dann wird sie von ihrer Familie, die von altem Adel und sehr reich ist, in die „große Welt" eingeführt, und da paßt es sich denn gut, daß das junge Mädchen sich in einen hübschen Husarenlieutenant verliebt. Er ist hübsch, aber das ist auch so ziemlich Alles. Vorläufig genügt ihr das und sie heirathet ihn. Das junge Paar ist sehr glücklich, besonders als ein Söhnchen geboren wird.

Da steigt eine finstere Wolke auf, der Krieg von 1859 bricht aus. Arno Dotzky, so heißt Martha's Mann, geht betrübt fort, denn es ist schwer, ein reizendes junges Weib und ein liebes Kind zu verlassen, um auf blutigen Schlachtfeldern dem Tod in's Auge zu schauen. Aber er tröstet sich damit, daß dies nun einmal seine Pflicht ist, daß nicht jede Kugel ihren Mann trifft und daß ihm ein rasches Avancement offen steht, wenn er sich auszeichnet. Seine Hoffnungen werden indessen grausam getäuscht, denn in der Schlacht von Magenta wird er von einer feindlichen Kugel getödtet.

Martha ist inzwischen daheim mit fieberhafter Aufregung dem Verlaufe des Krieges gefolgt, denn sie liebt ihren Arno aufrichtig. Das fade Geschwätz anderer Frauen ist ihr im höchsten Grade widerwärtig. Aber sie hofft. Endlich kommt die Schreckensnachricht und ein furchtbarer Schmerz bemächtigt sich der jungen Witwe. Als sie wieder ruhiger zu denken vermag, steigen ihr starke Zweifel auf, ob es nothwendig gewesen, daß Alles so gekommen, und ob man es wirklich als ein Walten der Vorsehung zu betrachten habe, daß sie ihren geliebten Mann habe opfern müssen. Der Trost, daß sie die Witwe eines tapferen Mannes sei, der für sein Vaterland auf dem Felde der Ehre gestorben, will nicht recht bei ihr verfangen; sie denkt zum ersten Mal über den Krieg und seine Ursachen und Wirkungen nach und macht sich täglich Notizen in ein Tagebuch mit rothem Umschlag.

Sie studirt während ihres Trauerjahres Buckle's „Geschichte der Zivilisation in England", welches Werk sie auf ganz andere Gedanken bringt. Sie erkennt im Krieg ein Kulturhemmniß.

Das Schicksal will aber, daß sie abermals sich in einen Offizier verliebt und zwar in den Oberstlieutenant Baron Friedrich von Tilling. Dieser zieht sie an, weniger durch eine glänzende äußere Erscheinung, als durch seine tief angelegte Natur; er überrascht sie durch seine selbständige und unabhängige Art des Denkens. Sein stolzes und aufrichtiges Wesen, sein unter alltäglichen Menschen einsamer Geist imponirt ihr. Wie gewöhnlich bei gleichgearteten Naturen stoßen sich die Beiden zuerst ab; oft fliehen sie sich und suchen sich wieder. Sie entdeckt an ihm, daß er trotz seiner Stellung als Oberstlieutenant ihre Abneigung gegen den Krieg theilt und im Gegensatz zu den meisten seiner Standesgenossen den modernen Ideen überhaupt sehr zugänglich ist. Martha's Vater, der alte General, ist einem solchen „halben Soldaten" nicht sehr gewogen. Aber endlich siegt die sehnende Leidenschaft bei Tilling und bei Martha; sie erklären sich einander und es kommt zur Heirath trotz anfänglichen Widerspruchs von Martha's Vater.

Es folgt eine ideal glückliche Ehe, berauschende Flitterwochen, Reisen in schönen sonnigen Ländern, dann die Rückkehr in das langweilige Garnisonsleben von Olmütz. Friedrich und Martha, die sich mit aller Zärtlichkeit und Leidenschaft lieben, deren moderne Menschen fähig sind, halten sich von alltäglichen Leuten und Vergnügungen schier völlig zurück und betreiben mit einander das Studium des Humanitätsgedanken in den Schriften der großen Denker. Sie wollen darauf die Erziehung des Söhnchens aus Martha's erster Ehe gründen. Tilling bekommt ganz freisinnige Ansichten, so daß er von Martha's Vater als „Radikaler" bezeichnet wird. Er streitet mit der alten Kriegsgurgel heftig über den Krieg und über das Duell. Martha ist ganz glücklich, daß er so mit der Sprache herausgeht.

Aber da erscheint der „dunkle Punkt" wieder. Die schleswig-holsteinische Frage führt einen Krieg herbei. Martha's Gatte muß fort, fort in einer schweren Stunde, gerade in dem Augenblick, da Martha ihre Niederkunft erwartet. Der Abschied ist herzzerreißend. Aber es giebt keinen Widerstand gegen einen Marschbefehl — Friedrich von Tilling muß sein heißgeliebtes Weib in den Wehen zurücklassen. Das Kind kommt todt zur Welt und Martha wird von einem gefährlichen Fieber befallen, das sie nur mit Mühe übersteht.

Die Angst um das Leben des theuren Gatten läßt Martha, auch nachdem sie genesen, nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie sieht in ihren wilden Träumen den geliebten Mann als blutigen Leichnam auf dem Schlachtfelde liegen.

Aber er kehrt zurück und eines Tages hält sie ihn in ihren Armen.

Die grausigen Erlebnisse auf den Schlachtfeldern haben Friedrich's Entschluß, den Dienst zu quittiren, vollends zur Reife gebracht. Die Verwüstungen des Krieges reichen aber weit; das Bankhaus, dem Martha ihr Vermögen anvertraut hat, bricht zusammen und Friedrich von Tilling, der Mann mit dem Abscheu vor dem Krieg, muß im Dienste bleiben, damit seine Familie leben kann.

Man tröstet sich, so gut man kann, aber schon wieder erscheint der „dunkle Punkt". Das Jahr 1866 naht. Die Entstehung des Konflikts zwischen Preußen und Oesterreich wird sehr eingehend geschildert und mit scharfer und treffender Kritik begleitet; auf den, der jene Zeiten erlebt, machen die eingefügten Proklamationen und Heerbefehle von damals, heute gegenübergestellt, einen merkwürdigen Eindruck. Man weiß, wie ein casus belli entsteht — Bertha von Suttner hat es meisterhaft geschildert. Manche Geschichtschreiber könnten sich daran ein Muster nehmen.

Und abermals muß Martha es erleben, wie der geliebte Gatte den feindlichen Kugeln ausgesetzt ist. Während sie trauert, sind ihr Vater und seine Freunde voll Siegeszuversicht und das Bramarbasiren der alten Haudegen wird sehr gut wiedergegeben, namentlich mit der berühmten „Falle", die Benedek den Preußen gelegt haben soll. Aber die Preußen siegen Schlag auf Schlag. Die Verluste an Menschenleben sind ungeheuer.

Friedrich's Briefe schildern die Greuel des Kriegs. Einer sei angeführt.

Friedrich schreibt:

„Das Dorf ist unser — nein, es ist des Feindes — und wieder unser — und abermals des Feindes, aber ein Dorf ist's nicht mehr, sondern ein rauchender Trümmerhaufen.

Die Bewohner (war es nicht eigentlich ihr Dorf?) hatten es schon früher verlassen und waren geflohen. Zum Glück — denn der Kampf in einem bewohnten Orte ist gar etwas Fürchterliches, denn da fallen die Kugeln von Feind und Freund mitten in die Stuben hinein und tödten Weiber und Kinder. — Eine Familie war dennoch in dem Orte zurückgeblieben, den wir gestern genommen, verloren, wieder genommen und wieder verloren haben, nämlich ein altes Ehepaar und dessen Tochter — Letztere im Kindbett. Der Gatte dient in unserem Regiment. Er sagte mir's, als wir uns dem Dorfe näherten: „Dort, Herr Oberstlieutenant, in dem Hause mit dem rothen Dach, lebt mein Weib mit ihren alten Eltern. . . . Sie haben nicht fliehen können, die Armen . . . mein Weib muß jede Stunde niederkommen und die Alten sind halb gelähmt — um Gotteswillen, Herr Oberstlieutenant, kommandiren Sie mich dorthin". — Der arme Teufel: er kam gerade zurecht, um die Wöchnerin und das Kind sterben zu sehen; eine Bombe war neben dem Bette geplatzt. . . . Was mit den Alten geschehen — ich weiß es nicht. Vermuthlich unter den Trümmern begraben; das Haus war eines der ersten, welches in Brand geschossen wurde. Der Kampf auf offenem Felde ist schaurig genug, aber der Kampf inzwischen menschlicher Wohnstätten ist noch zehnmal grausiger. Stürzendes Gebälk, aufschlagende Flammen, erstickender Rauch — vor Angst toll gewordenes Vieh — jede Mauer Festung oder Barrikade, jedes Fenster Schießscharte. . . . Eine Brustwehr habe ich da gesehen, die war aus Leichen gebildet. Da hatten die Vertheidiger alle in der Nähe liegenden Gefallenen auseinandergeschichtet, um, so geschützt, darüber auf den Angreifer hinwegzuschießen. Diese Mauer vergesse ich wohl im Leben nicht: . . . Einer, der als Ziegel diente — zwischen den andern Leichenziegeln eingepfercht — der lebte noch, bewegte die Arme. — — —

„Lebte noch": das ist ein Zustand — im Krieg in tausend Varianten vorkommend — der die maßlosesten Leiden in sich birgt. Gäb' es irgend einen Engel der Barmherzigkeit, der über den Schlachtfeldern schwebte, er hätte vollauf zu thun, den armen Wichten — Mensch und Thier — die „noch lebten" den Gnadenstoß zu geben."

Martha fertigt mit den Ihrigen Verbandszeug auf dem Gut ihres Vaters an. Ein Arzt, ein Freund des Hauses, reist auf den Kriegsschauplatz. Dies bringt Martha, die in fiebernder Angst um ihren Gatten schwebt, auf den Gedanken, sich gleichfalls auf den Kriegsschauplatz zu begeben und nach ihrem Mann zu sehen. Als sie in Wien, wohin sie Verbandszeug bringt, die vielen Verwundeten sieht, hält sie es nicht mehr, sie führt den heldenmüthig-tollen Vorsatz aus und reist nach den Schlachtfeldern ab, nachdem sie den Führer eines Sanitätszuges so lange gequält hat, bis er sie mitnimmt.

Sie sieht nun die Greuel des Krieges in nächster Nähe, aber dieselben sind so gräßlich, daß Martha's Nerven nicht Stich halten können; sie wird zu den Ihrigen zurückgebracht. Nun findet sie auch ihren Friedrich wieder, der verwundet worden ist.

Der Krieg naht seinem Ende, Oesterreich ist unterlegen. Aber noch sind die Gefahren nicht vorbei; ein Schrecken naht, nicht minder verheerend, als der Würgengel des Schlacht-

feldes. Die Cholera kommt und hält auf Martha's väterlichem Gut ihren grausen Einzug; Martha sieht ihre blühenden Schwestern, ihren Bruder und ihren Vater in wenigen Tagen dahinsterben. Die Pestilenz, die Begleiterin des Krieges, trägt den Tod gleichmäßig in Palast und Hütte .....

Martha ist wieder reich geworden und Friedrich, der sich ausgeheilt hat, quittirt nun seinen Dienst. Die Gatten wollen nur ihrer Idee, der Friedenspropaganda leben: sie bedeuten für einander die Welt. Sie vertiefen sich mit einander in die Geschichte und suchen nach all' den Friedensbestrebungen, die jemals aufgetaucht sind. Besonders der große Pazifikationsplan Heinrich's IV. wird interessant gefunden.

Das Paar zieht endlich nach Paris, wo es sich in der großen Gesellschaft der letzten Jahre des Kaiserreichs bewegt. Dort ist wenig Friedenspropaganda zu machen; allein Friedrich und Martha haben ein gastliches Haus; sie sehen berühmte Schriftsteller und Politiker bei sich, bei denen sie viel Anklang mit ihren Ideen finden.

Aber der Krieg von 1870 kommt und er raubt Martha den zweiten Gatten; er wird von einem wüthenden Volkshaufen, da man unglücklicher Weise einen Brief aus Berlin bei ihm findet, als „preußischer Spion" erschossen.

Seitdem widmet sich Martha in ihrer tiefen Trauer dem Friedenswerke, der Propaganda für die Abschaffung des Kriegs.

Das Ganze klingt etwas matt aus, da sich die Verfasserin schließlich mit der bekannten Londoner Friedensliga auf denselben Boden stellt. Gewiß sind die Ziele dieser Association edel und schön; nur ist der praktische Erfolg bis jetzt ausgeblieben. Herr Hodgson Pratt, der bekannte Friedens-Engländer, ist auch mit einem Schreiben voll rosiger Hoffnungen vertreten, ganz so, wie wir ihn kennen. Doch wären wir darum nicht weniger glücklich, wenn seine Wünsche und Hoffnungen sich erfüllen würden.

Das Buch: „Die Waffen nieder!" ist ein gewaltiges und ergreifendes Pronunziamento gegen den Krieg, wie schon lange keines mehr geschrieben worden ist. Wir wünschen nur, daß dies Buch recht viel gelesen werde; es wird nicht ohne Wirkung sein. Unzweifelhaft hat sich die Verfasserin, was man auch sonst an dem Buch aussetzen möge — und wir hätten Manches auszusetzen — ein Verdienst erworben, wie es bei unseren Autoren nicht gewöhnlich ist, ein Verdienst um die Sache des Friedens.

W. B.

Dr. E. Jäger, **Die französische Revolution und die soziale Bewegung.** I. Band. Frankreich am Vorabende der Revolution von 1789. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. XVIII und 547 S. 8 Mk.

Vor dreizehn Jahren veröffentlichte Herr Dr. Jäger den ersten Band einer „Geschichte der sozialen Bewegung und des Sozialismus in Frankreich". War auch von Sozialismus darin nichts zu finden, so enthielt er doch eine ganz geschickte Darstellung der ökonomischen Entwicklung Frankreichs bis zur Revolution. Was er in vorliegendem Buch giebt, ist nicht etwa eine Fortführung dieses Werkes, wie der Titel annehmen ließe, sondern nur eine Erweiterung und Ergänzung einiger Partien des vorhergehenden Buches. Eine Erweiterung, aber keine Verbesserung.

Die Konservativen und Reaktionären bilden sich ein, an historischem Sinn den Liberalen weit überlegen zu sein. Sicher ist es, daß sie für manche Seiten der Vergangenheit mehr Verständniß an den Tag legen als der Liberalismus. Einer umfassenden wirklich historischen Auffassung der gesellschaftlichen Entwicklung sind sie jedoch ebensowenig fähig als der Liberalismus. So wenig wie dieser sehen sie in der bisherigen Entwicklung eine Nothwendigkeit, die zu begreifen Aufgabe des Historikers ist. Gleich den liberalen sehen auch die konservativen Geschichtsschreiber in jeder Seite der historischen Entwicklung, die ihnen nicht in den Kram paßt, eine Verirrung, die man nicht zu begreifen, sondern zu verurtheilen hat. Und in dieser Beziehung steht die konservative Geschichtsschreibung noch um eine Stufe tiefer als die liberale. Denn der Standpunkt des Liberalismus bedingt nicht nothwendig eine absolute Verwerfung der vorliberalen gesellschaftlichen Entwicklungsstadien; gar mancher liberale Historiker hat z. B. die relative Vernünftigkeit des Feudalismus, dessen Nothwendigkeit unter gewissen Verhältnissen, begriffen. Den konservativen Historikern ist dagegen nothwendigerweise die ganze nachfeudale Entwicklung absolut unfaßbar; für sie hört überhaupt mit dem Zusammenbruch des Feudalismus die Geschichte auf, der Liberalismus und Sozialismus sind „unhistorisch", sie bilden keine Stadien der historischen Entwicklung, sondern Unterbrechungen derselben. Erst nach ihrer Ueberwindung und der Rückkehr zu „gesunden" feudalen Prinzipien, kann die „organische" Entwicklung der Gesellschaft ihren weitern Fortgang nehmen.

Ein liberaler Historiker ist keineswegs von vornherein unfähig, eine vorkapitalistische historische Erscheinung zu begreifen; ein konservativer Historiker kann zur Aufhellung der neueren Ge-

schichte seit der Reformation höchstens durch Kritik liberaler Legenden beitragen; zu ihrem Verständniß kann er unmöglich gelangen. Das zeigt selbst eine der bedeutendsten Leistungen konservativer Geschichtsschreibung, Janssen's großes Geschichtswerk. Herr Dr. Jäger steht noch tief unter Janssen, da er jeden Sinn für das Thatsächliche verloren zu haben scheint. Seine Schlenderhaftigkeit und Oberflächlichkeit wird nur noch übertroffen durch seinen Aufwand an moralischer Entrüstung. Schimpfen kann Herr Dr. Jäger, das muß man ihm lassen. Läßt er uns z. B. über die Leistungen Voltaire's auch völlig im Dunkeln, so erfahren wir doch, daß dieser ein „lasterhafter Heuchler" (S. 261), ein „schuftiger Heuchler" (263), „ein Gauner" (264), ein „bodenlos gemeiner Schurke" (268) war, der nichts verfaßte als — „Bordell-Lektüre" (265).

Dafür sucht Herr Dr. Jäger unser Verständniß der französischen Revolution zu fördern durch langathmige Betrachtungen über die Erbsünde und das Verhältniß des Evangeliums zur Nationalökonomie und dem Sozialismus (297, 332, 371 ꝛc.) ꝛc. Vom Sozialismus wird ziemlich viel gehandelt. Daß Herr Dr. Jäger sich es dabei etwas bequem macht und jede sentimentale Aeußerung, die die Armen bedauert und den Reichen ihre Sünden vorhält, für Sozialismus erklärt, wird nach dem Gesagten Niemand Wunder nehmen, und es darf uns nicht überraschen, unter den „Sozialisten" fast alle Väter des Liberalismus zu finden, Montesquieu (239, 362), Mirabeau (218, 403), Helvetius (257), d'Alembert (258). Am verzeihlichsten ist es wohl, daß er auch Necker zum Sozialisten stempelt (228, 372), das hat er im Louis Blanc gefunden.

Die Krönung des Ganzen bildet wohl das Auftreten Friedrich II. von Preußen als Republikaner, der den Aufklärern bereitwilligst „Hilfe in der ununterbrochenen haßerfüllten Propaganda gegen Thron und Altar gewährt". (S. 207)

Wir würden das Machwerk nicht so ausführlich besprechen, wenn nicht sein Titel, der Name des Verfassers, und der vor dreizehn Jahren erschienene erste Band der „Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich" etwas Besseres erwarten ließen und auf einige Verbreitung des Buches wirkten. Wir bedauern die Zeit, die uns dessen Lektüre gekostet.

K. K.

Notizen.

Streiks in England. Das englische Handelsamt hat einen Bericht über die Arbeitseinstellungen im Jahre 1888 veröffentlicht, verfaßt von Burnett. Demselben zu Folge betrug die Gesammtzahl der Streiks im Vereinigten Königreich in diesem Jahr 509; davon entfielen 155 auf die Baumwollenindustrie, 137 auf den Kohlenbergbau, 62 auf den Schiffbau und 42 auf Maschinenbau und Eisengießerei, 392 Streiks entfielen auf England, 22 auf Wales, 94 auf Schottland und blos einer auf Irland. Nicht weniger als die Hälfte der vorgefallenen Streiks spielte sich in Lancashire und Yorkshire ab.

Lohnstreitigkeiten gaben die Veranlassung zu den meisten Arbeitseinstellungen. 320 oder über 64% entsprangen dem Streben der Arbeiter nach einer Lohnerhöhung; davon waren 175 in allen Punkten und 76 theilweise erfolgreich. In 54 Streiks suchten die Arbeiter sich einer Lohnherabsetzung zu erwehren. Sie waren jedoch in der Defensive nicht so glücklich wie in der Offensive. Nur 12 dieser Streiks waren von Erfolg begleitet.

Zwei Streiks wurden durch Streitigkeiten der Arbeiter untereinander über das Lohnverhältniß herbeigeführt. Diese inbegriffen, betrug die Gesammtzahl der Streiks, die Lohnstreitigkeiten entsprangen, 376.

Von Streiks, über die man nähere Details erlangt hatte, waren 180 erfolgreich, dabei Arbeiter betheiligt 65 598, 94 theilweise erfolgreich, dabei Arbeiter betheiligt 17 602, 92 erfolglos, dabei Arbeiter betheiligt 29 600.

Von 422 Arbeitseinstellungen wurde die Dauer festgestellt. Sie währten zusammen 7652 Tage, durchschnittlich also jeder 17 Tage.

Die erfreulichste Mittheilung im Bericht betrifft wohl den hohen Grad von Solidaritätsgefühl, das die englischen Arbeiter in ihren Kämpfen an den Tag gelegt. Bei 354 Streiks, über die diesbezüglich nähere Angaben vorlagen, waren 87 764 Personen direkt, 30 524 indirekt betheiligt. Nur 3851 verweigerten es, sich den Streikenden anzuschließen und arbeiteten fort.

Der Rückgang des Ackerbaues in England, der schon vor Jahrzehnten beobachtet worden, hat im vergangenen Jahre wieder bedeutende Fortschritte gemacht. Das mit Getreide oder Grünfrüchten bestellte Ackerland hat um 335 774 Acres abgenommen, dagegen nahm das Brachland um 57 894 Acres, die mit Klee und Gras bebaute Fläche um 209 151 und das Weideland um 117 863 Acres, zusammen um 384 908 Acres zu.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Die auswärtige Politik des russischen Zarenthums.

Von

Friedrich Engels.

I.

Wir, die westeuropäische Arbeiterpartei, haben ein doppeltes Interesse am Sieg der russischen revolutionären Partei.

Einmal, weil das russische Zarenreich die große Hauptfestung, Reservestellung und Reservearmee zugleich, der europäischen Reaktion bildet, weil seine bloße passive Existenz bereits eine Drohung und Gefahr für uns ist.

Zweitens aber — und dieser Punkt ist von unserer Seite noch immer nicht genug hervorgehoben — weil es durch seine unaufhörliche Einmischung in die Angelegenheiten des Westens unsere normale Entwicklung hemmt und stört, und zwar mit dem Zweck, sich geographische Positionen zu erobern, die ihm die Herrschaft über Europa sichern und damit die Befreiung des europäischen Proletariats unmöglich machen würden.

Es ist das Verdienst von Karl Marx, zuerst und wiederholt seit 1848 betont zu haben, daß die westeuropäische Arbeiterpartei aus diesem letzten Grunde genöthigt sei, gegen das russische Zarenthum einen unversöhnlichen Kampf zu führen. Wenn ich in demselben Sinn auftrete, bin ich auch hier nur der Fortsetzer meines verstorbenen Freundes, hole nach, was ihm zu thun nicht vergönnt war.

Auch unter den russischen Revolutionären herrscht manchmal noch eine relativ große Unbekanntschaft mit dieser Seite der russischen Geschichte. Einerseits, weil in Rußland selbst darüber nur die offizielle Legende geduldet wird; anderseits, bei Manchen, weil man die Zarenregierung zu sehr verachtet, sie unfähig hält, irgend etwas Rationelles zu thun, unfähig theils aus Beschränktheit, theils aus Korruption. Für die innere Politik ist dies ja auch richtig; hier liegt die Impotenz des Zarenthums offen zu Tage. Man muß aber nicht nur die Schwächen, sondern auch die Stärken des Gegners kennen. Und die auswärtige Politik ist unbedingt die Seite, wo das Zarenthum stark, sehr stark ist. Die russische Diplomatie bildet gewissermaßen einen modernen Jesuitenorden, mächtig genug, im Nothfall selbst zarische Launen zu überwinden, und der Korruption in seinem eigenen Innern Herr zu werden, um sie desto reichlicher nach Außen auszustreuen; einen Jesuitenorden, rekrutirt ursprünglich und vorzugsweise aus Fremden, Korsen wie Pozzo di Borgo, Deutschen wie Nesselrode, Ostseedeutschen wie Lieven, wie seine Stifterin Katharina II. eine Fremde war.

Der altrussische hohe Adel hatte noch zu viele weltliche Privat- und Familieninteressen, er besaß nicht die unbedingte Zuverlässigkeit, die der Dienst dieses neuen Ordens beanspruchte. Und da man ihm nicht die persönliche Besitzlosigkeit und das Zölibat der katholischen Jesuitenpriester auflegen konnte, begnügte man sich damit, ihm zunächst nur sekundäre und Repräsentationsposten, Gesandtschaften u. s. w. anzuvertrauen und so allmälig eine Schule einheimischer Diplomaten heranzubilden. Bis jetzt hat nur ein Vollblutrusse, Gortschakow, die höchste Stelle in diesem Orden bekleidet, und sein Nachfolger von Giers trägt wieder fremden Namen.

Es ist diese ursprünglich aus fremden Abenteurern rekrutirte geheime Gesellschaft, die das russische Reich auf seine gegenwärtige Machtfülle gehoben hat. Mit eiserner Ausdauer, unverrückt den Blick auf's Ziel geheftet, vor keinem Treubruch, keinem Verrath, keinem Meuchelmord, keiner Kriecherei zurückschreckend, Bestechungsgelder mit vollen Händen austheilend, durch keinen Sieg übermüthig, durch keine Niederlage verzagt gemacht, über die Leichen von Millionen Soldaten und wenigstens eines Zaren hinweg, hat diese ebenso gewissenlose wie talentvolle Bande mehr als alle russischen Armeen dazu beigetragen, die Grenzen Rußlands vom Dniepr und der Dwina bis über die Weichsel, bis an den Pruth, die Donau und das Schwarze Meer, vom Don und der Wolga bis über den Kaukasus und zu den Quellgebieten des Oxus und Jaxartes vorzuschieben, Rußland groß, gewaltig, gefürchtet zu machen, und ihm den Weg zur Weltherrschaft zu eröffnen. Dadurch aber hat sie auch die Zarenmacht nach Innen gestärkt. Für das vulgär-patriotische Publikum wiegt der Siegesruhm, die einander folgenden Eroberungen, die Macht und der Glanz des Zarenthums alle seine Sünden, allen Despotismus, alle Ungerechtigkeit und Willkür reichlich auf; die Großprahlerei des Chauvinismus entschädigt reichlich für alle Fußtritte. Und zwar um so mehr, je weniger in Rußland die wirklichen Ursachen und Einzelheiten dieser Erfolge bekannt und durch eine offizielle Legende ersetzt sind, wie wohlwollende Historiker solche überall (z. B. in Frankreich und Preußen) zum Besten der Unterthanen und zur Beförderung des Patriotismus erfinden. Welcher Russe also Chauvinist ist, der wird auch früher oder später auf die Knie fallen vor dem Zarenthum, wie wir das erlebt haben bei Tichomirow.

Wie aber konnte eine solche Abenteurerbande dahin kommen, einen so gewaltigen Einfluß auf die europäische Geschichte zu erobern? Sehr einfach. Sie haben nicht etwas Neues aus Nichts geschaffen, sie haben nur eine vorhandene thatsächliche Situation richtig ausgebeutet. Die russische Diplomatie hat für alle ihre Erfolge eine sehr handgreifliche materielle Unterlage.

Sehen wir uns Rußland an in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ein schon damals riesiges Gebiet, bewohnt von einer Rasse von seltener Homogenität. Dünne Bevölkerung, aber sich rasch vermehrend; also sicherer Machtzuwachs vermöge bloßer Zeitdauer. Diese Bevölkerung, geistig stagnirend, ohne alle Initiative, aber innerhalb der Schranken ihrer hergebrachten Daseinsweise unbedingt zu allem zu gebrauchen; zäh, tapfer, gehorsam, allen Strapazen gewachsen, ein unübertreffliches Soldatenmaterial für die Kriege jener Zeit, wo das Gefecht geschlossener Massen entschied. Das Land selbst nur mit einer, der westlichen Seite, Europa zugekehrt, also auch nur dort angreifbar; ohne Zentrum, dessen Eroberung den Frieden aufzwingen könnte; durch Unwegsamkeit, Ausdehnung, Armuth an Hilfsquellen vor Eroberung fast absolut geschützt — hier war eine unangreifbare Machtstellung gegeben für jeden, der sie zu benutzen verstand, um von hier aus in Europa sich ungestraft Dinge erlauben zu können, die jeder andern Regierung Krieg über Krieg zugezogen hätten.

Stark bis zur Unangreifbarkeit in der Vertheidigung, war Rußland entsprechend schwach im Angriff. Die Zusammenziehung, Organisation, Ausrüstung, Bewegung seiner Armeen im Innern stieß auf die größten Hindernisse, und zu allen materiellen Schwierigkeiten kam dann noch die grenzenlose Korruption der Beamten und Offiziere. Alle Versuche, Rußland auf großem Maßstab angriffsfähig zu machen, sind bis jetzt gescheitert, und wahrscheinlich wird der letzte, gegenwärtige Versuch, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, erst recht scheitern. Man kann hier sagen, daß die Hindernisse fast wachsen wie die Quadrate der zu organisirenden Massen, auch abgesehen von der Unmöglichkeit bei so geringer städtischer Bevölkerung die jetzt nöthige ungeheure Menge von Offizieren zu finden. Diese Schwäche blieb der russischen Diplomatie nie ein Geheimniß; daher hat sie von jeher den Krieg wo es anging vermieden, ihn nur als äußer-

stes Mittel zugelassen und auch dann nur unter den günstigsten Vorbedingungen. Nur solche Kriege können ihr passen, wo die Alliirten Rußlands die Hauptlast zu tragen, ihr Gebiet der Verwüstung des Kriegsschauplatzes preiszugeben, die große Masse der Kämpfer zu stellen haben, und wo den russischen Truppen die Rolle der Reserven zufällt, die in den meisten Gefechtsfällen geschont werden, denen aber in allen großen Schlachten die mit relativ geringen Opfern verbundene Ehre der letzten Entscheidung zufällt — wie im Krieg 1813—15. Ein Krieg unter so vortheilhaften Umständen ist aber nicht immer zu haben, und daher zieht die russische Diplomatie es vor, die widerstreitenden Interessen und Begehrlichkeiten der andern Mächte ihren Zwecken dienstbar zu machen, diese Mächte auf einander zu hetzen und ihre Feindschaften zu Nutzen der russischen Eroberungspolitik auszubeuten. Nur gegen entschieden Schwächere, wie Schweden, die Türkei, Persien, führt das Zarenthum Krieg auf eigene Faust — da braucht es denn auch mit Niemandem die Beute zu theilen.

Doch zurück zum Rußland von 1760. Dieses homogene, unangreifbare Land hatte zu Nachbarn lauter Länder, die sich scheinbar oder wirklich im Verfall befanden, sich der Auflösung näherten, also reine matière à conquêtes waren. Im Norden Schweden, dessen Macht und Prestige gerade daran zu Grunde gegangen war, daß Karl XII. versucht hatte in Rußland einzudringen; er hatte damit Schweden ruinirt und die Unangreifbarkeit Rußlands evident gemacht. Im Süden die Türken und die ihnen tributpflichtigen Krim-Tataren, Trümmer vergangener Größe; die Angriffskraft der Türken gebrochen seit 100 Jahren, ihre Vertheidigungskraft noch bedeutend, aber ebenfalls abnehmend; als bestes Zeichen dieser wachsenden Schwäche: beginnende rebellische Zuckungen unter den unterworfenen Christen, den Slaven, Rumänen und Griechen, die die Majorität der Bevölkerung der Balkanhalbinsel bildeten. Diese Christen, fast ausschließlich griechischen Ritus, waren so den Russen religionsverwandt, und die Slaven unter ihnen, die Serben und Bulgaren, noch dazu ihnen stammverwandt. Rußland brauchte also nur seinen Beruf zum Schutz der unterdrückten griechischen Kirche und des gefesselten Slaventhums zu proklamiren, und das Terrain für die Eroberung — unter dem Deckmantel der Befreiung — war hier vorbereitet. Desgleichen befanden sich südlich des Kaukasus kleine christliche Staaten und christliche Armenier unter türkischer Hoheit, zu deren „Befreier" das Zarenthum sich aufwerfen konnte. Und dann winkte hier im Süden dem lüsternen Eroberer ein Siegespreis, wie Europa keinen zweiten aufzuweisen hatte: die alte Hauptstadt des orientalischen Römerreichs, die Metropole der ganzen griechisch-katholischen Welt, die Stadt, deren russischer Name schon die Herrschaft über den Osten und das Prestige ausspricht, das ihren Besitzer in den Augen der orientalischen Christenheit umgiebt: Konstantinopel-Zaregrad.

Zaregrad als dritte russische Hauptstadt neben Moskau und Petersburg, das hieß aber nicht nur moralische Herrschaft über die orientalische Christenheit, das war auch die entscheidende Etappe zur Herrschaft über Europa. Das war die Alleinherrschaft über das Schwarze Meer, Kleinasien, die Balkanhalbinsel. Das war, sobald der Zar wollte, die Schließung des Schwarzen Meeres für alle Handels- und Kriegsflotten außer der russischen, seine Verwandlung in einen russischen Kriegshafen und ein ausschließliches Manöverfeld der russischen Flotte, die aus dieser sichern Reservestellung durch den befestigten Bosporus ausfallen und zu ihr zurückflüchten konnte, so oft es ihr gefiel. Dann brauchte Rußland nur noch dieselbe Herrschaft, direkt oder indirekt, über den Sund und die Belte zu erringen, und es war unangreifbar auch zur See.

Die Herrschaft über die Balkanhalbinsel würde Rußland bis an's Adriatische Meer bringen. Und diese Grenze im Südwesten wäre unhaltbar, wenn nicht im Westen überhaupt die russische Grenze entsprechend vorgeschoben, seine Machtsphäre bedeutend ausgedehnt würde. Hier

aber lagen die Verhältnisse fast noch günstiger.

Zunächst Polen, in völliger Zerrüttung, eine Adelsrepublik, begründet auf Aussaugung und Unterdrückung der Bauern, mit einer Verfassung, die jede nationale Aktion unmöglich, und dadurch das Land zur offenen Beute der Nachbarn machte. Seit Anfang des Jahrhunderts lebte es nur, wie die Polen selbst sagten, durch die Unordnung (Polska nierzadem stoi); das ganze Land war unaufhörlich von fremden Truppen besetzt und durchzogen, denen es als Wirths- und Speisehaus (karczma zajezdna, sagten die Polen) diente, wo sie aber in der Regel das Bezahlen vergaßen. Peter der Große hatte es schon systematisch ruinirt — hier brauchten seine Nachfolger nur noch zuzugreifen. Und dafür hatten sie außerdem noch einen Vorwand vermöge des „Nationalitätsprinzips". Polen war kein homogenes Land. Um die Zeit, wo Großrußland unter das mongolische Joch kam, fanden Weißrußland und Kleinrußland Schutz gegen die asiatische Invasion, indem sie sich zum sogenannten litauischen Reich vereinigten. Dies Reich vereinigte sich später aus freien Stücken mit Polen. Seitdem hatte sich, in Folge der höheren Zivilisation der Polen, der weiß- und kleinrussische Adel stark polonisirt; auch waren, zur Zeit der Jesuitenherrschaft in Polen, im 16. Jahrhundert, die griechisch-katholischen Russen Polens zur Vereinigung mit der römischen Kirche genöthigt worden. Dies gab den großrussischen Zaren den willkommnen Vorwand, das ehemals litauische Gebiet als national-russisches, aber von Polen unterdrücktes Land, zu reklamiren, obwohl wenigstens die Kleinrussen, nach dem größten lebenden Slavisten Miklosic, keinen blos russischen Dialekt, sondern eine aparte Sprache sprechen, und den ferneren Vorwand, als Schützer des griechischen Bekenntnisses zu Gunsten der unirten Griechen sich einzumischen, obwohl diese sich längst mit ihrer Stellung zur römischen Kirche versöhnt hatten.

Jenseits Polen lag ein zweites Land, das der Zerrüttung unheilbar verfallen schien — Deutschland. Seit dem dreißigjährigen Krieg war das römisch-deutsche Reich nur noch nominell ein Staat. Die Landeshoheit der Reichsfürsten näherte sich immer mehr der vollen Souverainetät; ihre Macht dem Kaiser zu trotzen, die in Deutschland das polnische liberum veto ersetzte, war im Westfälischen Frieden ausdrücklich unter Frankreichs und Schwedens Garantie gestellt, eine Stärkung der Zentralmacht also abhängig gemacht von der Zustimmung des Auslands, das alles Interesse daran hatte, diese Stärkung zu verhindern. Dazu war Schweden kraft seiner deutschen Eroberungen Mitglied des Deutschen Reichs mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Bei jedem Krieg fand der Kaiser deutsche Reichsfürsten unter den Verbündeten seiner fremden Feinde, jeder Krieg war also zugleich ein Bürgerkrieg. Fast alle größeren und mittleren Reichsfürsten waren von Ludwig XIV. gekauft, und das Land ökonomisch so ruinirt, daß ohne diese jährlichen Zuflüsse französischer Bestechungsgelder keine Möglichkeit gewesen wäre, überhaupt Geld als Umlaufsmittel im Lande zu behalten*). Der Kaiser suchte daher längst seine Stärke nicht in seinem Kaiserthum, das ihm nur Geld kostete und nichts als Mühe und Sorgen einbrachte, sondern in seinen österreichischen, deutschen und außerdeutschen Erblanden. Und neben der österreichischen Hausmacht begann sich allmälig schon die preußische als Nebenbuhlerin zu entfalten.

So lagen die Dinge in Deutschland zu Peter des Großen Zeit. Dieser wirklich große Mann — ganz anders groß als Friedrich II., der gehorsame Freund von Peters Nachfolgerin Katharina II. — war der erste, der die für Rußland so wunderbar günstige Lage Europas vollständig erfaßte. Wie er gegenüber Schweden, der Türkei, Persien, Polen die Grundzüge der russischen Politik mit klarem Blick übersah, feststellte, und ihre Ausführung einleitete, — viel klarer als dies in seinem sogen. Testament geschieht, das

*) Siehe Gülich, Geschichtl. Darstellung des Handels ꝛc. Jena 1830, 2. Band, S. 201—206.

das Werk eines Epigonen scheint — so auch gegenüber Deutschland. Deutschland beschäftigte ihn mehr als irgend ein anderes Land außer Schweden. Schweden mußte er brechen; Polen konnte er haben, sobald er die Hand ausstreckte; die Türkei lag ihm noch zu weit ab; aber in Deutschland festen Fuß zu fassen, die Stellung zu erhalten, die Frankreich so reichlich ausnutzte und die Schweden auszunutzen zu schwach war, das war eine Hauptaufgabe für ihn. Er that alles, um durch Erwerbung deutschen Gebiets deutscher Reichsfürst zu werden, aber vergebens; er konnte nur das System der Verschwägerung mit deutschen Reichsfürsten und der diplomatischen Ausbeutung der deutschen inneren Zwistigkeiten einleiten.

Seit Peter hatte sich diese Lage noch bedeutend zu Gunsten Rußlands verschoben durch das Emporkommen Preußens. Dem deutschen Kaiser erwuchs hiermit im Reiche selbst ein fast ebenbürtiger Gegner, der die Spaltung Deutschlands verewigte und auf die Spitze trieb. Und gleichzeitig war dieser Gegner immer noch schwach genug, um auf die Hilfe Frankreichs oder Rußlands angewiesen zu sein — am meisten auf Rußlands Hilfe, so daß je mehr er sich von der Vasallenschaft gegenüber dem Deutschen Reich emanzipirte, desto sicherer er der Vasallenschaft Rußlands verfiel.

So blieben in Europa nur noch drei Mächte zu berücksichtigen: Oesterreich, Frankreich, England. Und diese unter einander zu verhetzen, oder durch den Köder der Gebietserwerbung zu bestechen, war keine schwere Kunst. England und Frankreich waren immer noch Rivalen zur See; Frankreich war zu haben durch Aussicht auf Landerwerb in Belgien und Deutschland; Oesterreich köderte man durch vorgespiegelte Vortheile auf Kosten Frankreichs, Preußens, und, seit Joseph II., auch Bayerns. Hier waren also, bei geschickter Ausnutzung der Interessenkonflikte, starke, ja überwiegend starke Bundesgenossen für jede diplomatische Aktion Rußlands zu haben. Und nun, gegenüber diesen zerfallenden Grenzländern, gegenüber diesen, durch Tradition, ökonomische Lebensbedingungen, politische oder dynastische Interessen oder Eroberungsgelüste in ewige Zänkereien verwickelten, stets mit gegenseitigen Ueberlistungsversuchen beschäftigten drei Großmächten, hier das Eine, homogene, jugendliche, rasch emporwachsende Rußland, kaum angreifbar und vollständig uneroberbar, dabei ein unbearbeiteter, fast widerstandsloser, bildsamer Rohstoff — welche Gelegenheit für Leute von Talent und Ehrgeiz, für Leute, die nach Macht strebten, einerlei wo und wie, sofern es nur wirkliche Macht, ein wirklicher Tummelplatz für ihr Talent und ihren Ehrgeiz war! Und solche Leute produzirte das „aufgeklärte" achtzehnte Jahrhundert in Menge: Leute, die im Dienst der „Menschheit" ganz Europa durchzogen, die Höfe aller aufgeklärten Fürsten — und welcher Fürst wollte damals nicht aufgeklärt sein — besuchten, die sich niederließen, wo immer sie eine günstige Stelle fanden, eine „vaterlandslose", adlig-bürgerliche Internationale der Aufklärung. Diese Internationale fiel auf die Knie vor der Semiramis des Nordens, der ebenfalls vaterlandslosen Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, genannt Jekaterina II. von Rußland, und diese Internationale war es, aus deren Reihen dieselbe Katharina die Elemente zog zu ihrem Jesuitenorden der russischen Diplomatie.

Karl Kautsky hat in seiner Schrift über Thomas Morus nachgewiesen, wie die erste Form der bürgerlichen Aufklärung, der „Humanismus" des 15. und 16. Jahrhunderts, in weiterer Entwicklung auslief in das katholische Jesuitenthum. Ganz so sehen wir hier ihre zweite, vollreife Form im 18. Jahrhundert auslaufen in das moderne Jesuitenthum, in die russische Diplomatie. Dieser Umschlag in das Gegentheil, dies schließliche Anlanden bei einem, dem Ausgangspunkt polarisch entgegengesetzten Punkt, ist das naturnothwendige Schicksal aller geschichtlichen Bewegungen, die über ihre Ursachen und Daseinsbedingungen im Unklaren und daher auch auf blos illusorische Ziele gerichtet sind. Sie werden von der „Ironie der Geschichte" unerbittlich korrigirt.

Sehen wir nun, wie dieser Jesuiten-

orden arbeitet, wie er die unaufhörlich wechselnden Ziele der konkurrirenden Großmächte als Mittel benutzt zur Erreichung seines einen, nie wechselnden, nie aus den Augen verlornen Ziels: der Weltherrschaft Rußlands.

II.

Nie war die Weltlage zarischen Eroberungsplänen günstiger als 1762, da die ausschweifende Katharina II., nach Ermordung ihres Gemahls, den Thron bestieg. Ganz Europa war durch den siebenjährigen Krieg in zwei Lager gespalten. England hatte die französische Macht zur See, in Amerika, in Indien gebrochen und ließ nun seinen kontinentalen Bundesgenossen Friedrich II. von Preußen im Stich. Dieser stand 1762 am Rand des Untergangs, als Peter III. von Rußland auf den Thron kam und vom Krieg gegen Preußen zurücktrat; von seinem letzten und einzigen Bundesgenossen, England, verlassen, mit Oesterreich und Frankreich auf die Dauer verfeindet, durch siebenjährigen Kampf um die Existenz erschöpft, blieb ihm keine andere Wahl, als die neugekrönte Zarin um Hilfe zu bitten. Dadurch erhielt er nicht nur mächtigen Schutz, sondern Anwartschaft auf das Stück Polen, das Ostpreußen vom Körper seiner Monarchie getrennt hielt und das zu erobern jetzt sein Lebensziel war. Am 31. März (11. April) 1764 schlossen Katharina und Friedrich zu Petersburg ein Bündniß, dessen geheimer Artikel Beide verpflichtete, die bestehende polnische Verfassung, dies beste Mittel zum Ruin Polens, mit Waffengewalt gegen jeden Reformversuch aufrecht zu halten. Damit war die künftige Theilung Polens beschlossen.

Ich gehe nicht ein auf die Einzelheiten der ersten Theilung Polens. Aber bezeichnend ist, daß sie durchgeführt wurde — gegen den Willen der altmodischen Maria Theresia — wesentlich von den drei großen Säulen der europäischen Aufklärung: Katharina, Friedrich und Joseph. Die beiden Letzteren, stolz auf die erleuchtete Staatsweisheit, mit der sie den Aberglauben an ein hergebrachtes Völkerrecht bei Seite schoben, waren dabei kurzsichtig genug nicht zu sehen, wie sie sich durch ihre Theilnahme an der Zerstückelung Polens dem russischen Zarenthum verschrieben.

Nichts konnte für Katharina günstiger sein als diese aufgeklärten fürstlichen Nachbarn. Aufklärung, das war im 18. Jahrhundert die Parole des Zarismus in Europa, wie Völkerbefreiung im neunzehnten. Kein Länderraub, keine Gewaltthat, keine Unterdrückung von Seiten des Zarenthums, die nicht vollbracht worden unter dem Vorwand der Aufklärung, des Liberalismus, der Völkerbefreiung. Und die kindischen westeuropäischen Liberalen glaubten es bis herab auf Gladstone, während die ebenso albernen Konservativen ebenso felsenfest glauben an die Phrasen von Schutz der Legitimität, von Erhaltung der Ordnung, der Religion, des europäischen Gleichgewichts und von Heiligkeit der Verträge, die das offizielle Rußland gleichzeitig im Munde führt. Die russische Diplomatie hat es fertig gebracht, beide große bürgerlichen Parteien Europas einzuseifen. Ihr und nur ihr erlaubt man, legitimistisch und revolutionär, konservativ und liberal, orthodox und aufgeklärt in einem Athem zu sein. Man begreift die Verachtung, womit ein solcher russischer Diplomat auf den „gebildeten" Westen herabsieht.

Nach Polen kam Deutschland an die Reihe. Oesterreich und Preußen geriethen einander in die Haare im bayrischen Erbfolgekrieg 1778; wiederum zu Niemandes Nutzen als Katharinas. Rußland war zu groß geworden, um noch wie Peter, auf deutsche Reichsstandschaft zu spekuliren; es strebte jetzt nach der Stellung, die es bereits in Polen hatte und die Frankreich im Deutschen Reich besaß: der eines Garanten der deutschen Unordnung gegen jeden Reformversuch. Und diese Stellung erhielt es. Im Frieden von Teschen 1779 übernahm Rußland, neben Frankreich, die Garantie dieses Friedensvertrags und aller früheren, darin bestätigten Friedensverträge, namentlich des westfälischen von 1648. Die Ohnmacht Deutschlands war damit besiegelt, Deutschland zum

künftigen Theilungsobjekt zwischen Frankreich und Rußland erklärt.

Die Türkei wurde nicht vergessen. Die russischen Kriege gegen die Türken fallen immer in die Zeiten, wo Rußland an der Westgrenze Frieden hat, und Europa womöglich anderweitig beschäftigt ist. Katharina führte zwei solche Kriege. Der erste brachte Eroberungen am Azow'schen Meer und die Unabhängigkeit der Krim, die vier Jahre nachher in eine russische Provinz verwandelt wurde. Der zweite schob die Grenze Rußlands vom Bug bis an den Dniestr vor. In beiden Kriegen hatten russische Agenten die Griechen zum Aufstand gegen die Türken gehetzt. Natürlich wurden die Aufständischen von der russischen Regierung schließlich im Stich gelassen.

Während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs formulirte Katharina zuerst für sich und ihre Bundesgenossen der „bewaffneten Neutralität" (1780) jene Forderungen zur Beschränkung der von England für seine Kriegsschiffe auf hoher See beanspruchten Rechte, die seitdem ein stetiges Ziel der russischen Politik blieben und der Hauptsache nach im Pariser Frieden 1856 von Europa und England selbst anerkannt wurden. Nur die Vereinigten Staaten von Amerika wollen bis heute nichts davon wissen.

Der Ausbruch der französischen Revolution war ein neuer Glücksfall für Katharina. Weit entfernt, sich vor der Ausbreitung der revolutionären Ideen nach Rußland zu fürchten, sah sie darin nur eine neue Gelegenheit, die europäischen Staaten unter einander zu verfeinden, damit Rußland freie Hand bekomme. Nach dem Tod ihrer beiden aufgeklärten Freunde und Nachbarn hatten Friedrich Wilhelm II. in Preußen, Leopold in Oesterreich eine unabhängige Politik versucht. Die Revolution bot Katharina die beste Gelegenheit, beide unter dem Vorwand der Bekämpfung des republikanischen Frankreich wieder an Rußland zu ketten und gleichzeitig, während jene an der französischen Grenze beschäftigt, in Polen neue Erwerbungen zu machen. Beide, Oesterreich und Preußen, gingen in die Falle. Und wenn auch Preußen — das 1787—91 den Bundesgenossen Polens gegen Katharina gespielt hatte — sich noch rechtzeitig besann und dießmal einen größeren Antheil an Polen in Anspruch nahm, und Oesterreich ebenfalls mit einem Stück Polen abgefunden werden mußte, so konnte Katharina doch wieder bei weitem den größten Theil der Beute einheimsen; fast ganz Weißrußland und Kleinrußland war nun mit Großrußland vereinigt.

Aber diesmal hat die Medaille eine Kehrseite. Indem die polnische Erhebung die Kräfte der Koalition 1792—94 ebenfalls in Anspruch nahm, schwächte sie ihre Angriffskraft gegen Frankreich, bis dieses stark genug war, allein den Sieg zu erfechten. Polen fiel, aber sein Widerstand hatte die französische Revolution gerettet, und mit der französischen Revolution begann eine Bewegung, wogegen auch das Zarenthum ohnmächtig ist. Und das werden wir im Westen den Polen nie vergessen. Es ist übrigens, wie wir sehen werden, nicht das einzige Mal, daß die Polen den Fortschritt Europas gerettet haben.

In Katharinas Politik finden wir bereits alle wesentlichen Züge der heutigen russischen Politik scharf gezeichnet: Einverleibung Polens, wenn man auch zunächst noch den Nachbarn einen Theil der Beute überlassen mußte; Verwandlung Deutschlands in das nächstfolgende Theilungsobjekt; Konstantinopel das große, nie zu vergessende, langsam zu erringende Hauptziel; Eroberung Finnlands zur Deckung von Petersburg und Entschädigung Schwedens durch Norwegen, das Katharina zu Frederikshamn dem König Gustav III. anbot; Schwächung der britischen Uebermacht zur See durch völkerrechtliche Einschränkungen; Erregung von Aufständen der christlichen Raja in der Türkei; endlich die glückliche Vereinigung liberaler und legitimistischer Phrasen, womit je nach Bedarf der an Phrasen glaubende westeuropäische „gebildete" Philister, die sogenannte öffentliche Meinung, zum Narren gehalten wird.

Bei Katharinas Tod besaß Rußland schon mehr als selbst der übertriebenste nationale Chauvinismus verlangen konnte. Alles was russischen Namen führte —

bis auf die wenigen österreichischen Kleinrussen — stand unter dem Szepter ihres Nachfolgers, der sich nun mit vollem Recht Selbstherrscher aller Reußen nennen konnte. Nicht nur der Zugang zum Meer war erkämpft; an der Ostsee wie am Schwarzen Meer besaß Rußland ein breites Littoral und zahlreiche Häfen. Nicht nur Finnen, Tataren und Mongolen, auch Litauer, Schweden, Polen und Deutsche standen unter russischer Herrschaft. — Was verlangt ihr mehr? Für jede andere Nation war das ein Abschluß. Für die zarische Diplomatie — die Nation wurde nicht gefragt — war das nur eine Grundlegung, um jetzt erst recht anzufangen.

Die französische Revolution hatte sich ausgetobt und sich selbst einen Herrscher, einen Napoleon erzeugt. Sie hatte also scheinbar der überlegnen Weisheit der russischen Diplomatie recht gegeben, die sich nicht durch die riesenhafte Volkserhebung hatte einschüchtern lassen. Jetzt bot das Emporkommen Napoleons ihr Gelegenheit zu neuen Erfolgen: Deutschland reifte dem Geschick Polens entgegen. Aber Katharinas Nachfolger, Paul, war störrisch, launenhaft, unberechenbar; er durchkreuzte die Aktion der Diplomaten jeden Augenblick; er wurde unerträglich, er mußte entfernt werden. Das auszuführen, dazu fanden sich leicht die nöthigen Gardeoffiziere; der Thronfolger Alexander war im Komplott und deckte es; Paul wurde erdrosselt, und alsbald begann eine neue Campagne zum größeren Ruhm des neuen Zaren, der durch die Art seiner Thronbesteigung der diplomatischen Jesuitenbande lebenslänglicher Knecht geworden war.

Diese überließ es Napoleon, das Deutsche Reich vollends zu zertrümmern und die herrschende Zerrüttung auf die Spitze zu treiben. Als es aber zur Abrechnung kam, da trat Rußland wieder hervor. Der Friede von Luneville (1801) hatte Frankreich das ganze deutsche linke Rheinufer zugesprochen, mit der Bestimmung, daß die hierdurch depossedirten deutschen Fürsten auf dem rechten Rheinufer aus Besitzungen geistlicher Reichsstände, Bischöfe, Aebte 2c. entschädigt werden sollten. Jetzt pochte Rußland auf seine in Teschen 1779 erworbene Garantie: bei der Vertheilung der Entschädigungen habe es und Frankreich, die beiden Garanten der deutschen Reichszerrüttung, ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Und die Uneinigkeit der deutschen Fürsten sorgte dafür, daß dies Wort Rußlands und Frankreichs das entscheidende wurde. So kam es, daß Rußland und Frankreich einen Plan entwarfen zur Vertheilung der geistlichen Territorien unter die Depossedirten, und daß dieser, vom Ausland im Interesse des Auslands entworfene Plan in allen Hauptstücken zum deutschen Reichsgesetz (Reichsdeputationshauptschluß 1803) erhoben wurde.

Der deutsche Reichsverband war thatsächlich aufgelöst, Oesterreich und Preußen agirten als selbständige europäische Staaten und betrachteten, ganz wie Rußland und Frankreich, die kleineren Reichsstände als bloßes Eroberungsgebiet. Was sollte nun aus diesen Kleinstaaten werden? Preußen war noch zu klein und zu jung, um die Oberherrschaft über sie zu beanspruchen, und Oesterreich hatte soeben die letzte Spur dieser Oberherrschaft eingebüßt. Aber Rußland und Frankreich beanspruchten beide die Erbschaft des deutschen Kaiserthums. Frankreich hatte das alte Reich mit Waffengewalt gesprengt, es drückte auf die Kleinstaaten mit seiner unmittelbaren Nachbarschaft den ganzen Rhein entlang; der Siegesruhm Napoleons und der französischen Armeen that den Rest, ihm die kleinen deutschen Fürsten zu Füßen zu werfen. Und Rußland? Jetzt, wo es das Ziel fast mit der Hand erreichen konnte, wonach es seit hundert Jahren gestrebt, jetzt wo Deutschland in voller Auflösung, auf den Tod ermattet, hilflos und rathlos dalag, gerade jetzt sollte Rußland sich die Beute von dem korsischen Emporkömmling vor der Nase wegreißen lassen?

Die russische Diplomatie eröffnete sofort einen Feldzug zur Erkämpfung der Suprematie über die deutschen Kleinstaaten. Daß dies nicht ohne einen Sieg über Napoleon möglich, war selbstredend. Es galt also die deutschen Fürsten und die sogenannte öffentliche Meinung Deutschlands, soweit damals davon die Rede sein konnte, zu gewinnen. Die Fürsten

wurden diplomatisch, das Philisterium wurde literarisch bearbeitet. Während russische Schmeicheleien, Drohungen, Lügen und Bestechungsgelder an den Höfen verschwenderisch ausgetheilt wurden, überschwemmte man das Publikum mit geheimnißvollen Flugschriften, worin Rußland als die einzige Macht angepriesen wurde, die Deutschland retten und unter wirksamen Schutz nehmen könne, und die hiezu das Recht und die Pflicht habe, kraft des Teschener Vertrags von 1779. Und als der Krieg von 1805 ausbrach, mußte es jedem klar sein, der die Augen einigermaßen offen hielt: daß es sich nur darum handelte, ob die Kleinstaaten einen französischen Rheinbund bilden sollten oder einen russischen.

Das Schicksal schützte Deutschland. Die Russen und Oesterreicher wurden bei Austerlitz geschlagen und der neue Rheinbund war immerhin kein Vorposten des Zarenthums. Das französische Joch war wenigstens ein modernes, das die deutschen Kleinstaaten zwang, mit den schreiendsten Uebelständen ihrer bisherigen Daseinsweise aufzuräumen.

Nach Austerlitz kam das preußisch-russische Bündniß, Jena, Eylau, Friedland, und der Tilsiter Friede 1807. Hier zeigte sich wieder, welch' ungeheuren Vortheil Rußland von seiner strategisch sichern Lage hat. In zwei Feldzügen geschlagen, erwarb es neues Gebiet auf Kosten des bisherigen Bundesgenossen, und die Allianz mit Napoleon zur Theilung der Welt: für Napoleon den Westen, für Alexander den Osten!

Die erste Frucht dieser Allianz war die Eroberung Finnlands. Ohne irgend welche Kriegserklärung, aber mit Zustimmung Napoleons, rückten die Russen ein; Unfähigkeit, Uneinigkeit und Käuflichkeit der schwedischen Generale sicherten einen leichten Sieg; die kühne Ueberschreitung der gefrorenen Ostsee durch russische Abtheilungen erzwang einen gewaltsamen Thronwechsel in Stockholm und die Abtretung Finnlands an Rußland. Als aber drei Jahre später der Bruch Alexanders mit Napoleon herannahte, ließ der Zar den zum Kronprinzen von Schweden gewählten Marschall Bernadotte nach Abo kommen und versprach ihm Norwegen, wenn er dem Bündniß Englands und Rußlands gegen Napoleon beitrete. So kam es, daß 1814 der Plan Katharinas: Finnland mir, Norwegen dir, erfüllt wurde.

Finnland aber war nur das Vorspiel. Worum es sich für Alexander handelte, das war, wie immer, Zarigrad. In Tilsit und Erfurt war ihm die Moldau und Walachei von Napoleon fest zugesagt, und auf eine Theilung der Türkei Aussicht gemacht worden, wovon jedoch Konstantinopel ausgeschlossen sein sollte. Seit 1806 lag Rußland im Krieg mit der Türkei; diesmal waren nicht nur die Griechen, sondern auch die Serben aufgestanden. Aber was von den Polen nur ironisch, das galt von den Türken in Wahrheit: die Unordnung erhielt sie. Der unverwüstliche gemeine Soldat, der Sohn des unverwüstlichen türkischen Bauern, fand eben durch diese Unordnung Gelegenheit, das wieder gut zu machen, was die korrumpirten Paschas verdarben. Die Türken konnten geschlagen, aber nicht niedergeworfen werden, und die russische Armee rückte nur langsam vor auf dem Weg nach Zarigrad.

Der Preis aber für diese „freie Hand" im Osten war der Beitritt zu Napoleons Kontinentalsystem, der Abbruch alles Handels mit England. Und das hieß für das damalige Rußland kommerzieller Ruin. Das war die Zeit, wo Eugen Onegin (bei Puschkin) aus Adam Smith lernte, wie ein Staat reich wird und wie er kein Geld braucht, wenn er nur Ueberfluß an Produkten hat; während auf der andern Seite sein Vater das nicht begreifen konnte und ein Landgut nach dem andern verhypothekiren mußte.

Rußland konnte Geld nur erhalten durch Seehandel und Ausfuhr seiner Rohprodukte nach dem damaligen Hauptmarkt England, und Rußland war bereits viel zu sehr verwestlicht, um ohne Geld leben zu können. Die Handelssperre wurde unerträglich. Die Oekonomie war mächtiger als die Diplomatie und der Zar zusammen; der Verkehr mit England wurde im Stillen wieder aufgenommen; die Abmachungen von Tilsit wurden gebrochen und der Krieg brach aus 1812.

Napoleon mit den vereinigten Armeen

des ganzen Westens überschritt die russische Grenze. Die Polen, die den Fall beurtheilen konnten, riethen ihm, an der Dwina und Dniepr Halt zu machen, Polen zu reorganisiren und dort den Angriff der Russen zu erwarten. Ein Feldherr vom Schlage Napoleons mußte einsehen, daß dies der richtige Plan war. Aber Napoleon, auf der schwindelnden Höhe, und mit der unsichern Basis, worauf er stand, konnte keine langsamen Feldzüge mehr schlagen. Rasche Erfolge, blendende Siege, im Sturm eroberte Friedensschlüsse waren ihm unentbehrlich: Er schlug den polnischen Rath in den Wind, ging nach Moskau und brachte eben dadurch die Russen nach Paris.

Die Vernichtung der großen napoleonischen Armee auf dem Rückzug von Moskau gab das Signal zum allgemeinen Aufstand gegen die französische Oberherrschaft im Westen. In Preußen stand das ganze Volk auf und zwang den König Friedrich Wilhelm III. zum Krieg gegen Napoleon. Sobald Oesterreich mit seinen Rüstungen fertig, schloß es sich den Russen und Preußen an. Nach der Schlacht von Leipzig fiel der Rheinbund von Napoleon ab, und kaum achtzehn Monate nach Napoleons Einzug in Moskau zog Alexander ein in Paris, der Herr und Gebieter Europas.

Die Türkei, von Frankreich verrathen, hatte 1812 zu Bukarest Frieden geschlossen und den Russen Bessarabien geopfert. Der Wiener Kongreß brachte Rußland das Königreich Polen, so daß jetzt fast neun Zehntel des ehemals polnischen Gebiets mit Rußland vereinigt waren. Mehr aber als das Alles galt die europäische Stellung, die der Zar jetzt einnahm. Auf dem europäischen Kontinent hatte er keinen Nebenbuhler mehr. Oesterreich und Preußen waren in seinem Schlepptau. Die französische Bourbonendynastie war durch ihn wieder eingesetzt und daher ebenfalls ihm gehorsam. Schweden hatte durch ihn Norwegen erhalten als Pfand einer zarenfreundlichen Politik; selbst die spanische Dynastie verdankte ihre Zurückführung weit mehr den Siegen der Russen, Preußen und Oesterreicher als denen Wellingtons, die doch nie im Stande waren, das französische Kaiserreich zu stürzen.

Nie vorher hatte Rußland eine so gewaltige Stellung eingenommen. Aber es hatte auch einen weitern Schritt gegethan über seine natürlichen Grenzen hinaus. Wenn der russische Chauvinismus für die Eroberungen Katharinas noch einige — ich will nicht sagen Rechtfertigung — aber Entschuldigungsvorwände hatte, so ist davon bei den Eroberungen Alexanders gar nicht mehr die Rede. Finnland ist finnisch und schwedisch, Bessarabien rumänisch, Kongreßpolen polnisch. Hier ist nicht mehr die Frage von Vereinigung zerstreuter und verwandter Stämme, die alle den Namen Russen führen, hier handelt es sich um die nackte, gewaltsame Eroberung fremder Gebiete, um einfachen Raub.

(Schluß folgt.)

Die Arbeiterbewegung in Oesterreich.

Von

Karl Kautsky.

(Schluß.)

V.
1889.

Die Jahreswende von 1888/89 brachte für die österreichische Sozialdemokratie den Parteitag von Hainfeld, dessen Verhandlungen am 30. und 31. Dezember und dem 1. Januar vor sich gingen. Der Erfolg desselben war ein vollständiger. Aus sämmtlichen Gegenden Oesterreichs, die eine größere industrielle Bevölkerung aufweisen, waren Anhänger der Partei erschienen, von denen jeder an seinem Orte anerkanntermaßen das Vertrauen der sozialistischen Arbeiterkreise genoß. Mit

besonderer Befriedigung konstatirte man, daß so viele Orte Böhmens durch Parteigenossen, deutsche wie tschechische, vertreten waren. Der allgemeine Aufschwung der Partei, seitdem durch Begründung der „Gleichheit" das Einigungswerk begonnen worden, hatte auch Böhmen nicht unberührt gelassen. Die Parteigenossen dort begannen wieder zu fühlen, daß sie nicht isolirt seien, daß eine Macht hinter ihnen stehe; sie begannen, selbst Verhaftungen und Prozesse nicht mehr zu fürchten, da sie wußten, für die Familien der Inhaftirten werde wieder gesorgt, diesen selbst werde ein tüchtiger Rechtsbeistand zu Theil, wodurch so haarsträubende Auslegungen des Gesetzes nicht mehr möglich wurden, wie sie das Prager Landesgericht eine Zeit lang sozialistischen Angeklagten gegenüber sich gestattet hatte.

Aber vielleicht noch wichtiger als das Wiederaufleben der sozialistischen Bewegung in Böhmen war das völlige Verschwinden des Anarchismus in ganz Oesterreich, wie es zum erstenmal auf dem Parteitag in voller Schärfe hervortrat. Bis dahin hatten die paar Anarchisten, die übrig geblieben waren, immer noch mit dem großen Anhang flunkern können, der hinter ihnen stehe, ohne daß es möglich gewesen wäre, sie der Lüge zu überführen. Zum Parteitag war jeder einigermaßen bekannte Parteimann eingeladen worden, der theilzunehmen gewünscht hatte; die Anarchisten selbst konnten sich nicht beschweren, daß einer der ihrigen zurückgewiesen worden wäre, und doch erschien nur einer von ihnen. Aber auch dieser eine wagte es, Angesichts der allgemeinen Stimmung, nicht, die Einigung zu stören und für den terroristischen Anarchismus Propaganda zu machen. Er sprach sich sogar gegen den Terrorismus aus, sein Anarchismus äußerte sich nur noch in der Abneigung gegen jede gesetzliche Bethätigung, in der Propagirung des Ballens der Faust im Sack. Wie immer, wo die Anarchisten in der Minorität sind, spielte auch er sich auf die verfolgte Unschuld hinaus und bat nur um ein bischen Toleranz. „Wir können friedlich nebeneinander, wenn auch nicht zusammenarbeiten. Ich werde das Wirken der Partei nicht stören, wenn sie nicht in meinem Sinne beschließt!" So ungefähr sprach der Mann. Daß er hinterdrein, als echter Anarchist, seine friedlichen und salbungsvollen Phrasen vergaß und den Kampf gegen die Partei in der gehässigsten Weise aufnahm, dokumentirte nur noch mehr die Schwäche des Anarchismus, denn nach wenigen Wochen schon mußte Rißmann, dies der Name des letzten Mohikaners des Anarchismus in Oesterreich, einsehen, daß für seine Absichten nichts zu machen sei, und grollend wendete er seiner Heimath den Rücken.

Die Einigkeit der gesammten österreichischen Sozialdemokratie und das völlige Erlöschen des Anarchismus hat der Verlauf des Hainfelder Parteitags auf das glänzendste dokumentirt, dessen sämmtliche Resolutionen über die Einigung, die politischen Rechte, die Arbeiterschutzgesetzgebung 2c. einstimmig angenommen wurden, mit Ausnahme der ersten derselben, „Prinzipienerklärung", gegen die drei Theilnehmer stimmten, darunter Rißmann, der den Parteitag nach der Abstimmung darüber verließ; für dieselbe wurden 69 Stimmen abgegeben. Mit dieser Prinzipienerklärung stellte sich die österreichische Arbeiterpartei wieder vollständig auf den Boden des modernen wissenschaftlichen Sozialismus, auf denselben Boden, auf dem die deutsche Sozialdemokratie steht.

Bezeugte der Parteitag einen entschiedenen Aufschwung der österreichischen Sozialdemokratie, so gab er selbst wieder einen neuen Anstoß zu reger Parteithätigkeit und raschem Vorwärtsschreiten. Er hatte Zeugniß abgelegt von einer Einigkeit und Stärke der Partei, von der selbst die mit den Parteiverhältnissen Vertrautesten überrascht waren; und er machte dadurch dem Pessimismus gründlich ein Ende, den nach dem überschwenglichen Optimismus der terroristischen Periode der widerstandslose Zusammenbruch der Bewegung allenthalben, besonders aber in den kleineren, von den großen Zentren des industriellen und politischen Lebens abgelegenen Stätten der Arbeiterbewegung,

erzeugt hatte. Er belebte die Zuversicht und den Eifer der Parteimitglieder und der Arbeiterschaft überhaupt. Am deutlichsten äußerte sich der Aufschwung der Sozialdemokratie seit dem Hainfelder Parteitag in dem raschen Wachsthum der Abnehmerzahl der Parteiblätter und in den zahlreichen Gründungen von Arbeitervereinen. Namentlich in Böhmen war man in letzterer Beziehung sehr thätig. Dort galt es nicht blos, neues Terrain zu gewinnen, sondern vor allem das Verlorene wieder zu erobern, die zerstörten Organisationen zu ersetzen.

Bald bekam die neugeeinigte Partei Gelegenheit, sich auch nach Außen zu bethätigen. Zuerst gelegentlich der Enquete über die Arbeiterkammern, die am 23. Februar begann und drei Tage dauerte.

Der Antrag auf Einführung von Arbeiterkammern war bereits am 5. Oktober 1886, also zweieinhalb Jahre vor Einberufung der Enquete, von den Abgeordneten Plener, Exner und Wrabetz aus der liberalen Partei gestellt worden. Man merkte damals bereits die Wirkungen der Ertheilung des Wahlrechts an die Fünfguldenmänner. Das Kleinbürgerthum hatte dadurch das Stimmrecht erhalten; und, verlockt von den Verheißungen der zünftlerischen Konservativen, erbittert über die Liberalen, die es stets verächtlich mit Füßen getreten hatten, wandte es sich immer mehr dem Antisemitismus zu, und bedrohte so die Herrschaft der Liberalen in ihren ureigensten Bezirken, den deutschen Städten. Gegen das mißvergnügte Kleinbürgerthum allein aufzukommen, fühlten diese sich zu schwach; sie suchten nach einem Bundesgenossen: den Arbeitern. Aber vor den Sozialdemokraten hat ein Liberaler noch mehr Angst als vor den Antisemiten. Die Liberalen wollten den Arbeitern politische Rechte geben, aber nur solchen, von denen man erwarten durfte, sie würden sich für die Liberalen gewinnen lassen. Schaffung einer Arbeiteraristokratie als Schwanz der liberalen Partei, das ist das Ideal Plener's, der nicht umsonst in England gewesen. Nur schade, daß die Idee ihm erst zu einer Zeit kam, wo sie in England bereits abzuwirthschaften begann, und daß die österreichische Bourgeoisie der Kühnheit der englischen ermangelt. Sie will die Arbeiter gewinnen, aber ohne ihnen etwas Reelles zu bieten; sie will deren Kraft in ihre Dienste nehmen, verweigert ihnen aber jedes Mittel zur Kraftentfaltung. Die Liberalen schreckten davor zurück, dem Wahlrecht der Fünfguldenmänner das allgemeine Wahlrecht entgegenzusetzen. Die Arbeiter, denen sie das Wahlrecht geben wollten, sollten früher gesiebt worden, die Spreu vom Weizen gesondert sein, und dieses Sieb sollten die Arbeiterkammern liefern.

Die Arbeiterkammern des Plener'schen Vorschlags sind nicht zu verwechseln mit denen des Arbeiterschutzgesetzentwurfs der sozialdemokratischen Abgeordneten im Deutschen Reichstag. Diese haben nur wirthschaftliche Funktionen; sie sollen die industriellen Verhältnisse regeln und ordnen, soweit das unter der heutigen Produktionsweise möglich. Die wirthschaftlichen Befugnisse der Plener'schen Arbeiterkammern sind gleich Null. Sie haben nur Gutachten abzugeben und Wünsche und Wahrnehmungen den Behörden zur Kenntniß zu bringen, die damit ihre Papierkörbe anfüllen können. Das aktive Wahlrecht in die Kammern erhalten nur diejenigen männlichen Arbeiter, die (neben andern Beschränkungen) zwei Jahre in ein und demselben Bezirk ohne Unterbrechung beschäftigt gewesen sind*): Das ist das Sieb, durch das nur Arbeiteraristokraten durchschlüpfen können. Die Arbeiterkammern selbst aber haben das Recht, ganze neun Abgeordnete in den Reichsrath wählen zu dürfen. Gegenüber den bisherigen 353 Abgeordneten der besitzenden Klassen wird — nicht der Arbeiterklasse, sondern der Arbeiteraristokratie — gnädigst ein Maximum von 9 Vertretern bewilligt. Und mit einer solchen

*) Am humoristischsten im Gesetzentwurf ist wohl die Bestimmung, daß Arbeiter, über deren Vermögen der Konkurs eröffnet worden, oder die wegen Verschwendung unter Kuratel stehen, nicht wahlberechtigt sind. Wo mögen solche Proletarier wohl zu finden sein?

„Konzession" wollte man die Arbeiter für den Liberalismus einfangen!

Und doch erschrak dieser über seine eigene Kühnheit, und ließ es ruhig gewähren, daß der Gesetzentwurf in einer Kommission begraben wurde, in deren Schoße er heute noch ruht. Ihre einzige Lebensäußerung war die Einberufung einer Enquete von Arbeitern, die sich über den Entwurf äußern sollten. Das Kommissionsmitglied Pernerstorfer hatte den Antrag gestellt, und die Liberalen konnten nicht gut dagegen stimmen. Die Herren von der Rechten durften sich natürlich an „Arbeiterfreundlichkeit" von der Linken nicht überbieten lassen. So kam es zur Enquete.

Liberale Arbeiter aufzutreiben war nicht möglich. Wollte man die sozialdemokratischen Arbeiter von der Enquete ausschließen, dann wäre überhaupt Niemand von einiger Bedeutung erschienen. So sorgfältig man auch darauf achtete, daß kein sozialdemokratischer Redakteur oder „Agitator" zur Enquete berufen wurde, die Vorstände der größten Arbeiter-Krankenkassen und Gewerkschaften konnte man nicht umgehen. Die waren aber alle Sozialdemokraten. Die Herren von der Rechten wollten jedoch zeigen, daß die internationale Sozialdemokratie denn doch nicht die Arbeiterkreise ausschließlich beherrsche. Sie bewirkten auf der einen Seite die Einladung mehrerer Tschechen und Polen sowie eines Italieners, die man für „national" hielt; auf der andern Seite die mehrerer christlich-sozialen, zünftlerischen Arbeiter.

Das Experiment schlug jämmerlich fehl. Die christlich-sozialen Arbeiter zeigten sich von einer solchen Bornirtheit, daß sie gar nicht begriffen, was in der Enquete vorging. Ihr Patron, der schon genannte Pater Eichhorn, hatte ihnen die Antworten, die sie geben sollten, aufgeschrieben — über diese Antworten hinaus vermochten sie nichts Zusammenhängendes auszusagen. Die Polen und der Italiener aber entpuppten sich als Sozialdemokraten, und die drei jungtschechischen, nationalen Arbeiter nahmen, ohne irgendwelche vorherige Verständigung, aus reinem Klasseninstinkt, denselben Standpunkt ein, wie die Sozialdemokraten. Sie alle verlangten das allgemeine Wahlrecht und daneben Arbeiterkammern nach dem Muster des Entwurfs der Sozialdemokraten im Reich; sie alle erklärten die Plener'schen Arbeiterkammern für eine bloße Scheinkonzession, die man eventuell auch benützen würde, über deren Werth für die Arbeiterklasse man sich jedoch nicht den geringsten Täuschungen hingebe.

Die Enquete zeigte deutlich das Scheitern der liberalen wie der konservativen Spekulation auf die Arbeiter. Die christlich-soziale Arbeiterpartei wurde damals unter allgemeinem Gelächter begraben. Nicht einmal ihre eigenen Förderer hielten es der Mühe werth, ihr eine Grabrede zu halten. Der Versuch aber, slavische und italienische Arbeiter gegen die vorwiegend deutsche Sozialdemokratie auszuspielen, führte nur dazu, daß zwischen den proletarischen Vertretern der verschiedenen Nationalitäten eine bessere Fühlung angebahnt wurde, als sie bis dahin bestanden. Die Enquete über die Arbeiterkammern wurde zu einem österreichisch-internationalen Arbeiterkongreß auf Staatskosten.

Dieser Ausgang der Enquete, noch dazu so bald nach dem Erfolg des Hainfelder Parteitags, mußte die herrschenden Kreise sehr verstimmen und einen stetig sich steigernden Unmuth vor allem gegen diejenige Körperschaft und dasjenige Blatt erregen, wo man den geistigen Mittelpunkt der sozialdemokratischen Bewegung suchte: gegen den Wiener politischen Verein „Wahrheit" und die „Gleichheit". Die Chikanirungen derselben durch Polizei und Staatsanwaltschaft mehrten sich. Die Streiksaison brachte die übervolle Schale des Zorns vollends zum Ueberlaufen.

Wie alle Industriestaaten Europas war auch Oesterreich im Jahr 1889 der Schauplatz einer lebhaften Streikbewegung, die um so mächtiger und erbitterter wurde, je mehr auf der einen Seite in den Zeiten der Krisis die Löhne herabgedrückt und die Arbeitszeiten ausgedehnt worden waren, so daß die geringste Hebung der wirthschaftlichen Lage die Arbeiter förmlich

drängte, eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen zu verlangen; je mehr auf der andern Seite der Glaube an die Widerstandslosigkeit der Arbeiter und das Vertrauen in den Schutz der Behörden die Unternehmer auch den mäßigsten Anforderungen unzugänglich machte.

Nirgends in Oesterreich ist auch nur ein einziger Streik von sozialdemokratischer Seite provozirt worden. Die Arbeiter hatten unter viel zu ungünstigen politischen und ökonomischen Bedingungen zu kämpfen, als daß ein Streik aussichtsvoll erschienen wäre. Weit entfernt, zu Streiks zu reizen, suchten vielmehr die Sozialdemokraten von Streiks möglichst abzurathen, — so in mehreren Artikeln der „Gleichheit". Wo es aber trotzdem zum Streik kam, da sprangen sie den Streikenden hilfreich bei, mit Rath und That; sie halfen, sie organisirten, sie wirkten dahin, daß Konflikte mit den Behörden vermieden wurden, die die Lage der Streikenden hätten erschweren können, sie unterstützten sie endlich mit Geld, so weit die vorhandenen Mittel reichten. Haben sie auch nirgends Streiks provozirt, so haben sie überall, wo sie Einfluß auf die Arbeiterschaft besaßen, dahin gewirkt, daß ein ausgebrochener Streik die betreffenden Proletarierschichten so wenig Opfer als möglich koste und die möglichst günstigen Resultate erziele.

Typisch für die Haltung der Sozialdemokratie wurde der erste große Streik des Jahres 1889 in Wien, der gleichzeitig mit dem Streik der Lloydarbeiter in Triest die Streiksaison eröffnete: die Arbeitseinstellung der Pferdebahnkutscher, die am Ostersonntag, dem 21. April, ausbrach. Dieselbe zeigte sich in vielen Punkten dem später ausbrechenden und in jeder Beziehung viel großartigeren Streik der Londoner Dockarbeiter verwandt. Hier wie dort richtete sich die Arbeitseinstellung gegen eine Gesellschaft, die, um die Ausfälle hereinzubringen, welche ihre Mißwirthschaft verursacht, nicht nur ihre Arbeiter, sondern auch das sie benützende Publikum, Dank ihrer Monopolsstellung, auf das unverschämteste ausbeutete. Daher waren von vornherein die Sympathien des Publikums, wie in London, so in Wien, auf Seite der Streikenden; aber hier wie dort waren es Anfangs nur die Sozialisten, die sich ihrer thatkräftig annahmen. In einem Punkte aber bestand zwischen Wien und London ein großer Unterschied. In der österreichischen Metropole verhielt sich die Polizei nicht neutral, sondern bot alles auf, um durch Einschüchterung der Streikenden und Begünstigung der Pferdebahngesellschaft dieser zum Siege über jene zu verhelfen. Kein Wunder, daß die Volksmassen über diese unverhohlene Parteinahme zu Gunsten der verhaßten Gesellschaft in die größte Entrüstung geriethen. Es kam zu Reibungen und Zusammenstößen zwischen Volk und Polizei; und da diese sich zu schwach erwies, den von ihr provozirten Massen Widerstand zu leisten, wurde schließlich Militär aufgeboten und mit Hilfe von Husaren und Dragonern „Ruhe und Ordnung" wiederhergestellt.

Diese Vorgänge erregten die lebhafteste Angst unter den Besitzenden; diese fühlten instinktiv, daß die leichte Erregbarkeit der Massen und ihr hartnäckiger Widerstand gegen die bewaffnete Macht eine tiefgehende Erbitterung anzeigten, zu deren Dämpfung etwas geschehen müsse, und laut ertönte nun der Ruf, nicht nach sozialen und politischen Reformen zur Hebung und Befriedigung der Volksmassen, sondern nach — Polizei.

Wohl hatte die Sozialdemokratie mit den Ausbrüchen der Volksleidenschaft, zu denen es gekommen war, nichts zu thun. Sie hatte die Kutscher organisirt und unterstützt, aber dabei ihnen auch ausdrücklich eingeschärft, sich durch nichts zu einem ungesetzlichen Schritt provoziren zu lassen, was zum sofortigen Zusammenbruch des Streiks geführt hätte. Wenn die Kutscher, wie allgemein anerkannt wurde, eine musterhafte Haltung behaupteten, so war dies vor Allem dem Eingreifen der Sozialdemokratie zu verdanken. Es hatten auch nur die antisemitischen Blätter den traurigen Muth, die Sozialdemokratie als Urheberin der Krawalle zu denunziren, ohne daß in den zahlreichen gerichtlichen

Anklagen, welche dieselben zur Folge hatten, auch nur ein einziger Sozialdemokrat getroffen worden wäre.

Auch bei allen andern damaligen und späteren Arbeitseinstellungen, die von Sozialdemokraten berathen wurden, wie dem Streik der Lloydarbeiter in Triest, denen der Textilarbeiter in Brünn und Jägerndorf ꝛc., haben sich die Streikenden völlig ruhig und gesetzlich verhalten.

Aber die Streikbewegung erregte einmal das Unbehagen, ja vielfach die Angst der Besitzenden; die Arbeiterbewegung mußte niedergehalten werden. In Oesterreich hat aber dieselbe ihren einzigen Ausdruck in der Sozialdemokratie gefunden; in den Gewerkschaften, den Krankenkassen, den Arbeiterbildungsvereinen, ja selbst vielen Arbeiterkonsumvereinen dominiren die Sozialdemokraten. Daher fällt auch in Oesterreich die Geschichte der Arbeiterbewegung mit der der Sozialdemokratie zusammen. Kein Wunder, daß, wer die Arbeiterbewegung treffen will, die Sozialdemokratie schlägt, und umgekehrt, daß jede Schädigung der Sozialdemokratie zu einer moralischen und materiellen Schädigung der Arbeiterklasse führt; daß jeder, der eine Besserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen der Arbeiterklasse hindern will, nach einer Einengung der Sozialdemokratie schreit.

So erinnerte man sich denn, als die Lohnbewegung immer höhere Wogen schlug, daran, daß man noch diverse Anarchistenverordnungen habe. Wohl gab es keine Anarchisten mehr, wohl hatten die Sozialdemokraten sich vollkommen gesetzlich benommen; aber die Ausnahmsgesetze sind ja nicht gegen die Verletzer der allgemein giltigen Gesetze bestimmt: die kann man ja ohnehin fassen; die Ausnahmsgesetze richten sich gegen solche unbequeme Leute, die das Verbrechen begehen, bei ihrem oppositionellen Thun sich auf dem Boden des gemeinen Rechts zu halten. Daß die Sozialdemokraten das gethan hatten, dafür wurden sie auf das Empfindlichste bestraft, wenigstens im Bereich des Ausnahmszustandes, innerhalb dessen die polizeiliche Willkür Gesetz ist.

Und als gar einige Wochen nach den Exzessen von Wien die von Steyr (17. und 18. Juni) und von Kladno (20. Juni) folgten, da wurde die Sozialdemokratie vollends verfehmt, trotzdem sie diesen Vorgängen völlig fern stand. In Kladno hatten die Kohlengräber gestreikt. Die größten Gruben, in denen der Streik ausbrach, gehörten der Prager Eisenindustriegesellschaft, deren Direktor, Bacher, bei den Arbeitern auf's Aeußerste verhaßt war. Sein Verhalten während des Streiks trug gerade nicht dazu bei, ihm neue Sympathien zu erwerben. Er begnügte sich nicht damit, daß die Arbeiter unterlagen. Er mußte sie für ihre „Empörung" auch bestrafen. Als sie wieder einfahren wollten, theilte er ihnen mit, ihr Eigenthum sei konfiszirt, das heißt, sie hätten in Folge der Arbeitseinstellung alle Ansprüche an die Knappschaftskasse, in die sie seit Jahren zahlten, verloren. Das war selbst den Behörden zu stark und der Herr Direktor mußte seine anarchistischen Gelüste nach dem Kassenvermögen der Arbeiter unterdrücken. Dafür zwang er sie, eine Deputation an ihn zu entsenden, die ihn wegen ihrer „schlechten Aufführung", nämlich wegen des Streiks, um Verzeihung bitten mußte. Daß diese Demüthigung eine tiefe Erbitterung hervorrief, ist leicht begreiflich. Beim Frohnleichnamsfest kam es gelegentlich der Arretirung eines Burschen, der von einem Bäumchen einen Zweig abgebrochen, zu einer Rauferei, in der die Gensdarmen den Kürzern zogen. Daß in der aufgeregten Menge nun plötzlich die Rachegefühle lebendig wurden und daß sie vor das Haus des verhaßten Bacher zog und dasselbe demolirte, ist naheliegend. Nur nebenbei sei bemerkt, daß Held Bacher, der wehrlosen Arbeitern gegenüber so viel Dreistigkeit entwickelte, Weib und Kind in seinem Hause allein der Volkswuth überließ, und, ohne sich um sie zu kümmern, nach Prag eilte. Es war nicht seiner Fürsorge zu danken, wenn den Seinen kein Haar gekrümmt wurde.

Der Exzeß ist nach dem Vorausgegangenen psychologisch leicht verständlich. Die Aufreizungen des Herrn Direktors Bacher genügten, es bedurfte nicht fremder

„Hetzer“. Die Sozialdemokratie hatte mit den Kladnoer Vorgängen um so weniger zu thun, als sie auf die dortigen Arbeiter nicht den geringsten Einfluß besitzt. Die ganze tschechische Arbeiterbevölkerung von Kladno ist noch sehr rückständig. Es geht kein einziges Exemplar einer sozialistischen Zeitung dahin.

Anders in Steyr. Dort wurden „Gleichheit“ und andere sozialistische Zeitungen stark gelesen. Aber mit den Exzessen hatten auch dort die Sozialdemokraten nichts zu thun. In der Nummer der „Gleichheit“ vom 14. Juni erschien ein Bericht, der die Zustände in einer Steyrer Fabrik schilderte und den Gewerbeinspektor aufforderte, den dortigen Ungesetzlichkeiten ein Ende zu machen. Der Bericht scheint in Steyr Aufsehen erregt zu haben, denn dem Besitzer der Fabrik, der den passenden Namen Teufelmayer führte, wurde am 17. von einigen Arbeitern eine Katzenmusik gemacht. Dabei wäre es wohl geblieben. Aber der Bürgermeister von Steyr, der, um die Leute zum friedlichen Auseinandergehen zu bewegen, sehr vernünftigerweise versprochen hatte, es solle Niemandem der Demonstranten etwas geschehen, brach am nächsten Tage sein Versprechen und ließ zwei Theilnehmer an der Katzenmusik verhaften. Darob große Aufregung, Versuche, die Verhafteten zu befreien, schließlich Einschreiten von Militär. Auch hier waren die Exzesse spontan entstanden und hatten mit sozialdemokratischen „Aufreizungen“ nichts zu thun, wenn man nicht schon das Anrufen des Fabrikinspektors in diese Kategorie zählen will.

Aber, wie gesagt, mochte die Sozialdemokratie noch so gesetzlich vorgehen; die Arbeiter rührten sich, folglich mußte man auf die Sozialdemokratie losschlagen.

Zuerst wurde dem politischen Verein „Wahrheit“ der Garaus gemacht. Schon vor dem Streik der Pferdebahnkutscher war er polizeilich chikanirt worden. Man hatte ihm nur noch geschlossene Versammlungen gestattet, deren Theilnehmer vorher der Polizei gemeldet werden mußten. Man hoffte, die Parteimitglieder dadurch vom Besuch der Versammlungen abzuhalten, denn die Theilnehmerlisten waren unter dem Regime des Ausnahmszustandes, der der Polizei die Befugniß der Ausweisung jedes Mißliebigen giebt, wirkliche Proskriptionslisten. Aber die Einschränkung der Polizei verstärkte nur den Andrang zu den Versammlungen des Vereins. Am 12. Mai wurde beim Schwender eine „geschlossene“ Versammlung abgehalten, zu der sich 4000 Personen als Theilnehmer in die aufliegenden Listen eingezeichnet hatten. Daß der Verein den polizeilichen Anforderungen in solcher Weise nachkam, das brach ihm das Genick. Am 15. Mai wurde er auf Grund der den Ausnahmszustand verfügenden Verordnung sistirt.

Gleichzeitig war man gegen die „Gleichheit“ vorgegangen. Wegen Aufreizung gegen die Besitzenden, nämlich die Pferdebahngesellschaft, und wegen Schmähung der Behörden und Gutheißung verbotener Handlungen, da die „Gleichheit“ gefunden hatte, die Dragoner hätten mehr Schneidigkeit entwickelt, als durch die Verhältnisse geboten war, wurde am 7. Mai die Anklage gegen den Herausgeber und den verantwortlichen Redakteur der „Gleichheit“, gegen Adler und Bretschneider, erhoben; und der Staatsanwalt beantragte die Verweisung der Angeklagten vor den Ausnahmsgerichtshof für anarchistische Bestrebungen.

Dies die Folgen des Tramwaystreiks. Auf die Steyrer Vorgänge folgte am 21. Juni das Verbot der „Gleichheit“, auch auf Grund des Ausnahmszustandes.

Der 27. Juni brachte die Verhandlung gegen Adler und Bretschneider vor dem Ausnahmsgerichtshof. Die Angeklagten gingen auf das meritorische der Anklage gar nicht ein, sondern beschränkten sich darauf, die Kompetenz des Gerichtshofes zu bestreiten, vor den sie als Sozialdemokraten nicht gehörten. Dagegen erwiderte der Staatsanwalt, anarchistisch seien alle auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen, und da die herrschenden Klassen es nicht dulden würden, daß die sozial-

demokratischen Bestrebungen anders als auf gewaltsamem Wege verwirklicht würden, seien dieselben identisch mit den anarchistischen Bestrebungen. Der Gerichtshof zollte dieser Logik Beifall, erklärte sich für kompetent und verurtheilte Adler, als den Verfasser der inkriminirten Artikel, zu viermonatlicher strenger Arreststrafe verschärft durch einen Fasttag in jedem Monat (!), Bretschneider zu einer Geldstrafe.

Wenige Wochen darauf, am letzten Juni, ließ die Regierung das Anarchistengesetz, auf Grund dessen der Ausnahmsgerichtshof gebildet worden, ablaufen, ohne es zu erneuern. Es gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten österreichischer Politik, daß unmittelbar nachdem die Staatsanwaltschaft unter dem Beifall der Richter in der provozirendsten Weise alle Mittel der Rabulistik aufgeboten, um nachzuweisen, daß jeder Sozialdemokrat ein Anarchist und das Anarchistengesetz unentbehrlich sei, der Justizminister Graf Schönborn zur Ansicht kam, das Anarchistengesetz sei überflüssig. Deswegen also Räuber und Mörder?

Der oberste Gerichtshof, an den Adler appellirte, fand wieder, das am 31. Juli überflüssig gewordene Anarchistengesetz sei am 17. Juni noch höchst nothwendig und Adler damals ein Anarchist gewesen, der mit Recht vor dem Ausnahmsgerichtshof und nicht den Geschworenen abgeurtheilt worden. Die Appellation wurde verworfen am 7. Dezember.

Eine weitere Sonderbarkeit: das Anarchistengesetz, das die Anarchisten und nach der jüngsten Auslegung auch die Sozialdemokraten ihrem ordentlichen Richter, den Geschwornen entzog, wurde wegen des Aufhörens der Anarchistengefahr fallen gelassen. Der Ausnahmszustand, der wegen derselben Gefahr über Wien und Umgebung verhängt worden, und der nicht blos die Anarchisten, sondern die ganze Bevölkerung dieses Bezirks der Polizeiwillkür auslieferte, wurde dagegen aufrecht erhalten. Ja, während man das Anarchistengesetz aufhören ließ, trat eine Verschärfung in der Handhabung des Ausnahmszustandes ein: Seit dem Streik der Tramwaykutscher ist in Wien keiner Partei die Abhaltung einer öffentlichen allgemein zugänglichen Versammlung mehr bewilligt worden, sondern nur noch Versammlungen von Vereinen, Genossenschaften u. dgl.

Diese verschärfte Handhabung sollte wohl in erster Linie dazu dienen, die Streikgelüste niederzuhalten. Aber siehe da! Gerade unter diesem Regime sollte einer der großartigsten, vielleicht der großartigste Streik ausbrechen, den Oesterreich bisher gesehen: der Drechslerstreik, der das Jahr würdig beschloß, das mit dem Hainfelder Parteitag begonnen.

Es war ein Streik eigener Art. Die Knopfdrechslermeister in Wien, trotzdem sie sich noch als Handwerker vom alten Schlag fühlen, sind nichts als „Sweaters" — wir gebrauchen diesen englischen Ausdruck, weil er sich gleich den Ausdrücken „Strike", „Blackleg" 2c. in Deutschland bereits eingebürgert hat und weil die deutschen Bezeichnungen dafür nur eine eng begrenzte lokale Geltung haben. Die Wiener Knopfdrechsler arbeiten nicht direkt für den Konsumenten, sondern für den Kaufmann, den Verleger, den „Exporteur". Der Abnehmer sind wenige, der Produzenten viele; jene waren einig, diese zersplittert, durch Konkurrenzneid unter einander verfeindet; kein Wunder, daß die Exporteure in der angenehmen Lage waren, die Preise mehr und mehr drücken zu können. Die Meister waren widerstandslos; sie wußten nur ein Hilfsmittel im Konkurrenzkampf: die steigende Ausbeutung der Arbeiter.

Aber Alles hat seine Grenze, auch die Ausbeutung. Die Preise sanken so tief, daß weder Meister noch Gesellen mehr existiren konnten. Das einzige Mittel, diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, war die Vereinigung. Eine Einigung unter den Meistern stellte sich aber bald als eine Unmöglichkeit heraus. Es giebt wenige Thatsachen, die bezeichnender darthun, wie tief das Kleingewerbe bereits gesunken ist als dieser Mangel des Gefühls der Solidarität, des Vertrauens zu den Genossen. Das Kleinhandwerk ist nicht blos technisch, sondern auch moralisch bankerott.

Während die Arbeiter bei jeder Gelegenheit ihr Solidaritätsbewußtsein auf's glänzendste bethätigen, selbst dort, wo ihnen die Möglichkeit einer äußerlichen Zusammenfassung ihrer Kräfte beschränkt oder ganz genommen ist, bleiben alle Versuche erfolglos, auch wenn sie unter Mitwirkung einflußreicher Kreise und der Regierungen gemacht werden, die Handwerker in Organisationen zu vereinigen. Uneinigkeit, Bornirtheit, Indifferenz und Hilflosigkeit haben noch jede der neugebackenen Meisterzünfte und Innungen an einer ersprießlichen Thätigkeit gehindert*).

So sahen auch die Wiener Knopfdrechslermeister ein, daß sie mit eigener Kraft den Verlegern keinen Widerstand leisten könnten. Sie wandten sich daher an die Gesellen, denen sie sich sonst so hochmüthig überlegen fühlten: diese sollten streiken und dadurch die Meister zwingen, einmüthig höhere Preise zu verlangen. Etwas Kläglicheres ist kaum denkbar: die Meister baten ihre Gesellen, sie in die Schlachtlinie hineinzuprügeln.

Die Gesellen verhielten sich diesem Ansinnen gegenüber sehr kühl; sie meinten, und mit Recht, den Meistern sei nicht zu trauen. Indessen genügten schon die Verhandlungen mit den Gesellen und die Möglichkeit eines Streiks, daß die Exporteure Anfangs November aus freien Stücken eine kleine Erhöhung der Knopfpreise zugestanden. Sie hatten alle Ursache dazu, da große Bestellungen einliefen, die rasch effektuirt werden sollten, und ein New-Yorker Haus, Roathshild, das den Export monopolisiren wollte, mit der Preiserhöhung voran ging.

Die Meister machten Miene, sich mit dem kläglichen Aufschlag von fünf Prozent zufrieden zu geben, dafür wollten sie aber davon nicht blos den Löwenantheil, sondern Alles einstecken. Die Gesellen, die sie mit der Verheißung einer Lohnerhöhung zum Streik hatten verlocken wollen, sollten nun gar nichts bekommen. Da empörten sich diese endlich, in einer Werkstatt nach der andern legten sie die Arbeit nieder und am 18. November wurde der Streik allgemein. 4000 Mann waren im Ausstand.

Die Meister zeigten sich jetzt in ihrer ganzen Impotenz. Was sie gewollt, war geschehen. Die Gesellen hatten die Arbeit eingestellt. Aber nur ein Theil der Meister schloß sich der Arbeitseinstellung an, sperrte die Werkstätten zu und machte mit den Gesellen gegen die Exporteure Front, um diesen günstigere Arbeitsbedingungen abzuringen. Ein anderer sehr großer Theil dagegen suchte die günstige Gelegenheit auszubeuten, um auf Kosten der Allgemeinheit einen Profit herauszuschlagen, freilich nur einen momentanen, der mit einem dauernden Verlust bezahlt worden wäre, wenn die Meister nicht die Arbeiter hinter sich gehabt hätten. Diese blieben fest, den Verräthern unter den Meistern blieben fast nur Lehrlinge als Arbeitskräfte übrig, die sie zwar auf's Aeußerste anspannten, deren Produkt aber in keiner Weise genügte. Daß so viele Meister ihre Lehrlinge während des Streiks arbeiten ließen, änderte wohl nichts am Endergebniß desselben, zeigte aber, daß es nur der Festigkeit der Arbeiter zu verdanken war, wenn schließlich Beide, Meister wie Arbeiter, ihre Forderungen durchsetzten.

Von der Zerfahrenheit, Kopflosigkeit, ja selbst Gemeinheit vieler Meister — einige riefen die Polizei an, sie möge die von ihnen zum Streik Aufgerufenen ausweisen! — stach vortheilhaft ab die Ruhe, Ausdauer und Geschlossenheit der Arbeiter, die sich weder provoziren noch einschüchtern ließen. Zuversicht und Enthusiasmus herrschten in ihren Versammlungen und verbreiteten sich bald auch in der übrigen Bevölkerung der Vorstädte, die sie bewohnten. Nicht blos Arbeiter, auch Kleinkrämer, Wirthe 2c. steuerten zum Streikfond bei, bewirtheten oft ganze Schaaren von Streikenden — einige Barbiere erklärten sich sogar bereit, da sie

*) Sehr richtig sagt die Wiener „Arbeiter-Zeitung" in einem Artikel über den Streik der Knopfdrechsler: „Leichter sind 30 000 Lohnarbeiter zu einer solidarischen Masse zu organisiren, die vernünftig, zweckbewußt und opferwillig handelt, als es möglich ist, dreihundert Handwerksmeister unter einen Hut zu bringen. Die schmutzigste, engherzigste Konkurrenz, der kurzsichtigste Brotneid sprengt sie sofort auseinander."

nichts anderes für sie thun konnten, sie umsonst zu rasiren. Mehr als 10000 Gulden, eine für österreichische Verhältnisse kolossale Summe, wurde für die Streikenden aufgebracht. So imponirend war deren Haltung, so überwältigend die allgemeine Theilnahme der arbeitenden Bevölkerung, daß selbst die Polizei sich davor beugte. Sie ließ die Streikenden ruhig gewähren und führte keine der Drohungen aus, die sie im Anfang der Arbeitseinstellung ausgesprochen. Noch nie, selbst in den Zeiten der größten Bewegungsfreiheit, ist bei einem großen Streik in Oesterreich die Polizei so wenig hervorgetreten, wie bei diesem, der in die Zeit der scharfen Handhabung des Ausnahmszustandes fiel. Dafür ist auch keiner so ruhig und würdevoll verlaufen, wie dieser.

Der Verlauf des Drechslerstreiks und die ganze Entwicklung während des Jahres 1889 überhaupt haben gezeigt, daß für Oesterreich die Zeit vorbei ist, in der die Arbeiterbewegung von den Schwankungen im Verhalten der Behörden zu ihr merklich beeinflußt wurde. Sie ist nicht mehr die zarte exotische Pflanze, die bei jedem Windstoß die Blätter hängen ließ und nur im Sonnenschein gedieh. Sie hat Wurzel gefaßt und sich akklimatisirt und wächst jetzt unaufhaltsam, mag es auch noch so sehr stürmen. Die sozialistischen Tendenzen sind nicht mehr auf einige auserwählte Arbeiterkreise beschränkt, sie sind in die Massen wenigstens der Industriebezirke gedrungen und sie herrschen in deren Köpfen nicht als fromme Wünsche, als Träume, denen man nachhängt, wenn man nichts anderes zu thun hat, um derentwillen man aber nichts riskirt, nein, sie sind eins geworden mit dem Klassenkampf und erfüllen alle Lebensäußerungen des Proletariats.

Entwächst aber die österreichische Arbeiterbewegung immer mehr dem Stadium der Schwäche und Unreife, in dem politischer Druck zur Unterdrückung führt, so ist sie auch jenem Stadium der Verzweiflung entwachsen, das sich mit dem Spruch zu trösten sucht: „Druck erzeugt Gegendruck", einem Stadium, in dem zwecklose Provokation des Gegners und unbegründete Entmuthigung, überschwängliche Illusionen und gänzliche Hoffnungslosigkeit, ungezügelter Thatendrang und stumpfe Apathie einander, oft unvermittelt, ablösen.

Die Arbeiterbewegung hat in Oesterreich im vergangenen Jahre eine Höhe erreicht, wie nie zuvor; noch nie vorher hat sie solche Summen zu Unterstützungszwecken aufgebracht, haben ihre Zeitungen solche Auflagen erreicht, wie 1889; noch nie war die Arbeiterbewegung zielbewußter, klarer, einheitlicher, noch nie ruhiger und besonnener und noch nie einflußreicher und geachteter.

Man darf annehmen, daß die österreichische Arbeiterbewegung die schwerste Zeit, die Zeit der Anfänge, hinter sich hat, daß der Strom das Bett, das er sich gegraben, nicht wieder verlassen wird.

Zur Psychologie des Kleinbürgerthums.

Von

Dr. Bruno Schoenlank.

II. Kleinbürgerthum und Politik.

Aufopferung der Selbständigkeit zu Gunsten der Großen schließt den Haß gegen diese Großen nicht aus. Aber er kommt nicht frei, stolz, energisch zum Ausdruck, er wird nicht zur Quelle befreiender Thaten, sondern verkümmert in der Stickluft der kleinbürgerlichen Welt zu nörgelnder Gehässigkeit, welche nie zum Handeln, kaum zu Worte kommt. Die Faust, die eben noch in der Tasche geballt war, öffnet sich, und ehrerbietig zieht der Kleinbürger vor dem Gegenstande seines Zornes die Mütze. Sein verbissener Ingrimm

über die Schlechtigkeit der Welt, welche ihn nicht zur Geltung kommen läßt, ist schwächlich und ziellos. Der erbitterte Philister ist niemals revolutionär, er ist höchstens rabiat. Damit ist zugleich seine Stellung zur *Politik* gekennzeichnet.

Zum Dienen geboren und erzogen, ist er zwar im Stande, die Schwächen seiner Gebieter auszuspüren, aber er vermag sich die Welt nicht anders als hierarchisch geordnet zu denken. Seine Kritik, so scharf sie auch erscheint, weil sie grell hervortretende Mängel der Herren trifft, haftet in Wirklichkeit nur am Aeußerlichen und greift niemals den Kern, sondern die Hülle, nicht das Wesen, sondern den Schein an. Die Raisonnements der politischen Gesindestube beweisen, daß Kammerdiener keine Helden kennen, sie führen aber nicht dazu, daß sie auch keine Herren mehr kennen würden. Diese Unterwürfigkeit unter Menschen, deren Mängel und sittliche Defekte bekannt sind, erscheint um so verwerflicher, da die Entschuldigung, der Rausch der Heroenvergötterung lasse sie nicht zur ruhigen Ueberlegung kommen, hier nicht zulässig ist. Das Gleiche gilt von der Beurtheilung der Zustände. Der Kleinbürger findet kein Ende zu klagen und zu tadeln, und wirklich ist der Druck, welcher auf ihm lastet, ein schwerer. So wenig er aber den Personen gegenüber seine Bedientenrolle aufgiebt, so wenig auch den Dingen gegenüber. Wie jene alten Aerzte will er Krankheiten nicht verhüten, sondern erst bekämpfen, wenn sie den Leib bereits ergriffen haben, und die Palliativkur ist die einzige Heilmethode, für welche er Verständniß hat. Er kann die politischen und gesellschaftlichen Uebel nicht anders behandeln, weil seine jetzige Stellung bedingt ist durch das Fortbestehen des jetzigen Herrschaftsverhältnisses und der jetzigen Zustände. Ohne Klassengegensätze würde das Kleinbürgerthum unmöglich sein. Aber durch die Klassengegensätze wird sein Dasein auf die Dauer gleichfalls unmöglich, da die in beschleunigtem Tempo vor sich gehende Zerspaltung der Gesellschaft in die zwei großen Gruppen der Besitzenden und Besitzlosen ein Zwischenglied nach dem andern zerstört, und die Liquidation derer, die wenig haben, unstreitbar erfolgen wird. Das Alpendorf, das am Fuße eines langsam, aber regelmäßig vorrückenden Gletschers liegt, wird eines Tages verschwinden; und wo heute noch der Rauch des Heerdes emporwirbelt, werden kaum Schutthalden als letzte Spuren an die frühere Ansiedelung erinnern. Der Kleinbürger zittert vor der Gegenwart, aber ihm graut auch vor der Zukunft, die Unsicherheit seiner Lage erzeugt die Unsicherheit seines Blickes, die Ungewißheit darüber, was ihm der Morgen bringen wird, erklärt die Unentschlossenheit seiner Haltung in öffentlichen Fragen. *Das Dilemma seiner Gedanken ist ein Abbild des Dilemmas seiner Situation.*

Die Verworrenheit ihrer Vorstellungen hindert unsere Kaste, festen Fuß zu fassen, ein bestimmtes politisches oder wirthschaftliches Programm aufzustellen und folgerichtig zu verfechten. Wenn sie über die kostspieligen Vergnügungen der Mächtigen sich entrüstet und bis auf Heller und Pfennig ausrechnet, daß diese oder jene Unternehmung, welche allein zur Befriedigung der Eitelkeit eines Großen in's Werk gesetzt wird, ohne dem Gemeinwesen im günstigsten Falle etwas zu nützen, Hunderttausende verschlingt, so ist sie dennoch bereit, die Darreichung der öffentlichen Mittel zu solch unfruchtbaren Dingen zu billigen. So benörgelt der englische Philister jede neue Ausgabe für den Hof, und seine Vertreter kritisiren die Erhöhung der Apanagen, um dieselben schließlich zu bewilligen. Mögen die Lasten für die Unterhaltung eines stehenden Heeres noch so schwer sein, so begnügt sich der kleinbürgerliche Musterpolitiker damit, die Riesenhaftigkeit des Militäretats festzustellen, hie und da einen kleinen Posten, auf welchen klüglich die Regierung verzichtet, abzuhandeln, um dann das ganze Budget unbesehen anzunehmen. Die Seele des Kleinbürgerthums ist im ökonomischen, wie im politischen Leben der Schacher, das Feilschen und Streiten um Kleinigkeiten. Es fühlt dunkel, daß jeder Versuch, einen ernsthaften Stoß gegen das System zu führen, auch ein Stoß in's eigene Herz ist.

Zur Einlullung der mehr zum Wider-

spruch Geneigten bedienen sich die Machthaber verschiedener Mittel, deren Plumpheit wetteifert mit der Präzision ihrer Wirkung. Das ungeschriebene Handbuch der politischen Logik, aus welchem die herrschenden Klassen ihre Staatsweisheit schöpfen, belehrt sie, daß wenn die Ungerechtigkeit der von ihnen zu ihrem Vortheil geschaffenen Maßregeln zu offenbar ist, die Illusion beruhigend wirkt. Die zahlreichen Werkzeuge, welche ihnen zur Verfügung stehen, werden in Thätigkeit gesetzt, um den gewünschten Eindruck zu erzielen. Sei es, daß dienstwillige Rhetoren oder schreibgewandte Sophisten gebraucht, sei es, daß Geld und Schmeichelreden, der Einfluß der Präfekten, Versprechungen und Drohungen angewendet werden, so gelingt es in der Regel dem Gebrauch einiger oder aller dieser Mittel, die beabsichtigte Täuschung herbeizuführen. Wir wissen, daß gerade das Kleinbürgerthum in Folge seiner ganzen Stellung der Illusion leicht zugänglich ist. Einer der beliebtesten Kniffe der im Solde der Herren stehenden Schönredner und Schreiber ist es, den Gewinn, der thatsächlich nur einem oder einigen wenigen Begünstigten oder einer bevorzugten Klasse zufällt, als etwas für die Getäuschten Ersprießliches hinzustellen. Wenn z. B. ein Gesetz durchgebracht werden soll, welches nur einer Minderheit der Landwirthe Gelegenheit giebt, sich zu bereichern, so wird auf Grund trügerischer Rechnungen und falscher Voraussetzungen die Meinung verbreitet, daß das Gesetz allen Landwirthen von großem Vortheile sei. Da nun der Eigennutz eine starke Triebfeder des menschlichen Handelns ist, und die Aussicht auf einen Profit kühle Ueberlegung verhindert, da ferner der Knechtssinn es mit sich bringt, daß unbesehen Alles für wahr gehalten wird, was von den Autoritäten ausgeht, so wird die Illusion in den meisten Köpfen erzeugt, thut ihre Arbeit, und der gewollte Zweck ist erreicht. Oefters wird auch zugestanden, daß eine Forderung, welche an den öffentlichen Säckel gestellt wird, die Finanzverhältnisse des Landes verschlechtert, zugleich aber stellt man es so dar, als ob dieselbe geeignet sei, ein dringendes Bedürfniß zum Wohle des Landes zu befriedigen. Viele hindert schon die Furcht, für nicht vaterlandsliebend, für einen Landesfeind und Parteigänger des Auslandes gehalten zu werden, der Sache auf den Grund zu gehen. Auf Andere wirkt der Zauber eines Schlagwortes mit unwiderstehlicher Gewalt, so daß, wo ihr Patriotismus in Frage kommt, jede verständige Erwägung ausgeschlossen ist. Die große Menge begnügt sich gern, um der Mühe selbständigen Nachdenkens überhoben zu sein, mit einer fertigen Formel und macht sich zum Echo derjenigen, in deren Interesse die Formel zurechtgemacht worden ist. Selten mißlingt die Spekulation auf die Furcht der kleinen Leute für ihr Eigenthum. Da werden grellfarbige Karten gezeichnet, welche die Kräfte einer gegnerischen Macht viel größer darstellen, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Da wird die Einbildungskraft mit schrecklichen Bildern von Raub und Verwüstung geängstigt, da kommen bedenkliche Nachrichten aus den Grenzländern, und dies Alles wird von der leichtgläubigen Menge, die um Hab und Gut zu kommen fürchtet, für baare Münze genommen. Ein ähnliches Verfahren wird beobachtet, wenn ein Vernichtungskrieg gegen eine den Staatslenkern verhaßte Partei eröffnet werden soll. Da in Perioden des Niedergangs der Kampf gegen Ideen mit Bütteln geführt zu werden pflegt, so ist es nothwendig die Gewaltmaßregeln zu rechtfertigen. Der Kleinbürger wird als Stütze, ja als Grundpfeiler der Gesellschaft gefeiert, der berufen sei, den Staat gegen Unternehmungen zu schirmen, welche alles Bestehende umstürzen könnten. Sein Eigenthum sei in Gefahr, sein Familienglück drohe vernichtet zu werden. Schmeichelt es dem Philister, die Rolle des Vaterlandsvertheidigers zu spielen, so ist er zu allem bereit, wenn seine Position bedroht erscheint. Ein andermal wird das Bürgerthum als der Hort der Geistesfreiheit dargestellt und gegen kulturwidrige Tendenzen der Priesterschaft aufgeboten.

So wirksam auch die Künste der Machthaber sind, mit welchen sie die Gemüther zu bewegen und die Meinungen zu beeinflussen verstehen, so ist doch das

Kleinbürgerthum in jedem Rechenexempel eine variable Größe. Die in seiner wirthschaftlichen Natur begründete innere Haltlosigkeit macht es zu einem Spiel der Wellen, wenn ernsthafte politische Stürme kommen. Es giebt keine Partei, welcher es nicht schon dienstpflichtig gewesen ist, mögen deren Tendenzen radikal oder konservativ sein. So lange es Aussicht zu haben glaubt, seine utopistischen Wünsche zu verwirklichen, wenn es einer bestimmten Fraktion sich anschließe, so folgt es dieser, um sie ebenso rasch zu verlassen, wenn es sich wieder einmal enttäuscht sieht. Wenn es gemeinsame Sache mit den vorgeschrittensten Oppositionsparteien macht, so geschieht dies nicht etwa, weil unser Philister alle Grundsätze derselben billigt oder überhaupt kennt; er findet nur Geschmack an ihrer einschneidenden Beurtheilung der bestehenden Verhältnisse und an bestimmten Forderungen, welche geeignet scheinen, den auf ihm lastenden Druck zu erleichtern. Innerlich graut ihm vor dem sozialen Radikalismus, der auch sein kleines Dasein in seinen Grundfesten zu erschüttern droht, und er zieht sich zurück, wenn die Verhältnisse etwas bessere werden, oder die Angehörigkeit zur Opposition ernstliche Gefahren bringt, oder aber wenn eine andere Partei ihm Versprechungen macht. So begeistert er sich für freie und für Zwangsgenossenschaften, so stimmt er heute für die regierungsfreundlichen, morgen für die regierungsfeindlichen Parteien, wie gerade die sozialen und politischen Spannungszustände beschaffen sind. Ohne Klarheit und ohne bestimmtes Ziel leiht er jedem neuen Vorschlag sein Ohr und läßt sich gern zu jedem Experiment gebrauchen, das ihm von irgend einer Seite als heilsam vorgeschlagen wird. In Stunden der Gefahr zieht er sich scheu zurück und erscheint erst auf der Wahlstatt, wenn die Vertheilung der Beute beginnt.

Die Staatsmänner der herrschenden Parteien bemühen sich, die Einwirkung der fortgeschrittenen Fraktionen auf das Kleinbürgerthum dadurch fernzuhalten, daß sie ihm gewisse Zugeständnisse machen. Diese Zugeständnisse sind entweder so inhaltslos, daß es weder Geld noch sonstige Opfer kostet, sich zu ihnen zu bequemen, wobei man trotzdem die Pose selbstlosen Edelmuthes annehmen kann. Oder die Wünsche der Staatsmänner werden so lange dem Philister als seine eigenen dargestellt, bis er es selbst glaubt und als sein Verlangen vorbringt, was im Grunde die Forderung seiner Lenker ist. Die Staatsklugheit giebt dem Kleinbürgerthum ein harmloses Spielzeug, das den Besitzenden nicht gefährlich ist, oder leiht ihm eine Waffe, um sie gegen eine unterdrückte Klasse zu gebrauchen. Im letzteren Falle wird die Erbitterung sich gegen diejenigen wenden, welche der Waffe sich bedienen, obwohl sie nichts sind als Werkzeuge der Machthaber.

Aeußert sich die Unzufriedenheit über die Sozialzustände lebhafter, so bestreben sich die, welche die Urheber der Unzufriedenheit sind, nicht etwa dieselbe zu beseitigen, da es ihnen nicht in den Sinn kommt, die Quelle ihrer Macht, ihrer Genüsse, ihrer Reichthümer zu verstopfen, sondern den kurzsichtigen Philister auf eine falsche Bahn zu führen. Ist er auf dem Wege, welcher vom Ziel abführt, dann gestatten sie ihm, seinem Grolle Luft zu machen. Nur zu leicht wird die Begleiterscheinung des Uebels für die Ursache genommen, und ein Feldzug gegen jene eröffnet, da doch allein die Entfernung dieser die beklagten Mißstände beseitigen würde. Die patrizischen Oligarchien des deutschen Mittelalters handelten in ihrem Interesse, als sie das unterdrückte Volk die Ghetti stürmen ließen. Stets ist es ein alter bewährter Brauch kluger Despoten gewesen, für ein Sicherheitsventil zu sorgen, durch welches unschädlich die Gase entweichen können, die ohnedem eine Explosion herbeiführen würden. Der Haß des durch lange Hörigkeit abgestumpften Kleinbürgers ist von Haus aus kraftlos, und für die meisten Fälle genügt es, wenn er über mißliebige Personen oder unangenehme Verhältnisse schelten darf. Geben gar die Diener Gottes dem auf die falsche, den Großen nützliche Fährte geleiteten Aerger die priesterliche Weihe, so ist für eine Weile die Gefahr beschworen, und die Herren schlafen wieder sorgenlos auf ihren seidenen Kissen, während

der Irregeführte hinter einem Phantom athemlos einherjagt.

Da es den Zwecken der Besitzenden angemessen ist, nicht blos für bestimmte Gelegenheiten die Masse des Kleinbürgerthums unter ihr Kommando zu bringen und gegen innere oder äußere Gegner ihrer Autorität in's Feld zu führen, sondern es gewinnreicher ist, beständig dieselbe unter Aufsicht zu haben und ihre Abhängigkeit zu verewigen, so wird eine Reihe von Maßregeln getroffen, um die Vormundschaft über diese politisch immer Unmündigen nicht aus den Händen zu verlieren. So ungern man es sieht, wenn sich die Staatsangehörigen zur Behandlung öffentlicher Angelegenheiten in Verbänden zusammenschließen, sobald die Vermuthung nahe liegt, daß diese Verbände in Gegnerschaft zum herrschenden Regime treten könnten, so eifrig begünstigt man alle Vereine, die unmittelbar oder indirekt denselben förderlich sein können. Entweder werden derartige Vereine mit der ausgesprochenen Absicht in's Leben gerufen, den Gewalthabern Vorspann zu leisten, oder bestehende Organisationen, mögen sie auch noch so fern liegenden Zwecken dienen, werden in Werbebureaux umgewandelt, aus welchen die Landsknechte der Gewalt sich rekrutiren. So wird es das Schicksal von wissenschaftlichen, künstlerischen, geselligen Institutionen, durch den verhängnißvollen Einfluß der Mächtigen zu deren Organen herabzusinken und zu Handlungen sich benützen zu lassen, welche im schroffen Widerspruch zu den ursprünglichen Aufgaben stehen. Redegewandte, ehrgeizige Handlanger der Regierung drängen sich unter die Philister, erregen die Gemüther, um Begeisterung für hervorragende Persönlichkeiten oder Entrüstung über die Bekämpfung derselben durch die Opposition hervorzurufen. Kein Geburtstag einer Autorität wird versäumt, an welchem nicht Ergebenheitsadressen und Telegramme abgeschickt, kein Jubiläum, an welchem nicht die Gaben patriotischer Männer und Frauen dem Jubilar ehrfurchtsvoll zu Füßen gelegt werden. Wer mit Geschick diese Kundgebungen zu organisiren weiß, entgeht selten wohlwollender Beachtung, und je nach seiner Lage wird er mit klingenden Beweisen der Dankbarkeit oder mit Ordensbändchen und Titeln geehrt. Eine Handvoll strebsamer Leute vermag den Spießbürger für die offiziellen Absichten leicht zu gewinnen, da sein Gemüth unfehlbar reagirt, wenn sein Bedientensinn, seine Furcht, seine Eitelkeit durch entsprechend starke Reize getroffen werden. So oft die Machthaber eine Manifestation brauchen, steht ihnen dieselbe zur Verfügung, und nur in kritischen Perioden geschieht es, daß sie die Zügel aus der Hand verlieren, und der wild gewordene Philister über Stock und Stein durchgeht. Doch so langmüthig er ist im Dulden, so rasch verschwinden seine Widerspruchsgelüste, und damit sein Frevel schnell vergessen werde, zeigt er verdoppelte Unterwürfigkeit und erträgt es schweigend, daß der zornige Reiter ihm die Weichen mit den Sporen blutig stößt. Wenn freilich der Gestürzte sich nicht wieder aufraffen kann, folgt der Kleinbürger bereitwillig dem neuen Herrn, und das alte Spiel beginnt von neuem.

Die Prinzipienlosigkeit ist das Prinzip, welches die kleine Bourgeoisie beherrscht. Ausbeuter und Ausgebeutete, Besitzende und doch Grenznachbaren der Besitzlosen, Kritiker des Systems, ohne welches sie nicht existiren können und das sie zu Grunde richtet, müssen sie das sein, was sie sind kraft des geschichtlichen Naturgesetzes, welchem dieses soziale Gebilde seine Entstehung verdankt. Die Halbheit ihrer Bestrebungen, die Zerfahrenheit ihrer Denkweise offenbart sich deutlich auf den Gebieten des öffentlichen Lebens, wo sie die ihrem Wesen entsprechende Befriedigung suchen und finden. Zu lahm, um eine ernsthafte politisch-soziale Opposition zu machen, verzetteln sie ihre Zeit und ihre Kräfte in Bestrebungen, welche den Schein der Selbständigkeit, des Widerspruchs gegen die öffentliche Gewalt haben, in der That aber unschuldige Vergnügungen sind, bei denen einsichtige Regierer sie niemals ernsthaft stören. So verlieren sie sich in die Antheilnahme an religiösen Sektirereien, mögen dieselben eine Verschärfung der Glaubenssätze des staatlichen Kirchenthums oder eine Ab-

schwächung und Ablenguung einiger oder aller Satzungen desselben mit sich bringen. Weil der Philister halb ist, mangelt ihm die Kraft, sich endgiltig zu einem von zwei Dingen zu entschließen, entweder zu glauben und dann voll und ganz zu glauben, oder mit Entschiedenheit jede religiöse Fessel abzustreifen, glaubenslos zu werden und sich als Ungläubigen zu bekennen. Da es in seiner Natur liegt, bald rechts bald links und den Thatsachen niemals in's Gesicht zu schauen, so wünscht er den offenen Bruch zu verhüten.

„Ich tripple nach, so lange Zeit;
Wie sind die Andern schon so weit!
Ich hab' zu Hause keine Ruh'
Und komme hier doch nicht dazu."

Scheuen sie den Klageruf des Altgläubigen, daß sie durch ihre Freigeisterei sich dem Teufel verschrieben und ihr unsterblich Theil ewiger Verdammniß überantworteten, so behagt ihnen auch nicht der Spott des Ungläubigen, daß sie an dem Trödelkram des Pfaffentrugs mit kindischer Angst festhielten. Deshalb wählen sie einen Ausweg, wie ihn die ungeschickte Verlogenheit liebt und gar zu gern als goldene Mittelstraße bezeichnet. Sie verdünnen den Wein des Abendmahls mit dem faden Wasser eines unwissenschaftlichen Aufklärerthums und statt unter ragenden Kuppelbauten gothischer Dome suchen sie ihre Erbauung in dem dumpfen Saale eines Wirthshauses. Da ja der Talar ihnen ein störendes Beiwerk dünkt, so erscheint ihr Priester im schwarzen Rock und predigt nicht von dem Prozesse Jesu Christi, sondern von dem des Galilei. Träte aber heute unter sie ein neuer Galilei, so würden sie dem heiligen Offiz zujubeln, welches den Forscher in Banden schlüge. Denn sie haben den Beruf, dem Kulturfortschritt Steine in den Weg zu werfen und sie spielen mit dem Feuer der Erkenntniß nur so lange, bis sie sich die Finger versengen.

Die lange, willig ertragene Knechtschaft hat die Köpfe und Herzen schwach gemacht. Die Trübseligkeit der Lage schafft eine seelische Verstimmung, welche nicht zu einem Bruch der Ketten, sondern zum thatenlosen Klagen über ihren Druck anreizt. Die larmoyante Komödie, das bürgerliche Trauerspiel, der Philisterroman sind die künstlerischen Bildungen, welche dem Kleinbürgerthum ihr Dasein verdanken. Sie sind ein Spiegelbild der realen Verhältnisse. Nicht anders als auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, tragirt der Spießbürger auch auf der Schaubühne des öffentlichen Lebens. Ja sogar erscheint er auf dieser, wo die Poetik ihm keine Schranken setzt, noch thränenseliger. Nun möchte Einer annehmen, daß dieser Ueberschuß an Empfindsamkeit aus dem Born eines tieferen Pathos hervorquelle, das in großen Momenten zu tragischer Gewalt sich steigere und Bedeutendes, dem Gemeinwesen, der Menschheit Gedeihliches schaffen könne. Diesen Irrthum hat schon mancher Schwärmer schwer büßen müssen. Die Weinerlichkeit ist vielmehr ein Zeichen der Ohnmacht, welche zu keinem großen Entschluß, zu keinem Akt von geschichtlicher Bedeutung sich aufzuraffen vermag. Nichts kann diese unfreien Geister aus der Thatenlosigkeit aufrütteln, zu welcher die Entwicklung sie verurtheilt hat. Statt Nerven und Muskeln, Hirn und Hand wirkt bei ihnen die Thränendrüse. Schwäche, Rührseligkeit und Verhärtung des Herzens sind verwandte Gefühle. Wer Alles bejammert, sich, die Mitmenschen, sein Loos und das Geschick der Andern, ist weit davon entfernt, das thätige Mitleid in seiner Brust zu tragen, das für edle Seelen die Quelle aufopfernden Thuns ist. Ihre Einsichtslosigkeit verhindert sie, die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft zu begreifen, und ihre Thränen sind Klagelieder der Selbstsucht. Die Pflanzer der Südstaaten wußten, warum sie ihren Sklaven das schwerfälligste, primitivste Ackergeräth in die Hand gaben; die Unterdrückten ließen es die Werkzeuge empfinden, daß der Neger mindestens ein mit Sprache und zerstörungsbereiten Händen begabtes, der Pflug aber ein stummes Instrument war. Die Brüderlichkeit, für welche der Philister mit feuchtem Blicke schwärmt, zerrinnt in Dunst, sobald seine Parzelle, sein Kramlädchen, seine Werkstatt in Frage kommt, und er heißt die Söldner willkommen, welche die von einem Bischof gesegneten Kanonen auf die eben noch umarmten Brüder richten.

Darum folgen die Kleinbürger den Wahrsagern und Propheten, welche gewöhnlich, wenn eine Weltanschauung auf der Neige ist, auftreten, mit ihren dunklen, räthselhaften Reden der Phantasie reiche Nahrung geben und oft schon durch ihr auffälliges Aeußere, durch seltsame Gewänder, fliegende Haare und wallende Bärte die Augen unserer Manchaner auf sich lenken. Denn das Seltsame, Abenteuerliche, Fremdartige ist ein Köder, auf welchen die Gedankenlosigkeit gierig losfährt, und je verworrener und unbegreiflicher die Seher sich ausdrücken, um so willkommener sind sie Leuten, die ihre Vorstellungen nicht in der straffen Zucht des logischen Denkens halten. Sie hängen am Munde des Apostels und bestreben sich, ihm in Worten und Thaten nachzueifern. Wer sich aber der Mühe unterzieht, den Kern solch einer neuen Lehre herauszuschälen, wird, sobald er das Wesen des Philisterthums erkannt hat, sich nicht verwundern, daß keine dieser Theorien ihre Spitze gegen den herrschenden Eigenthumsbegriff richtet. So mannigfaltig die Heilsbotschaften sind, welche verkündet werden, so eifrig der Kleinbürger heute dieser, morgen jener sein Ohr leiht, die Thatsache steht unumstößlich fest, daß die Schwarmgeister auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft irrlichteliren und niemals über die Grenzpfähle derselben hinausgehen. Der Eine behauptet, der archimedische Punkt, von welchem aus die Erde aus den Angeln gehoben und Friede, Wohlstand, Glück in reicher Fülle über die Menschen ausgegossen werden könne, sei die Verbannung gewisser Nahrungsmittel, der Andere empfiehlt eine bestimmte Heilmethode als die Vorbedingung des tausendjährigen Reiches. Dieser richtet seine Angriffe auf eine Rasse oder Religion, deren Ausrottung die allgemeine Glückseligkeit herbeiführen werde, Jener weiß, daß der Eintritt in seine Sekte einen Ehrenplatz im Himmel verbürge, ein anderer sozialer Tabuletkrämer breitet seine mittelalterliche Waare aus, die dem Kleinbürgerthum die Ewigkeit sichern soll. Hier beschwört ein Magus Geister, Tische rücken und gespenstische Finger klopfen, Schiefertafeln werden von unsichtbaren Händen beschrieben. Dort erscheint ein Abkömmling des seligen Nicolai und kurirt als Proktophantasmist „von Geistern und vom Geist".

Eine Frage, deren Behandlung reizvoll erscheint, drängt sich auf. Da die Kleinbürger die Zwischenschicht sind, welche die Herrschenden von den Besitzlosen scheiden, so ist das Vorhandensein von Wechselbeziehungen zwischen den zwei tiefsten Schichten wohl zu erwägen. Wie die petite bourgeoisie sich zu den Handarbeitern verhält, ist bereits früher angedeutet worden. Die letzteren empfangen von jener eine Reihe von Eindrücken und Begriffen, die dem Wesen der Arbeiterklasse fremd sind. Aus der politischen, sittlichen, sozialen Atmosphäre des Kleinbürgerthums sickern Niederschläge durch, welche die Weltanschauung der lohnarbeitenden Klasse beeinflussen. Wenn sich rückständige Vorstellungen hier finden, so entspringen sie hieraus. Weil aber bei ihr der Kampf der Geister ein leidenschaftlicher ist, und die Ziele für die in Fehde liegenden Elemente klar und sicher sind, und da der Gang der Entwicklung ein rascher ist, so werden die Ueberreste der fremden Ideenwelt nach und nach ausgeschieden und als nicht wahlverwandt abgestoßen.

Inzwischen unterspült die unermüdliche Fluth den zermürbten Grund, auf welchem das Kleinbürgerthum sein Lager aufgeschlagen hat. Bald reißt hier, bald dort eine Sturmfluth Land und Leute in die Tiefe. Ruhelos rollen die Wogen gegen das Ufer, immer enger wird die Spanne Raum, die Obdach und Nahrung gewährt. Das Meer ist unerbittlich, und das spähende Auge erblickt am wolkengrauen Horizont kein Hilfe bringendes Segel. Am Ufer drängt sich jammernd, verzweifelt, elend die Menge. Keine Rettung, das Ende naht, die kleinbürgerliche Götterdämmerung. Und rastlos tobt die Brandung.

Zur Verskunst Heinrich Heine's.

Von

Dr. Paul Remer (Paris).

I.

Selbst auf einem so harmlosen Gebiet, wie es das der deutschen Metrik ist oder doch zu sein scheint, hat der große, gewaltige Kampf unserer Zeit, der Kampf des Modernen gegen das Alte, der wissenschaftlichen Wahrheit gegen überliefertes Herkommen, der Freiheit gegen Bevormundung und geistige Knechtschaft, eine entsprechende Form gesucht und gefunden.

Die Wissenschaft der neuen deutschen Metrik kennt zwei große Richtungen, die einander schroff und feindlich gegenüberstehen, die germanistisch-deutsche und die klassisch-antike. Die klassisch-antike Richtung ist die ältere, sie muß als die erste Form einer theoretischen deutschen Verskunst überhaupt bezeichnet werden. Im Reformationszeitalter aufgekommen, eine Frucht des Humanismus und seines Studiums des klassischen Alterthums, schwärmte sie für die griechische Metrik und versuchte deren Quantitätsgesetze und starre Schemata auf die deutsche Sprache zu übertragen. Der Ausgangspunkt ihrer Forschung lag auf fremdem Boden; ihre Ergebnisse und Forderungen mußten daher für die eigene Sprache nothwendig verkehrt und wissenschaftlich unwahr sein. Einen ersten Gegner fand diese Schule, von kleineren Vorläufern abgesehen, in Martin Opitz, der 1624 in seinem „Buch von der deutschen Poeterei" den deutschen Sinnaccent gegenüber der griechischen Quantität feststellte. (S. 40: „Wir können nicht auf Art der Griechen und Lateiner eine gewisse Größe der Silben in Acht nehmen; sondern wir müssen aus den Accenten und dem Tone erkennen, welche Silbe hoch und welche niedrig soll gesetzt werden".) Die Opitz'sche Entdeckung war von epochemachender Bedeutung für die Entwicklung unserer Metrik. Das Reformwerk, welches sich daran anschloß, blieb aber ein einseitiges und mußte es bleiben bei dem damaligen Stande der Wissenschaft. Das deutsche Alterthum und damit das Wesen des deutschen Rhythmus waren noch zu wenig erforscht, um wahrhaft deutsche Formen liefern zu können, und Opitz, der folgerichtig die griechischen Schemata aus der deutschen Sprache verbannte, war gezwungen, die verbannten mit Schematen aus der französischen und italienischen Metrik zu ersetzen. Das war nur ein Wechseln des Kleidungsstückes, nicht eine Umwandlung des Geistes! Die antikisirende Metrik war damit nicht aus dem Felde geschlagen; sie brauchte nur einen Kompromiß mit dem deutschen Sinnaccent zu schließen, ähnlich wie in der lutherischen Reformation der Bibelglaube mit der menschlichen Vernunft, und das Prinzip war in beiden Fällen gerettet. Opitz ist der Vater der neuhochdeutschen, heute herrschenden Metrik, die man nach dem Gesagten am treffendsten als eine Zwangsehe zwischen fremder Schablone und deutschem Sinnaccent bezeichnet, wobei leider, der Natur der Sache nach, der deutsche Sinnaccent der gezwungene Theil ist. Es ist ihm so gut wie unmöglich gemacht, gegen diesen Wust von antikem, orientalischem, französischem, italienischem Formelwesen aufzukommen, wie er in den modernen Metriken und Poetiken aufgeführt ist — er muß darunter verkümmern wie ein Weizenkorn im Unkraut... Die neuhochdeutsche Opitz'sche Verskunst ist ihrem Geiste nach antik, nicht deutsch!

Der antiken wie der Opitz'schen Metrik steht gegenüber die germanistisch-deutsche. Sie ist jüngeren Datums, eine Tochter der germanistischen Wissenschaft,

welche in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von den Brüdern Grimm begründet wurde. Ueber den Vater verlautet nichts Sicheres; vielleicht ist es der Geist des 19. Jahrhunderts selber, jener prometheische, rastlos forschende, kritisch-wissenschaftliche Geist, vor dessen klarem Verstande so manche schillernde Seifenblasenautorität zerplatzt ist, und der die Grenzen des menschlichen Wissens über so manche fruchtbare Provinz erweitert hat. Die germanistisch-deutsche Verskunst ist modern im schönsten Sinne des Wortes; der Geist der Naturwissenschaft, jener gewaltigsten und modernsten aller Wissenschaften, fließt belebend und befruchtend auch in ihren Adern. Der Boden für ihre Forschung und ihre Lehren ist naturgemäß die deutsche, die eigene Sprache, ihr Verfahren das historisch-wissenschaftliche. Sie geht von der ältesten deutschen Dichtung aus, sucht dort vor allem die Gesetze des deutschen Rhythmus bloszulegen (in der klaren Voraussetzung, daß in der ältesten Zeit, da die eigenste Natur der Sprache erst durch wenig oder gar keine fremde Einflüsse getrübt ist, sich auch ihre rhythmischen Gesetze am reinsten und ungetrübtesten offenbaren müssen!), verfolgt dann die hier gewonnenen Gesetze durch die weiteren Wandlungen der Sprache, weist ihr innerwährendes Lebendigsein, wenn auch oft in entstellter Form nach, und wagt von ihnen aus die fremden Einflüsse zu bestimmen und loszuschälen, welche in der Entwicklung mitgewirkt und die Natur der Sprache verändert und zum Theil verdunkelt haben. Die Hauptergebnisse ihrer Forschung sind: die Bestätigung der Opitz'schen Entdeckung des Sinnaccents und die Freiheit des deutschen Rhythmus, der in seiner reinsten Form keine Schablone erträgt! Längere Zeit hindurch blieben ihre Resultate unfruchtbar liegen, ohne daß die Gelehrten versucht hätten, sie auf die neue Dichtung anzuwenden; diesen letzten Schritt zu thun, blieb Laien (dies Wort hier in seinem besseren Sinne gebraucht!) vorbehalten. Wilhelm Jordan, der Dichter der „Nibelungen", und Konrad Beyer, der Verfasser der „Deutschen Poetik", haben zum erstenmal in umfassender Weise die Freiheiten des alten deutschen Rhythmus dargestellt und ihre Wiedereinführung in die moderne Dichtung gefordert*); Jordan übersetzte zugleich mit seinen Stabreimepen die Theorie in die Praxis. Das Geschrei der orthodoxen Schulmetriker war groß, um so größer, da sie wohl den Boden unter ihren künstlichen Versfüßen wanken fühlten — je hohler und nichtiger sich eine Sache im Innern fühlt, desto stolzer und anmaßender pflegt sie nach außen hin aufzutreten. Man lärmte von „germanischem Barbarenthum", „Rückschritt", „metrischer Verrohung" u. s. w. Die Wissenschaft kann für solche Beweisführung nur ein mitleidiges Lächeln haben... Wir leben in einer Zeit der einfachen, klaren Vernunft; unsere Zeit zwingt uns, wissenschaftlich wahr zu sein, in Allem: unserer Weltanschauung, unserer Poesie, unserer Form. Und die wissenschaftliche Wahrheit verlangt eine national-deutsche Verskunst, die alle fremden Bestandtheile, soweit sie nicht im Einklang stehen mit dem Wesen des deutschen Rhythmus ausscheidet, und sich neu auf historisch-deutscher Grundlage aufbaut!

II.

Ich mußte eine etwas ausführliche Karakteristik der in der neuen Metrik bestehenden Gegensätze vorausschicken, weil ohne diese Vorkenntniß die Verskunst Heinrich Heine's, ihr Wesen und ihre Bedeutung, kaum verständlich sein dürften. Heine steht mitten drin in dem oben skizzirten Kampfe, er ist ein bedeutsamer und entscheidender Faktor in demselben. Die Bedeutung — ja, um hier gleich das schmückende Beiwort anzuwenden! — die epochemachende Bedeutung seiner Verskunst beruht darauf, daß sie als erste praktisch, zu einer Zeit, da die Theorie einer deutschen Form so zu sagen noch in den Windeln lag, gegen die antikisirende

*) Auch Kleinpaul vertritt in seiner „Poetik" die freie, accentuirende Verskunst; seine Lehren zeigen aber noch mannigfache Lücken und Mißverständnisse, so daß ich ihn nur als Vorläufer Beyer's bezeichnen kann.

Metrik auftritt, die Schablone durchbricht und den deutschen Rhythmus in kühnen, genial-freien und wunderbar wohlklingenden und musikalischen Versen wieder aufleben läßt!

Das Revolutionäre, Epochemachende der Form Heine's muß sich zunächst in seiner Prosa aussprechen. Wohl bei keinem Dichter sind poetische und prosaische Rede weniger strenge von einander geschieden als bei Heine; von beiden Seiten geschieht die Annäherung, von der poetischen, indem sie keiner Schablone folgt und freirhythmisch ist, von der prosaischen, indem sie einen scharf ausgeprägten rhythmischen Tonfall zeigt, der, um Vers zu werden, oft nur winziger Regelung bedarf. Durch eine Betrachtung der prosaischen Rede werden wir also schon ein mehr oder minder deutliches Bild von der Bedeutung der poetischen gewinnen können.

Die Prosa Heine's erkennt nur ein Gesetz über sich an — das des Wohllauts! Die Regeln und Forderungen der Stilistik kommen erst in zweiter Reihe und werden ohne Scheu durchbrochen, sobald sie mit jenem Gesetz in Widerspruch treten. Mit dem Gesetz des Wohllauts hat Heine ein künstlerisches Prinzip an Stelle der nackten, formellen Schablone gesetzt. Dieses Prinzip bedingt nothwendig große, stilistische Freiheiten, zwingt aber zugleich die Dichter, sich der ureigensten Natur seiner Sprache anzuschmiegen und ihr den ihr eigenen rhythmischen Pulsschlag abzulauschen. Sprachlicher Wohllaut läßt sich nur erreichen, indem man seine Diktion dem natürlichen Tonfall der Sprache möglichst nahe bringt. Die Heine'sche Prosa ist daher nicht nur frei, sondern ihrem innersten Wesen nach auch deutsch — überhaupt zwei Begriffe, die einander in sprachlicher Hinsicht fast völlig decken!

In dem Fortschreiten der deutschen Sprache bezeichnet die Heine'sche Prosa demnach auch ein entschiedenes und kraftvolles Sichdurchkämpfen zu größerer Freiheit und Beweglichkeit. Die kühne und seltsam neue Diktion der „Reisebilder" war eine befreiende That in der stickigen Weihrauchatmosphäre, in welcher die Prosa der Romantik sich mühsam genug fortschleppte. Obgleich schon ein Lessing, Schiller und Goethe in ihr geschrieben hatten, verharrte die Prosa noch immer in einem steifen, gravitätischen Schritte; die geschraubte Ausdrucksweise Kant's einerseits und die bilderüberladene Friedrich Schlegel's andererseits hatten, jede in ihrem Bereich, den schlimmsten Einfluß ausgeübt. Durch Heine's übermüthige Perioden und geniale stilistische Freiheiten kam neues Leben und neue Bewegung in die todte Masse. Gutzkow sagte von dem Stil der „Harzreise", daß Jeder, der hinfort schön schreiben wolle, davon zu borgen genöthigt sei.

Und in der That hat fast die ganze moderne Prosaliteratur (auf dem einen Gebiet mehr, auf dem andern weniger) von dem Heine'schen Stil geborgt — meistens natürlich, ohne die dafür fälligen Zinsen an Dank und Anerkennung dem Dichter zu zahlen! Der prachtvolle Periodenbau und die wunderbare Rhythmik seiner Prosa sind allerdings heute noch die unerreichten Vorzüge des Meisters, seine stilistischen Freiheiten sind aber Gemeingut geworden und gelten heutzutage für die Kennzeichen einer leichten, eleganten Diktion. Der bekannte Literarhistoriker Kurz, der die Schönheit der Heine'schen Prosa voll anerkennt, leugnet sonderbarer Weise deren heilsamen Einfluß. Die Eigenthümlichkeit der witzigen Darstellungsweise Heine's, sich in scharf abgeschnittenen, zugespitzten Sätzen zu bewegen, wäre bei seinen Nachahmern zur Manier ausgeartet und hätte allmälig zur Auflösung des Stils geführt. Kurz klammert sich hier an eine Aeußerlichkeit, die zwar hie und da in der Heine-Nachahmung, namentlich im Feuilleton, zutrifft, die aber doch vor dem ideellen Werthe des Heine'schen Einflusses zurücktreten muß. Das große Verdienst der Prosa Heine's, das auch nicht durch einzelne schlimme Ausflüsse getrübt werden kann, ist und bleibt, daß sie den Anstoß zu jener frischen, populariſirenden Tendenz in der deutschen Literatur gab, auf deren Boden das moderne Feuilleton erwachsen konnte, und die sogar die Wissenschaft zu zwingen vermochte, von ihrem pythischen Dreifuße herabzusteigen und sich um eine

klarere und leichtere Ausdrucksweise zu bemühen.

III.

Die Bedeutung der Prosa Heine's ist also wesentlich eine emanzipatorische; es geht ein befreiender Einfluß von ihr aus. Dies gilt nun, nur in erhöhtem Grade, auch von seiner Verskunst, in welcher Heine mit noch weit größerer Kühnheit als in seiner Prosa sich über alle herkömmlichen Schulregeln hinwegsetzte. Frei und deutsch waren die Attribute, die wir der Prosa geben mußten — frei und deutsch müssen wir auch seine Verskunst nennen: in dem weiten Rahmen dieser beiden kleinen Wörter ist ihr Wesen und ihre Bedeutung vollständig enthalten.

Das revolutionäre Streben nach metrischer Freiheit spricht sich zum Theil schon in den ersten veröffentlichten Gedichten Heine's, seinen wilddüsteren „Traumbildern", aus. Die Nummern 7, 8, 10 folgen keiner festen Schablone und zeigen ziemlich weitgehende rhythmische Freiheiten, und im zweiten Traumbild beobachtet man an drei Stellen Wechsel des Rhythmus, indem der jambische Gang der Verse dort in den trochäischen übertritt. Die metrische Freiheit der „Traumbilder" hat Interesse, weil sie uns zeigt, daß das Häkchen sich schon bei Zeiten zu krümmen begann; im Uebrigen ist sie aber noch weit entfernt von der Freiheit im reinen schönen Sinne des Wortes — sie hat noch zu viel Aehnlichkeit mit ihrer entarteten Schwester, der Regellosigkeit! So ist vor Allem das Verhältniß der Hebungen und Senkungen zu einander noch zu unbestimmt, zu schwankend: die Senkungen wollen sich nicht immer der Gewalt der Hebungen unterordnen, metrische Anarchie ist oft die Folge, der Rhythmus löst sich, und die Poesie sinkt zur Prosa, und zwar zu einer sehr holperigen Prosa herab. Es sind eben die ersten unbeholfenen Schritte eines Kindes, das den Stuhl, an welchem es sich bislang gehalten, fahren läßt und allein zu gehen wagt. Doch finden sich auch schon glückliche Stellen, die des späteren Heine würdig sind; ich zitire eine Strophe aus dem siebenten Traumbild:

„Zwölf winddürre Musiker schlendern herein,
Blind Fiedelweib holpert wohl hinterdrein.
Da schleppt der Hanswurst, in buntscheckiger Jack',
Den Todtengräber huckepack."

Mit Ausnahme des holperigen dritten Verses, der aber wegen des entsprechenden Inhalts nicht sehr stört, ist das Ganze ein prächtiges Beispiel für rhythmische Malerei, vor allem der letzte Vers, in dessen plötzlich verlangsamtem, jambischem Gang man das Keuchen des Hanswursts unter der Last des Todtengräbers zu hören glaubt. Schon angesichts dieses einen Beispiels hatte Gödeke („Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung") nicht das Recht zu seiner Bemerkung, die „Traumbilder" hätten des Dichters Kampf mit der Sprache bekundet, die derselbe „nur mit Mühe richtig geschrieben". (!!)

Die wahre Freiheit des deutschen Rhythmus erreichte Heine in der kleinen vierzeiligen Volksliedstrophe, die zuerst im „Lyrischen Intermezzo" (1822—23) zu häufigerer Anwendung gelangt und dann auf lange Zeit hinaus in verschiedenen Variationen das Heine'sche Dichten beherrscht. In ihrer Mutterform setzt sich diese Lieblingsstrophe unseres Dichters aus vier dreihebigen Versen mit abwechselnd klingendem und stumpfem Versausgang zusammen (Ich weiß nicht, was soll es bedeuten; Du bist wie eine Blume; Was will die einsame Thräne u. s. w.). Sie ist eine durchaus deutsche Form, auf deutschem Boden erwachsen und mit deutschem Geist genährt; in ihrem Ursprung geht sie auf die Nibelungenstrophe zurück, welche sie gewissermaßen durch Selbsttheilung, wie eine Häckel'sche Monere, gezeugt hat: zwei Heine'sche Strophen machen eine Nibelungenstrophe. Es ist interessant, zu beobachten, wie in der Melodie zur „Loreley" (überhaupt hat die Musik das Ursprüngliche weit mehr bewahrt als die Metrik!) die ursprüngliche Form der Strophe auflebt. Sie faßt nicht nur die zwei Strophen wieder zu einer zusammen, sondern entspricht auch, was ihren Bau betrifft, in Ordnung der Stollen und des Abgesanges genau der alten Strophe. Die kleine Liederstrophe Heine's, so einfach und harmlos sie erscheint, bedeutet doch eine voll-

ständige Revolution auf dem Gebiete der deutschen Verskunst. Mit ihr ist die erste tiefe Bresche in die antike und Opitz'sche Schablonenmetrik gelegt. Mit der souveränen Verachtung eines Mannes, der instinktiv ein besseres Gesetz in sich wirksam fühlt, durchbricht Heine alle überkommenen metrischen Gesetze, und frei und fesselos, allein aus sich selbst und dem dunklen Drange seines sprachlichen Instinkts heraus, baut er seine neuen Verse, Verse voll ungeahntem Wohllaut und nie gehörter Sprachmusik, Weisen so einfach und natürlich, daß sie wie eine Offenbarung der Natur selber erscheinen. Das Gesetz, welches diese scheinbar gesetzlosen Lieder in aller Strenge beobachten, ist das des deutschen Sinnaccents, und die unmittelbare Folge ist der deutsche Rhythmus mit all seiner freien Natürlichkeit, wie er allein im verkannten Volksliede fortgelebt hatte.

Den Höhepunkt der Heine'schen Verskunst aber bezeichnet die freie Rhythmik der „Nordseebilder"; hier ist der Bruch mit der herrschenden Metrik am schroffsten und rücksichtslosesten durchgeführt und hat der deutsche Rhythmus seine älteste Form, die Form des Stabreimverses, wieder gefunden. Ich habe eine eigene kleine Schrift über diesen Gegenstand geschrieben („Die freien Rhythmen in Heinrich Heine's Nordseebildern", Heidelberg 1889) und gebe daraus die wichtigsten Resultate. Vor Allem fehlt jede Schablone, auch der Schein einer solchen, wie er vielleicht in dem Volksliedverse noch bestehen konnte. Der Versrhythmus ist in buntem Wechsel jambisch, trochäisch, daktylisch, anapästisch u. s. w. u. s. w.; ein fast endloser Formenreichthum eröffnet sich einem in den „Nordseebildern", hinter dem selbst die so mannigfaltige antike Nomenklatur weit zurückbleiben muß. Für den Bau der Verse sind nach alter accentuirender Weise allein die Hebungen maßgebend; die Senkungen sind völlig willkürlich und können entweder ganz fehlen (Synkope der Senkung) oder andererseits das von der neuhochdeutschen Metrik erlaubte Maß ihrer Silbenzahl überschreiten (drei- und vielleicht gar vier- und fünfsilbige Senkungen). Man kann bei den freien Rhythmen der „Nordseebilder" von keiner metrisch, nur von einer rhythmisch gebundenen Sprache reden, wie es überhaupt im letzten Grunde keine deutsche Metrik, nur eine deutsche Rhythmik giebt. Was die Anzahl der Hebungen betrifft, so ist diese bis zu einer bestimmten Grenze ebenfalls willkürlich; die Grenze aber, an welcher diese Willkür Halt macht, ist bezeichnender Weise die Vierzahl, die Hebungszahl des alten Stabreimverses. Der vierhebige Vers der „Nordseebilder" entspricht in Bau und Rhythmus fast überall dem alten Verse; Heine ist mit ihm der direkte Vorläufer Wilhelm Jordan's, der bekanntlich noch in unseren Tagen den Stabreimvers, diese wohl vornehmste Form des deutschen Rhythmus, wieder zu literarischen Ehren gebracht hat. Und zugleich mit dem alten Rhythmus lebt auch die alte Form des deutschen Gleichklangs, die Allitteration, wieder auf. Die modernen, konventionellen Klänge des Reims und der Assonanz hätten auch nie und nimmer mit der gewaltigen, bis in's Herz deutschen und nur deutschen Sprachmusik der „Nordseebilder" harmoniren können. Wenn überhaupt Gleichklänge, so verlangte das Gesetz der Harmonie die vollen, tönenden Akkorde der deutschen Allitteration. Und Heine greift diese Akkorde, allerdings abgerissen, zusammenhangslos, mit unsicherer Hand; es ist fast, als wolle er sich auf eine alte Melodie besinnen, die ihm schon den ganzen Tag in den Ohren geklungen, und welche er doch nicht voll und rein zu erfassen vermag....

IV.

Heine's metrisches Befreiungswerk fällt in die erste Hälfte der zwanziger Jahre; es beginnt mit dem „Lyrischen Intermezzo" (1822—23) und schließt in seinen Hauptpunkten ab mit den freien Rhythmen der „Nordseebilder" (1825—26) — nach den „Nordseebildern" konnte Heine in metrischer Hinsicht nichts wesentlich Neues mehr sagen! Sein Kampf gegen die undeutsche Schablone geschieht also zu einer Zeit, da, wie schon oben gesagt, die Theorie einer deutschen Verskunst noch in

den Windeln lag; das Wesen des deutschen Rhythmus war so gut wie gar nicht erforscht. Die germanistische Wissenschaft, welche erst den Anstoß zu einer wissenschaftlichen Erforschung der alten Verskunst geben sollte, war soeben begründet worden; im Jahre 1819 hatte Jakob Grimm den ersten Band seiner grundlegenden Deutschen Grammatik veröffentlicht. Wie aber konnte Heine den Weg zu den alten rhythmischen Freiheiten zurückfinden, wenn dieser Weg selber unbekannt war? Wodurch wurde es möglich, daß der deutsche Rhythmus, noch dazu in einer so reinen und vollendeten Form, in Heine's Dichtungen wieder auflebte? Was für Gründe wirkten in der metrischen Entwicklung des Dichters mit und halfen dieselbe nach einer so revolutionären Richtung hin bestimmen?

Zunächst, Heine war nicht vorbildlos; er hatte Vorgänger, auf die er sich stützen, und von denen er ausgehen konnte. Seine metrische Revolution war, wenn vielleicht auch eine unerwartete, so doch keine unvorbereitete Erscheinung. Wie alle und jede Entwicklung, kennt auch die Entwicklung der deutschen Metrik keine schroffen Uebergänge. Es wird nicht plötzlich Nacht und nicht plötzlich Tag; dem einen geht ein verdämmerndes Abendroth, dem andern ein aufdämmerndes Morgenroth voran. Die Revolution, in welcher der Uebergang von alten Verhältnissen in neue scheinbar so plötzlich zu erfolgen pflegt, ist für den Sehenden weiter nichts als das Endresultat eines langen und langsamen Werdeprozesses, die endgiltige Zusammenfassung einer Reihe von Einzelrevolutiönchen, die schon vorher an allen Ecken und Enden stattgefunden und auf das Kommende vorbereitet haben. Es war schon manche Naht an der antiken Opitz'schen Zwangsjacke aufgegangen, als Heine auftrat, und seine kühne Neuerung bestand eigentlich nur darin, daß er sie ganz auszog und als erster in — in — (Verzeihung, schöne Heineschwärmerin!) — in Hemdärmeln zu dichten wagte....

Vor Allem waren es die Klassiker, denen es bei ihren breiten Geistesschultern schon zu eng in der Zwangsjacke war. Es sind große und wirkungsvolle Freiheiten, denen man auf einer metrischen Forschungsreise durch die Werke Lessing's, Schiller's und Goethe's begegnet, und jedenfalls weit zahlreicher und radikaler, als die Schulmetrik sich träumen läßt, die sich in ihren Lehrbüchern so gerne auf „ihre" (!) Klassiker beruft. Ich wäre neugierig, zu erfahren, wie die antikisirende Metrik z. B. den Schiller'schen Vers: „Den Dank, Dame begehr ich nicht!" oder das Goethe'sche Lied: „Ueber allen Wipfeln u. s. w." mit ihrer Schablone in Einklang bringen will. Von kleineren Dichtungen aber abgesehen, sind hauptsächlich Schiller's „Wilhelm Tell" und „Don Carlos", Lessing's „Nathan" und der erste Theil von Goethe's „Faust" hier zu erwähnen, als Werke, in denen es von Ketzereien gegen die alleinseligmachende Schablone wimmelt. Wilhelm Jordan hat in seiner Schrift „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim" (Frankfurt 1868) sogar nachzuweisen gesucht, daß für die Schiller'schen Jambendramen im Grunde zwei Gesetze giltig seien, ein fremdes und ein einheimisches. Das fremde Gesetz sei das der jambischen Schablone, die nur ganz äußerlich eingehalten werde; das einheimische das des deutschen Sinnaccents, der im Innern wirksam und unter der leichten Oberhülle des jambischen Schemas in Wahrheit den freien Rhythmus des Stabreimverses hervorbringe. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß Heine die metrischen Freiheiten der Klassiker nicht entgangen sind und daß er sich an ihnen gebildet hat; einige Aeußerungen des Dichters selber scheinen mir deutlich darauf hinzuweisen. Ob zwar die Beyer'sche Vermuthung, daß er den Schiller'schen Jambendramen die Anregung zu seiner Befreiung von der Schablone verdanke, in ihrem ganzen Umfange richtig ist, bleibt mir mehr als zweifelhaft. Ein direkter Einfluß der Klassiker läßt sich nur für einen Fall, für die freien Rhythmen der „Nordseebilder" nachweisen, die Heine im Hinblick auf die Goethe'schen, dem Pindar nachgeahmten Hymnen gebildet hat. Allerdings, die Heine'sche Rhythmik bedeutet im Vergleich zu der Goethe'schen

einen großen Fortschritt; ich habe dies in der Einleitung zu meiner schon zitirten Schrift über die „Nordseebilder" genauer begründet. Sein sprachlicher Genius führte Heine weit über die engen Grenzen einer bloßen Nachahmung hinaus, wie es überhaupt vielleicht ein Kennzeichen des Genies ist, daß es immer und überall nur Neues schafft, nur Neues schaffen kann, — selbst dort, wo es nachahmen will!

Auf die Klassiker folgten die Romantiker. Es ist ein Zeugniß mehr für die romantisch verworrenen Ziele dieser Schule, daß sie zur selben Zeit, da sie die deutsche Metrik wieder um einen ganzen Haufen fremder Schablone „bereicherte", zur selben Zeit sich auch dem deutschen Volksliede wieder zuwandte und das Interesse für dasselbe neu belebte. In der Metrik der Romantiker findet sich Fremdes und Deutsches bunt durch einander gemischt. Heine trug dem Ersteren Rechnung in seinen bekannten Sonetten, die 1819 in Bonn unter der persönlichen Anregung A. W. Schlegel's entstanden; aber nur das Letztere, das deutsche Element, vermochte einen nachhaltigen Einfluß auf ihn und seine Verskunst zu gewinnen. Heine schuldet den Romantikern seine Bekanntschaft mit dem deutschen Volksliede, sein Studium desselben.

Man muß es heute als ein Glück bezeichnen, daß das Volkslied die drei bis vier Jahrhunderte hindurch, in welchen der antike Geist an der Trübung und Verdunkelung des Wesens der deutschen Verskunst arbeitete, verachtet und vergessen war. Dem deutschen Rhythmus war damit ein letzter, sicherer Schlupfwinkel geblieben, wohin er sich zurückziehen, und wo er, ungestört von antikisirenden Gelüsten, in all seiner Frische, Reinheit und Natürlichkeit fortleben konnte. Um den schönen, in ähnlichem Zusammenhang angewandten Vergleich Jordan's zu gebrauchen, es war wie ein schlummerndes Dornröschen, versteckt hinter einer dichten, undurchdringlichen Dornenhecke, die sich erst dann wieder öffnen sollte, wenn die rechte Zeit und mit ihr der rechte Befreier gekommen.... Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde das Volkslied aus seinem Dornröschenschlummer wachgeküßt; in den Wiedererweckungskuß theilten sich die beiden Romantiker Klemens Brentano und Achim von Arnim. 1806—1808 erschien „Des Knaben Wunderhorn", die erste Sammlung von deutschen Volksliedern. Mit diesem Buche beginnt das Morgenroth einer neuen Epoche in der deutschen Metrik aufzudämmern. Von Stunde zu Stunde wird es nun heller: Ludwig Uhland tritt auf, an seinem Arm erscheint das wachgeküßte Dornröschen wieder in der modernen Literatur; Heinrich Heine folgt, Fräulein Dornröschen lebt mehr und mehr auf, ihr Lachen klingt noch heller und natürlicher als in der Gesellschaft des etwas schwerfälligen Uhland, und als Neues kommen die Nordseebilderrhythmen hinzu; Heine leitet zu Wilhelm Jordan und dessen Stabreimepen hinüber: die älteste Form deutschen Rhythmus wird zum erstenmal wieder mit Bewußtsein angewandt....

„Des Knaben Wunderhorn" und Ludwig Uhland's „Gedichte" sind die beiden Erscheinungen, denen wir den direktesten und tiefgehendsten Einfluß auf die metrische Entwicklung unseres Dichters zugestehen müssen. Um zu erkennen, wie bedeutsam und nachhaltig dieser Einfluß gewesen, muß man das dritte Buch der „Romantischen Schule" von Heine lesen, jene Stellen, in welchen er über die genannten Werke und ihre Bedeutung sich äußert. Zwar wird dort nirgends unmittelbar von einer Einwirkung gesprochen, aber für jeden Sehenden steht das deutlich zwischen den Zeilen geschrieben. Die unverfälschte Begeisterung, mit der Heine hier schreibt (auch über Uhland trotz aller Zurückhaltung), setzt nothwendig den tiefgehenden Einfluß voraus; der Mensch begeistert sich nur für etwas, das auf ihn gewirkt hat. Die freie Rhythmik der Nordseebilder verdankt Heine Goethe, also den Klassikern, die kleine Liederstrophe Uhland und der Volksliedersammlung Arnim's und Brentano's, also den Romantikern — klassische und romantische Einflüsse vereinigen sich, und ihre Frucht ist Heinrich Heine, der erste vollkommene Erneuerer des deutschen Rhythmus!

V.

Wir haben in dem vorigen Abschnitt die mehr äußeren Motive kennen gelernt, welche Heine auf den Weg der metrischen Revolution drängten und letztere uns verständlich machen; zu diesem gesellen sich nun in zweiter Reihe solche innerer Natur, die in dem Karakter und der Geistesrichtung unseres Dichters begründet sind. Das von außen kommende Saatkorn mußte einen ensprechenden Boden finden, wenn es sich entwickeln und Frucht tragen sollte.

Heine könnte wie Mephistopheles von sich sagen: „Ich bin der Geist, der stets verneint!" Der Grundzug seines Karakters ist ein entschieden revolutionärer, oppositioneller. Er gehört zu der Klasse der Oppositionsgenies, wie zum Heile des ewigen Fortschritts sie jede Zeit hervorgebracht hat und jede Zeit sie hervorbringen wird. Oppositionsgenie — das Wort ist vielleicht ein Pleonasmus, da ein Genie stets das Neue bringt und deshalb mehr oder weniger immer oppositionell ist. Es besteht aber doch ein leiser Unterschied, der sich wohl am kürzesten so bezeichnen läßt: die Freude an der Opposition ist es, welche das Oppositionsgenie im Gegensatz zum Genie überhaupt kennzeichnet. In Heine lebte diese Freude, war sie eine treibende Kraft. Sie machte es ihm unmöglich, den Zopf ungezupft zu lassen, gleich viel, wo er baumelte, an einem ehrbaren, weisen oder gar gekrönten Haupte. Die Opposition war für ihn Bedürfniß, Luft und Licht, sein eigentliches Element, in welchem er sich wohl fühlte, der fruchtbare Boden, auf dem zugleich seine reinste Begeisterung und seine giftigste und witzigste Satire wuchs. Der alte Scherr hat auch hier den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er in seiner „Literaturgeschichte" von einem Heine'schen „Zerstörungsjubel" spricht....

Die metrische Revolution Heine's ist in ihrer ersten unreifen Form nur aus dem oppositionellen Zug in ihm zu verstehen. Es reizte den jungen, revolutionären Dichter, mit einem so zäh eingewurzelten Vorurtheil, wie es die metrische Schablone damals war, anzubinden. Er sah das entrüstete Kopfschütteln aller gelehrten und ungelehrten Philister voraus, und die Entrüstung des Philisters bedeutet einem jugendlich stürmischen Geist mehr als Beifall und Anerkennung. Er wollte etwas sagen, was noch nicht gesagt war, etwas wagen, was vor ihm noch Niemand gewagt hatte. Aus seiner Oppositionsfreude schöpfte er den Muth und die radikale Rücksichtslosigkeit, welche er zu seiner That nöthig, und die in einer solchen Schroffheit einem Goethe und Uhland noch gefehlt hatte. Seine Rückkehr zum deutschen Rhythmus war daher im Anfange sicher nur eine unbewußte, wie schon Beyer bemerkt hat. Heine brach mit der Schablone, nicht, weil er ein besseres Gesetz erkannt hatte, sondern in einem gewissen Trotz gegen die Ueberlieferung, gegen das Herkommen, dessen Schwäche er aber instinktiv gefühlt haben mag. Es ist „Zerstörungsjubel", was uns aus den freien Versen Heine's entgegenklingt!

Der oppositionelle Zug im Heine'schen Karakter erklärt aber nicht vollkommen den Bruch mit der undeutschen Schablone. Opposition ist etwas Unbestimmtes, das sich nach den verschiedensten Richtungen hin äußern kann. Es müssen noch Momente in der geistigen Welt unseres Dichters vorhanden sein, die seiner Oppositionslust gerade diesen Weg und keinen andern vorschrieben. Zu dem Negativen muß ergänzend und erläuternd ein Positives hinzutreten, wenn die psychologische Erklärung der metrischen Revolution Heine's eine vollständige sein soll.

Ich finde dieses Positive in der streng deutschen Geistesrichtung des Dichters. Ja, wie bunt auch und widerspruchsvoll es zuweilen auf der Oberfläche ausgesehen hat, im Innersten seines Wesens war Heine deutsch, nur deutsch! Man kann das nicht oft genug wiederholen, da man noch immer Leuten begegnet, die darauf ein ungläubiges Kopfschütteln oder wohl gar Schlimmeres zur Antwort haben. Die drei bedeutendsten Heinebiographen, Strodtmann, Karpeles und Prölß, haben übereinstimmend auf diesen deutschen Kern in ihm hingewiesen. Die deutsche Geistes-

richtung Heine's hatte zur nothwendigen Folge seinen Widerwillen gegen das Antike. Es mag eine ketzerische Wahrheit sein, aber es ist eine Wahrheit: antikes und deutsches Wesen schließen einander aus! Dort heller, lichter Tag, hier mystisches Halbdunkel; dort das Reich des Verstandes, hier des Gemüths; dort die Schönheit in festen, deutlichen Umrissen, wie sie aus der Logik hervorging, hier das mehr Verschwommene, Unbestimmte des deutschen Schönheitsideals, dessen Mutter die Phantasie ist. Auf den griechischen Geist paßt das Schiller'sche Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!"; für den deutschen Geist gilt das gerade Gegentheil: „In der Freiheit zeigt sich erst der Meister!" Hier klafft auch die tiefe, unüberbrückbare Kluft zwischen der antiken und der deutschen Verskunst.

Heine stand von Jugend auf in schroffem Gegensatz zu Allem, was antike Form ist oder heißt; das formstrenge griechische Wesen war seinem deutschen Empfinden ein Greuel. Schon als Knabe empfand er einen heftigen Widerwillen gegen die antike Metrik der Franzosen. In seinem Memoirenfragment schildert er, wie es zwischen ihm und der alten braunen Perrücke seines französischen Lehrers zu ernstlichen Feindseligkeiten gekommen, als er ihm erklärte, daß es ihm unmöglich sei, französische Verse zu machen. „Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französische Verse machen — nimmermehr!" Maximilian Heine erzählt in seinen „Erinnerungen an H. Heine", daß sein Bruder nach verschiedenen, vergeblichen Versuchen, einen Hexameter zu machen, dieses für immer verschworen habe. In einem Briefe Heine's an Immermann heißt es, ebenfalls anläßlich des Hexameters, daß das Nachahmen des Antiken seiner innersten Natur widerstrebe. In einem andern Briefe an denselben schreibt er: „Auch die Metrik hat ihre Ursprünglichkeiten, die nur aus wahrhaft poetischer Stimmung hervortreten und die man nicht nachahmen kann". In der schon angeführten Stelle aus dem Memoirenfragment findet sich der Satz: „Daß die Schönheit eines Gedichtes in der Ueberwindung der metrischen Schwierigkeiten bestehe, ist ein lächerlicher Grundsatz". Heine hat nie ein antikes Versmaß gebraucht und erklärt auch ausdrücklich, daß ihm dasselbe für die deutsche Sprache gar nicht zusage. „Selbst wenn sie (wieder die Hexameter) ganz richtig und vortrefflich gebaut sind", äußerte er einmal in einem Gespräch mit Wedekind, „so daß nichts daran auszusetzen ist, gefallen sie mir doch nicht. Nur einige Ausnahmen giebt es, und das sind gerade nicht die besten, z. B. Goethe's römische Elegien." (Vgl. Beyer's Poetik, S. 355.)

Der Streit Heine's mit Platen gehört ebenfalls hierher. Ich halte es für unrichtig, nur persönliche Beweggründe für denselben anzunehmen; diese traten nur als äußerliches Moment hinzu, der eigentliche Anlaß lag tiefer und war in dem tiefen Gegensatz beider Naturen und ihrer Bestrebungen begründet. Man muß Heine's Angriffe lesen, befreit natürlich von ihren vielen Persönlichkeiten, und man wird erkennen, daß ihr vernichtender Spott hauptsächlich der formstrengen, präzisirenden Metrik Platen's gilt. Platen ist ein „Seiltänzer auf schlaffen Ghaselen", keiner exekutirt so gut wie er den „Eiertanz über ⏑⏑—⏑⏑— u. s. w." „Wenn ihm auch die Musen nicht hold sind, so hat er doch den Genius der Sprache in seiner Gewalt, oder vielmehr er weiß ihm Gewalt anzuthun." „Nie sind tiefe Naturlaute, wie wir sie im Volksliede, bei Kindern und andern Dichtern finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmäßig hervorgeblüht." Sich selber läßt Heine von dem Marchese Gumpelino, der dabei beschäftigt ist, dem Platen seine Versfüße nachzurechnen, entgegenrufen: „Ich weiß wohl, Doktor, Sie gehören zu den Dichtern, die einen eigensinnigen Kopf haben und nicht einsehen, daß die Füße in der Dichtkunst die Hauptsache sind." In diesen Worten haben wir das metrische Glaubensbekenntniß des Dichters.

Der Kampf zwischen Platen und Heine, der sich größtentheils auf dem engen Gebiete der Persönlichkeiten ab-

spielte, war in gewisser Weise doch schon ein Vorspiel zu jenem größeren, wie er darnach in der Wissenschaft der deutschen Metrik entbrennen sollte zwischen der klassisch-antiken und der germanistisch-deutschen Richtung.

VI.

Unsere Ausführungen sind bis zu einem Punkte vorgeschritten, wo sich eine wichtige Frage uns aufdrängt und gebieterisch ihre Beantwortung verlangt — die Frage nach dem Einfluß, welchen die Heine'sche Verskunst ausgeübt hat. Entspricht dieser nach seinem Umfang und seiner Bedeutung der epochemachenden Wichtigkeit, welche wir den metrischen Neuerungen des Dichters zugeschrieben haben?

Heine darf wohl als der einflußreichste Dichter der nachgoethe'schen Zeit bezeichnet werden. Sein Einfluß auf die Entwicklung der modernen Literatur ist weit größer gewesen, als diese es meistens, sich selber belügend, wahr haben will. Streng genommen ist es fast nur das Drama, das von seinem Einfluß frei geblieben ist; die anderen Gebiete sind alle mehr oder weniger von ihm berührt, wie ein Strom Heine'schen Geistes fließt es durch die literarischen Erzeugnisse der Gegenwart. Die Prosa, wie schon gesagt, verdankt ihm ein gut Theil ihrer heutigen Frische und Beweglichkeit. Das Feuilleton, ein ureigenes Produkt der neueren Zeit, ist auf das unvergängliche Vorbild der „Harzreise" zurückzuführen. Witz und Satire holen sich ihre Accedentien aus der Heine'schen Apotheke*). Vorzugsweise aber auf dem Gebiete der Lyrik wird dieser Einfluß zu einem wahrhaft erdrückenden — auf dem Gebiete der Lyrik in allen ihren Verzweigungen, Ab- und Unterarten, von dem einfachen Stimmungsliede durch die Venuslyrik des „Neuen Tannhäuser" und die jungdeutschen Realisten bis herab zu der humoristischen Lyrik der Witzblätter. Unter der Anzahl moderner Lyriker findet sich nur äußerst selten ein origineller Dichter, ein selbständiger Karakter, der seinen eigenen Kopf auf den Schultern trägt. Ein Geibel, Lingg, Hieronymus Lorm, Robert Hamerling, vor Allem aber Theodor Storm und Gottfried Keller sind hier hervorzuheben. Aber auch mancher größere Dichter, der sich später zu einer beachtenswerthen Selbständigkeit hindurchgerungen, hat in seinen Anfängen in den Banden der Heine-Nachahmung gelegen, hat seine Heineperiode gehabt, seine literarischen Flegeljahre, wie man fast versucht ist, jene zu nennen. Die gewaltige dichterische Eigenart Heinrich Heine's mußte auf lang Zeit hinaus jede selbstständige Entwicklung wenigstens kleinerer Talente neben sich unmöglich machen!

Dieser tiefgehende Einfluß, welcher von dem Inhalt der Heine'schen Dichtwerke ausging, konnte nicht ohne eine ebenso tiefgehende Einwirkung ihrer Form bestehen. Form und Inhalt sind bei Heine, wie überhaupt bei jedem wahrhaft großen Dichter, etwas Untrennbares. Aber bei Heine mehr als bei jedem andern. Indem er den Zwang der Schablone aufhob und die Freiheit des Rhythmus substituirte, hatte er für den Inhalt Platz geschaffen, hatte er ihm die Möglichkeit gegeben, überall die entsprechende Form zu suchen und zu finden. Form und Inhalt sind so bei ihm gewissermaßen zu einer Ehe von der vollkommensten und unauflöslichsten Harmonie verbunden. Eines ist nicht ohne das Andere denkbar, und, was für das Eine gilt, gilt mit Naturnothwendigkeit auch für das Andere.

Der Einfluß der Verskunst Heine's umfaßt das ganze, große Gebiet der modernen Dichtung. Aber, um es gleich zu sagen, seinem Umfang entspricht nicht seine Bedeutung. Er ist nicht so heilsam und fruchtbringend gewesen, als man nach Allem hätte annehmen sollen. Der Gründe sind mehrere, die in ihrem Ursprung jedoch auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Es ist das gleichzeitige Auftreten Platen's, dessen großes Formtalent die präzisirende Metrik von Neuem in der deutschen Sprache heimisch machte. Der Platen'sche Einfluß lief mit dem Heine-

*) Herr Hofprediger Stöcker nannte in einer Rede anläßlich der Denkmalsfrage das Herz Heine's eine „Droguenhandlung von Giften".

schen parallel, engte diesen ein und erschwerte ein tieferes Verständniß der Verskunst unseres Dichters. Platen vertrat das Herkommen, die anerkannte Autorität: seine Form war dem Publikum nichts Neues, und seine Einwirkung daher unmittelbar und augenblicklicher als die Heine's, der das unbequeme Neue brachte. Die Versuchung, von der Metrik Platen's aus die Heine's zu betrachten, lag nur allzu nahe, als daß man ihr hätte widerstehen können. Von vornherein tritt so in der Beurtheilung und Nachahmung der Heine'schen Verskunst ein grobes Nichtverstehen ihres innersten Wesens zu Tage. Die Beurtheilung stellt sich auf den Standpunkt der Schablonenmetrik und gelangt folgerichtig zu einer scharfen Verurtheilung Heine's. Die Nachahmung, deren Verständniß die Kritik nicht zu Hilfe kommt, tappt im Dunkeln: sie weiß keinen andern Weg, als ganz oberflächlich sich an die äußerlich bequeme Form zu halten, und, was bei dem Meister Freiheit war, wird daher bei ihr zur Nachlässigkeit und Formlosigkeit. Hier liegt der Grund, weshalb so viele Dilettanten und Dichterlinge der Heine'schen Form sich bemächtigten, und Beyer hat nur zu sehr Recht, wenn er in seiner „Deutschen Poetik" die kleine vierzeilige Liederstrophe Heine's „Dilettantenstrophe" tauft. Wie in der Prosa, ist auch auf diesem Gebiet der Werth des Heine'schen Einflusses mehr ein ideeller geblieben; er sprengte die starre Eisrinde der formstrengen griechischen Metrik und schuf somit Raum für freiere Bewegung. Doch, glaube ich, darf man für eine schon nahe Zukunft auch die große praktische Bedeutung des Heine'schen Einflusses voraussagen, wenn eben jene Zeit gekommen, da die Forderung der wissenschaftlichen Wahrheit, deutsch in unserer Form zu sein, sich nicht mehr abweisen läßt. Dann wird man Heine in seiner ganzen Größe verstehen, und aus diesem Verständniß wird, wie aus einer Knospe, die wahre Nachahmung hervorblühen.

Nur in zwei Erscheinungen hat die Heine'sche Verskunst einen unmittelbar fruchtbringenden Einfluß ausgeübt, in den freien Rhythmen der „Nordseebilder" und in dem humoristischen Reime. Ueber den Einfluß der Nordseebilderrhythmen habe ich in der Einleitung zu meiner zitirten Schrift ausführlicher gehandelt: sei es mir gestattet, den Leser darauf hinzuweisen. Die Bedingungen für die „Nordseebilder" lagen wesentlich anders als für den Liedervers. Der völlig freie Rhythmus war ein Boden, auf dem der unsichere Fuß des Dichterlings unfehlbar straucheln mußte, und den er daher mit richtigem Instinkt nicht zu betreten wagte. Ein oberflächlicher Geist liebt wohl den Schein der Freiheit, vor der Freiheit selber wird er stets zurückschrecken, weil er fühlt, daß sich in deren Bereich seine Ohnmacht offenbaren wird. Der Einfluß der „Nordseebilder" war nicht weitgehend, vermochte aber dafür in seinen festen Grenzen, gleichsam innerhalb der Mauern eines fruchtbaren Gartenlandes, um so schönere Früchte hervorzubringen. Nur bedeutende Dichter betraten den geweihten Boden, Dichter wie Hamerling, Bodenstedt und Scheffel, die im Stande waren, dem kühnen Fluge des Heine'schen Genius zu folgen. Ja, ich habe sogar geglaubt, die Wiedererweckung des alten Stabreimverses durch Jordan und Richard Wagner auf das Verdienstkonto der Nordseebilderrhythmen setzen zu dürfen. Natürlich kann in diesem Fall nur von einem mittelbaren Einfluß die Rede sein.

Auf die Bedeutung des humoristischen Reims bei Heine ist bis jetzt, so viel ich weiß, noch von Niemandem hingewiesen, wie überhaupt diese Reimart erst wenig in der Theorie der deutschen Metrik beachtet ist. Und doch ist sie nicht nur metrisch, auch ästhetisch eine hochbedeutsame Erscheinung, deren wissenschaftliche Erforschung zu den letzten Quellen und Gründen des Humors und des Witzes hinführen muß. Heine darf der Vater des humoristischen Reims genannt werden. Dieser war schon vor ihm da, aber gewissermaßen nur in embryonaler Gestalt, noch ohne ein deutliches Bewußtsein seines Vorhandenseins — ich erinnere an den humoristischen Reim in Goethe's „Faust". Mit Heine erhielt er Leben und Bewußtsein. Heine war der erste, der ihn künstlerisch bewußt, hauptsächlich in „Deutschland, ein

Wintermärchen" anwandte und ihn damit in der deutschen Literatur einbürgerte. Der humoristische Reim ist bei ihm von einer Mannigfaltigkeit, daß schon hier alle Möglichkeiten der Form, der Ursache und der Wirkung erschöpft zu sein scheinen. Sein Einfluß ist als epochemachend zu bezeichnen. Er erstreckt sich auf die ganze humoristische Dichtung der modernen Zeit. Er offenbart sich so gut in einem humoristischen Gedicht der „Fliegenden Blätter" wie in einer versifizirten Novelle von Heyse, Roquette u. a. Sogar die humoristische Uebersetzungsliteratur hat von ihm Nutzen gezogen. Die großartige Byronübersetzung Gildemeister's, deren Schönheit zum nicht geringsten Theil auf der meisterhaften Behandlung des humoristischen Reims beruht, ist kaum ohne den Vorgang Heine's denkbar. Eine mehr selbstständige Richtung schlug der humoristische Reim Scheffel's ein. Vor Allem ist es der barock-schrille Ton, den der Heine'sche Reim angeschlagen, und der in allen möglichen Färbungen und Abstufungen weiterklingt und weiterklingen wird.

VII.

Die Beurtheilung, welche die Verskunst Heine's bis jetzt gefunden hat, ist dürftig und jedenfalls der Bedeutung des Gegenstandes nicht angemessen. Im Allgemeinen lassen sich drei Stadien in ihr unterscheiden, die sie durchlaufen hat und theilweise noch heute durchläuft. Im ersten war sie völlige und bedingungslose Verurtheilung: der Heine'sche Versbau wurde vom antiken Standpunkt aus salopp und regellos gescholten. Im zweiten, einem gewissen Uebergangsstadium, erkannte sie die Schönheit und den sprachlichen Wohllaut der Heine'schen Verse an, vermochte aber keine wissenschaftliche Erklärung zu geben, nicht die Gründe zu bezeichnen, welche jenen Wohllaut bedingten. Im dritten endlich gab sie auch diese: das Wesen und die Bedeutung der Heine'schen Verskunst waren vollständig erkannt, und die anfängliche Verurtheilung damit in ihr Gegentheil, eine begeisterte Anerkennung umgeschlagen.

So alt wie Heine's Dichten ist auch die Klage über seine nachlässige und regellose Form. Sie ist bis auf den heutigen Tag so oft wiederholt worden, daß sie fast schon stereotyp zu nennen ist. Vor Allem waren es die Literarhistoriker, die sich zu ihrer Verbreitung hergaben. In ein paar kurzen flüchtigen Sätzen glaubten sie ausnahmslos, die Heine'sche Verskunst abfertigen zu können. Ich nenne Männer wie Vilmar, Scherer, Kurz; letzterer erkennt wenigstens die schöne Einfachheit der Darstellung an. Gödeke, wie schon einmal erwähnt, geht sogar so weit, anläßlich der „Traumbilder" zu bemerken, sie hätten des Dichters Kampf mit der Sprache bekundet, die derselbe „nur mit Mühe richtig geschrieben" (Bd. III, S. 437 ff.). Ueberhaupt blinkt aus dem Bilde, das Gödeke von Heine entwirft, zu sehr gehässige Voreingenommenheit heraus, als daß es noch als wissenschaftlich objektiv gelten kann. Koberstein, der sonst einen so klaren Blick für das Metrische besitzt und in seiner Literaturgeschichte einen dankenswerthen Ueberblick über die Entwicklung der deutschen Metrik giebt, ist wie mit Blindheit geschlagen, sobald er an den Namen Heine kommt. Er gönnt ihm nur eine kleine Anmerkung, in der er erwähnt, daß in Heine's vierzeiligen, aus Dreifüßlern gebildeten Strophen die meiste Freiheit in Bezug auf Hebung und Senkung herrsche, und im Uebrigen verweist er auf die „vortreffliche Karakteristik Gödeke's" (!!). Doch es würde zu weit führen, wollte ich die Namen all derer anführen, welche sich solchermaßen an dem Geist der Heine'schen Verskunst versündigt haben.

Den Weg, auf welchem die Beurtheilung zu solchen Resultaten gelangte, habe ich im vorigen Abschnitt angedeutet. Es war die breite, bequeme und schnurgrade Chaussee der antik-Platen'schen Schablone, neben der allerdings der gewundene Feld- und Waldweg der Heine'schen Verskunst sich verwunderlich ausnehmen mußte. Bei Platen ist man in einem hochherrschaftlichen Park mit beschnittenen Bäumen, künstlichen Alleen, abgezirkelten Blumenbeeten; bei Heine

mitten im freien Walde selber! Wer das eine liebt, kann für das andere keinen Sinn haben, und vom Standpunkt der Kunst oder vielmehr der Künstlichkeit aus, ist die Natur noch stets für Regellosigkeit ausgegeben worden. Auf eine ernsthafte Kritik der Verurtheiler Heine's brauche ich mich nicht einzulassen; diese übt die Heine'sche Form selber mit ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und hauptsächlich mit ihrem Wohllaut, dem sich vielleicht auch das Ohr eines antikisirenden Metrikers nicht ganz verschließen kann. Es ist aber unmöglich, daß sprachlicher Wohllaut aus sprachlicher Regellosigkeit hervorgehe. Heine ist mit Ausnahme weniger Stellen, wie sie bei jedem Dichter mit unterlaufen, nie regellos in seiner Form gewesen. Dafür bürgt schon die bekannte Thatsache, daß er mit der unermüdlichsten Sorgfalt an seinen Versen gefeilt hat. Man feilt nicht, wenn man regellos schreibt. Das Feilen setzt Gesetze voraus, die dem Dichter vorschweben, die er zu erfüllen strebt.

Die Beurtheilung tritt in ihr zweites, das Uebergangsstadium, mit den Biographen Heine's, die naturgemäß in einen näheren Verkehr mit seinen Werken treten mußten als Literarhistoriker. Auch brachten sie von vornherein mehr guten Willen mit, die Eigenart ihres Dichters zu verstehen und zu würdigen. Der musikalische Zauber und Schmelz seiner Verse blieb ihnen daher nicht verborgen, sie ließen den Wohllaut derselben voll auf sich wirken und sind rückhaltlos in Anerkennung der Schönheit seiner Verskunst. Aber sie haben nur Anerkennung, keine Erklärung. Ueber das eigentliche Wesen der Form Heine's, über die Grundlage, auf der sie ruht, tappen sie im Dunkeln, sind sie im Unklaren. Es macht sich in Folge dessen eine gewisse Unsicherheit in ihrem Urtheil bemerkbar. Dasselbe besteht, streng genommen, nur aus Phrasen, allerdings Phrasen im besten Sinne des Wortes, Phrasen, in denen schon ein Körnchen Wahrheit keimt und knospt. Was aber diese Gruppe besonders kennzeichnet, sie hat die Bedeutung der Nordseebilderrhythmen nicht erkannt und läßt diese fast ganz unbesprochen. Die freie Rhythmik der „Nordseebilder" bildet, wie früher (Abschn. 3) ausgeführt, den Höhepunkt der Verskunst Heine's; ohne sie wäre seine metrische Revolution nur eine halbe gewesen; und erst von ihr aus ist ein völliges Verständniß seiner Form möglich. Ihre Bedeutung verkennen, heißt also, die Bedeutung der Heine'schen Verskunst überhaupt nicht klar erkannt haben.

Hören wir die Beurtheilung selber! Robert Prölß, der neuere, sehr verdienstvolle Heinebiograph, glaubt, daß „der Eigenthümlichkeit des Heine'schen Geistes jene leichtflüssige und dabei bildsame, kleine vierzeilige Strophe vielleicht am besten entsprochen, daß sie sich in ihr am freiesten und vollsten habe ausleben können, und kein Zweifel, daß der Dichter ihr auch eine überraschende Mannigfaltigkeit der Gestaltung und des Ausdrucks abzugewinnen verstanden habe; aber sein Dichten sei durch ihre einseitige Verwendung einer gewissen Monotonie (!) verfallen," und Prölß bedauert, daß „der fördernde Einfluß A. W. Schlegel's in Bonn nur von so kurzer Dauer gewesen, derselbe würde sicher zu einer formvolleren (!!) Ausbildung der Dichtung Heine's beigetragen haben". Man fühlt, hier spukt das Gespenst der Schablone; Prölß hätte sonst sehen müssen, daß es nichts Formvolleres giebt als die „Nordseebilder". Selbst wenn der Dichter alle Schemata, welche die deutsche Metrik predigt, zur Anwendung gebracht hätte, so wäre damit auch nicht entfernt der Formenreichthum seiner freien Rhythmen erschöpft gewesen. — Karpeles in der Einleitungsbiographie zu seiner Gesammtausgabe der Heine'schen Werke sagt von dem Metrum, daß „gerade dies den Versen ihren eigenthümlichen Reiz verleihe und oft wie Musik auf die lyrische Empfindung wirke; wer metrischen Studien eifriger nachgehe, finde besonders an den kleinen Gedichten die Uebereinstimmung des sinnlichen Klanges mit der geistigen Vorstellung voll ausgeprägt." Durchaus richtig, aber keine Erklärung! — Der Wahrheit am nächsten kommt Strodtmann. Er weist (Dichterprofile I, S. 246, 247) auf den Gegensatz hin, in welchem Heine mit seinem

Dichten wie mit seiner ganzen Geistesrichtung zu den antiken Metren steht. Als Beweis führt er eine Privatäußerung Heine's an, nach welcher diesem Klopstock's „Messias", „den er nicht lesen könne", wie eine poetische Predigt vorkomme.

An dieser Stelle muß ich auch einen in jüngster Zeit veröffentlichten Aufsatz von Dr. Karl Hessel erwähnen: „Die metrische Form in Heine's Dichtungen" (Zeitschrift für deutschen Unterricht, Jahrg. 1889, Heft 1). Es ist, so viel ich weiß, der erste längere und zusammenhängende Aufsatz über die Verskunst Heine's. Hessel giebt einen historisch-statistischen Ueberblick über die Versarten, die der Dichter angewandt hat. Die Ausführungen sind im Einzelnen, als Material, sehr dankenswerth, im Großen und Ganzen aber halten sie sich im herkömmlichen Geleise und gehen nicht tiefer auf das Wesen der Heine'schen Verskunst ein. Ueber die Form der „Nordseebilder" finden sich nur ein paar flüchtige Bemerkungen. Wichtiger ist der Schluß, in dem Heine und Platen einander gegenübergestellt werden.

Der Erste und fast auch der Einzige, welcher den Inhalt und die Stellung der Verskunst Heine's klar erkannte und aussprach, war Wilhelm Jordan in seiner bekannten Schrift „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim" (S. 28 bis 30). Es ist wichtig, daß gerade der Dichter der „Nibelungen", jener Schriftsteller, dessen ganzes Leben und Dichten ein begeisterter Kampf für die alte, ursprüngliche Metrik war und ist, als Erster die metrische Bedeutung Heine's proklamirt. Zeugniß aus solchem Munde hat doppelten Werth. Jordan spricht in seiner Schrift von der Liederstrophe und von der Form der „Nordseebilder"; er hat also zunächst schon die beiden Gipfelpunkte der Heine'schen Verskunst richtig erkannt. Die Liederstrophe bedeutet ihm einen großen und epochemachenden Fortschritt in der Rückkehr zur altgermanischen Rhythmik. Um die feinfühlige Sorgfalt und Sauberkeit im Schliffe dieser Strophe vollständig zu würdigen, müsse man erkannt haben, daß die Regel, die dabei in aller Strenge beobachtet worden, nichts anderes sei als das rhythmische Gesetz der Accentuirung. In den „Nordseebildern", die allein schon durch ihre Sprachmusik den Hörer entzückten, sei die deutsche Sprache nach tausendjähriger Irrfahrt in der Fremde heimgekehrt und angelangt beim altgermanischen epischen Verse, dem zu seiner letzten Vollendung nur der gesetzmäßig geregelte Stabreim fehlte. Mit Heine sei der deutsche Sprachgeist wieder zum Bewußtsein des ureigenen rhythmischen Gesetzes erwacht.

Es waren goldene Samenkörner, die Jordan mit diesen Worten ausstreute. Aber die neuhochdeutsche Metrik ist steiniger, unfruchtbarer Boden, und es sollte geraume Zeit vergehen, ehe die Saat aufging. Die Jordan'sche Schrift erschien im Jahre 1868, und erst 1882 baute Beyer in seiner „Deutschen Poetik" auf ihr weiter. Beyer geht bei Besprechung des Accentverses von Heine aus als dem Ersten, welcher den Muth gehabt, die schulmäßige Metrik zu durchbrechen und sich in seinen Schöpfungen erst instinktiv, dann bewußt dem altgermanischen Accentverse zuzuneigen. Auch für ihn bedeutet Heine in der Rückkehr zur altgermanischen Rhythmik eine Epoche! Heine hätte die undeutschen Fesseln gesprengt und dem Deutschthum wie ein Entdecker — wenn auch vorerst nur praktisch — das alte Gesetz des freien Rhythmus zurückgegeben. Beyer ist sichtlich von Jordan beeinflußt und fügt dessen Ausführungen wenig Neues hinzu. Aber weit entfernt, ihm hieraus einen Vorwurf zu machen, halte ich es in diesem Fall schon für ein großes Verdienst, das einmal Gesagte nur wiederholt zu haben.

VIII.

Die vorstehenden Ausführungen bilden die mehr oder minder vollständige Einleitung zu einer Verskunst Heinrich Heine's. Ich habe mit ihnen das Fundament legen wollen, auf dem sich das Gebäude erheben kann. Vielleicht ist das Fundament noch nicht stark und fest genug, den Bau zu tragen — möge es in dem Fall nicht an nachbessernden Händen fehlen! Bei

der erstmaligen Durchforschung eines neuen Gebietes geht es nicht ohne Lücken und Mißverständnisse ab. Nur in der Sage war eine Geburt wie die der Pallas Athene möglich, welche fix und fertig, mit Helm und Schild und Lanze, aus dem Kopfe des Zeus hervorsprang.

Eine Verskunst Heinrich Heine's wird geschrieben werden, das unterliegt für mich keinem Zweifel. Ein solches Werk ist schon jetzt ein Bedürfniß und wird mit der Zeit eine Nothwendigkeit werden. Der unbeugsame Wille der Nothwendigkeit ist aber bereits die That selber. Die germanistisch-deutsche Richtung in der Metrik hat begonnen, die wichtigen Resultate, welche sie aus der Erforschung der alten Verskunst gewonnen, auf die moderne Dichtung anzuwenden. Je weiter sie in diesem praktischen Bestreben fortschreitet, um so nothwendiger wird ihr ein moderner Dichter sein, auf den sie sich stützen, und von dem sie ausgehen kann. Die antikisirende Metrik fußt schon lange auf ihrem Platen — die deutsche wird auf ihrem Heine fußen!

Heinrich Heine ist, was die Form betrifft, der deutscheste Dichter der neueren Zeit. Das ist das Ergebniß, zu dem eine vorurtheilslose Betrachtung seiner Verskunst führt. Und dies Ergebniß hat eine doppelte Bedeutung: eine allgemeinere für die deutsche Metrik und eine speziellere für den Dichter selber, zu dessen gerechterer Würdigung es sein gut Theil beitragen kann und wird. Es ist nicht zu gewagt, von einem Deutschsein der Form auf ein Deutschsein des Inhalts zu schließen. Man möge sich dessen erinnern, was oben über die enge Verbindung von Form und Inhalt bei unserm Dichter bemerkbar ist! Der Streit um und für Heine ist neuerdings heißer denn je entbrannt, und das Streitobjekt ist gerade sein Deutschthum. Man hat das Bedürfniß gefühlt, den nationalen Maßstab, mit dem man heute Alles mißt, auch an Heine zu legen, und sein Patriotismus ist nach den neueren Begriffen von einem solchen als zu kurz befunden. Seine Gegner sprechen ihm alles Deutschthum ab und schimpfen ihn Juden und Franzosen! Aber Heine, der Jude und Franzose, der deutscheste Dichter der Form nach?! Ein klein wenig Deutschthum wird man ihm doch wohl zugestehen müssen, ungefähr die Portion eines Lessing, Schiller oder Goethe... Heine war wie jene gerade genug Deutscher, um ein nationaler Dichter zu sein, und wie jene nicht zu sehr Deutscher, als daß er andererseits nicht auch seine große internationale Bedeutung gehabt hätte.

Der Darwinismus auf der französischen Bühne.

„Zu was für schnöden Bestimmungen wir kommen, Horatio!"
Hamlet.

Armer Darwin! Wenn er noch lebte, würde er wohl mitunter von den Folgen seiner Popularität nicht allzu entzückt sein. Die Franzosen sind gerade dabei, ihn zum Vater einer „neuen Gattung von Raubthieren" zu stempeln, „die die famose Erfindung des Kampfes um's Dasein ausbeuten, um damit jede Schurkerei wissenschaftlich zu rechtfertigen"... „In der Anwendung", sagt Daudet, „sind diese Theorien Darwin's ruchlos, da sie die Bestie im Menschen wiedererwecken und den Vierfüßler, der aufrecht stehen gelernt hat, wieder auf allen Vieren gehen lassen."

Die Leute, die so kühne Behauptungen auf und außerhalb der Bühne äußern, sind in keiner Weise Narren oder bedeutungslos, sondern Personen von Ansehen und Geist. Auch veröffentlichen sie diese Ansichten nicht aus Lust an Paradoxen oder um sich auf Kosten der Philister zu unterhalten. In voller Nüchternheit und mit dem größtmöglichen Pathos haben sie in den letzten Wochen diese überraschenden Wahrheiten verkündet. Wehe der

wissenschaftlichen Theorie, die ihren Weg in das unwissende und beschränkte Gehirn des modernen Belletristen und Journalisten findet.

Unsere Literater haben den Kampf um's Dasein Darwin's nicht aus den Werken des großen Naturforschers kennen gelernt. An solche geistige Arbeit sind sie nicht gewöhnt. Nein, sie haben blos in irgend einer — sagen wir „Gartenlaube" — etwas davon läuten gehört.

Vor ungefähr zehn Jahren wurde in Paris eine alte Milchfrau umgebracht. Der Mord war von so eigenartigen Umständen begleitet, daß er tiefen Eindruck machte und man sich seiner heute noch erinnert. Die Entdeckung der Mörder geschah auf sonderbare Weise. Barré, ein junger Mann, der in geschäftlichen Beziehungen zur Alten stand, bot sich dem Untersuchungsrichter an, ihm bei seinen Nachforschungen behilflich zu sein und gab freiwillig die vollen Details über die Gewohnheiten und Lebensverhältnisse der Ermordeten und die Papiere, in denen sie ihr kleines, mühsam erspartes Vermögen von 10000 Franken angelegt hatte. Er hatte mehrere Zusammenkünfte mit dem Richter, der ihm für seine Bereitwilligkeit dankte, ihm bei der Nachforschung nach dem Schuldigen zu helfen. Da geschah eines Tages zufällig, daß der Richter, indem er ihn aus seiner Stube hinausbegleitete, die Frage an ihn richtete: „Sie haben früher einen Vollbart getragen, Herr Barré?" Auf diese einfache Bemerkung hin begann Barré zu zittern und wurde todtenbleich. Der Richter legte sofort die Hand auf seine Schulter und rief: „Ich habe den Mörder!"

Barré, völlig haltlos geworden, gestand, daß er und sein Freund Lebiez, ein Student der Medizin, das Verbrechen begangen hatten. Die beiden Mörder waren intelligente und gebildete junge Leute im Alter von vier- und fünfundzwanzig Jahren. Lebiez war einer der besten Studenten der Pariser medizinischen Fakultät. Sein Professor, Dr. Vulpian, und seine Kollegen glaubten, es müsse da ein grober Irrthum vorliegen, als sie von seiner Verhaftung hörten. Einige Tage nach dem Mord hatte Lebiez einen Vortrag über den Darwinismus gehalten und die Theorie des Kampfes um's Dasein und das Gesetz des Ueberlebens des den Verhältnissen besser Angepaßten auseinanderzusetzen gesucht.

Als er erfuhr, er sei verrathen, leugnete Lebiez nicht sein Verbrechen, sondern gab folgende Erklärung desselben: Die Milchfrau hatte die 10000 Frcs. seinem Freund Barré übergeben, der das Geld ausgab, anstatt Anlagepapiere dafür zu kaufen. Die Summe konnte jeden Augenblick zurückgefordert werden, und Barré, der außer Stande war, sie herbeizuschaffen, war in Gefahr, wegen Veruntreuung angeklagt und verurtheilt zu werden. Lebiez sah, es handelte sich entweder um den gesellschaftlichen Ruin seines Freundes, eines vielversprechenden Mannes von guter Herkunft, oder um den Tod eines unbedeutenden und nutzlosen alten Weibes. Er zweifelte keinen Augenblick, wofür er sich zu entscheiden habe, erschlug die alte Frau und zerschnitt ihren Körper nach den Regeln der Anatomie, um ihn bei Seite zu schaffen.

Dieser Mord wirkte sensationell. Lebiez war nicht ein verthierter und gedankenloser Bursche, der niederschlug, was sich ihm in den Weg stellte, sondern ein kühler, überlegender Mann, der seinen Plan wohl erwog, konsequent durchführte und mit einer wissenschaftlichen Theorie beschönigte. Er starb entschlossen. Barré mußte auf das Schaffot getragen werden, indeß Lebiez festen Fusses die Stufen hinaufstieg. Als er den Kopf durch die dafür bestimmte Oeffnung der Guillotine gesteckt hatte und das Beil eben fallen sollte, rief Jemand aus der Menge: „Bravo, Lebiez!" Er erhob sein Haupt und indem er seine Augen dahin richtete, woher die Stimme gekommen, sagte er deutlich: „Adieu!"

Dieser Mord gab Anlaß zu langen und lebhaften Diskussionen. Die Gegner des Darwinismus betrachteten ihn als ein gefundenes Fressen. Sie waren zahlreich und hochangesehen und beeilten sich, eine so gute Gelegenheit auszubeuten, um über die wissenschaftliche Theorie herzufallen,

deren Vertreter Lebiez gewesen. Gewisse Kreise von Freidenkern hatten gern alle Verbrechen religiöser Leute der Religion in die Schuhe geschoben. Die frommen Seelen antworteten nun in derselben Weise und klagten die neue Theorie als eine Schule der Verbrechen an. Sie wurden auf's kräftigste unterstützt von Gelehrten, die Darwin als einen wissenschaftlichen Revolutionär haßten, der kaum ein besseres Schicksal verdiene als die Revolutionäre der Pariser Kommune. Ein Erzbischof, wenn ich nicht irre, Monseigneur Dupanloup, verstieg sich so weit, Lebiez' Begnadigung zu fordern mit der Begründung, er sei ein Opfer der Darwin'schen Theorie und die Gesellschaft habe die Pflicht, ihm Zeit zur Reue und Büßung seiner Sünden zu geben.

Obwohl die Theorie der Entwicklung in Frankreich zuerst erstand — Haeckel und die deutschen Darwinianer, ganz abgesehen von den Franzosen, haben die Verdienste eines Buffon, Lamarck und Godeffroy de Saint-Hilaire gebührend anerkannt, die die englischen Darwinianer absichtlich ignorirten — trotzdem begegnete gerade in Frankreich die Anerkennung dieser Theorie den größten Schwierigkeiten. Die französische Wissenschaft schien sich ihres Sprößlings zu schämen, den England adoptirt hatte und pflegte. Die Akademie der Wissenschaften, mit dem achtzigjährigen Flourens an der Spitze ihrer alten, eingetrockneten Mitglieder, erklärte der Entstehung der Arten den Krieg; Thiere und Pflanzen waren von Anfang an in ihren heutigen Formen geschaffen worden, in denen sie verharren würden bis an's Ende der Zeiten. Es mußte Haeckel aus Deutschland nach Paris kommen, die jungen Leute zu sammeln und anzufeuern, die sich der Entwicklungslehre angeschlossen hatten. Seitdem sind Flourens und viele andere der alten Akademiker gestorben und jüngere und kühnere Naturforscher sind erstanden; aber noch ist der Sieg über die offizielle Wissenschaft nicht völlig errungen. So mußte z. B. Dr. Giard, obwohl berühmt durch seine zahlreichen wissenschaftlichen Entdeckungen, dennoch, weil Anhänger der Evolutionstheorie, lange warten, ehe er zum Professor am Museum von Paris gewählt wurde.

Nun lieben es zwar die französischen Schriftsteller, die Akademie zu verspotten und sich über ihre veralteten Anschauungen lustig zu machen; und doch ist Niemand eher bei der Hand als sie, sich den Vorurtheilen der Vergangenheit anzubequemen und sich vor der Akademie und vor den Vorschriften zu beugen, die diese der Gegenwart für ihr Denken giebt. Ich muß hinzufügen, daß die gute Gesellschaft diesen Mangel an Selbständigkeit und diesen Respekt vor der offiziellen Meinung mit den Schriftstellern theilt, die die geistige Nahrung für sie herzurichten haben.

Die Ermordung der alten Milchfrau machte die Darwin'sche Theorie bei den Journalisten und Belletristen populär, die sich in Frankreich wie anderwo durch Unwissenheit und Mangel an gründlicher Bildung auszeichnen. Unter denen, die bei dieser Gelegenheit mit der Theorie vom Kampf um's Dasein bekannt wurden, war auch Daudet; natürlich, gleich seinen Kollegen faßte er die Sache viel klarer und einfacher auf als Darwin. „Es kommen mehr Individuen zur Welt als existiren können. Also, räumt mich aus dem Weg oder ich räume Euch aus dem Weg". Da hat man die ganze Darwin'sche Theorie in einer Nußschale, nach dem scharfsinnigen Daudet: Es ist der Mann der Wissenschaft in seinem Stück, der uns diese nette Phrase zum Besten giebt. In der Vorrede zu seinem „Kampf um's Dasein" erzählt uns Daudet, daß er begonnen hatte, ein Buch zu schreiben, halb Roman, halb geschichtliche Darstellung des Wirklichen, genannt „Lebiez und Barré, zwei junge Franzosen unserer Zeit". Er hatte schon zwei Monate daran garbeitet, da erschien eine französische Uebersetzung des großartigen Romans Dostojewsky's „Schuld und Sühne" (Raskolnikow). Der Lebiez des russischen Romanciers heißt Rodion: er überlegt sein Verbrechen; er tödtet ein altes alleinstehendes Weib, eine hartherzige Wucherin, die Kummer und Elend verbreitet, indeß ihr Gold Glück und Gesundheit seiner Mutter und Schwester bringen würden, die er auf's

zärtlichste liebt. Anstatt einen Vortrag über den Kampf um's Dasein zu halten, wie Lebiez, schreibt Rodion einen Artikel für eine Revue über das Recht zu tödten, und beweist philosophisch, daß es erlaubt sei, die Welt von Personen zu befreien, die Jedermann schaden.

Daudet begriff, daß es für ihn unmöglich sein würde, es dem krankhaften Genie Dostojewsky's gleichzuthun, dem eine unerreichbare Gabe der psychologischen Analyse eigen ist, und er gab seinen historischen Roman auf. Aber die Idee des Kampfes um's Dasein erschien ihm zu interessant, um sie fallen zu lassen; er benutzte die erste Gelegenheit, sie zu dramatisiren, und am 3. Oktober des vergangenen Jahres wurde am Theater Gymnase dramatique in Paris ein Drama in fünf Akten und sechs Bildern von Alphonse Daudet gegeben, betitelt: „Der Kampf um's Dasein".

Daudet ist kein Dramatiker von Profession. Erst in letzter Zeit hat er sich der Bühne zugewendet, nicht ohne Geschick; man muß gestehen, sein Stück zeigt viele gute Seiten; es enthält dramatische Situationen und die Figur von Mari-Anto ist fein gezeichnet.

Paul Astier, der Sohn eines Akademikers, ist ein Architekt, der bekannt zu werden beginnt. Er hat einen alten Palast wieder herzustellen und gewinnt bei dieser Gelegenheit das Herz und die Hand seiner Besitzerin, der Herzogin Padovani (Mari-Anto), die sehr reich aber hoch in den Fünfzigen ist, Astier dagegen jung, aber habgierig und ein Streber. „Darwin ist sein Lieblingsautor", aber gleich Daudet hat er in der „Entstehung der Arten" nur das falsche Bevölkerungsgesetz des Pfaffen Malthus gefunden. „Es werden mehr Individuen geboren, als ihre Existenz finden können", woraus folgt, daß ein Theil der Menschen verhungern muß, damit die Andern im Stande sind, bequem zu leben. Logischer Weise entscheidet sich Astier für das bequeme Leben; sein Motto lautet: „Die Starken essen die Schwachen auf". Der falsche Tichborne, der nicht besonders geistreich war, hatte einen bessern Wahlspruch. „Die Welt", schrieb er in sehr schlechtem Englisch in sein Taschenbuch, „besteht aus zwei Sorten Menschen, Narren und Betrügern, und diese müssen von jenen leben".

Astier's Ehrgeiz geht dahin, Premierminister zu werden. Er ist bereits Parlamentsmitglied und eine wichtige Persönlichkeit, deren Meinungen etwas gelten. Aber innerhalb zwei Jahren hat er das Vermögen der Herzogin vergeudet und steht vor dem Ruin. Er möchte die Ehe mit seiner alten Gattin lösen lassen, um ein ganz junges Judenmädchen zu heirathen. Die Ehe betrachtet er blos als den Weg zum Glück und Weiber als die Stufen, dazu emporzukommen. Er arrangirt die Sache so gut, daß seine eifersüchtige Mari-Anto ihn in ihrem eigenen Hause bei einem Ehebruch ertappt. Aber die Herzogin ist eine gute Katholikin und betrachtet die Ehescheidung als Sünde und Schande; sie begnügt sich, das Mädchen, mit dem sich Astier vergangen, eine ihrer Dienerinnen, zu entlassen und sich auf's Land zurückzuziehen. Astier folgt ihr dahin, heuchelt Betrübniß und Liebe, erlangt ihre Verzeihung und bringt sie nach Paris zurück, wo er gelegentlich ihre Einwilligung zur Ehescheidung zu erlangen hofft. Aber die Zeit drängt, die junge Jüdin wird ungeduldig und droht ihm mit ihrem Gold zu entschlüpfen. Astier sucht die Entwicklung zu beschleunigen. Bei einem Fest reicht er seinem Weib ein Glas vergifteten Wassers, aber von Entsetzen erfaßt, hält er ihren Arm zurück, als sie das Glas zum Munde führt. Die Herzogin erräth seine Absicht und da sie ihn eines Verbrechens für fähig hält, stimmt sie der Scheidung zu, um ihn von der Versuchung zu befreien. Die Szenen zwischen Astier und Mari-Anto sind sehr schön. In der letzten Szene wird Astier von dem Vater des Mädchens niedergeschossen, eben, wie er auf dem Gipfel seines Glücks ist und im Begriff steht, die Jüdin zu heirathen, die ihn wieder zum Millionär machen soll.

Daudet tödtet Astier, wie er in der Vorrede schreibt, weil er, Daudet, ein guter Mensch ist und schlechte Menschen nicht leiden kann — seitdem er aufgehört hat, Privatsekretär des Herzogs von Morny

zu sein, eines der größten Schurken der bonapartistischen Klique. Und sein Stück ist geschrieben, um seinen Abscheu vor den „Kampfumsdaseinlern“ zu zeigen, den struglifeurs, wie er sie in seinem schönen Englisch nennt, „die Darwinianer vom Wirbel bis zur Sohle sind, ohne Vorurtheile und Skrupel, an Gott nicht glauben und die Polizei nicht fürchten“.

Diese Geringschätzung der Polizei, der letzten Stütze der Moral, durch die Darwinianer, ist eine andere große Entdeckung Daudet's. Er führt sie auf Berkeley, den schottischen Philosophen zurück, der daran zweifelte, daß unsere Sinne die Außenwelt getreu wiedergeben, und den Geist als etwas Immaterielles betrachtete, das von materiellen Dingen keine Vorstellung gewinnen kann, weshalb er erklärte, die Außenwelt bestehe in Wirklichkeit nicht. Daudet schließt daraus konsequent, daß für die Darwinianer der Polizist nichts Wirkliches, sondern eine bloße Vorstellung sei.

Es erscheint uns unglaublich, daß Schriftsteller vom Range eines Daudet in vollem Ernst Darwin und seine Theorie für die Lebiez, Barré und andere Raubthiere verantwortlich machen, die in unserer Gesellschaft losgelassen werden. Vor der Veröffentlichung der „Entstehung der Arten“ lebten wir in einer Gesellschaft, in der Diebstahl und Mord unbekannt waren; und wäre das Buch nie erschienen, so würden wir fortfahren, in einer Gesellschaft zu leben, in der die Menschen nicht in der Ausbeutung, sondern in der Förderung ihrer Nebenmenschen ihren Vortheil finden. Doktoren und Apotheker würden nicht um des täglichen Brotes willen wünschen, daß Schwindsucht und Fieber grassiren, zerbrochene Schädel und Gliedmaßen häufig seien; Erben würden nicht ungeduldig den Tod ihrer theuren Verwandten erwarten; Finanzmänner würden Bedenken tragen, ihre feuerfesten Kassen mit der Beute zu füllen, die sie ihren Kollegen auf der Börse abgenommen; Kaufleute und Fabrikanten würden einander nicht durch Schleuderkonkurrenz ruiniren, Kapitalisten nicht durch Hungerlöhne fette Profite erzielen — wenn Darwin nicht dieses verhängnißvolle Buch geschrieben hätte!

Die Daudet's sehen es nicht, daß unsere gesellschaftlichen Verhältnisse und nicht Theorien es sind, die den Konkurrenzkampf und dessen Konsequenzen mit Nothwendigkeit erzeugen. Weit entfernt, daß der rücksichtslose ökonomische Kampf Aller gegen Alle die Folge der Darwin'schen Theorien ist, sind vielmehr diese der Anwendung der Gesetze der modernen Konkurrenz auf das Leben der Thiere und Pflanzen entsprungen: Darwin selbst hat erklärt, die erste Anregung zu seiner Lehre habe er von dem Malthus'schen Bevölkerungsgesetz erhalten.

Wir schaudern, wenn wir von Verbrechen lesen, gleich denen Lebiez' und anderer Mörder, und bleiben gleichmüthig im Angesicht der Scheußlichkeiten, die die Konkurrenz täglich erzeugt. Wie unbedeutend sind die Mordthaten, die vor den Gerichten verhandelt werden, gegenüber den Massenvergiftungen, die die Verfälschung der Lebensmittel nach sich zieht! Ungefähr um dieselbe Zeit, als Lebiez und Barré die Milchfrau tödteten, stand in London ein Fabrikant vor Gericht, weil er Veilchenpulver mit Arsenik und andern gefährlichen Stoffen gemischt hatte. Packete von Pulver, die Arsenik enthielten, wurden vorgezeigt; es wurde nachgewiesen, daß Säuglinge damit vergiftet worden und doch fanden die Geschwornen, der Mann sei unschuldig; er hatte blos den Gesetzen der Konkurrenz gehorcht.

In dieser Atmosphäre der Konkurrenz leben wir von der Wiege bis zum Grabe; diese grausame Wirklichkeit und nicht wissenschaftliche Theorien oder religiöse Anschauungen sind es, die den menschlichen Thon formen, den Egoismus anstacheln und zur übermächtigen Leidenschaft machen. Nicht, daß die Zahl der Verbrechen unter diesen Zuständen zunimmt, ist zu verwundern, sondern daß sie nicht rascher zunimmt.

Aber die moderne Entwicklung, die den Konkurrenzkampf immer schärfer und unerbittlicher gestaltet, die Gemüther immer mehr verroht und ihre Habgier immer mehr anstachelt, stumpft anderseits die

thierischen Leidenschaften ab, macht die Menschen blutarm und kraftlos; aus ungestümen Thieren macht sie überlegende, berechnende Menschen, die nicht durch Gewaltthat, durch Mord und Todtschlag, sondern auf gesetzlichem, unter Umständen nicht weniger grausamem Wege das große Ziel der modernen Zivilisation zu erreichen suchen: Reichthum. Thaten, wie die Lebiez's und Astier's sind nicht nur nicht das Ergebniß der Theorien der modernen Wissenschaft, sie sind auch nicht bezeichnend für die moderne Entwicklung.

Pablo.

Ein neuer Pharao.

Von

Paul Ernst.

„Da kam ein neuer Pharao auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph."

Der neue Pharao, das ist die Geistesrichtung, welche in dem modernen Deutschland die bestimmende ist, Joseph ist der Geist von Achtundvierzig. In einem neuen Roman versucht Spielhagen diesen neuen Pharao und diesen alten Joseph einander gegenüber zu stellen.

Käme nur der dichterische Werth des Buches hier in Frage — um damit gleich anzufangen — so würde es hier kaum eine ausführliche Besprechung erfahren dürfen; denn der dichterische Werth ist gleich Null. Die Aesthetik Spielhagen's ist ja bekannt; nach ihm soll das Kunstwerk nicht weniger darbieten, als ein Weltbild, eine Darstellung einer ganzen Zeit; was die zyklopische Phantasie eines Balzac in einer Reihe von hunderten von Bänden geben wollte, was die zähe Energie und der Forscherfleiß eines Zola in vierundzwanzig Romanen schaffen will — das macht der große Spielhagen in einem Roman von mäßiger Stärke.

Das Weltbild spielt sich im Thiergartenviertel von Berlin ab; natürlich kommt die misera plebs gar nicht in Frage, wie sich das für einen idealistischen deutschen Dichter von selbst versteht; denn er wandelt ja auf der Menschheit Höhen. Die Höhen der Menschheit sind in diesem Falle ein amerikanischer Börsenjobber, ein deutscher Regierungsrath, ein demokratischer Baron und die Angehörigen dieser drei.

Indessen, man könnte das dem Schriftsteller verzeihen; diese Herren nehmen ja meistens den Mund etwas voll; und wenn wir auch kein Weltbild bekommen, so bekommen wir vielleicht ein Bild aus der höheren Gesellschaft, oder ein paar künstlerisch ausgearbeitete Karaktere. Der Dichter kann ja machen, was er will; bei ihm kommt es nur auf das Wie an; und wenn wir eine künstlerische Darstellung haben, so kann es uns ästhetisch ganz gleich sein, was denn dargestellt ist.

Aber die Darstellung ist die denkbar kläglichste; kläglicher vielleicht noch, als in den früheren Romanen Spielhagen's. Nirgends ein Karakter — nichts als Schablone; nirgends Schilderung eines Vorganges — nichts als dürftiger Reporterbericht.

Der demokratische Baron und seine Tochter sind zwei Engel des Lichtes, der Amerikaner ist ein menschgewordener Teufel — ganz genau so, wie zwei Kartenkönige, die dieselben nichtssagenden Gesichtszüge haben und sich nur dadurch unterscheiden, daß neben dem einen Coeur und neben dem andern Pique gemalt ist. Und bei diesen Figuren ist die Sachlage immer noch günstig; man weiß wenigstens immer, was sie thun werden: dieser wird nur edle Thaten thun, und jener wird nur schlechte Thaten thun, denn dieser ist ein edler Mensch und jener ist ein schlechter

Mensch. Viel schlimmer wird es, wo Spielhagen Menschen schildern will, die mehr die Durchschnittseigenschaften haben. Hier ist man vollständig rathlos. Es muß vom Dichter verlangt werden, daß er so genau karakterisirt, daß man die Handlungen seiner Personen kontroliren kann; ein bestimmter Mensch in einer bestimmten Lage kann nur eine bestimmte Handlung begehen; was der Geheimrath und seine Familie thun, das läßt sich in keiner Weise irgendwie aus der Karakteristik herleiten; sie können ebensogut schwarz wählen, wie sie gerade weiß wählen; denn Spielhagen hat hier gar keine Menschen geschaffen; er hat hier nichts gegeben, als ein paar Namen, an die er einige Lappen Handlung hängt.

Das Schaffen von Menschen ist die höchste Leistung des Dichters; kann er das nicht, so sieht es schon sehr bedenklich aus mit seiner Kunst. Einige Dichter haben trotzdem ganz gute Sachen hervorgebracht, weil sie in einem andern Punkt etwas gutes leisteten, in der Schilderung der Umgebung, der äußeren Zustände und so fort. Die Fabel des Romans bietet Spielhagen die schönsten Gelegenheiten zu dergleichen Schilderungen: er hat idyllische und tragische Momente, ruhige und wild aufgeregte Situationen, einen Ball, einen Ritt durch den Wald, ein Attentat auf den Kaiser, und so fort. Und was hat er daraus gemacht! Bei der Schilderung des Balles sehen wir nichts von den tanzenden Paaren, den weißen Kleidern und schwarzen Fräcken, wir spüren nicht die heiße, schwere Luft, wir hören nicht die Musik, das Geräusch der Fächer, des Gespräches, der gleitenden Füße auf dem Parkett — wir hören ein gescheites Gespräch über Literatur! Das Nobilingsche Attentat wird auf dem Raum von drei weitgedruckten Seiten erzählt, und dabei ist nichts ausgelassen, nicht einmal der Tod des Kutschers! Wirklich, ein Lokalreporter, der seine Zeilen herausschinden will, würde da mehr zu schreiben gewußt haben!

Als Dichtung ist das Buch elend, keine andere moderne Nation würde einen Schriftsteller, der ihr solche Dummheiten auftischte, unter ihre ersten Größen rechnen.

Indessen, über den Geschmack ist nicht zu streiten, behauptet man, und es ist nicht abzusehen, weshalb der deutsche Philister auch noch Verständniß für ästhetische Fragen haben soll, wo er doch Skat spielen kann und ein geeinigtes Deutschland hat. Lassen wir das. Dichter und Publikum sind eben eins den andern werth. Für uns entsteht eine wichtigere Frage. Der Roman ist der Ausdruck der Ueberzeugungen und Ansichten des Philisters, und eine Analyse desselben kann uns vielleicht einen Beitrag zur Psychologie, zur Naturgeschichte, zu der Geistesgeschichte des deutschen Spießbürgers geben. Betrachten wir das Buch aus diesem Gesichtspunkt, nicht aus dem ästhetischen, sondern aus dem kulturhistorischen.

Die Fabel des Romans ist in kurzem folgende:

Der Baron von Alden hat sich in hervorragender Weise an der achtundvierziger Revolution betheiligt; er mußte nach Amerika fliehen und blieb dort verschollen. Vorher hatte er seine Frau als Erbin seines ganzen sehr bedeutenden Vermögens eingesetzt. Sein Freund und Genosse Ilicius heirathete die Frau und das Vermögen und ist klug genug, zu schwenken und sich in die Dienste Bismarck's zu stellen, dessen spätere Größe er schon in Frankfurt ahnte. Sein Instinkt hat ihn nicht getäuscht, er kommt mit seinem Protektor in die Höhe, und so sehen wir ihn denn am Beginn des Romans als Geheimrath in einer sehr wichtigen Stellung.

Um sich mit der Frau seines Freundes verheirathen zu können, mußte er sich von seiner eigenen Frau scheiden lassen; er trennt sich brutal und rücksichtslos von ihr und läßt sie im Elend verkommen. Es ist jedoch aus dieser Ehe ein Sohn vorhanden, Hartmuth, der sich als sehr begabt erweist, und den deshalb Ilicius Gymnasium und Universität besuchen läßt. Hartmuth erfüllt jedoch die Hoffnungen nicht, er wird ein verbummeltes Subjekt, und schließlich, quel horreur! Sozial-

demokrat; denn anständige Menschen werden ja nicht Sozialdemokraten. Es geht ihm nun sehr schlecht, seine Familie hat sich ganz von ihm losgesagt, und er lungert herum. Als Sozialdemokrat und schlechtes Individuum weiß er jedoch, daß seine Zeit noch kommen wird.

Aus der ersten Ehe der Baronin ist gleichfalls ein Kind vorhanden, Marie von Alden. Sie, die eigentliche Erbin des Vermögens, mit welchem die Ilicius ihren Aufwand bestreiten, wird im Hause ihres Stiefvaters als Aschenbrödel behandelt; aber da sie im Gegensatz zu dem Bösewicht Hartmuth eine edle Natur ist, so wird sie nicht erbittert und nicht Sozialdemokratin, sondern sie wird immer noch edler.

Die Baronin und Ilicius haben aus ihrer Ehe vier Kinder: eine verheirathete Tochter, welche mit Wissen ihres Mannes ein Verhältniß mit dem Freunde desselben unterhält, wofür dieser den Mann pekuniär unterstützt — also eine adelige Hure; eine unverheirathete Tochter Ada; zwei Söhne, von denen der eine, Herbert, Assessor im Ministerium, der andere, Reginald, Lieutenant ist.

Die Geheimrathsfamilie hat die Bekanntschaft der Curtis gemacht, einer amerikanischen Bankierfamilie, die sich auf Besuch in Deutschland befindet.

Der alte Curtis ist ein Schwindler, Mörder und so fort, der in Deutschland einige Dumme sucht, welche er mit werthlosen amerikanischen Aktien betrügen will; besonders hat er sich dazu die Ilicius ausgesucht; und mit kostbarer Naivetät schildert Spielhagen, wie leicht und bequem sich dieser Schwindel macht; die Aktien steigen mir nichts dir nichts sofort auf hundertunddreißig, obgleich Niemand in Deutschland etwas von den betreffenden Verhältnissen weiß; das ist so eine Probe der wunderbar feinen Beobachtung und Lebenskenntnisse des Verfassers. Der alte Curtis also, welcher aus dem „Land des krassesten Materialismus“ in das „Land des Idealismus“ kommt, ist ein Schuft. Seine Frau ist eine Idiotin. Sein Sohn Ralph ist lungenleidend und ideal angelegt — Idealismus und Lungenleiden gehören nach der üblichen Schablone nun einmal zusammen — und seine Tochter Anne hysterisch, ideal, schwärmerisch, großartig — kurz, die bekannte Heldinnenfigur der deutschen Romane. Außerdem ist in der Gesellschaft der Curtis noch der todt geglaubte Baron Alden, unter dem angenommenen Namen Smith, gleichfalls Idealist, der nur so auf seine Millionen verzichtet.

Das sind die Personen des Stückes.

Wie der literarisch gebildete Leser schon wird vorausgesehen haben, verlieben sich Ralph und Marie, die beiden Idealisten, in einander. Da das aber nicht so schnell gehen darf — denn wie wird sonst das Papier voll geschrieben — so muß zuerst ein Mißverständniß obwalten, indem Marie denkt, Ralph liebt Ada, und Ralph denkt, Marie liebt ihn nicht. Am Schluß kriegen sie sich natürlich doch noch, und der größeren Rührung wegen stirbt Ralph, während ihn Marie pflegt. Ja, ja, so geht es nun einmal dem Schönen und Edlen hier auf Erden!

Gleichfalls nicht schwer zu errathen ist, daß sich die beiden dämonischen Figuren lieben müssen, Hartmuth und Anna. Da aber Hartmuth seine Schlechtigkeit und niedrige Gesinnung als Sozialdemokrat und Lump nicht verhehlen kann, so schlägt ihm Anna — sehr originell — mit der Reitpeitsche in's Gesicht, was er sich so zu Herzen nimmt, daß er wahnsinnig wird.

Nebenher laufen die Intrigen der Ilicius, welche gern das Vermögen der Curtis für sich gewinnen möchten, indem sie Ada mit Ralph und einen ihrer beiden Söhne mit Anna verheirathen, was jedoch an der Idealloſigkeit des Ilicius'schen und dem Idealismus sowie der anderweitigen Verliebtheit des Curtis'schen Theils scheitert.

Zum Schluß ist ein allgemeines Sterben: Anna erschießt sich, weil sie sich in Hartmuth getäuscht hat, Ralph stirbt an Schwindsucht und Liebe, der alte Ilicius wird vom Schlag gerührt, als er seine Demission bekommt, weil Bismarck für eine neue staatssozialistische Politik die alten freihändlerischen Freunde aus den vergangenen Zeiten nicht mehr gebrauchen

kann. Curtis reist mit seiner Frau und mit seiner erschwindelten Million ab, Smith geht mit Marie nach Amerika, und Herbert wird befördert.

Man sieht, die Geschichte ist in einem ziemlich trübseligen Ton gehalten. Die alte Spießbürgermoral, daß zuletzt doch noch die Tugend siegt und das Laster zu Grunde geht, diese optimistische Moral, welche sich der Philister konstruirt hat, als sein Gestirn im Aufsteigen begriffen war, als er sich als den Mann der Zukunft betrachtete — wie kläglich hat sie sich gewendet! Alles geht zu Grunde, die guten Menschen müssen sterben oder nach Amerika gehen, die bösen Menschen bringen ruhig und unbehelligt ihre Beute in Sicherheit, und die eigentlich Triumphirenden, das sind die brutalen Erfolgsmenschen, welche keine Ahnung von unsern, der Spießbürger, erhabenen und sittlichen Gefühlen haben; dieser Herbert, der nicht aus Liebe heirathet, sondern um Protektion zu bekommen, der kaltblütig zusieht, wie sein Vater, gegen den er doch kindliche Gefühle hegen mußte, wie sein Vater aus dem Staatsdienst entfernt wird, dieser Herbert ist der Mann der Zukunft. O tempora, o mores!

Aber unser Jeremias beginnt sich zu entsetzen bei seinen eigenen Klageliedern. Das wäre ja schrecklich, wenn das wirklich so fortginge. Nein, das kann nicht so fortgehen. „Denkt denn die experimentative Wissenschaft, daß das Volk sich ihre Methode nicht zu eigen machen, nicht ebenfalls versuchen wird, wie weit auch es, ohne philosophisches System und religiöse Doktrin, auf dem Wege des Experiments zu seinen sehr realen Zielen gelangt? Und die jeunesse dorée mit ihrem après nous le déluge; die studirte Jugend mit ihrer Verhöhnung aller Ideologie und ihrer Anbetung des praktischen Erfolgs, gehen sie nicht mit einem Beispiele voran, dem nachzueifern der junge Handwerker, der Arbeiter, der Proletar nur zu gewillt sind? Mit dem: Ja, Bauer, das ist ganz was anders! speist man die Leute heutzutage nicht mehr ab. Der Skeptizismus, der bei den gebildeten Leuten von heute de rigueur ist; der Pessimismus, mit dem die Blasirten kokettiren, und der in ernsten Gemüthern sich zu lebensverachtender Verzweiflung vertieft — sollten sie sich nicht zu schlimmern Thaten umsetzen bei denen, welche sich durch Zustände, die in ihren Augen rein willkürliche sind, des Glückes hübsche sieben Sachen vorenthalten; sich, wenn die Dinge so bleiben, zu ewiger Armuth und Elendigkeit verurtheilt sehen? Denken wir an die scheußlichen Attentate der letzten Wochen."

Die alte Lüge, daß die Attentate von den Sozialdemokraten ausgegangen seien, gehört natürlich mit zu dem Bilde des Sozialismus, das sich in dem Gehirn eines Spielhagen; befindet sehen wir davon ganz ab, weil es selbstverständlich ist.

Der einfache Inhalt der langen Tirade ist: Wir haben Angst; wir haben Angst. Wir sind Schufte und Lumpen, wir haben ein schlechtes Gewissen, wir fürchten uns, daß man uns als Schufte und Lumpen behandelt.

Was will das werden, was will das werden: Jeremias ringt die Hände.

Und mit einemmale kommt er auf einen gescheiten Gedanken, auf einen urgescheiten Gedanken, und im Brustton der Ueberzeugung ruft er aus:

„Der Moses wird kommen, dem in der Wüste des Materialismus und der Erfolganbeterei irrenden Volke den Weg nach dem gelobten Lande der Zukunft zu zeigen. Er wird kommen, und er wird wieder von Joseph wissen, mehr, viel mehr, als die Philosophie des neuen Pharao, der heute regiert, sich träumen läßt."

Jeremias ist beruhigt; er lehnt die Leier an die Trümmer von Jerusalem und schaut zufrieden und gleichmüthigen Sinns in die Zukunft. Vielleicht wird er noch einige Hymnen auf den kommenden Moses verfassen in Gestalt einiger ähnlicher mehrbändiger Romane.

Ich glaube, wir können den Moses eben so zufriedenen und gleichmüthigen Sinns erwarten, er wird nicht kommen; und wir haben ja auch nicht nöthig, uns derartige Flausen vorzumachen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Die auswärtige Politik des russischen Zarenthums*).

Von

Friedrich Engels.

I.

Wir, die westeuropäische Arbeiterpartei, haben ein doppeltes Interesse am Sieg der russischen revolutionären Partei.

Einmal, weil das russische Zarenreich die große Hauptfestung, Reservestellung und Reservearmee zugleich, der europäischen Reaktion bildet, weil seine bloße passive Existenz bereits eine Drohung und Gefahr für uns ist.

Zweitens aber — und dieser Punkt ist von unserer Seite noch immer nicht genug hervorgehoben — weil es durch seine unaufhörliche Einmischung in die Angelegenheiten des Westens unsere normale Entwicklung hemmt und stört, und zwar mit dem Zweck, sich geographische Positionen zu erobern, die ihm die Herrschaft über Europa sichern, und damit den Sieg des europäischen Proletariats unmöglich machen würden.

Es ist das Verdienst von Karl Marx, zuerst und wiederholt seit 1848 betont zu haben, daß die westeuropäische Arbeiterpartei aus diesem letzten Grunde genöthigt sei, mit dem russischen Zarenthum einen Krieg auf Leben und Tod zu führen. Wenn ich in demselben Sinn auftrete, bin ich auch hier nur der Fortsetzer meines verstorbenen Freundes, hole nach, was ihm zu thun nicht vergönnt war.

Auch unter den russischen Revolutionären herrscht manchmal noch eine relativ große Unbekanntschaft mit dieser Seite der russischen Geschichte. Einerseits, weil in Rußland selbst darüber nur die offizielle Legende geduldet wird; anderseits, bei Manchen, weil man die Zarenregierung zu sehr verachtet, sie unfähig hält, irgend etwas Rationelles zu thun, unfähig theils aus Beschränktheit, theils aus Korruption. Für die innere Politik ist dies ja auch richtig; hier liegt die Impotenz des Zarenthums offen zu Tage. Man muß aber nicht nur die Schwächen, sondern auch die Stärken des Gegners kennen. Und die auswärtige Politik ist unbedingt die Seite, wo das Zarenthum stark, sehr stark ist. Die russische Diplomatie bildet gewissermaßen einen modernen Jesuitenorden, mächtig genug, im Nothfall selbst zarische Launen zu überwinden, und der Korruption in seinem eigenen Innern Herr zu werden, um sie desto reichlicher nach Außen auszustreuen; einen Jesuitenorden, rekrutirt ursprünglich und vorzugsweise aus Fremden, Korsen wie Pozzo di Borgo, Deutschen wie Nesselrode, Ostseedeutschen wie Lieven, wie seine Stifterin Katharina II. eine Fremde war.

Der altrussische hohe Adel hatte noch zu viele weltliche Privat- und Familieninteressen, er besaß nicht die unbedingte Zuverlässigkeit, die der Dienst dieses neuen Ordens beanspruchte. Und da man ihm nicht die persönliche Besitzlosigkeit und das Zölibat der katholischen Jesuitenpriester

*) In den Abdruck von I. und II. im Aprilheft der „Neuen Zeit" haben sich durch ein Mißverständniß mehrere Abweichungen vom Original eingeschlichen, die den Karakter des Artikels wesentlich beeinflussen. Unsere Leser werden uns sicher Dank wissen, wenn wir anstatt in einer Berichtigung die einzelnen Stellen aufzuführen, den ganzen Artikel in der ursprünglichen Form nochmals reproduziren. Er ist im vorliegenden Heft jetzt ganz enthalten.

Die Redaktion der „Neuen Zeit".

auflegen konnte, begnügte man sich damit, ihm zunächst nur sekundäre und Repräsentationsposten, Gesandtschaften u. s. w. anzuvertrauen und so allmälig eine Schule einheimischer Diplomaten heranzubilden. Bis jetzt hat nur ein Vollblutrusse, Gortschakow, die höchste Stelle in diesem Orden bekleidet, und sein Nachfolger von Giers trägt wieder fremden Namen.

Es ist diese ursprünglich aus fremden Abenteurern rekrutirte geheime Gesellschaft, die das russische Reich auf seine gegenwärtige Machtfülle gehoben hat. Mit eiserner Ausdauer, unverrückt den Blick auf's Ziel geheftet, vor keinem Treubruch, keinem Verrath, keinem Meuchelmord, keiner Kriecherei zurückschreckend, Bestechungsgelder mit vollen Händen austheilend, durch keinen Sieg übermüthig, durch keine Niederlage verzagt gemacht, über die Leichen von Millionen Soldaten und wenigstens eines Zaren hinweg, hat diese ebenso gewissenlose wie talentvolle Bande mehr als alle russischen Armeen dazu beigetragen, die Grenzen Rußlands vom Dniepr und der Dwina bis über die Weichsel, bis an den Pruth, die Donau und das Schwarze Meer, vom Don und der Wolga bis über den Kaukasus und zu den Quellgebieten des Oxus und Jaxartes vorzuschieben, Rußland groß, gewaltig, gefürchtet zu machen, und ihm den Weg zur Weltherrschaft zu eröffnen. Dadurch aber hat sie auch die Zarenmacht nach Innen gestärkt. Für das vulgär-patriotische Publikum wiegt der Siegesruhm, die einander folgenden Eroberungen, die Macht und der Glanz des Zarenthums alle seine Sünden, allen Despotismus, alle Ungerechtigkeit und Willkür reichlich auf; die Großprahlerei des Chauvinismus entschädigt reichlich für alle Fußtritte. Und zwar um so mehr, je weniger in Rußland die wirklichen Ursachen und Einzelheiten dieser Erfolge bekannt, und durch eine offizielle Legende ersetzt sind, wie wohlwollende Regierungen solche überall (z. B. in Frankreich und Preußen) zum Besten der Unterthanen und zur Beförderung des Patriotismus erfinden. Welcher Russe also Chauvinist ist, der wird auch früher oder später auf die Knie fallen vor dem Zarenthum, wie wir das erlebt haben bei Tichomirow.

Wie aber konnte eine solche Abenteurerbande dahin kommen, einen so gewaltigen Einfluß auf die europäische Geschichte zu erobern? Sehr einfach. Sie haben nicht etwas Neues aus Nichts geschaffen, sie haben nur eine vorhandene thatsächliche Situation richtig ausgebeutet. Die russische Diplomatie hat für alle ihre Erfolge eine sehr handgreifliche materielle Unterlage.

Sehen wir uns Rußland an in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ein schon damals riesiges Gebiet, bewohnt von einer Rasse von seltener Homogenität. Dünne Bevölkerung, aber sich rasch vermehrend; also sicherer Machtzuwachs vermöge bloßer Zeitdauer. Diese Bevölkerung, geistig stagnirend, ohne alle Initiative, aber innerhalb der Schranken ihrer hergebrachten Daseinsweise unbedingt zu allem zu gebrauchen; zäh, tapfer, gehorsam, allen Strapazen gewachsen, ein unübertreffliches Soldatenmaterial für die Kriege jener Zeit, wo das Gefecht geschlossener Massen entschied. Das Land selbst nur mit einer, der westlichen Seite, Europa zugekehrt, also auch nur dort angreifbar; ohne Zentrum, dessen Eroberung den Frieden aufzwingen könnte; durch Unwegsamkeit, Ausdehnung, Armuth an Hilfsquellen vor Eroberung fast absolut geschützt — hier war eine unangreifbare Machtstellung gegeben für jeden, der sie zu benutzen verstand, um von hier aus in Europa sich ungestraft Dinge erlauben zu können, die jeder andern Regierung Krieg über Krieg zugezogen hätten.

Stark bis zur Unangreifbarkeit in der Vertheidigung, war Rußland entsprechend schwach im Angriff. Die Zusammenziehung, Organisation, Ausrüstung, Bewegung seiner Armeen im Innern stieß auf die größten Hindernisse, und zu allen materiellen Schwierigkeiten kam dann noch die grenzenlose Korruption der Beamten und Offiziere. Alle Versuche, Rußland auf großem Maßstab angriffsfähig zu machen, sind bis jetzt gescheitert, und wahrscheinlich wird der letzte, gegenwärtige Versuch, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, erst recht scheitern. Man kann hier sagen,

daß die Hindernisse fast wachsen wie die Quadrate der zu organisirenden Massen, auch abgesehen von der Unmöglichkeit bei so geringer städtischer Bevölkerung die jetzt nöthige ungeheure Menge von Offizieren zu finden. Diese Schwäche blieb der russischen Diplomatie nie ein Geheimniß; daher hat sie von jeher den Krieg wo es anging vermieden, ihn nur als äußerstes Mittel zugelassen und auch dann nur unter den günstigsten Vorbedingungen. Nur solche Kriege können ihr passen, wo die Alliirten Rußlands die Hauptlast zu tragen, ihr Gebiet der Verwüstung des Kriegsschauplatzes preiszugeben, die große Masse der Kämpfer zu stellen haben, und wo den russischen Truppen die Rolle der Reserven zufällt, die in den meisten Gefechtsfällen geschont werden, denen aber in allen großen Schlachten die mit relativ geringen Opfern verbundene Ehre der letzten Entscheidung zufällt — wie im Krieg 1813—15. Ein Krieg unter so vortheilhaften Umständen ist aber nicht immer zu haben, und daher zieht die russische Diplomatie es vor, die widerstreitenden Interessen und Begehrlichkeiten der andern Mächte ihren Zwecken dienstbar zu machen, diese Mächte auf einander zu hetzen, und ihre Feindschaften zu Nutzen der russischen Eroberungspolitik auszubeuten. Nur gegen entschieden Schwächere, wie Schweden, die Türkei, Persien, führt das Zarenthum Krieg auf eigene Faust — da braucht es denn auch mit Niemandem die Beute zu theilen.

Doch zurück zum Rußland von 1760. Dieses homogene, unangreifbare Land hatte zu Nachbarn lauter Länder, die sich scheinbar oder wirklich im Verfall befanden, sich der Auflösung näherten, also reine matière à conquêtes waren. Im Norden Schweden, dessen Macht und Prestige gerade daran zu Grunde gegangen war, daß Karl XII. versucht hatte in Rußland einzudringen; er hatte damit Schweden ruinirt und die Unangreifbarkeit Rußlands evident gemacht. Im Süden die Türken und die ihnen tributpflichtigen Krim-Tataren, Trümmer vergangener Größe; die Angriffskraft der Türken gebrochen seit 100 Jahren, ihre Vertheidigungskraft noch bedeutend, aber ebenfalls abnehmend; als bestes Zeichen dieser wachsenden Schwäche: beginnende rebellische Zuckungen unter den unterworfenen Christen, den Slaven, Rumänen und Griechen, die die Majorität der Bevölkerung der Balkanhalbinsel bildeten. Diese Christen, fast ausschließlich griechischen Ritus, waren so den Russen religionsverwandt, und die Slaven unter ihnen, die Serben und Bulgaren, noch dazu ihnen stammverwandt. Rußland brauchte also nur seinen Beruf zum Schutz der unterdrückten griechischen Kirche und des gefesselten Slaventhums zu proklamiren, und das Terrain für die Eroberung — unter dem Deckmantel der Befreiung — war hier vorbereitet. Desgleichen befanden sich südlich des Kaukasus kleine christliche Staaten und christliche Armenier unter türkischer Hoheit, zu deren „Befreier" das Zarenthum sich aufwerfen konnte. Und dann winkte hier im Süden dem lüsternen Eroberer ein Siegespreis, wie Europa keinen zweiten aufzuweisen hatte: die alte Hauptstadt des orientalischen Römerreichs, die Metropole der ganzen griechisch-katholischen Welt, die Stadt, deren russischer Name schon die Herrschaft über den Osten und das Prestige ausspricht, das ihren Besitzer in den Augen der orientalischen Christenheit umgiebt: Konstantinopel-Zaregrad.

Zaregrad als dritte russische Hauptstadt neben Moskau und Petersburg, das hieß aber nicht nur moralische Herrschaft über die orientalische Christenheit, das war auch die entscheidende Etappe zur Herrschaft über Europa. Das war die Alleinherrschaft über das Schwarze Meer, Kleinasien, die Balkanhalbinsel. Das war, sobald der Zar wollte, die Schließung des Schwarzen Meeres für alle Handels- und Kriegsflotten außer der russischen, seine Verwandlung in einen russischen Kriegshafen und ein ausschließliches Manöverfeld der russischen Flotte, die aus dieser sichern Reservestellung durch den befestigten Bosporus ausfallen und zu ihr zurückflüchten konnte, so oft es ihr gefiel. Dann brauchte Rußland nur noch dieselbe Herrschaft, direkt oder indirekt, über

den Sund und die Belte zu erringen, und es war unangreifbar auch zur See.

Die Herrschaft über die Balkanhalbinsel würde Rußland bis an's Adriatische Meer bringen. Und diese Grenze im Südwesten wäre unhaltbar, wenn nicht im Westen überhaupt die russische Grenze entsprechend vorgeschoben, seine Machtsphäre bedeutend ausgedehnt würde. Hier aber lagen die Verhältnisse fast noch günstiger.

Zunächst Polen, in völliger Zerrüttung, eine Adelsrepublik, begründet auf Aussaugung und Unterdrückung der Bauern, mit einer Verfassung, die jede nationale Aktion unmöglich, und dadurch das Land zur offenen Beute der Nachbarn machte. Seit Anfang des Jahrhunderts lebte es nur, wie die Polen selbst sagten, durch die Unordnung (Polska nierzadem stoi); das ganze Land war unaufhörlich von fremden Truppen besetzt und durchzogen, denen es als Wirths- und Speisehaus (karczma zajezdna, sagten die Polen) diente, wo sie aber in der Regel das Bezahlen vergaßen. Peter der Große hatte es schon systematisch ruinirt — hier brauchten seine Nachfolger nur noch zuzugreifen. Und dafür hatten sie außerdem noch einen Vorwand vermöge des „Nationalitätsprinzips". Polen war kein homogenes Land. Um die Zeit, wo Großrußland unter das mongolische Joch kam, fanden Weißrußland und Kleinrußland Schutz gegen die asiatische Invasion, indem sie sich zum sogenannten litauischen Reich vereinigten. Dies Reich vereinigte sich später aus freien Stücken mit Polen. Seitdem hatte sich, in Folge der höheren Zivilisation der Polen, der weiß- und kleinrussische Adel stark polonisirt; auch waren, zur Zeit der Jesuitenherrschaft in Polen, im 16. Jahrhundert, die griechisch-katholischen Russen Polens zur Vereinigung mit der römischen Kirche genöthigt worden. Dies gab den großrussischen Zaren den willkommnen Vorwand, das ehemals litauische Gebiet als national-russisches, aber von Polen unterdrücktes Land, zu reklamiren, obwohl wenigstens die Kleinrussen, nach dem größten lebenden Slavisten Miklosic, keinen blos russischen Dialekt, sondern eine aparte Sprache sprechen, und den ferneren Vorwand, als Schützer des griechischen Bekenntnisses zu Gunsten der unirten Griechen sich einzumischen, obwohl diese sich längst mit ihrer Stellung zur römischen Kirche versöhnt hatten.

Jenseits Polen lag ein zweites Land, das der Zerrüttung unheilbar verfallen schien — Deutschland. Seit dem dreißigjährigen Krieg war das römisch-deutsche Reich nur noch nominell ein Staat. Die Landeshoheit der Reichsfürsten näherte sich immer mehr der vollen Souverainetät; ihre Macht dem Kaiser zu trotzen, die in Deutschland das polnische liberum veto ersetzte, war im Westfälischen Frieden ausdrücklich unter Frankreichs und Schwedens Garantie gestellt, eine Stärkung der Zentralmacht also abhängig gemacht von der Zustimmung des Auslands, das alles Interesse daran hatte, diese Stärkung zu verhindern. Dazu war Schweden kraft seiner deutschen Eroberungen Mitglied des Deutschen Reichs mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Bei jedem Krieg fand der Kaiser deutsche Reichsfürsten unter den Verbündeten seiner fremden Feinde, jeder Krieg war also zugleich ein Bürgerkrieg. Fast alle größeren und mittleren Reichsfürsten waren von Ludwig XIV. gekauft, und das Land ökonomisch so ruinirt, daß ohne diese jährlichen Zuflüsse französischer Bestechungsgelder keine Möglichkeit gewesen wäre, überhaupt Geld als Umlaufsmittel im Lande zu behalten.*) Der Kaiser suchte daher längst seine Stärke nicht in seinem Kaiserthum, das ihm nur Geld kostete und nichts als Mühe und Sorgen einbrachte, sondern in seinen österreichischen, deutschen und außerdeutschen Erblanden. Und neben der österreichischen Hausmacht begann sich allmälig schon die preußische als Nebenbuhlerin zu entfalten.

So lagen die Dinge in Deutschland zu Peter des Großen Zeit. Dieser wirklich große Mann — ganz anders groß als Fried-

*) Siehe Gülich, Geschichtliche Darstellung des Handels ꝛc. Jena 1830, 2. Band, S. 201—206.

rich „der Große", der gehorsame Knecht von Peters Nachfolgerin Katharina II. — war der erste, der die für Rußland so wunderbar günstige Lage Europas vollständig erfaßte. Wie er gegenüber Schweden, der Türkei, Persien, Polen die Grundzüge der russischen Politik mit klarem Blicke übersah, feststellte, und ihre Ausführung einleitete, — viel klarer als dies in seinem sogen. Testament geschieht, das das Werk eines Epigonen scheint — so auch gegenüber Deutschland. Deutschland beschäftigte ihn mehr als irgend ein anderes Land außer Schweden. Schweden mußte er brechen; Polen konnte er haben, sobald er die Hand ausstreckte; die Türkei lag ihm noch zu weit ab; aber in Deutschland festen Fuß zu fassen, die Stellung zu erhalten, die Frankreich so reichlich ausnutzte und die Schweden auszunutzen zu schwach war, das war eine Hauptaufgabe für ihn. Er that alles, um durch Erwerbung deutschen Gebiets deutscher Reichsfürst zu werden, aber vergebens; er konnte nur das System der Verschwägerung mit deutschen Reichsfürsten und der diplomatischen Ausbeutung der deutschen inneren Zwistigkeiten einleiten.

Seit Peter hatte sich diese Lage noch bedeutend zu Gunsten Rußlands verschoben durch das Emporkommen Preußens. Dem deutschen Kaiser erwuchs hiermit im Reiche selbst ein fast ebenbürtiger Gegner, der die Spaltung Deutschlands verewigte und auf die Spitze trieb. Und gleichzeitig war dieser Gegner immer noch schwach genug, um auf die Hilfe Frankreichs oder Rußlands angewiesen zu sein — am meisten auf Rußlands Hilfe, so daß je mehr er sich von der Vasallenschaft gegenüber dem Deutschen Reich emanzipirte, desto sicherer er der Vasallenschaft Rußlands verfiel.

So blieben in Europa nur noch drei Mächte zu berücksichtigen: Oesterreich, Frankreich, England. Und diese unter einander zu verhetzen, oder durch den Köder der Gebietserwerbung zu bestechen, war keine schwere Kunst. England und Frankreich waren immer noch Rivalen zur See; Frankreich war zu haben durch Aussicht auf Landerwerb in Belgien und Deutschland; Oesterreich köderte man durch vorgespiegelte Vortheile auf Kosten Frankreichs, Preußens, und, seit Joseph II., auch Bayerns. Hier waren also, bei geschickter Ausnutzung der Interessenkonflikte, starke, ja überwiegend starke Bundesgenossen für jede diplomatische Aktion Rußlands zu haben. Und nun, gegenüber diesen zerfallenden Grenzländern, gegenüber diesen, durch Tradition, ökonomische Lebensbedingungen, politische oder dynastische Interessen oder Eroberungsgelüste in ewige Zänkereien verwickelten, stets mit gegenseitigen Ueberlistungsversuchen beschäftigten drei Großmächten, hier das Eine, homogene, jugendliche, rasch emporwachsende Rußland, kaum angreifbar und vollständig uneroberbar, dabei ein unbearbeiteter, fast widerstandsloser, bildsamer Rohstoff — welche Gelegenheit für Leute von Talent und Ehrgeiz, für Leute, die nach Macht strebten, einerlei wo und wie, sofern es nur wirkliche Macht, ein wirklicher Tummelplatz für ihr Talent und ihren Ehrgeiz war! Und solche Leute produzirte das „aufgeklärte" achtzehnte Jahrhundert in Menge: Leute, die im Dienst der „Menschheit" ganz Europa durchzogen, die Höfe aller aufgeklärten Fürsten — und welcher Fürst wollte damals nicht aufgeklärt sein — besuchten, die sich niederließen, wo immer sie eine günstige Stelle fanden, eine „vaterlandslose", adlig-bürgerliche Internationale der Aufklärung. Diese Internationale fiel auf die Knie vor der Semiramis des Nordens, der ebenfalls vaterlandslosen Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, genannt Jekaterina II. von Rußland, und diese Internationale war es, aus deren Reihen dieselbe Katharina die Elemente zog zu ihrem Jesuitenorden der russischen Diplomatie.

Karl Kautsky hat in seiner Schrift über Thomas Morus nachgewiesen, wie die erste Form der bürgerlichen Aufklärung, der „Humanismus" des 15. und 16. Jahrhunderts, in weiterer Entwicklung auslief in das katholische Jesuitenthum. Ganz so sehn wir hier ihre zweite, vollreife Form im 18. Jahrhundert auslaufen in das moderne Jesuitenthum, in die russische Diplomatie. Dieser Umschlag

in das Gegentheil, dies schließliche Anlanden bei einem, dem Ausgangspunkt polarisch entgegengesetzten Punkt, ist das naturnothwendige Schicksal aller geschichtlichen Bewegungen, die über ihre Ursachen und Daseinsbedingungen im Unklaren, und daher auch auf bloß illusorische Ziele gerichtet sind. Sie werden von der „Ironie der Geschichte" unerbittlich korrigirt.

Sehen wir nun, wie dieser Jesuitenorden arbeitet, wie er die unaufhörlich wechselnden Ziele der konkurrirenden Großmächte als Mittel benutzt zur Erreichung seines einen, nie wechselnden, nie aus den Augen verlornen Ziels: der Weltherrschaft Rußlands.

II.

Nie war die Weltlage zarischen Eroberungsplänen günstiger als 1762, da die große Hure Katharina II., nach Ermordung ihres Gemahls, den Thron bestieg. Ganz Europa war durch den siebenjährigen Krieg in zwei Lager gespalten. England hatte die französische Macht zur See, in Amerika, in Indien gebrochen und ließ nun seinen kontinentalen Bundesgenossen Friedrich II. von Preußen im Stich. Dieser stand 1762 am Rand des Untergangs, als Peter III. von Rußland auf den Thron kam und vom Krieg gegen Preußen zurücktrat; von seinem letzten und einzigen Bundesgenossen, England, verlassen, mit Oesterreich und Frankreich auf die Dauer verfeindet, durch siebenjährigen Kampf um die Existenz erschöpft, blieb ihm keine andere Wahl, als sich der neugekrönten Zarin zu Füßen zu werfen. Dadurch erhielt er nicht nur mächtigen Schutz, sondern Anwartschaft auf das Stück Polen, das Ostpreußen vom Körper seiner Monarchie getrennt hielt und das zu erobern jetzt sein Lebensziel war. Am 31. März (11. April) 1764 schlossen Katharina und Friedrich zu Petersburg ein Bündniß, dessen geheimer Artikel Beide verpflichtete, die bestehende polnische Verfassung, dies beste Mittel zum Ruin Polens, mit Waffengewalt gegen jeden Reformversuch aufrecht zu halten. Damit war die künftige Theilung Polens beschlossen. Ein Stück Polen war der Knochen, den die Zarin Preußen zuwarf, damit es sich für ein Jahrhundert ruhig an die russische Kette legen ließ.

Ich gehe nicht ein auf die Einzelheiten der ersten Theilung Polens. Aber bezeichnend ist, daß sie durchgeführt wurde — gegen den Willen der altmodischen Maria Theresia — wesentlich von den drei großen Säulen der europäischen Aufklärung: Katharina, Friedrich und Joseph. Die beiden Letzteren, stolz auf die erleuchtete Staatsweisheit, mit der sie den Aberglauben an ein hergebrachtes Völkerrecht mit Füßen traten, waren dabei dumm genug nicht zu sehn, wie sie sich durch ihre Theilnahme am polnischen Raub mit Leib und Seele dem russischen Zarenthum verschrieben.

Nichts konnte für Katharina günstiger sein als diese aufgeklärten fürstlichen Nachbarn. Aufklärung, das war im 18. Jahrhundert die Parole des Zarismus in Europa, wie Völkerbefreiung im neunzehnten. Kein Länderraub, keine Gewaltthat, keine Unterdrückung von Seiten des Zarenthums, die nicht vollbracht worden unter dem Vorwand der Aufklärung, des Liberalismus, der Völkerbefreiung. Und die kindischen westeuropäischen Liberalen glaubten es bis herab auf Gladstone, während die ebenso albernen Konservativen ebenso felsenfest glauben an die Phrasen von Schutz der Legitimität, von Erhaltung der Ordnung, der Religion, des europäischen Gleichgewichts und von Heiligkeit der Verträge, die das offizielle Rußland gleichzeitig im Munde führt. Die russische Diplomatie hat es fertig gebracht, beide große bürgerlichen Parteien Europas einzuseifen. Ihr und nur ihr erlaubt man, legitimistisch und revolutionär, konservativ und liberal, orthodox und aufgeklärt in einem Athem zu sein. Man begreift die Verachtung, womit ein solcher russischer Diplomat auf den „gebildeten" Westen herabsieht.

Nach Polen kam Deutschland an die Reihe. Oesterreich und Preußen geriethen einander in die Haare im bayrischen Erbfolgekrieg 1778; wiederum zu Niemandes Nutzen als Katharinas. Rußland war zu groß geworden, um noch wie Peter,

auf deutsche Reichsstandschaft zu spekuliren; es strebte jetzt nach der Stellung, die es bereits in Polen hatte und die Frankreich im Deutschen Reich besaß: der eines Garanten der deutschen Unordnung gegen jeden Reformversuch. Und diese Stellung erhielt es. Im Frieden von Teschen 1779 übernahm Rußland, neben Frankreich, die Garantie dieses Friedensvertrags und aller früheren, darin bestätigten Friedensverträge, namentlich des westfälischen von 1648. Die Ohnmacht Deutschlands war damit besiegelt, Deutschland zum künftigen Theilungsobjekt zwischen Frankreich und Rußland erklärt.

Die Türkei wurde nicht vergessen. Die russischen Kriege gegen die Türken fallen immer in die Zeiten, wo Rußland an der Westgrenze Frieden hat, und Europa womöglich anderweitig beschäftigt ist. Katharina führte zwei solche Kriege. Der erste brachte Eroberungen am Azow'schen Meer und die Unabhängigkeit der Krim, die vier Jahre nachher in eine russische Provinz verwandelt wurde. Der zweite schob die Grenze Rußlands vom Bug bis an den Dniestr vor. In beiden Kriegen hatten russische Agenten die Griechen zum Aufstand gegen die Türken gehetzt. Natürlich wurden die Aufständischen von der russischen Regierung schließlich im Stich gelassen.

Während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs formulirte Katharina zuerst für sich und ihre Bundesgenossen der „bewaffneten Neutralität" (1780) jene Forderungen zur Beschränkung der von England für seine Kriegsschiffe auf hoher See beanspruchten Rechte, die seitdem ein stetiges Ziel der russischen Politik blieben und der Hauptsache nach im Pariser Frieden 1856 von Europa und England selbst anerkannt wurden. Nur die Vereinigten Staaten von Amerika wollen bis heute nichts davon wissen.

Der Ausbruch der französischen Revolution war ein neuer Glücksfall für Katharina. Weit entfernt, sich vor der Ausbreitung der revolutionären Ideen nach Rußland zu fürchten, sah sie darin nur eine neue Gelegenheit, die europäischen Staaten unter einander zu verfeinden, damit Rußland freie Hand bekomme. Nach dem Tod ihrer beiden aufgeklärten Freunde und Nachbarn hatten Friedrich Wilhelm II. in Preußen, Leopold in Oesterreich eine unabhängige Politik versucht. Die Revolution bot Katharina die beste Gelegenheit, beide unter dem Vorwand der Bekämpfung des republikanischen Frankreich wieder an Rußland zu ketten und gleichzeitig, während jene an der französischen Grenze beschäftigt, in Polen neue Erwerbungen zu machen. Beide, Oesterreich und Preußen, gingen in die Falle. Und wenn auch Preußen — das 1787—91 den Bundesgenossen Polens gegen Katharina gespielt hatte — sich noch rechtzeitig besann und diesmal einen größeren Antheil am polnischen Raub in Anspruch nahm, und Oesterreich ebenfalls mit einem Stück Polen abgefunden werden mußte, so konnte Katharina doch wieder bei weitem den größten Theil der Beute einheimsen; fast ganz Weißrußland und Kleinrußland war nun mit Großrußland vereinigt.

Aber diesmal hat die Medaille eine Kehrseite. Indem der Raub an Polen die Kräfte der Koalition 1792—94 ebenfalls in Anspruch nahm, schwächte er ihre Angriffskraft gegen Frankreich, bis dieses stark genug war, allein den Sieg zu erfechten. Polen fiel, aber sein Widerstand hatte die französische Revolution gerettet, und mit der französischen Revolution begann eine Bewegung, wogegen auch das Zarenthum ohnmächtig ist. Und das werden wir im Westen den Polen nie vergessen. Es ist übrigens, wie wir sehen werden, nicht das einzige Mal, daß die Polen die europäische Revolution gerettet haben.

In Katharinas Politik finden wir bereits alle wesentlichen Züge der heutigen russischen Politik scharf gezeichnet: Einverleibung Polens, wenn man auch zunächst noch den Nachbarn einen Theil der Beute überlassen mußte; Verwandlung Deutschlands in das nächstfolgende Theilungsobjekt; Konstantinopel das große, nie zu vergessende, langsam zu erringende Hauptziel; Eroberung Finnlands zur Deckung von Petersburg und Entschädigung

Schwedens durch Norwegen, das Katharina zu Frederikshamn dem König Gustav III. anbot; Schwächung der britischen Uebermacht zur See durch völkerrechtliche Einschränkungen; Erregung von Aufständen der christlichen Raja in der Türkei; endlich die glückliche Vereinigung liberaler und legitimistischer Phrasen, womit je nach Bedarf der an Phrasen glaubende westeuropäische „gebildete" Philister, die sogenannte öffentliche Meinung, zum Narren gehalten wird.

Bei Katharinas Tod besaß Rußland schon mehr als selbst der übertriebenste nationale Chauvinismus verlangen konnte. Alles was russischen Namen führte — bis auf die wenigen österreichischen Kleinrussen — stand unter dem Szepter ihres Nachfolgers, der sich nun mit vollem Recht Selbstherrscher aller Reußen nennen konnte. Nicht nur der Zugang zum Meer war erkämpft; an der Ostsee wie am Schwarzen Meer besaß Rußland ein breites Littoral und zahlreiche Häfen. Nicht nur Finnen, Tataren und Mongolen; auch Litauer, Schweden, Polen und Deutsche standen unter russischer Herrschaft. — Was verlangt ihr mehr? Für jede andere Nation war das ein Abschluß. Für die zarische Diplomatie — die Nation wurde nicht gefragt — war das nur eine Grundlegung, um jetzt erst recht anzufangen.

Die französische Revolution hatte sich ausgetobt und sich selbst einen Herrscher, einen Napoleon erzeugt. Sie hatte also scheinbar der überlegnen Weisheit der russischen Diplomatie recht gegeben, die sich nicht durch die riesenhafte Volkserhebung hatte einschüchtern lassen. Jetzt bot das Emporkommen Napoleons ihr Gelegenheit zu neuen Erfolgen: Deutschland reifte dem Geschick Polens entgegen. Aber Katharinas Nachfolger, Paul, war störrisch, launenhaft, unberechenbar; er durchkreuzte die Aktion der Diplomaten jeden Augenblick; er wurde unerträglich, er mußte entfernt werden. Das auszuführen, dazu fanden sich leicht die nöthigen Gardeoffiziere; der Thronfolger Alexander war im Komplott und deckte es; Paul wurde erdrosselt, und alsbald begann eine neue Campagne zum größeren Ruhm des neuen Zaren, der durch die Art seiner Thronbesteigung der diplomatischen Jesuitenbande lebenslänglicher Knecht geworden war.

Diese überließ es Napoleon, das Deutsche Reich vollends zu zertrümmern und die herrschende Zerrüttung auf die Spitze zu treiben. Als es aber zur Abrechnung kam, da trat Rußland wieder hervor. Der Friede von Luneville (1801) hatte Frankreich das ganze deutsche linke Rheinufer zugesprochen, mit der Bestimmung, daß die hierdurch depossedirten deutschen Fürsten auf dem rechten Rheinufer aus Besitzungen geistlicher Reichsstände, Bischöfe, Aebte 2c. entschädigt werden sollten. Jetzt pochte Rußland auf seine in Teschen 1779 erworbene Garantie: bei der Vertheilung der Entschädigungen habe es und Frankreich, die beiden Garanten der deutschen Reichszerrüttung, ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Und die Uneinigkeit, Habgier und gewohnheitsmäßige Reichsverrätherei der deutschen Fürsten sorgte dafür, daß dies Wort Rußlands und Frankreichs das entscheidende wurde. So kam es, daß Rußland und Frankreich einen Plan entwarfen zur Vertheilung der geistlichen Territorien unter die Depossedirten, und daß dieser, vom Ausland im Interesse des Auslands entworfene Plan in allen Hauptstücken zum deutschen Reichsgesetz (Reichsdeputationshauptschluß 1803) erhoben wurde.

Der deutsche Reichsverband war thatsächlich aufgelöst, Oesterreich und Preußen agirten als selbständige europäische Staaten und betrachteten, ganz wie Rußland und Frankreich, die kleineren Reichsstände als bloßes Eroberungsgebiet. Was sollte nun aus diesen Kleinstaaten werden? Preußen war noch zu klein und zu jung, um die Oberherrschaft über sie zu beanspruchen, und Oesterreich hatte soeben die letzte Spur dieser Oberherrschaft eingebüßt. Aber Rußland und Frankreich beanspruchten beide die Erbschaft des deutschen Kaiserthums. Frankreich hatte das alte Reich mit Waffengewalt gesprengt, es drückte auf die Kleinstaaten mit seiner unmittelbaren Nachbarschaft den ganzen Rhein entlang; der Siegesruhm Napoleons und der französischen Armeen that den Rest, ihm die

kleinen deutschen Fürsten zu Füßen zu werfen. Und Rußland? Jetzt, wo es das Ziel fast mit der Hand erreichen konnte, wonach es seit hundert Jahren gestrebt, jetzt wo Deutschland in voller Auflösung, auf den Tod ermattet, hilflos und rathlos dalag, gerade jetzt sollte Rußland sich die Beute von dem korsischen Emporkömmling vor der Nase wegreißen lassen?

Die russische Diplomatie eröffnete sofort einen Feldzug zur Erkämpfung der Suprematie über die deutschen Kleinstaaten. Daß dies nicht ohne einen Sieg über Napoleon möglich, war selbstredend. Es galt also die deutschen Fürsten und die sogenannte öffentliche Meinung Deutschlands, soweit damals davon die Rede sein konnte, zu gewinnen. Die Fürsten wurden diplomatisch, das Philisterium wurde literarisch bearbeitet. Während russische Schmeicheleien, Drohungen, Lügen und Bestechungsgelder an den Höfen verschwenderisch ausgetheilt wurden, überschwemmte man das Publikum mit geheimnißvollen Flugschriften, worin Rußland als die einzige Macht angepriesen wurde, die Deutschland retten und unter wirksamen Schutz nehmen könne, und die hiezu das Recht und die Pflicht habe, kraft des Teschener Vertrags von 1779. Und als der Krieg von 1805 ausbrach, mußte es jedem klar sein, der die Augen einigermaßen offen hielt: daß es sich nur darum handelte, ob die Kleinstaaten einen französischen Rheinbund bilden sollten oder einen russischen.

Das Schicksal schützte Deutschland. Die Russen und Oesterreicher wurden bei Austerlitz geschlagen und der neue Rheinbund war immerhin kein Vorposten des Zarenthums. Das französische Joch war wenigstens ein modernes, das die deutschen Fürsten zwang, mit den schmählichsten Anachronismen ihrer bisherigen Daseinsweise aufzuräumen.

Nach Austerlitz kam das preußisch-russische Bündniß, Jena, Eylau, Friedland, und der Tilsiter Friede 1807. Hier zeigte sich wieder, welch' ungeheuren Vortheil Rußland von seiner strategisch sichern Lage hat. In zwei Feldzügen geschlagen, erwarb es neues Gebiet auf Kosten des bisherigen Bundesgenossen, und die Allianz mit Napoleon zur Theilung der Welt: für Napoleon den Westen, für Alexander den Osten!

Die erste Frucht dieser Allianz war die Eroberung Finnlands. Ohne irgend welche Kriegserklärung, aber mit Zustimmung Napoleons, rückten die Russen ein; Unfähigkeit, Uneinigkeit und Käuflichkeit der schwedischen Generale sicherten einen leichten Sieg; die kühne Ueberschreitung der gefrorenen Ostsee durch russische Abtheilungen erzwang einen gewaltsamen Thronwechsel in Stockholm und die Abtretung Finnlands an Rußland. Als aber drei Jahre später der Bruch Alexanders mit Napoleon herannahte, ließ der Zar den zum Kronprinzen von Schweden gewählten Marschall Bernadotte nach Abo kommen und versprach ihm Norwegen, wenn er dem Bündniß Englands und Rußlands gegen Napoleon beitrete. So kam es, daß 1814 der Plan Katharinas: Finnland mir, Norwegen dir, erfüllt wurde.

Finnland war aber nur das Vorspiel. Warum es sich für Alexander handelte, das war, wie immer, Zarigrad. In Tilsit und Erfurt war ihm die Moldau und Walachei von Napoleon fest zugesagt, und auf eine Theilung der Türkei Aussicht gemacht worden, wovon jedoch Konstantinopel ausgeschlossen sein sollte. Seit 1806 lag Rußland im Krieg mit der Türkei; diesmal waren nicht nur die Griechen, sondern auch die Serben aufgestanden. Aber was von den Polen nur ironisch, das galt von den Türken in Wahrheit: die Unordnung erhielt sie. Der unverwüstliche gemeine Soldat, der Sohn des unverwüstlichen türkischen Bauern, fand eben durch diese Unordnung Gelegenheit, das wieder gut zu machen, was die korrumpirten Paschas verdarben. Die Türken konnten geschlagen, aber nicht niedergeworfen werden, und die russische Armee rückte nur langsam vor auf dem Weg nach Zarigrad.

Der Preis aber für diese „freie Hand" im Osten war der Beitritt zu Napoleons Kontinentalsystem, der Abbruch alles Handels mit England. Und das hieß für

das damalige Rußland kommerzieller Ruin. Das war die Zeit, wo Eugen Onegin (bei Puschkin) aus Adam Smith lernte, wie ein Staat reich wird und wie er kein Geld braucht, wenn er nur Ueberfluß an Produkten hat; während auf der andern Seite sein Vater das nicht begreifen konnte und ein Landgut nach dem andern verhypothekiren mußte.

Rußland konnte Geld nur erhalten durch Seehandel und Ausfuhr seiner Rohprodukte nach dem damaligen Hauptmarkt England, und Rußland war bereits viel zu sehr verwestlicht, um ohne Geld leben zu können. Die Handelssperre wurde unerträglich. Die Oekonomie war mächtiger als die Diplomatie und der Zar zusammen; der Verkehr mit England wurde im Stillen wieder aufgenommen; die Abmachungen von Tilsit wurden gebrochen und der Krieg brach aus 1812.

Napoleon mit den vereinigten Armeen des ganzen Westens überschritt die russische Grenze. Die Polen, die den Fall beurtheilen konnten, riethen ihm, an der Dwina und Dniepr Halt zu machen, Polen zu reorganisiren und dort den Angriff der Russen zu erwarten. Ein Feldherr vom Schlage Napoleons mußte einsehn, daß dies der richtige Plan war. Aber Napoleon, auf der schwindelnden Höhe, und mit der unsichern Basis, worauf er stand, konnte keine langsamen Feldzüge mehr schlagen. Rasche Erfolge, blendende Siege, im Sturm eroberte Friedensschlüsse waren ihm unentbehrlich: Er schlug den polnischen Rath in den Wind, ging nach Moskau und brachte eben dadurch die Russen nach Paris.

Die Vernichtung der großen napoleonischen Armee auf dem Rückzug von Moskau gab das Signal zum allgemeinen Aufstand gegen die französische Oberherrschaft im Westen. In Preußen stand das ganze Volk auf und zwang den feigen Friedrich Wilhelm III. zum Krieg gegen Napoleon. Sobald Oesterreich mit seinen Rüstungen fertig, schloß es sich den Russen und Preußen an. Nach der Schlacht von Leipzig fiel der Rheinbund von Napoleon ab, und kaum achtzehn Monate nach Napoleons Einzug in Moskau zog Alexander ein in Paris, der Herr und Gebieter Europas.

Die Türkei, von Frankreich verrathen, hatte 1812 zu Bukarest Frieden geschlossen und den Russen Bessarabien geopfert. Der Wiener Kongreß brachte Rußland das Königreich Polen, so daß jetzt fast neun Zehntel des ehemals polnischen Gebiets mit Rußland vereinigt waren. Mehr aber als das Alles galt die europäische Stellung, die der Zar jetzt einnahm. Auf dem europäischen Kontinent hatte er keinen Nebenbuhler mehr. Oesterreich und Preußen waren in seinem Schlepptau. Die französische Bourbonendynastie war durch ihn wieder eingesetzt und daher ebenfalls ihm gehorsam. Schweden hatte durch ihn Norwegen erhalten als Pfand einer zarenfreundlichen Politik; selbst die spanische Dynastie verdankte ihre Zurückführung weit mehr den Siegen der Russen, Preußen und Oesterreicher als denen Wellington's, die doch nie im Stande waren, das französische Kaiserreich zu stürzen.

Nie vorher hatte Rußland eine so gewaltige Stellung eingenommen. Aber es hatte auch einen weitern Schritt gethan über seine natürlichen Grenzen hinaus. Wenn der russische Chauvinismus für die Eroberungen Katharinas noch einige — ich will nicht sagen Rechtfertigung — aber Entschuldigungsvorwände hatte, so ist davon bei den Eroberungen Alexanders gar nicht mehr die Rede. Finnland ist finnisch und schwedisch, Bessarabien rumänisch, Kongreßpolen polnisch. Hier ist nicht mehr die Frage von Vereinigung zerstreuter und verwandter Stämme, die alle den Namen Russen führen, hier handelt es sich um die nackte, gewaltsame Eroberung fremder Gebiete, um einfachen Raub.

Die auswärtige Politik des russischen Zarenthums.

Von

Friedrich Engels.

III.

Der Sieg über Napoleon war der Sieg der europäischen Monarchien über die französische Revolution, deren letzte Phase das napoleonische Kaiserreich gewesen; dieser Sieg wurde gefeiert durch die Herstellung der „Legitimität". Aber während Talleyrand glaubte, durch diese von ihm erfundene Phrase den Zar Alexander zu ködern, war es vielmehr die russische Diplomatie, die mit dieser Phrase ganz Europa an der Nase herumführte. Unter dem Vorwand die Legitimität zu schützen, stiftete sie die „heilige Allianz", diese Erweiterung des russisch-österreichisch-preußischen Bündnisses zu einer Verschwörung aller europäischen Fürsten gegen ihre Völker, unter russischem Präsidium. Die andern Fürsten glaubten daran; was der Zar und seine Diplomatie davon hielten, werden wir gleich sehn.

Für diese handelte es sich nun darum, die errungene Hegemonie über Europa auszunützen zu einem Schritt näher nach Zaregrad. Hierzu konnte sie drei Hebel ansetzen: die Rumänen, die Serben, die Griechen. Die Griechen waren das brauchbarste Element. Sie waren ein Handelsvolk, und die Kaufleute litten am meisten von den Bedrückungen türkischer Paschas. Der christliche Bauer unter türkischer Herrschaft befand sich materiell wohler als irgendwo anders. Er hatte seine vortürkischen Institutionen, seine vollständige Selbstregierung bewahrt; so lang er seine Steuern zahlte, kümmerte sich der Türke in der Regel nicht um ihn; nur selten war er Vergewaltigungen ausgesetzt, wie der westeuropäische Bauer sie im Mittelalter vom Adel zu erdulden hatte. Es war eine unwürdige, nur geduldete, aber keine materiell gedrückte Existenz, die dem damaligen Kulturzustand jener Völker nicht unangemessen war, und es dauerte daher lange, bis der slavische Raja entdeckte, daß diese Existenz unerträglich sei. Dagegen war der Handel der Griechen, seitdem die türkische Herrschaft sie von der erdrückenden Konkurrenz der Venetianer und Genuesen befreit, rasch emporgeblüht und bereits so bedeutend geworden, daß er nunmehr auch die türkische Herrschaft nicht mehr vertragen konnte. In der That ist die türkische wie alle orientalische Herrschaft unverträglich mit kapitalistischer Gesellschaft; der ergatterte Mehrwerth ist nicht sicher vor den Händen raubgieriger Satrapen und Paschas; es fehlt die erste Grundbedingung bürgerlichen Erwerbs: Sicherheit der kaufmännischen Person und ihres Eigenthums. Kein Wunder daher, daß die Griechen, nachdem sie seit 1774 schon zwei Aufstandsversuche gemacht, jetzt sich noch einmal erhoben.

Der griechische Aufstand bot also die Handhabe; damit aber die zarische Diplomatie hier kräftig drücken könne, mußte der Westen verhindert werden, sich einzumischen; er mußte also bei sich, zu Hause, beschäftigt werden. Dafür hatte die Phrase von der Legitimität glänzend vorgearbeitet. Die legitimen Herrscher hatten sich überall gründlich verhaßt gemacht. Die Versuche, die vorrevolutionären Zustände wieder herzustellen, brachten im

ganzen Westen das Bürgerthum in Aufregung; in Frankreich und Deutschland gährte es, in Spanien und Italien brach offner Aufstand los. Die zarische Diplomatie hatte in allen diesen Verschwörungen und Aufständen ihr Händchen im Spiel; nicht daß sie sie gemacht, oder auch nur wesentlich zu deren momentanen Erfolgen beigetragen hätte. Aber was sie durch ihre offiziösen Agenten thun konnte, um ihren legitimen Alliirten im eigenen Hause Unfrieden zu stiften, das that sie. Direkt aber protegirte sie die rebellischen Elemente des Westens, sobald diese unter der Maske der Griechenfreundlichkeit auftraten, und wer anders waren die Philhellenen, die Gelder sammelten, Freiwillige und ganze bewaffnete Hilfskorps nach Griechenland schickten — wer anders als eben die Carbonari und andre Liberale des Westens?

Alles das verhinderte den aufgeklärten Zar Alexander nicht, auf den Kongressen von Aachen, Troppau, Laibach, Verona seine legitimen Kollegen zu den energischsten Schritten gegen ihre rebellischen Unterthanen aufzufordern, und zur Unterwerfung der Revolution die Oesterreicher 1821 nach Italien und die Franzosen 1823 nach Spanien zu schicken, ja selbst den Aufstand der Griechen anscheinend zu verdammen — während er gleichzeitig denselben Aufstand schürte und die Philhellenen des Westens zu verdoppelter Thätigkeit aufmuntern ließ. Wiederum wurde das dumme Europa in unglaublicher Weise zum Narren gehalten; den Fürsten und Reaktionären predigte das Zarenthum Legitimität, dem liberalen Philisterium Völkerbefreiung und Aufklärung, und Beide glaubten ihm.

In Verona wurde der französische Minister, der Romantiker Châteaubriand, vom Zaren vollständig eingefangen; dieser machte den Franzosen Aussicht auf das linke Rheinufer, wenn sie hübsch artig mit Rußland gingen. Mit dieser Hoffnung, die später, unter Karl X., durch bindende Zusagen bekräftigt wurde, gängelte die russische Diplomatie Frankreich und beherrschte, mit wenigen Unterbrechungen, die französische Orient-Politik bis 1830.

Trotz alledem machte die menschenfreundliche Politik des Zaren, die unter dem Vorwand der Befreiung der christlichen Griechen vom muhamedanischen Druck sich selbst an den Platz der Muhamedaner zu setzen strebte, nicht die gewünschten Fortschritte. Denn, wie der russische Gesandte in London, Fürst Lieven, sagt (Depesche vom 18./30. Oktober 1825): „Ganz Europa schaut mit Entsetzen auf diesen russischen Koloß, dessen Riesenkraft nur auf ein Zeichen wartet, um sich gegen es in Bewegung zu setzen. Sein Interesse ist daher, die türkische Macht, diesen natürlichen Feind unsres Reiches zu schützen.“ Der Krieg in Griechenland dauerte mit wechselndem Erfolg fort, während alle Versuche Rußlands mißlangen, mit hoher europäischer Bewilligung in die Donauprovinzen einzuziehn und dadurch die Türken zur Kapitulation zu bringen. Da kam 1825 den Türken ägyptische Hilfe; die Griechen wurden überall geschlagen, der Aufstand fast erdrückt. Die russische Politik stand vor einer Niederlage, oder aber einem kühnen Entschluß.

Der Kanzler Nesselrode zog den Rath seiner Gesandten ein. Pozzo di Borgo in Paris (Depesche vom 4./16. Oktober 1825) und Lieven in London (Depesche vom 18./30. Oktober 1825) sprachen sich unbedingt für kühnes Vorgehn aus: man müsse die Donauprovinzen sofort und ohne Rücksicht auf Europa besetzen, selbst auf die Gefahr eines europäischen Kriegs hin. Das war offenbar die allgemeine Ansicht der russischen Diplomatie. Aber Alexander war schlaff, launig, blasirt, mystisch-romantisch, er hatte vom Grec du Bas-Empire (wie Napoleon ihn nannte) nicht nur die Schlauheit und Falschheit, sondern auch den Wankelmuth und die Energielosigkeit. Er fing an die Legitimität ernst zu nehmen und die griechischen Rebellen bekam er damit satt. Unthätig und, damals, vor den Eisenbahnen, fast unerreichbar, reiste er im Süden bei Taganrog herum. Plötzlich kam die Nachricht, er sei gestorben. Man munkelte von Gift. Hatte die Diplomatie den Sohn beseitigt wie einst den Vater? Jedenfalls konnte er zu keiner, für sie gelegneren Stunde sterben.

Mit Nikolaus kam ein Zar auf den Thron, wie die Diplomatie sich keinen bessern wünschen konnte, eine mittelmäßige Unterlieutenantsnatur, der der Schein der Herrschaft über alles ging, und die daher mit diesem Schein zu allem zu bringen war. Jetzt wurde entschiedner vorgegangen, und der Krieg gegen die Türken zu Stande gebracht, ohne daß Europa sich einmischte. Man hatte England durch liberale Phrasen und Frankreich durch die erwähnten Versprechungen dahin gebracht, daß ihre Flotten, mit der russischen vereinigt, am 20. Oktober 1827 die türkisch-ägyptische Flotte bei Navarin mitten im Frieden angriffen und zerstörten. Und wenn England auch bald einlenkte, so blieb doch das bourbonische Frankreich treu. Während der Zar den Türken den Krieg erklärte und seine Truppen am 6. Mai 1828 den Pruth überschritten, bereiteten sich 15000 Mann französischer Truppen zur Einschiffung nach Griechenland, wo sie im August und September landeten. Dies war Warnung genug für Oesterreich, dem russischen Vormarsch auf Konstantinopel nicht in die Flanke zu fallen: ein Krieg mit Frankreich wäre die Folge gewesen, das russisch-französische Bündniß zur Eroberung Konstantinopels für den Einen, des linken Rheinufers für den Andern, trat dann in Kraft.

Diebitsch drang also bis Adrianopel vor, war aber dort in einer solchen Lage, daß er in aller Eile über den Balkan zurück mußte, wenn die Türken nur noch vierzehn Tage aushielten. Er hatte nur 20000 Mann, davon ein Viertel pestkrank. Da vermittelte die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel durch erlogene Berichte über den drohenden, in Wirklichkeit total unmöglichen russischen Vormarsch, den Frieden, und rettete den russischen Feldherrn, in Moltke's Worten, „aus einer Lage, welche vielleicht nur wenige Tage verlängert werden durfte, um ihn von der Höhe des Siegs in den Abgrund des Verderbens zu stürzen". (Moltke, Der russisch-türkische Feldzug, S. 390.) Jedenfalls brachte der Friede dem russischen Reich die Donaumündungen, ein Stück Gebiets in Asien, und stets neue Vorwände zur Einmischung in die Angelegenheiten der Donauprovinzen. Diese werden von nun an bis zum Krimkrieg die karczma zajezdna für die russischen Truppen, von denen sie während dieser Periode nur selten frei waren.

Ehe diese Vortheile weiter ausgenutzt werden konnten, brach die Julirevolution aus. Jetzt wurden die liberalen Phrasen der russischen Agenten für einige Zeit in die Tasche gesteckt; es galt nur noch die „Legitimität" zu schützen. Ein Feldzug der heiligen Allianz gegen Frankreich wurde vorbereitet — da brach der polnische Aufstand los, hielt Rußland für ein Jahr im Schach; und so rettete Polen zum zweiten Mal die europäische Revolution durch eigene Aufopferung.

Ich übergehe die russisch-türkischen Verhältnisse der Epoche 1830—48. Sie waren wichtig dadurch, daß Rußland zum ersten Mal als Schützer der Türkei gegen ihren rebellischen Vasallen Mehemet Ali von Aegypten auftreten, 30000 Mann zum Schutz von Konstantinopel an den Bosporus schicken und die Türkei durch den Vertrag von Hunkiar Iskelessi auf eine Reihe von Jahren faktisch unter russische Herrschaft stellen konnte; daß es ihm ferner gelang, 1840 eine drohende europäische Koalition gegen Rußland durch Palmerston's Verrath über Nacht in eine Koalition gegen Frankreich zu verwandeln, und dadurch, daß es die Donauprovinzen durch fortgesetzte Okkupation und Ausbeutung der Bauern, wie durch Köderung der Bojaren vermittelst des Réglement organique (s. Marx, Kapital, Bd. I, Kap. 8) zur Annexion vorbereiten konnte. In der Hauptsache aber war diese Periode der Eroberung und Russifizirung des Kaukasus gewidmet, die nach zwanzigjährigen Kämpfen endlich gelang.

Ein schwerer Unfall indeß traf die zarische Diplomatie: als der Großfürst Konstantin am 29. November 1830 aus Warschau vor den polnischen Insurgenten flüchten mußte, fiel diesen sein ganzes diplomatisches Archiv in die Hände, Originaldepeschen des auswärtigen Ministers und amtliche Abschriften aller wichtigen Depeschen der Gesandten. Das ganze

Getriebe der russischen Diplomatie von 1825—30 war blosgelegt. Die polnische Regierung sandte diese Depeschen durch den Grafen Zamojski nach England und Frankreich, und auf Antrieb Wilhelm's IV. von England wurden sie 1834 im „Portfolio" durch David Urquhart veröffentlicht. Dies Portfolio ist noch immer eine der Hauptquellen, und jedenfalls die unbestreitbarste, für die Geschichte der Intriguen, wodurch das Zarenthum die Nationen des Westens gegeneinander zu verhetzen sucht, um sie, in Folge dieser Spaltungen, alle zu beherrschen.

Die russische Diplomatie hatte nun schon so viel westeuropäische Revolutionen nicht nur ohne Schaden, sondern mit direktem Profit überstanden, daß sie den Ausbruch der Februarrevolution von 1848 als ein überaus günstiges Ereigniß zu begrüßen im Stande war. Daß die Revolution sich nach Wien ausdehnte und dadurch nicht nur den Hauptgegner Rußlands, Metternich, beseitigte, sondern auch die österreichischen Slaven — diese voraussichtlichen Bundesgenossen des Zarenthums — aus ihrem Schlummer aufrüttelte; daß sie Berlin ergriff und dadurch den Alles wollenden und Nichts könnenden Friedrich Wilhelm IV. von seinen Unabhängigkeitsgelüsten gegenüber Rußland kurirte — was konnte willkommner sein? Rußland war vor aller Ansteckung sicher, und Polen war so stark besetzt, daß es sich nicht rühren konnte. Und als nun gar die Revolution sich bis in die Donauprovinzen ausdehnte, da hatte die russische Diplomatie, was sie wollte: Vorwand zu neuem Einmarsch in die Moldau und Walachei, um die Ordnung wiederherzustellen, und die russische Herrschaft hier mehr und mehr zu befestigen.

Damit nicht genug. Oesterreich, der zäheste, hartnäckigste Gegner Rußlands an den Grenzen der Balkanhalbinsel, war durch den Ungarischen und Wiener Aufstand an den Rand des Untergangs gebracht. Der Sieg der Ungarn war aber gleichbedeutend mit dem erneuerten Ausbruch der europäischen Revolution, und die zahlreichen Polen im ungarischen Heer bürgten dafür, daß diese Revolution nicht wieder an der polnischen Grenze Halt machte. Da spielte Nikolaus den Großmüthigen. Er ließ seine Armeen in Ungarn einbrechen, erdrückte die ungarischen Heere mit Uebermacht, und besiegelte damit die Niederlage der europäischen Revolution. Und als Preußen noch immer Versuche machte, die Revolution zu einer Zerreißung des Deutschen Bundes und einer Unterordnung wenigstens der norddeutschen Kleinstaaten unter preußische Hegemonie auszunutzen, zitirte Nikolaus Preußen und Oesterreich vor seinen Richterstuhl zu Warschau, und entschied zu Gunsten Oesterreichs. Preußen wurde zum Dank für seine langjährige Unterwerfung unter Rußland schmählich gedemüthigt, weil es einen Augenblick schwache Widerstandsgelüste gezeigt. Die schleswig-holsteinische Frage entschied Nikolaus ebenfalls gegen Deutschland, und setzte den Glücksburger Christian, nachdem er sich von seiner Brauchbarkeit für zarische Zwecke überzeugt, zum Thronerben von Dänemark ein. Nicht nur Ungarn, ganz Europa lag zu den Füßen des Zaren, und zwar direkt in Folge der Revolution. Hatte die russische Diplomatie nicht recht, wenn sie im Stillen für Revolutionen im Westen begeistert war?

Aber die Februarrevolution war dennoch die erste Todtenglocke des Zarenthums. Die kleine Seele des beschränkten Nikolaus konnte das unverdiente Glück nicht vertragen; er hatte es zu eilig mit dem Vorgehn gegen Konstantinopel; der Krimkrieg brach aus; England und Frankreich kamen der Türkei zu Hilfe, Oesterreich brannte vor Begierde d'étonner le monde par la grandeur de son ingratitude. Denn Oesterreich wußte, daß als Dank für die ungarische Kriegshilfe und für das Warschauer Urtheil erwartet werde seine Neutralität oder gar Beihilfe zu russischen Eroberungen an der Donau, die gleichbedeutend waren mit Oesterreichs Umklammerung durch Rußland von Krakau bis Orsowa und Semlin. Und diesmal hatte Oesterreich, was sonst fast nie vorkam, den Muth seiner Meinung.

Der Krimkrieg war eine einzige kolossale Komödie der Irrungen, wo man sich jeden Augenblick fragt: wer ist hier

der Geprellte? Aber diese Komödie kostete ungezählte Schätze und über eine Million Menschenleben. Kaum waren die ersten alliirten Truppen in Bulgarien gelandet, da rückten die Oesterreicher in die Donauprovinzen ein und die Russen zogen sich über den Pruth zurück. Damit hatte sich Oesterreich an der Donau zwischen die beiden Kriegführenden geschoben; eine weitere Fortführung des Krieges auf diesem Gebiete war nur mit seiner Zustimmung möglich. Aber Oesterreich war zu haben für einen Krieg an der Westgrenze Rußlands. Oesterreich wußte, daß Rußland ihm diese seine brutale Undankbarkeit nie verzeihen werde; Oesterreich war also bereit, sich mit den Alliirten zu verbinden, aber nur für einen ernstlichen Krieg, der Polen wiederherstellte und die russische Westgrenze bedeutend zurückschob. Ein solcher Krieg mußte auch Preußen in die Allianz ziehn, durch dessen Gebiet Rußland alle seine Zufuhren bezog; eine europäische Koalition hätte Rußland zu Land wie zu Wasser blockirt und mit so überlegenen Kräften angegriffen, daß der Sieg unzweifelhaft war.

Das aber war keineswegs die Absicht Englands und Frankreichs. Beide waren im Gegentheil froh, durch Oesterreichs Vorgehn aller Gefahr eines ernsthaften Krieges ledig zu sein. Was Rußland wünschte — daß die Alliirten nach der Krim gingen und sich dort festbissen — das schlug Palmerston vor und Louis Napoleon griff hocherfreut mit beiden Händen zu. Von der Krim aus in's Innere von Rußland vorzudringen, wäre strategischer Wahnsinn gewesen. So war der Krieg glücklich in einen Scheinkrieg verwandelt, und alle Hauptbetheiligten zufrieden gestellt. Aber der Zar Nikolaus konnte es auf die Dauer nicht ertragen, daß feindliche Truppen am Saum seines Reiches auf russischem Boden sich festsetzten; für ihn wurde der Scheinkrieg bald wieder ein Ernstkrieg. Was aber für einen Scheinkrieg sein günstigstes, war für einen Ernstkrieg sein gefährlichstes Terrain. Die Stärke Rußlands in der Vertheidigung — die ungeheure Ausdehnung seines dünn bevölkerten, unwegsamen, an Hilfsquellen armen Gebiets — kehrte sich gegen Rußland selbst, sobald Nikolaus alle Streitkräfte auf Sebastopol, diesen einen Punkt der Peripherie konzentrirte. Die südrussischen Steppen, die das Grab des Angreifers hätten werden müssen, wurden das Grab der russischen Armeen, die Nikolaus mit der ihm eignen brutal-dummen Rücksichtslosigkeit eine nach der andern — zuletzt mitten im Winter — nach der Krim trieb. Und als die letzte, eilig zusammengeraffte, kaum nothdürftig ausgerüstete, elend verpflegte Heersäule auf dem Marsch an zwei Drittel ihres Bestandes verloren hatte — ganze Bataillone kamen um im Schneesturm — und der Rest nicht im Stande war, den Feind auch nur ernsthaft anzugreifen, da brach der aufgeblasene Hohlkopf Nikolaus jämmerlich zusammen, da entfloh er den Folgen seines Cäsarenwahnsinns, indem er Gift nahm.

Der Friede, den sein Nachfolger nun eiligst abschloß, fiel sehr glimpflich aus. Aber die Folgen des Krieges im Innern waren um so größer. Um im Innern absolut herrschen zu können, mußte das Zarenthum nach Außen mehr als unbesiegbar, es mußte ununterbrochen siegreich, mußte im Stande sein, den unbedingten Gehorsam zu belohnen durch chauvinistischen Siegesrausch, durch immer neue Eroberungen. Und jetzt war das Zarenthum elend zusammengeknickt, und das gerade in seiner äußerlich imposantesten Gestalt; es hatte Rußland blosgestellt vor der Welt, und damit sich selbst vor Rußland. Es erfolgte eine ungeheure Ernüchterung. Das russische Volk war durch die kolossalen Opfer des Kriegs zu sehr aufgerüttelt, der Zar hatte zu sehr an seine Hingebung appelliren müssen, als daß es ohne Weiteres in die Passivität des gedankenlosen Gehorsams zurückzubringen war. Denn allmälig hatte sich auch Rußland ökonomisch und intellektuell weiter entwickelt; neben dem Adel standen jetzt die Anfänge einer zweiten gebildeten Klasse, der Bourgeoisie. Kurz, der neue Zar mußte den Liberalen spielen, aber diesmal nach Innen. Damit aber war

der Anfang gegeben für eine innere Geschichte Rußlands, für eine Bewegung der Geister in der Nation selbst, und für ihren Reflex: eine, wenn auch noch so schwache, aber mehr und mehr sich geltend machende, immer weniger zu mißachtende öffentliche Meinung. Und damit entstand für die zarische Diplomatie der Feind, an dem sie untergehen muß. Denn diese Art Diplomatie ist nur möglich, so lange das Volk unbedingt passiv bleibt, keinen Willen hat als den der Regierung, keinen Beruf als Soldaten und Steuern zu liefern für die Durchführung der Ziele der Diplomaten. Sobald Rußland eine innere Entwicklung und damit innere Parteikämpfe hat, ist die Eroberung einer konstitutionellen Form, in der diese Parteikämpfe sich ohne gewaltsame Erschütterung ausfechten, nur eine Frage der Zeit. Dann aber ist auch die bisherige russische Eroberungspolitik ein Ding der Vergangenheit; die unveränderliche Stetigkeit des diplomatischen Ziels geht verloren im Ringen der Parteien um die Herrschaft; die unbedingte Verfügung über die Kräfte der Nation ist dahin — Rußland bleibt schwer angreifbar und relativ ebenso schwach im Angriff, wird aber sonst ein europäisches Land wie die andren auch, und die eigenthümliche Stärke seiner bisherigen Diplomatie ist für immer gebrochen.

La Russie ne boude pas, elle se recueille, sagte der Kanzler Gortschakow nach dem Kriege. Er wußte selbst nicht, wie wahr er sprach. Er sprach blos vom diplomatischen Rußland. Aber auch das nichtoffizielle Rußland sammelte sich. Und diese Sammlung (recueillement) wurde unterstützt durch die Regierung selbst. Der Krieg hatte bewiesen, daß Rußland Eisenbahnen und große Industrie bedurfte, schon aus rein militärischen Rücksichten. Somit warf sich die Regierung darauf, eine russische Kapitalistenklasse zu züchten. Eine solche kann aber nicht bestehn ohne ein Proletariat, und um dessen Elemente zu schaffen, mußte die sogenannte Bauernbefreiung erfolgen; die persönliche Freiheit bezahlte der Bauer mit Uebertragung des besten Theils seines Grundbesitzes an den Adel. Was ihm davon blieb, war zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig. Während so die russische bäuerliche Obschtschina an der Wurzel angegriffen wurde, wurde gleichzeitig die neue große Bourgeoisie durch Eisenbahnprivilegien, Schutzzölle und andere Begünstigungen treibhausmäßig entwickelt, und so in Stadt und Land eine vollständige soziale Revolution eingeleitet, die die einmal in Bewegung gebrachten Geister nicht wieder zur Ruhe kommen ließ. Die junge Bourgeoisie reflektirte sich in einer liberal-konstitutionellen Bewegung, das eben entstehende Proletariat in der Bewegung, die man gewöhnlich Nihilismus nennt. Das waren die wahren Folgen des recueillement Rußlands.

Einstweilen schien die Diplomatie noch nicht zu merken, welcher Gegner ihr im Innern entstanden war. Im Gegentheil; nach außen schien sie Sieg über Sieg zu erfechten. Auf dem Pariser Kongreß 1856 spielte Orlow die vielumworbene Hauptrolle; statt Opfer zu bringen, errang er neue Erfolge; die von England beanspruchten, von Rußland seit Katharina bekämpften Kriegsrechte zur See wurden definitiv beseitigt, und eine russisch-französische Allianz gegen Oesterreich begründet. Diese trat 1859 in Thätigkeit, als Louis Napoleon sich dazu hergab, Rußland an Oesterreich zu rächen. Den Folgen der russisch-französischen Abmachungen, die Mazzini damals enthüllte und wonach im Fall des verlängerten Widerstandes ein russischer Großfürst als Thronkandidat eines unabhängigen Ungarns aufgestellt werden sollte — diesen Folgen entging Oesterreich durch raschen Friedensschluß. Aber seit 1848 verdarben die Völker der Diplomatie das Handwerk. Italien wurde unabhängig und einig, gegen den Willen des Zaren und Louis Napoleons.

Der Krieg 1859 hatte auch Preußen aufgeschreckt. Es hatte seine Armee fast verdoppelt und einen Mann an's Ruder gestellt, der es mit der russischen Diplomatie wenigstens in einem Punkt aufnehmen konnte: in der Rücksichtslosigkeit in Betreff der anzuwendenden Mittel. Dieser Mann war Bismarck. Während

des polnischen Aufstandes 1863 nahm er, gegenüber Oesterreich, Frankreich und England, in theatralischer Weise Partei für Rußland, und that alles, um diesem den Sieg zu verschaffen. Das sicherte ihm den Abfall des Zaren von seiner gewohnten Politik in der schleswig-holstein'schen Frage; die Herzogthümer wurden 1864 mit zarischer Erlaubniß von Dänemark losgerissen. Dann kam der preußisch-österreichische Krieg 1866; hier freute sich der Zar wieder über die erneute Züchtigung Oesterreichs und die wachsende Macht Preußens, des allein treuen — selbst nach den Fußtritten von 1849/50 noch treuen Vasallen. Der Krieg von 1866 zog den deutsch-französischen Krieg 1870 nach sich, und wieder trat der Zar auf die Seite seines preußischen „Djadja Molodez"; er hielt Oesterreich direkt im Schach, und beraubte so Frankreich des einzigen Bundesgenossen, der es vor vollständiger Niederlage retten konnte. Aber wie Louis Bonaparte 1866, so wurde Alexander 1870 geprellt durch die raschen Erfolge der deutschen Waffen. Statt eines langwierigen, beide Kämpfer auf den Tod erschöpfenden Kriegs, erfolgten die raschen Schläge, die in fünf Wochen das bonapartistische Kaiserreich stürzten und seine Armeen nach Deutschland gefangen führten.

Damals gab es nur einen Ort in Europa, wo die Lage richtig begriffen wurde, und das war im Generalrath der Internationalen Arbeiter-Association. Am 9. September 1870 erließ dieser ein Manifest, worin die Parallele zwischen 1866 und 1870 gezogen wurde. Der Krieg 1866 sei mit Bewilligung Louis Napoleons geführt worden; aber die Siege und die preußische Machterweiterung hätten genügt, um Frankreich sofort in eine feindliche Stellung gegen Preußen hineinzutreiben. Ebenso würden die neuen Erfolge von 1870 und die damit verknüpfte neue Steigerung der preußisch-deutschen Macht den russischen Zaren, trotzdem er Deutschland während des Kriegs diplomatisch unterstützt, in die Feindschaft gegen Deutschland hineinzwingen. Rußlands vorwiegender Einfluß in Europa habe zur nothwendigen Voraussetzung seine traditionelle Macht über Deutschland, die nun gebrochen sei. Im Augenblick, wo in Rußland selbst die revolutionäre Bewegung anfängt drohend zu werden, könne der Zar diesen Verlust an Prestige im Ausland nicht ertragen. Und wenn nun noch Deutschland durch Annexion von Elsaß-Lothringen Frankreich in die Arme Rußlands treibe, müsse es sich entweder zum offenkundigen Werkzeug russischer Eroberungspläne hergeben, oder aber, nach kurzer Rastzeit, sich vorbereiten auf einen Krieg gegen Rußland und Frankreich zugleich, einen Krieg, der leicht in einen Rassenkrieg gegen das verbündete Slaventhum und Romanenthum ausarten könne.

Das neue deutsche Reich that Rußland den Gefallen, Elsaß-Lothringen von Frankreich loszureißen und damit in der That Frankreich in die Arme Rußlands zu jagen. Die zarische Diplomatie war nun in der beneidenswerthen Lage, die beiden durch diese Losreißung auf den Tod verfeindeten Länder, Frankreich wie Deutschland, von Rußland abhängig zu wissen. Diese günstige Lage wurde wiederum ausgenutzt zu einem Vorstoß gegen Zaregrad, zum Türkenkrieg von 1877. Nach langen Kämpfen kamen die russischen Truppen im Januar 1878 bis vor die Thore der türkischen Hauptstadt; da erschienen vier englische Panzerschiffe im Bosporus, und zwangen die Russen, angesichts der Thürme der Sophienkirche Halt zu machen und ihren Friedensplan von San Stefano einem europäischen Kongreß zur Revision vorzulegen.

Demnoch war — scheinbar — ein ungeheurer Erfolg errungen. Rumänien, Serbien, Montenegro vergrößert und unabhängig gemacht durch Rußland, und daher in seiner Schuld; das Festungsviereck zwischen Donau und Balkan, dies starke Bollwerk der Türkei, vorläufig vernichtet; der letzte Schutzwall Konstantinopels, der Balkan, den Türken entrissen und entwaffnet; Bulgarien und Ostrumelien scheinbar türkische, in Wirklichkeit russische Vasallenstaaten; der Gebietsverlust von 1856 in Bessarabien wieder gut gemacht; in Armenien neue wichtige

Stellungen erobert; Oesterreich durch die Besetzung von Bosnien zum Mitschuldigen an der Theilung der Türkei und zum nothwendigen Gegner aller serbischen Unabhängigkeits- und Einigungs-Bestrebungen gemacht; endlich die Türkei durch Gebietsverlust, Erschöpfung und eine unerschwingliche Kriegsentschädigung in vollständige Abhängigkeit von Rußland gebracht, in eine Stellung, wo sie nach russischer, ganz richtiger Auffassung, den Bosporus und die Dardanellen nur noch einstweilen für Rußland in Verwahrung hielt. So, schien es, brauchte Rußland nur noch den Moment zu wählen, wo es ihm beliebte von seinem großen Endziel, von Konstantinopel, „la clef de notre maison", Besitz zu ergreifen.

In Wirklichkeit aber sah es doch ganz anders aus. Hatte Elsaß-Lothringen Frankreich in Rußlands Arme getrieben, so trieb der Vorstoß auf Konstantinopel und der Berliner Friede Oesterreich in die Arme Bismarck's. Und damit änderte sich wieder die ganze Lage. Die großen Militärmächte des Kontinents spalteten sich in zwei große, einander bedrohende Feldlager: Rußland und Frankreich hier, Deutschland und Oesterreich dort. Um diese beiden haben die kleineren Staaten sich zu gruppiren. Das aber bedeutet, daß das russische Zarenthum den letzten großen Schritt nicht thun, von Konstantinopel nicht wirklich Besitz ergreifen kann ohne einen Weltkrieg mit ziemlich gleich vertheilten Chancen, dessen letzte Entscheidung wahrscheinlich nicht von den beiden, den Kampf eröffnenden Parteien abhängen wird, sondern von England. Denn ein Krieg, wo Oesterreich und Deutschland gegen Rußland und Frankreich kämpfen, schneidet den ganzen Westen von der russischen Kornzufuhr zu Lande ab. Alle Länder des Westens aber leben nur durch Kornzufuhr vom Ausland. Diese könnte also nur zur See erfolgen, und Englands Ueberlegenheit zur See erlaubt ihm, sowohl Frankreich wie Deutschland auch diese Zufuhr abzuschneiden, also jenes wie dieses auszuhungern, je nachdem es sich auf diese oder jene Seite schlägt. Um Konstantinopel aber zu kämpfen in einem Weltkrieg, worin England den Ausschlag giebt — das ist genau die Lage, die zu vermeiden die russische Diplomatie seit hundertfünfzig Jahren gearbeitet hat. Also eine Niederlage.

In der That ist auch die Allianz mit einem republikanischen Frankreich, dessen regierende Personen stetem Wechsel ausgesetzt sind, keineswegs sicher für das Zarenthum, und noch weniger seinen Herzenswünschen entsprechend. Nur eine restaurirte französische Monarchie könnte genügende Garantien bieten als Bundesgenossin in einem so furchtbaren Krieg, wie er jetzt allein möglich ist. Daher hat das Zarenthum auch seit fünf Jahren die Orléans unter seinen ganz besondern Schutz genommen; sie haben sich mit ihm verschwägern müssen, indem sie in die dänische Königsfamilie, diesen russischen Vorposten am Sund, hineinheiratheten. Und um die Restauration der so, ebenfalls zum russischen Vorposten avancirten Orléans in Frankreich vorzubereiten, wurde der General Boulanger benutzt, dessen eigene Anhänger in Frankreich sich rühmen, daß die geheimnißvolle Quelle der von ihnen so verschwenderisch ausgetheilten Gelder niemand anders sei, als die russische Regierung, die ihnen für ihre Kampagne fünfzehn Millionen Franken zur Verfügung gestellt. So mischt sich Rußland wiederum in die inneren Angelegenheiten der westlichen Länder, diesmal unverhüllt als Stütze der Reaktion, und spielt den ungeduldigen Chauvinismus der französischen Bourgeois aus gegen den revolutionären Geist der französischen Arbeiter.

Ueberhaupt zeigt sich seit 1878 erst recht, wie sehr die Position der russischen Diplomatie sich verschlechtert hat, seitdem die Völker sich mehr und mehr erlauben mitzusprechen, und das mit Erfolg. Sogar auf der Balkanhalbinsel, dem Gebiet, wo Rußland ex professo völkerbefreiend auftritt, will nichts mehr gelingen. Die Rumänen haben, zum Dank dafür, daß sie den Russen vor Plewna den Sieg erst ermöglicht, ihr Stück Bessarabien wieder abtreten müssen und werden sich schwer-

lich durch Zukunftsversprechungen auf Siebenbürgen und das Banat ködern lassen. Die Bulgaren haben die zarische Art der Befreiung in Folge der ihnen in's Land gesandten zarischen Agenten herzlich satt bekommen; nur die Serben und allenfalls die Griechen — beide weil sie außerhalb der direkten Schußlinie auf Konstantinopel liegen — sind noch nicht kopfscheu gemacht. Die österreichischen Slaven, die der Zar von der deutschen Unterdrückung zu befreien sich berufen fühlte, haben seitdem wenigstens im cisleithanischen Reichstheil die Herrschaft selbst ausgeübt. Die Phrase von der Völkerbefreiung durch den allmächtigen Zar hat ausgespielt, sie kann höchstens noch auf Kreta und Armenien angewandt werden, und damit macht man in Europa selbst bei englischen christlich-frommen Liberalen keinen Effekt mehr; wegen Kretas und Armeniens riskirt sogar der Zarenbewunderer Gladstone keinen europäischen Krieg mehr, seitdem der Amerikaner Kennan die Niederträchtigkeiten vor aller Welt enthüllt hat, womit das Zarenthum jede Regung des Widerstands im eignen Reich unterdrückt.

Und hier kommen wir auf den Kernpunkt. Die innere Entwicklung Rußlands seit 1856, unterstützt von der Politik der Regierung, hat gewirkt; die soziale Revolution hat riesige Fortschritte gemacht; Rußland verwestlicht sich täglich mehr; die große Industrie, die Eisenbahnen, die Verwandlung aller Naturalleistungen in Geldzahlungen und damit die Auflösung der alten Grundlagen der Gesellschaft entwickeln sich mit steigender Geschwindigkeit. In demselben Verhältniß aber entwickelt sich auch die Unverträglichkeit des absoluten Zarenthums mit der in der Bildung begriffnen neuen Gesellschaft. Es bilden sich Oppositionsparteien, konstitutionelle und revolutionäre, deren die Regierung nur durch gesteigerte Brutalität Herr werden kann. Und die russische Diplomatie sieht mit Entsetzen den Tag heranrücken, wo das russische Volk ein Wort mitsprechen, und wo die Erledigung seiner eigenen inneren Angelegenheiten ihm die Zeit und die Lust benehmen wird, sich mit solchen Kindereien zu beschäftigen, wie die Eroberung Konstantinopels, Indiens und der Weltherrschaft. Die Revolution, die 1848 an der polnischen Grenze Halt machte, pocht jetzt an die Thüre Rußlands, und drinnen hat sie schon Bundesgenossen genug, die nur auf die Gelegenheit warten, ihr die Thür aufzumachen.

Allerdings, wenn man die russischen Zeitungen liest, sollte man meinen, ganz Rußland schwärme für die zarische Eroberungspolitik; da ist alles Chauvinismus, Panslavismus, Christenbefreiung vom türkischen, Slavenbefreiung vom deutsch-magyarischen Joch. Aber erstens weiß Jedermann, in welchen Fesseln die russische Presse gebunden liegt; zweitens hat die Regierung diesen Chauvinismus und Panslavismus seit Jahren in allen Schulen gezüchtet; und drittens drückt diese Presse, soweit sie überhaupt eine unabhängige Meinung ausdrückt, nur die Stimmung der städtischen Bevölkerung, d. h. der neugebildeten Bourgeoisie aus, die natürlich an neuen Eroberungen, als an Ausdehnungen des russischen Markts, interessirt ist. Diese städtische Bevölkerung bildet aber im ganzen Land eine verschwindende Minorität. Sobald eine Nationalversammlung der ungeheuren Majorität des russischen Volks, der Landbevölkerung, Gelegenheit giebt, ihre Stimme zu erheben, wird man ganz andere Dinge vernehmen. Die Erfahrungen, die die Regierung mit den Zemstvos gemacht hat, und die sie zwangen, die Zemstvos wieder zu nullifiziren, bürgen dafür, daß eine russische Nationalversammlung, um nur die dringendsten inneren Schwierigkeiten zu überwinden, sehr bald allem Drängen nach neuen Eroberungen einen entschiedenen Riegel vorschieben muß.

Die heutige europäische Lage wird beherrscht von drei Thatsachen: 1) der Annexion von Elsaß-Lothringen an Deutschland, 2) dem Drang des zarischen Rußlands nach Konstantinopel, 3) dem in allen Ländern immer heißer entbrennenden Kampf zwischen Proletariat und Bour-

geoisie, dessen Thermometer die überall im Aufschwung begriffene sozialistische Bewegung ist.

Die ersten beiden bedingen die heutige Gruppirung Europas in zwei große Heerlager. Die deutsche Annexion macht Frankreich zum Bundesgenossen von Rußland gegen Deutschland, die zarische Bedrohung Konstantinopels macht Oesterreich, selbst Italien zu Bundesgenossen Deutschlands. Beide Lager rüsten für einen Entscheidungskampf, für einen Krieg, wie die Welt noch keinen gesehn, wo zehn bis fünfzehn Millionen Kämpfer einander in Waffen gegenüber stehen werden. Nur zwei Umstände haben bis heute den Ausbruch dieses furchtbaren Kriegs verhindert: erstens der unerhört rasche Fortschritt der Waffentechnik, der jedes neuerfundene Gewehrmodell durch neue Erfindungen überflügelt, ehe es nur bei einer Armee eingeführt werden kann, und zweitens die absolute Unberechenbarkeit der Chancen, die totale Ungewißheit, wer aus diesem Riesenkampf schließlich als Sieger hervorgehen wird.

Diese ganze Gefahr eines Weltkriegs verschwindet an dem Tag, wo eine Wendung der Dinge in Rußland dem russischen Volk erlaubt, durch die traditionelle Eroberungspolitik seiner Zaren einen dicken Strich zu machen, und sich mit seinen eignen, auf's Aeußerste gefährdeten innern Lebensinteressen zu beschäftigen, statt mit Weltherrschaftsphantasien.

An diesem Tage verliert Bismarck alle die Bundesgenossen gegen Frankreich, die die russische Bedrohung ihm in die Arme getrieben hat. Weder Oesterreich noch Italien haben dann noch das geringste Interesse, Bismarck's Kastanien aus dem Feuer eines europäischen Riesenkampfes zu holen. Das Deutsche Reich fällt zurück in die isolirte Stellung, wo wie Moltke sagt, Jedermann es fürchtet und Niemand es liebt, wie das das unvermeidliche Resultat seiner Politik ist. Dann wird auch die gegenseitige Annäherung des um seine Freiheit ringenden Rußlands und des republikanischen Frankreichs der Lage beider Länder ebenso entsprechend wie der europäischen Gesammtlage ungefährlich sein, und dann wird auch Bismarck, oder wer ihm nachfolgt, sich dreimal besinnen, ehe er einen Krieg mit Frankreich vom Zaun bricht, wo weder Rußland gegen Oesterreich, noch Oesterreich gegen Rußland ihm die Flanke deckt, wo beide sich über jede ihm zugefügte Niederlage freuen würden, und wo es sehr fraglich ist, ob er mit den Franzosen allein fertig wird. Dann wären alle Sympathien auf Seiten Frankreichs, und dieses im schlimmsten Fall vor fernerem Gebietsverlust sicher. Statt also auf Krieg loszusteuern, würde das Deutsche Reich wahrscheinlich die Isolirung bald so unerträglich finden, daß es einen aufrichtigen Ausgleich mit Frankreich suchte, und dann wäre all die furchtbare Kriegsgefahr beseitigt, Europa könnte abrüsten, und Deutschland hätte von allen am Meisten gewonnen.

Oesterreich verliert an demselben Tage seine einzige historische Existenzberechtigung, die einer Barrière gegen den russischen Vormarsch auf Konstantinopel. Wird der Bosporus nicht mehr von Rußland her bedroht, so verliert Europa jedes Interesse am Bestand dieses bunt zusammengewürfeltes Völkerkomplexes. Ebenso gleichgiltig wird dann die ganze sogenannte orientalische Frage, der Fortbestand der türkischen Herrschaft in slavischen, griechischen und albanesischen Gegenden, und der Streit um den Besitz des Eingangs zum Schwarzen Meer, den dann Niemand mehr gegen Europa monopolisiren kann. Magyaren, Rumänen, Serben, Bulgaren, Arnauten, Griechen und Türken werden dann endlich in die Lage kommen, ohne Einmischung fremder Gewalt ihre gegenseitigen Streitpunkte zu erledigen, ihre einzelnen nationalen Gebiete unter einander abzugrenzen, ihre inneren Angelegenheiten nach eignem Ermessen zu ordnen. Es zeigt sich mit einem Schlag, daß das große Hinderniß der Autonomie und freien Gruppirung der Völker und Völkertrümmer zwischen den Karpaten und dem Aegäischen Meer Niemand anders war als dasselbe Zarenthum, das die vorgebliche Befreiung dieser Völker zum Deckmantel seiner Weltherrschaftspläne gebraucht.

Frankreich wird befreit aus der unnatürlichen Zwangsstellung, worin die Allianz mit dem Zaren es eingeklemmt hat. Widerstrebt dem Zaren die Allianz mit der Republik, so widerstrebt dem französischen revolutionären Volk noch weit mehr der Bund mit dem Despoten, dem Knebler Polens und Rußlands. In einem Krieg an der Seite des Zaren wäre es Frankreich verboten, im Fall einer Niederlage sein großes, einzig wirksames Rettungsmittel anzuwenden, das Heilmittel von 1793, die Revolution, die Aufbietung aller Volkskräfte durch den Schrecken, und die revolutionäre Propaganda in Feindesland; in diesem Fall würde der Zar sofort mit den Feinden Frankreichs sich vereinigen, da die Zeiten seit 1848 sich bedeutend geändert haben, und der Zar seitdem auch in Rußland den Terror aus eigner Anschauung kennen gelernt hat. Die Allianz mit dem Zaren ist also keine Stärkung Frankreichs, im Gegentheil: im Moment der höchsten Gefahr hält sie sein Schwert in der Scheide fest. Steht aber in Rußland an der Stelle des mächtigen Zaren eine russische Nationalversammlung, dann ist die Allianz des neubefreiten Rußlands mit der französischen Republik eine selbstverständliche und naturgemäße, dann fördert sie die revolutionäre Bewegung in Frankreich statt sie zu hemmen, dann ist sie ein Gewinn für das um seine Emanzipation kämpfende europäische Proletariat. Also auch Frankreich gewinnt durch den Sturz der zarischen Allgewalt.

Damit schwinden alle Vorwände für die wahnsinnigen Rüstungen, die ganz Europa in ein Heerlager verwandeln und den Krieg fast als eine Erlösung erscheinen lassen. Sogar der deutsche Reichstag müßte dann bald den unaufhörlich wachsenden Geldforderungen für Kriegszwecke einen Damm entgegensetzen.

Und damit käme der Westen in die Lage, sich ungestört durch fremde Ablenkung und Einmischung mit seiner gegenwärtigen historischen Aufgabe beschäftigen zu können: mit dem Konflikt zwischen Proletariat und Bourgeoisie, und der Ueberführung der kapitalistischen Gesellschaft in die sozialistische.

Der Sturz der zarischen Selbstherrschaft in Rußland würde diesen Prozeß aber auch direkt beschleunigen. An dem Tage, wo die Zarenherrschaft fällt, diese letzte starke Festung der gesammt-europäischen Reaktion — an dem Tage weht ein total anderer Wind in ganz Europa. Denn das wissen die reaktionären Regierungen Europas sehr genau: trotz aller Zänkereien mit dem Zaren wegen Konstantinopel ꝛc. können Augenblicke kommen, wo sie ihm Konstantinopel, Bosporus, Dardanellen und alles, was er sonst noch verlangt, in den Schooß werfen, wenn er sie nur gegen die Revolution schützt. An dem Tage daher, wo diese Hauptfestung selbst in die Hände der Revolution übergeht, ist es aus mit dem letzten Funken von Selbstvertrauen und Sicherheit bei den reaktionären Regierungen Europas; sie sind dann allein auf sich selbst angewiesen, und werden bald erfahren, welchen Unterschied das macht. Vielleicht wären sie im Stande, ihre Armeen einmarschiren zu lassen, um die Autorität des Zaren herzustellen — welche Ironie der Weltgeschichte!

Das sind die Punkte, kraft deren der Westen Europas überhaupt, und namentlich die westeuropäische Arbeiterpartei interessirt, sehr tief interessirt ist am Sieg der russischen revolutionären Partei und am Sturz des zarischen Absolutismus. Europa gleitet wie auf einer schiefen Ebene mit wachsender Geschwindigkeit abwärts dem Abgrund eines Weltkriegs von bisher unerhörter Ausdehnung und Heftigkeit entgegen. Nur eins kann hier Halt gebieten: ein Systemwechsel in Rußland. Daß er binnen wenig Jahren kommen muß, daran kann kein Zweifel sein. Möge er noch rechtzeitig kommen, ehe das sonst Unvermeidliche geschieht.

London, Ende Februar 1890.

Erinnerungen eines deutschen Achtundvierzigers.

(Sigmund Borkheim.)

Bearbeitet von **Reinhold Rüegg.**

II.

In der freundlichen Schweizerstadt Basel fühlte ich mich geborgen; da aber meine Baarschaft keinen längeren Aufenthalt im Hotel erlaubte, wies mich der Wirth an den radikalen Regierungsrath Stumm, der einen Zigarrenladen hielt; ebenso lernte ich Dr. Brenner, den Redakteur der freisinnigen „Nationalzeitung", und Buchdrucker Schabelitz kennen. Diese Herren veranlaßten mich, ein billiges Logis im nahen Dorfe Muttenz zu beziehen, wo damals im Gasthaus „zum Schlüssel" auch Friedrich Hecker weilte. Bald kriegte ich auch zwei neue Hausgenossen; der eine, Max Cohnheim aus Posen, war Handlungsgehilfe gewesen und hatte als einjähriger Freiwilliger in der Garde-Artillerie in Berlin gedient, der andere, E. R., ein in Odessa geborener Deutscher, in Leipzig und Berlin Medizin studirt. Zu unserer Belustigung entdeckten wir, daß der Republikaner Hecker einen nicht unbedeutenden Hofstaat besaß, dem auch Mögling, Schöninger und Doll angehörten. Mögling war württembergischer Offizier, dann Lehrer an der landwirthschaftlichen Akademie gewesen; ein stattlicher Mann, der im Jahre drauf in der Schlacht bei Waghäusel tapfer fechtend den Tod fand. An Markttagen brachten Bauernwagen badische Landleute mit Frauen und Kindern über die Grenze, die den bei ihnen beliebten und hoch angesehenen Hecker sehen wollten; mehrmals zählte ich an die zwanzig solcher Wagen vor dem „Schlüssel". Uns kühleren Norddeutschen imponirte diese Vergötterung nicht; wir hielten unseren Spott darüber keineswegs zurück, und Cohnheim, ein witziger Bursche, machte sogar beißende Verse, was am „Hoflager" übel vermerkt wurde, übrigens auch den radikalen Bewohnern von Muttenz so wenig gefiel, daß wir nur die „kaibe Prüße" hießen. Den Schweizern seinen Republikanismus zu beweisen, trug Hecker eine Blouse und einen großen, breitkrämpigen Schlapphut.

Eines Abends besuchte ich die Weinwirthschaft zum „Bär" in Kleinbasel; der Polizeidirektor Dr. Bischoff führte eben ein sehr eifriges Gespräch mit Doll, und als die anwesenden Badenser das Heckerlied anstimmten, fielen Bischoff und Doll recht kräftig ein. Mir waren Wort und Weise fremd, ich sang nicht mit, wurde deshalb „kaibe Prüß" titulirt, und da ich mir diese Bezeichnung höflich verbat, vom Wirth ersucht, den Fleck zu räumen. Die Leute drangen auf mich ein, und als ich, zur Thüre geschoben, dem polizeilichen Oberhaupte zurief, er werde mich hoffentlich gegen eine solch brutale Behandlung schützen, lächelte er einfach, schlürfte seinen Wein und gab mir durch eine Handbewegung zu verstehen, ich möchte verschwinden. Nun säumte ich nicht länger, ich ging heim nach Muttenz, erzählte das Erlebniß meinen Kameraden und am nächsten Morgen schon hatte Cohnheim ein Herrn Dr. Bischoff gewidmetes Gedicht aufgesetzt, dessen erste Strophe lautete:

„Wo war wohl je so frei
Als in der Schweiz die Polizei!
Wo ein hoher Polizist
Mit dem Hecker trinkt und ißt
Und schwatzt und säuft sich sogar voll
Mit dem deutschen Flüchtling Doll."

Wir sangen das Lied nach der Melodie des „Bürgermeister Tschech", beschlossen dann aber, aus der Nachbarschaft Hecker's uns fortzubegeben und nach Zürich überzusiedeln.

Den Tornister auf dem Rücken, den

Knüppel in der Faust, wanderten wir nach Zürich und nahmen Herberge in Seefeld bei einem Herrn Major von Tobel; im Hause nebenan wohnte Professor Karl Fröbel und dort lernte ich auch Wilhelm Liebknecht kennen, der mein braver Freund bis zur Stunde geblieben ist. Unter dem gleichen Dach mit uns logirten zwei italienische Flüchtlinge, deren Einer österreichischer Offizier gewesen war. Von diesen Beiden lernte ich etwas Italienisch und das Morra-Spiel.

Es war zu Ende des Sommers 1848, als die preußische Regierung den niederträchtigen Waffenstillstand mit Dänemark abschloß, den die Schwätzer des Frankfurter Parlamentes natürlich billigten. Jeder brave und freigesinnte Deutsche empfand bittern Zorn ob diesem Geschäft; in dem ruhigen Frankfurt am Main war es sogar zum Barrikadenbau gekommen und Fürst Lichnowski und General von Auerswald wurden massakrirt. Die Nachricht von dem Frankfurter Krawall flog auch nach Zürich und erzeugte unter der Schaar der Flüchtlinge hochgradige Aufregung; sie vermehrte sich, als das Gerücht durch die Stadt lief, Gustav Struve sei mit einer Anzahl Getreuer von Rheinfelden im Aargau über den Rhein nach Deutschland hineinmarschirt, um dort die Republik zu proklamiren. Es wurde sofort eine Versammlung einberufen, zu der einige fanatische Struveaner erschienen; im Ganzen mochten es gegen 150 Köpfe sein, auch Schweizer hatten sich eingestellt. Es wurde allgemeiner Anschluß an Struve beantragt. Ich wies in kurzen Worten darauf hin, daß Struve von militärischen Dingen nichts verstände und nicht im Einverständniß mit militärischen Kapazitäten handle; ein Scheitern des Unternehmens sei unausweichlich und ich müßte deshalb von einer Betheiligung entschieden abrathen. Darob erhob sich gewaltiger Lärm, man schimpfte mich aus, sprach verächtlich von mir, dem preußischen „Korporal", und schließlich sollte ich gar Spion sein. Wenn die Majorität Ausrücken beschließe und wirklich dabei sein werde, entgegnete ich, so würde ich mich auch nicht fern halten. „Ich wünsche nur", fügte ich hinzu, „daß Diejenigen, welche mich insultirt und verdächtigt, beim Zuge hübsch in meiner Nähe sich postiren, damit mir Gelegenheit wird, ihren größeren Muth und ihre politische Ehrlichkeit zu konstatiren." Niemand antwortete.

Am frühen Abend des 22. September verließen wir Zürich in der Stärke von zirka zwanzig Mann, Cohnheim, E. R. und die beiden Italiener mitgerechnet; Einige waren mit Büchsen, Andere mit Säbeln bewehrt. Als wir durch das Städtchen Baden schritten, fragte uns ein vor seinem Garten die Pfeife schmauchender Bürger nach unserem Vorhaben, und als wir ihn hierüber informirten, holte er rasch seine Büchse und schenkte sie uns. Gegen zehn Uhr langten wir bei der Säckinger Brücke an; das Wachthaus auf der Schweizer Seite hatten ein halbes Dutzend Säckinger Bürgerwehrmänner besetzt, die uns den Durchgang verweigerten. Endlich öffneten sie „der Uebermacht" und gerührt ob unseren kleinen durch die Umstände erlaubten Aufschneidereien das solide Thor. Der Einfall nach Deutschland war gelungen! Drüben leerten wir mit den wackeren Säckingern manche Flasche edlen Markgräflers. Während der Nacht verbreitete sich im Städtchen die Kunde, daß wir Struve zu Hilfe eilen und viele radikale Einwohner waren sofort Willens mit uns zu gehen. Es sammelten sich an die 160 Mann, welche verlangten, daß Cohnheim und ich, als „Gediente", das Kommando übernähmen, und die Stadtväter spendeten den Ausziehenden eine erkleckliche Summe Geldes. Struve sollte in der Nähe von Mühlheim stecken und gegen Mittag marschirte ich mit meiner Abtheilung die Straße längs des Rheins hin; Cohnheim schlug mit der seinen einen andern Weg ein. In Ober-Schwörstetten wurde gerastet; hier und in Unter-Schwörstetten beredete ich Einzelne mitzukommen, so daß ich mit etwa 120 Mann in Schopfheim ankam. Ich begab mich nach dem Rathhaus und forderte Bürgermeister und Räthe auf, meine Leute einzuquartiren. Die Hoffnung auf Sukkurs und Sub-

sidien wurde zu Schanden: Die Rathsherren ließen sich nicht enthusiasmiren und verriethen eine entschieden reaktionäre Gesinnung; Etliche meiner Säckinger retirirten still. . . . Der Holzhändler Suter, bei welchem E. R. und ich einkehrten, ein vierschrötiger Herr mit von Wein gerötheten Gesicht, empfing uns mit einer äußerst verdächtigen Huld. Er wies uns im ersten Stock ein Zimmer mit zwei Betten an, ließ ein treffliches Essen vorsetzen und besuchte uns auch, um zu erfahren, was wir Norddeutsche denn eigentlich in dem „scheene friedliche badische Ländle" wollten. Wir ertheilten ihm keine detaillirte Auskunft — die preußischen Soldaten dürften ihm 1849 und 1866 Alles klar gemacht haben! — und legten uns dann auf's Lager aus. Nur wenige Minuten und wir hörten ein schrilles Pfeifen, hörten auch, daß Fenster aufgeriegelt wurden. Wir sprangen an das unsrige, öffneten es leise und sahen unten zwei Reiter. „Die Freischärler", sagte einer derselben zu dem sich hinausbeugenden Suter, „sind heute bei Stauffen geschlagen worden, das ganze Städtchen ist in Flammen, Struve, seine Frau und einige Begleiter sind geflohen und die Truppen rücken gegen Schopfheim." „Ich danke, Herr Suter", rief ich, „schlafen Sie recht wohl!" schloß das Fenster und wir hielten nun ernstlich Rath; denn schlagen konnte unser Häufchen sich nicht mit dem regulären Militär. Das Klügste war offenbar, auf der Hut zu sein und beim grauenden Morgen schleunigst zurückzugehen. Daß die Aktion des Herrn Struve so mißlich endete, schmerzte uns nicht, wir bedauerten momentan blos, keine Karte bei uns zu haben. Leise, ohne Lebewohl für den würdigen Herrn Suter, schlichen wir, als der Tag erwachte, davon und eilten dem nächsten Ausgang des Städtchens zu. Als wir die letzten Häuser hinter uns hatten, fragten wir eine uns begegnende alte Frau, wie wir am raschesten den Rhein erreichten. Mit einem hexenartigen Grinsen — keine gute Vorbedeutung! — wies sie uns, und richtig: wir hatten kaum einige hundert Schritte gethan, so tauchten Bewaffnete vor uns auf. „Ergebt Euch ruhig!" hieß es. E. R. wollte feuern; ich hinderte ihn daran. Die Leute kamen näher — es waren diejenigen, welche ich nach Schopfheim zu führen die Ehre gehabt hatte! Sie umzingelten und setzten uns die Bajonette auf die Brust. „Ihr seid unsere Gefangenen!" erklärten sie. „Wessen Gefangene?" — „Unsere!" hieß es. Dann zogen sie Stricke aus den Taschen, banden uns die Hände auf den Rücken und trieben uns in's Städtchen zurück. Offenbar begingen die Kerle diese Heldenthat, um die ihnen von den Soldaten drohende Strafe abzuwenden oder doch zu mildern. In Schopfheim mußten wir auf einem mit Bäumen bepflanzten Platze anhalten und wurden von einem Schwarme Neugieriger umringt, aus welchem plötzlich Herr Suter mit seinem Schwammbauch hervorbrach, um mir in's Gesicht zu spucken. Dieselbe loyale Demonstration wollte er auch gegen E. R. bewerkstelligen, als ich die Gensdarmen bat, uns vor solchen Unfläthereien zu schützen. Die Gensdarmen fühlten sich offenbar ob diesem Benehmen angeekelt, und Weiteres zu verhüten, führten sie uns nach dem Gefängniß. Wir grüßten Herrn Suter mit geballter Faust. Viele Anwesende verhehlten ihren Unwillen nicht und ein Bauer schrie: „Ufhänge sollte man den wüeschte Geselle!" worauf einer der Gensdarmen ihn beschwichtigte: „Du gehscht jetzt 'mol heim!"

Beim Betreten des Kerkers fanden wir Cohnheim bereits installirt; er war freudig überrascht und wir stimmten alsbald einen damals viel gesungenen Gassenhauer an, welcher die deutschen Einzelstaaten nach einander verschwinden ließ:

„Hannover, Braunschweig, Hessen,
Ihr werdet schnell gefressen!
Sachsen, Bayern, Württemberg,
Fort mit Euch, Ihr seid nur Zwerg'.
Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein
Marsch in's Mauseloch hinein!"

— — — — — — — — —

Der gutmüthige Gefängnißwärter lachte, bat aber, vorläufig die Gesangsübungen zu sistiren. Das Lokal war miserabel; in einem Winkel stand eine hölzerne Bettstelle mit einem schmutzigen Strohsack,

der für uns Drei ausreichen sollte. Er war viel zu schmal, für Cohnheim ohnehin zu kurz und beherbergte eine Masse Ungeziefer, wie ich es nur einmal noch in einem Gasthause zu Baktschi-Serai in der Krim antraf. Wir baten um Wasser, Seife und einige Lumpen, wuschen Wände, Boden und die sogenannte Bettstelle. Die verschiedenen Sorten von Thierchen waren ob der ersten Abspülung so verblüfft, daß sie ihre Quadrille und andere lustigen Bewegungen einstellten. Das Abendessen überreichte der Schließer mit folgender Ansprache: „Dies, meine Herren, ist nicht die gewöhnliche Gefängnißkost; ein junges Mädchen hat die Sachen gebracht und gesagt, daß es und einige Freundinnen täglich das Geld für eine solche Mahlzeit liefern würden". Sie bestand aus Fleisch, Gemüse, Brot, Käse, Birnen, Weintrauben, Pflaumen und Pfirsichen; auch Zigarren, Wein, Tabak und Thonpfeifen waren nicht vergessen. Alles ganz ausgezeichnet! Das Mädchen war die Tochter eines Gastwirthes; den Namen habe ich leider nie erfahren können. Sie und die übrigen Gönnerinnen sandten uns auch Zeitungen, in denen zu lesen war, daß aus Zürich ein Rudel blutdürstiger Individuen eingefallen sei; ihm hätten sich einige italienische Banditen angeschlossen — es waren unsere zwei italienischen Genossen gemeint! — die auf ihren breiten schwarzen Hüten rothe Federn trügen. Diese Bande, hieß es, „hat Säckingen überrumpelt und ist nur nach Baden gekommen, um die Bauern auszuplündern".

Das Bureau des Amtmanns Künzer lag im Erdgeschoß des Gebäudes. Der etwas gewöhnlich aussehende Herr erwartete uns mit ungekämmtem Haar am Schreibtisch. Statt den Gruß zu erwidern, theilte er hastig mit, daß wir erschossen würden. Diese Meldung veranlaßte eine sehr lebhafte Konversation, in welcher er zwar einräumen mußte, das Standrecht gälte in Schopfheim noch nicht, aber die Ansicht vertrat, es würde schnellstens verkündet. „Auf uns", warf ich ein, „kann es unmöglich Anwendung finden, weil wir vor dessen Proklamirung gefangen worden sind." Worauf er bemerkte: „Das ist wohl wahr, doch Sie müssen jedenfalls erschossen werden." Jetzt nannte ich ihn einen Spaßvogel und Cohnheim meinte, es wäre wohl am besten, diese juridische Diskussion zu lassen. „So, nun wolle Sie mich auch noch?" schrie er und wandte sich an den Schließer: „Komme Sie her und führe Sie diese Menschen wieder auf ihr Zimmer." Mit einem doppelt höflichen „Guten Morgen Herr Amtmann!" kehrten wir dem Tropf den Rücken....

Eines Morgens, es war gegen Ende des September, klang Militärmusik aus der Ferne. Es war ein Bataillon Infanterie eingerückt, um in Schopfheim zu garnisoniren. Der Kommandant und einige Offiziere besuchten uns und drückten in sehr anständiger Form ihr Erstaunen darüber aus, daß wir aus dem Norden gekommen, um uns in die inneren badischen Streitigkeiten zu mischen. Ich wagte es, einen der Herren, der sich am freundlichsten benahm, zu interpelliren, ob man uns vor ein Kriegsgericht stellen würde. Er verneinte dies und sagte, als ich ihm den Auftritt mit dem Amtmann geschildert: „Vor ein Kriegsgericht kommen Sie nicht, wohl aber wird man Sie nach dem Unterlande instradiren". Der Schließer belehrte uns, es sei dies eine Anspielung auf das berüchtigte Bruchsaler Zellengefängniß.

Keine schöne Perspektive, — aber ein Wechsel war uns immerhin erwünscht. Und bald darauf erhielten wir Ordre, zu packen und abzureisen. Vor der Thüre wartete unsrer ein mit Brettern belegter Bauernwagen. Nachdem sie vor unseren Augen die Gewehre geladen, stiegen die Gensdarmen auf, nahmen je einen von uns in die Mitte und dann gings vorwärts bis Schliengen, wo wir abstiegen und zur offenen Schmiedewerkstätte marschirten. Hier hatten wir, einer nach dem andern, den rechten Fuß auf den für die Pferdehufe bestimmten Holzblock zu setzen und ein eiserner, etwa anderthalb Zoll breiter Ring ward uns um's Fußgelenk befestigt; das rechte Handgelenk erhielt denselben Schmuck und eine Kette verband die beiden Ringe.

Gegen vier Uhr meldete der Bahnbeamte, der Zug, der uns mitnehmen sollte, sei da, und so humpelten wir zur Station. Sofort waren wir von Bauern umgeben, die hin und her riethen, welche schwarzen Verbrechen wir wohl begangen hätten. Man wies uns in dem Verschlage eines Viehwagens niedrige Sitze an. An jeder Haltestelle fanden sich Gensdarmen ein, um unsere Fesseln zu inspiziren. An einigen Orten kamen auch Herren und Damen an die Thüre unseres Hundegelasses, um Wein, Bier, Zigarren und Geld anzubieten und dankbar nahmen wir die Gaben hin; zu Achern und Ettlingen hatten die Gensdarmen die Güte, bei der Vertilgung der nur all zu reichlich offerirten Getränke mitzuwirken. Unter dem Publikum, das in Karlsruhe uns angaffte, fielen mir die vielen Bedientengesichter auf. „Es sind keine Badenser, es sind Fremde, die im Oberlande gestruwwelpetert haben!“ schallte es. Da schnellte Cohnheim auf, machte zwei Verbeugungen von sehr verschiedener Art und ehe sich die Karlsruher Pflastertreter von ihrem Erstaunen erholt hatten, drehten sich die Räder der Lokomotive . . . .

Wir fühlten uns wunderbar erleichtert, als in Bruchsal der Schmied unsere eisernen Zierrathe durchfeilte. Vor einem Wirthshaus hatten wir zu warten, bis ein preußischer Hauptmann herauskam, die Pickelhaube auf dem Kopfe, Waffenrock und Weste halbaufgeknöpft, den Degen an der Seite, die brennende Pfeife im Mund. Für mich eine sehr inkorrekte Erscheinung; eine Feldzugsfreiheit, — man zählte eben 1848! Einer der Gensdarmen mußte uns mit der Laterne in's Antlitz leuchten, damit der Offizier uns fixiren konnte. „Ihre Aussprache kennzeichnet Sie als Norddeutsche“, sagte er, nachdem wir einige Worte gewechselt, „sind Sie Preußen?“ „Zu Befehl, Herr Hauptmann“, versetzte Cohnheim und ich gleichzeitig. „Wie kommen Sie hier unter solches Gesindel?“ Darauf hatten wir nichts zu erwidern und er begab sich in die Gaststube zurück. Dieser Offizier kommandirte eine Kompagnie des 27. preußischen Infanterieregimentes, welche Bruchsal besetzt hielt. Das 27. Regiment gehörte zur Magdeburger Garnison; man hielt dies damals geheim, und die Journale berichteten gar nichts davon, daß die Preußen schon 1848 so weit nach dem Südwesten Deutschlands vorgedrungen waren!

Nachdem wir ein ordentliches Essen gekriegt, wurde aufgebrochen und bald erreichten wir ein kolossales, sechsstöckiges, aus rothen Ziegelsteinen aufgeführtes Gebäude: das Zellengefängniß. Durch einen langen unterirdischen Gang gelangten wir zu einer eisernen Treppe und stiegen diese hinauf nach einem Zimmer, wo uns der Direktor, Herr Speichler, recht artig empfing und ein kurzes Verhör vornahm. Darauf ging es wieder etliche eiserne Treppen hinan bis zum dritten Stockwerk, wo eine gemeinsame Zelle aufgeschlossen wurde. Der Schließer erklärte den Mechanismus der drei an der Mauer befestigten Bettstellen, lehrte, wann wir des Morgens aufzustehen hätten, und als er sich entfernt, sangen wir heiter: „Weg mit den Grillen und Sorgen“. Schildwachen marschirten draußen auf und ab; die uns zunächst postirte stieß den Kolben an die Thür und befahl, ruhig zu sein. Nach seinem Accent mußte er ein Märker sein, weshalb wir riefen: „Kamerad, jute Nacht, bleiben Sie hübsch jesund und schlafen Sie recht wohl“. — „Jute Nacht, meine Herren“, klang es herein. Wir krochen still in unsere Betten. . . .

Beim Frühscheine des nächsten Tages hielten wir bereits Umschau in unserer Bude. Hoch oben in der Frontmauer war ein schmales Fensterchen angebracht, in der Thüre, mehr denn fünf Fuß über der Schwelle, ein Loch von zirka drei Zoll Durchmesser, außen mit einem Blechsieb bedeckt; von Außen sah man, was wir trieben, uns aber konnte das Hinaussehen durch einen Schieber verwehrt werden. Die Kost war nicht besonders einladend, der Schließer aber erbötig, für Geld alles Gewünschte zu liefern. Da die Kälte sehr spürbar wurde, einigten wir uns, dieselbe durch Tanzen zu bekämpfen. Wir hüllten uns in die Bettdecken, Cohnheim bildete das Orchester, indem er auf einem mit Papier umwickelten

Kamme blies, E. R. gab als Zeremonienmeister die Kommandos; wir waren mitten im „en avant, un, deux, chassez croisez", als ein Soldat draußen das Blech wegschob und hereinrief: „Ruhig da drinnen!" Da die Musik nicht schwieg und wir mit ungeschwächten Kräften weiter hüpften, brummte er: „Nun, die Kerle sind über Nacht verrückt geworden, das muß ich gleich rapportiren!" lief in Eile davon und wir hörten seine schweren Tritte auf dem steinernen Boden widerhallen. Die Abwesenheit des Postens wurde benutzt, um uns über die Nachbarschaft zu informiren. Der an Körper und Gliedern geschmeidige E. R. sprang auf Cohnheim's Schultern und gab Laut zum Fenster hinaus, während ich an die Wand klopfte, nach deren Richtung hin er rief: „Wer ist hier?" Von rechts kam Antwort: „Schnepf aus dem Seekreis von Konstanz"; von links tönte es: „Karl Bauer von Sinsheim". Da nahten sich unserer Zelle Schritte. Wir tanzten wieder fort und schlossen aus dem Geräusch, daß der Schieber gezogen worden; gleich darauf war ein helles Lachen zu vernehmen und herein traten Direktor Speichler, ein preußischer Korporal und der Gefängnißarzt Hofrath Dr. Sigel, ein Onkel von Franz Sigel, Lieutenant im 4. badischen Infanterieregiment und nachmaligen Revolutionsgeneral. Speichler und die bewaffnete Macht begaben sich bald hinaus; Dr. Sigel untersuchte uns und plauderte so angenehm, daß wir ihn um die Erlaubniß zum Spazierengehen im Vorhofe zu bitten wagten. „Haben Sie Geduld, meine Herren!" Mit diesen Worten verließ er die Zelle. Nach und nach stellten wir uns auf freundlichen Fuß mit den preußischen Soldaten, und als sie erfuhren, daß Cohnheim und ich ihre Landsleute waren, wurden sie gesprächig; sie beseitigten zeitweise das Blechsieb und steckten uns Zeitungsblätter zu. Auch unsere Schließer waren so gefällig, die Briefe, in welchen wir Bekannten in Frankfurt a. M., in Heidelberg und Mannheim unsere Lage schilderten und um etwas Geld ersuchten, zu befördern; so war es möglich, daß unsere Angelegenheit sogar in der badischen Kammer erörtert wurde.

Einige Wochen waren dahin geflossen, als wir unsere Habseligkeiten packen und hinuntersteigen mußten; die Preußen waren fort, und badische Soldaten standen am Portal, um zirka vierzig politische Häftlinge nach dem Stadtgefängniß überzutransportiren. Auf dem Marsch durch die Gassen empfingen wir viele Ausdrücke der Sympathieen, namentlich von dem braven werkthätigen Hetterich; die Radikalen munterten uns auf, den Muth nicht zu verlieren. Die Soldaten ließen's geschehen, während die Offiziere sich zu ärgern schienen. Am Ziele angekommen, schob man uns zu Zweien und Dreien in Zellen und ich wurde von meinen Genossen getrennt; hier sollten wir überwintern. Als Mitgefangene nenne ich: Adalbert von Bornstedt, ehemals preußischer Offizier; er soll wahnsinnig geworden und in einer badischen Irrenanstalt gestorben sein; Studiosus Krebs von Mannheim; Lefèvre, ein Tapezierergeselle, der preußischer Feldwebel gewesen und im Frühjahr 1848 aus Paris eingetroffen war; Schulze, ein Tischlergeselle; Baumann, Handlungsgehilfe aus Lahr, der später als Kaufmann in Luzern sich etablirte; Krafft, der über sechzig Jahre alte Bürgermeister von Weinheim; Griesbach, Krämer aus derselben Stadt; Philipp Thiebaud, Mitglied des Gemeinderathes von Ettlingen; Gottschalk, Taglöhner aus Mühlheim. Die acht Letzteren waren betroffen worden, als sie, die Ankunft der gegen uns dirigirten Truppen zu verspäten, die Schienen aufgerissen hatten.

Des Sitzens müde, schmiedeten Bornstedt, Krebs, E. R. und Cohnheim einen Fluchtplan; die nöthigen Werkzeuge wurden in vollen Bierkrügen eingeschmuggelt, wobei Schließer und Soldaten gefälligst beide Augen zudrückten. Nach der Verabredung sollte E. R. im bestimmten Moment dem bärtigen Oberwärter ein uns gesandtes Pechpflaster auf das Maul klappen, Cohnheim ihm die Arme auf dem Rücken halten, Krebs den Schlüsselbund an sich reißen, Bornstedt die Zellen der „Politischen" aufschließen und der lange starke Schnepf mit mir und drei Andern in der Wachtstube sich der Gewehre bemächtigen.

Die nächtliche Stunde zum Ausbruch war festgesetzt. Als es aber dunkelte, läutete die Glocke des Hauptportals und herein schritten an die zwanzig Soldaten, welche gegen das Gebäude Front machten. Wir hatten sofort die Zimmer zu wechseln; die früher allein gewesen, erhielten Genossen, die bisherigen „Gesellschaften" wurden aufgelöst, die Einzelnen besonders verwahrt. Ein falscher Bruder hatte uns verrathen; zum Dank dafür erhielt er die Freiheit. Als er das Haus verließ, wurden ihm aus verschiedenen Fenstern saftige Abschiedsworte nachgerufen. Wie ich nachmals vernahm, hieß der Lump Seiler; ich vermuthe, daß es derselbe Philipp Seiler war, der in Straßburg als badischer Spion entlarvt worden.

Aus den eingeschmuggelten Zeitungsblättern erfuhren wir von den Kämpfen in Ungarn, von den Thaten Windischgrätz' in Wien und von dem Scheinkampf „Papa" Wrangel's gegen Rimpler und die feige Berliner Bürgerwehr. Am meisten interessirte mich aber die Meldung über meinen Retter, den Grafen Breßler. Derselbe erschien vor Gericht unter der Anklage, Arbeiter durch Geld zur Errichtung von Barrikaden veranlaßt zu haben. Die Richter sprachen das Schuldig und verurtheilten ihn zu mehreren Monaten Gefängniß. Aus Zeugenaussagen konnte man schließen, er habe im Einverständniß mit einer Hofpartei gehandelt in der Absicht, einen Zusammenstoß der im März gedemüthigten, inzwischen ruhmreich aus dem Felde heimgekehrten Garde mit der Bürgerschaft zu veranlassen. Hat Graf Breßler im Sommer die Demokraten, oder im Winter die Royalisten, oder gar die Einen wie die Anderen genasführt?*)

Man theilte uns endlich mit, daß wir im Frühjahr vor die Geschwornen gestellt würden. Radikale Mannheimer Damen

*) Als Borkheim seine Memoiren niederschrieb, hatten ihn die Londoner Nebel schon sehr verdüstert, auch das Gedächtniß war ihm nicht mehr in jedem Stücke treu. Ueber den von ihm in ein verdächtiges Licht gerückten Grafen Breßler dachte er 1848 entschieden besser, korrespondirte er doch mit ihm von Basel aus. Ein Zufall spielte mir vor wenigen Wochen zwei Briefe Breßler's in die Hand, in deren erstem, datirt vom 8. August 1848, es heißt: „Was Sie mir von Ihrer finanziellen Lage schreiben, befriedigt mich nicht. Sie wissen, ich liebe immer gerade heraus. Sagen Sie mir unverhohlen, wie viel Sie haben wollen, ich werde Ihnen dann sagen, ob ich es Ihnen geben kann und, wenn es mir zu viel, annähernd thun, was ich kann. Also offen heraus mit der Sprache. Auch ich bin viel in der Welt herumgeworfen worden; gewiß werden Sie bald lernen auf eigenen Füßen stehen..." Und am 15. desselben Monats schreibt er dem junge Freund: „...Neues giebt es nicht, als daß in Folge des Stockens aller Geschäfte und Erwerbszweige die Armuth täglich größer wird, die trotz der Wohlfeilheit der Lebensmittel doch in Verzweiflung und Anarchie ausarten muß, da die Wohlfeilheit dem, der Nichts hat, Nichts hilft, den aber, der helfen möchte, außer Stand setzt, dies zu thun. Wir gehen einer trüben, vielleicht schrecklichen Zukunft entgegen. Den 18. ist in Berlin große Versammlung aller Grundbesitzer Preußens; da soll berathen werden, was zu thun ist. Ich werde auch hin gehen, obschon ich überzeugt bin, daß leeres Stroh gedroschen wird. Ich werde Ihnen darüber ausführlich schreiben. Die Ernte ist überreich, allerwärts Getreidemassen; indessen was hilft das, wo alle Bande gesellschaftlicher Ordnung aufgelöst werden und kein schöpferischer Geist da ist, um aus dem Chaos einen neuen Organismus hervorzurufen? Die gegenwärtigen Leiter der Staaten sind die größten Revolutionäre und zwar nicht Republikaner, sondern Anarchisten. Mich wundert, daß Hecker Diejenigen, die ihn zu dem Zuge veranlaßten, anklagt und sich selbst nicht. In solchen Angelegenheiten muß man wissen, nicht glauben. Nach dem, was ich bis jetzt über Hecker vernommen habe, ist er mehr gemüthlich als geistreich, mehr ehrlich als klug, mehr der idealen als der praktischen Welt ergeben und in Folge dessen, was er erlebt, gegen sich und Andere mißtrauischer geworden als mit seinen Bestrebungen verträglich ist. Er scheint mir überdies mehr philosophirender Staats- als politischer Volkspolitiker zu sein, sonst würde er nicht so einseitig in der Republik das Heil suchen und in der Monarchie den Grund der Uebel erblicken, die er bekämpfen will. Soziale Gebrechen können nicht durch politische Staatsformen an sich und ausschließlich beseitigt, geheilt werden. Wären dieselben national-ökonomischen Fehler, welche die Mon-

schickten uns für diesen Anlaß außer einigen Baarmitteln eine besondere Tracht: dunkle Beinkleider und Weste, blaue Blouse und rothseidenes Halstuch. Die Regierung anerbot uns amtliche Vertheidiger; als solcher präsentirte sich bei mir der Advokat Friedmann aus Mannheim, der später selbst als politischer Flüchtling mit mir in England zusammentraf; ich bedeutete ihn, daß ich mich selber zu vertheidigen gedenke.

Eskortirt von Gensdarmen, wanderten wir im April 1849 nach Freiburg. Anfangs Mai wurde die Schwurgerichtssession eröffnet. Als Staatsanwalt funktionirte ein Herr Wenker. Die Geschwornen, fast lauter Schwarzwälder Bauern, trugen kurze blaue Jacken oder lange dunkle Röcke; die engen Hosen waren in die Stiefelschäfte gezwängt. Die Einen hatten das Kopfhaar kurz geschoren, den Anderen hing es ungekämmt über die Stirne herunter; die steifen Hemdkragen reichten bis zur Nase hinauf und drohten die Ohren abzusägen. Wir vermochten uns bei diesem Anblick eines Lächelns nicht zu enthalten. E. R., ein geschickter Karikaturenzeichner, fertigte binnen wenigen Minuten eine Bleistiftskizze an, welche den Herrn Staatsanwalt, den Gerichtshof und die Geschwornen äußerst humoristisch darstellte; das Konterfei zirkulirte unter den Angeklagten und ihren Vertheidigern, wurde auf Verlangen auch den Richtern hingelegt und wanderte endlich zum Tisch der Geschwornen, die mit ihren mächtigen Schwarzwälderstimmen effektvoll in den allgemeinen Lachchor einfielen, und dies Alles während der Herr Staatsanwalt in unheimlichem Grabeston unsere Verworfenheit schilderte! Weder seine Rede noch sein holperiges Benehmen machte Eindruck, und da er keine Zeugen vorgeladen, verzichteten wir auf eine weitläufige Vertheidigung. Die Geschwornen sprachen uns nach kurzer Berathung frei, worauf wir vom Publikum herzlich beglückwünscht wurden.

Auf den 13. Mai war eine große Volksversammlung nach Offenburg einberufen und ich nahm an der imposanten Manifestation Theil. Die Leitung hatte ein Komite, an dessen Spitze ein junger Jurist, Amand Goegg, stand. Soldatendeputationen verschiedener Garnisonen gaben öffentlich die Erklärung ab, das badische Militär würde diesmal für das Volk einstehen. Zu meinem Bedauern unterblieb die erwartete Proklamation der Republik; die Fraktion Goegg hatte im Komite nicht durchzudringen vermocht.

Da der Großherzog floh, ergriff eine provisorische Regierung die von ihm weggeworfenen Zügel. Den Vorsitz hatte der durch mehrere Vertheidigungen äußerst populär gewordene Advokat Brentano. Seine Erscheinung flößte wenig Vertrauen ein; er war die Figur eines „mauvais coucheur“. Er besaß wenig Muth, dachte immer zuvörderst an seine eigene Sicherheit und wünschte insgeheim, den Großherzog wieder einzusetzen und dessen Ministerpräsident zu werden.*)

archie machte, von der Republik begangen worden, hätten sie dieselben Folgen gehabt. Deshalb kann auch die republikanische Staatsform die von der Monarchie begangenen Fehler nicht gut machen, nur soziale Umgestaltungen können helfen, welche freilich von der einen Staatsform mehr und nachhaltiger unterstützt werden können als von der andern. Aus demselben Grunde werden die Konstitutionen, welche man jetzt fabrizirt, nicht den Staats-, nicht den Nationalbankerott verhüten. Ebensowenig die finanziellen Pläne des Herrn Hansemann, welcher zu deren Realisirung die Hand an die Sicherheit des Eigenthums, an die Heiligkeit der Verträge legt. Solche Manipulationen à la Schinderhannes führen unter allen Umständen zur Auflösung alles Bestehenden und Werdenden.“ Es ist nicht Raum zum vollständigen Abdruck des in einer Hinsicht merkwürdigen Briefes. Der Herr Graf verabscheut den Parlamentarismus und mag auch die Republik nicht; ganz zweifellos besaß er aber einen ungleich sicherern sozialen Instinkt als die meisten liberalen Propheten und Schriftgelehrten jener Epoche. Vorkheim scheint dieses Schreiben vergessen, vielleicht auch nur flüchtig oder gar nicht gelesen zu haben.

*) Es sei hier nur auf die Amand Goeggsche Schrift: „Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849, deren Entstehung, politischen und militärischen Verlauf“ (Zürich, Verlags-Magazin

In Freiburg amtirte als Zivilkommissar Hemmisch, ein guter Advokat, aber wässeriger Republikaner. Zu meinem nicht geringen Erstaunen wurde ich eines Tages zu ihm auf das Rathhaus beschieden. „Herr Borkheim", rief er mich an, „ich höre, daß Sie an öffentlichen Orten strenge Kritik an der provisorischen Regierung sowie an meiner Thätigkeit üben. Sie beschuldigen uns der Lässigkeit; ist es so, Herr Borkheim?" — „Jawohl, Herr Hemmisch", antwortete ich. — „Nun, Herr Borkheim, dann ist es am besten, wenn Sie Freiburg so bald als möglich verlassen". Unmittelbar zuvor war Franz Sigel, der in der Schweiz krank gelegen, durch Freiburg nach Karlsruhe gereist und hatte versprochen, mir eine Offiziersstelle bei der Artillerie zu verschaffen, falls es losginge. Ich ersuchte nun Hemmisch um freie Fahrt nach Karlsruhe; sie wurde mir gewährt und ich reiste sofort ab.

In Karlsruhe sprach man vom Herannahen preußischer, hessischer, bayrischer Truppen, welche einen Aufstand ersticken sollten, der den Fürsten um so gefährlicher erscheinen mochte, als die Rebellenarmee täglich wuchs, von französischem Zuzug die Rede und eine Vereinigung mit dem ungarischen Revolutionsheer nicht absolut undenkbar war. Der „Pariser Hof" war das Lokal der Republikaner, dort wohnte auch Johann Philipp Becker mit seinem Stab; man hatte ihn zum Organisator und Chef aller freiwilligen Korps ernannt und ihm eine äußerst schwierige Arbeit zugetheilt. Ich machte seine Bekanntschaft und dieselbe ist im Laufe der Jahre zur innigen Kameradschaft geworden. Franz Sigel zum General der Feldarmee gewählt, war gegen den Neckar vorgedrungen, die Offensive gegen die anrückenden Hessen zu ergreifen. Er faßte diese auch am 30. Mai gehörig. Da Becker meinen Plan, eine Batterie zu formiren und in's Feld zu führen, billigte, wandte ich mich den nächsten Morgen an Brentano. Mein Vorschlag hatte nicht seinen Beifall, weil es an Artillerieoffizieren keineswegs mangle; da ich mich auf Sigel berief, meinte er, ich sollte mich an den Stellvertreter des Kriegsministers, Oberst Maierhofer, wenden. Meine Bemerkung, Oberst Becker billige das Projekt, mißfiel ihm erst recht; er schnitt ein grimmiges Gesicht, blickte mich argwöhnisch an und seine Kniee begannen zu zittern. Ich hatte genug von diesem Jammermenschen und empfahl mich.

Oberst Maierhofer, ein Intimus und Schützling Brentano's, war wie dieser ein Gegner ernster Maßnahmen gegen die nahenden Heeresmassen. Die Beiden wollten durchaus in der Defensive verharren, — im Interesse ihrer Haut. Brentano ist nach Amerika gegangen und in die Reihe der Aemter-Jäger eingetreten. Maierhofer benahm sich als regelrechter Verräther. Der Herr Oberst betheiligte sich an keinem Gefechte und ging, als der Trubel vorüber war, nach Karlsruhe zurück, wo der Biedere natürlich nicht behelligt wurde.

Die provisorische Regierung war kraftlos. Da ich ihr mit meinem Ansinnen keine Ruhe ließ, gelang es mir endlich vier Sechspfünder zu erhalten — ohne Kanoniere und ohne Pferde. Es ward mir erlaubt, nach meinem Gutfinden die Bedienung aufzutreiben und man wies mir als Uebungsplatz die nahe dem Ettlinger Thor gelegene Dragonerkaserne an. Durch Plakate forderte ich Freiwillige zur Anmeldung auf: unter denen, die sich einschrieben, war auch Wilhelm Liebknecht. Zwei ehemalige badische Unteroffiziere, Gamm und Feska, ernannte ich nach einem gehörigen Examen zu Lieutenants. Ein preußischer Deserteur Namens Sarre erhielt den Feldwebelposten; besondere Mühe, als Offizier anzukommen, gab sich ein gewisser Wittenburg, der Sekretär der Berliner Universität und Freiwilliger bei der preußischen Artillerie gewesen zu sein behauptete. Da ihm jeder Ausweis fehlte, schien er mir verdächtig, worauf er den Beleidigten spielte; gleichwohl trat er bei der Batterie ein und brachte auch seinen Bruder mit; die beiden kanonirenden Brüder flößten mir

1876) verwiesen. Im Jahre 1851 zu Paris im Verlag des „Völkerbund" erschienen, wurde sie von der französischen Polizei konfiszirt; eines der wenigen geretteten Exemplare gerieth dem Verfasser erst nach einem Vierteljahrhundert wieder in die Hand, worauf er eine neue Auflage veranstaltete.

wenig Vertrauen ein; ich hielt sie für Stänker und nahm mir vor, sie scharf zu beobachten.

Binnen kurzer Frist war meine Mannschaft komplet: 32 Kanoniere, 4 Unteroffiziere, 1 Feldwebel und 2 Lieutenants. Der Sold der Leute war derselbe wie bei der großherzoglichen Artillerie; ich bezog täglich zwei Gulden — gewiß eine bescheidene Gage — und hatte zum Bedienten einen wackeren Graubündner, Christian Auhorn, der in Rom gedient hatte. Wir trugen die blaue Blouse mit Ledergurt, bei der herrschenden Hitze eine bequeme Uniform. Auch wollte ich den Leuten zeigen, daß man ohne mehrfarbiges Tuch und glänzende Zuthat tüchtig schlagen könne. Alle schafften sich, da ich ihnen die Wahl zwischen Hut und Mütze ließ, breitrandige Schlapp- oder Heckerhüte an, Bänder und Federn aber duldete ich nicht. Abschätzigen Tones nannte man uns deshalb vielfach die „Blousen-Batterie", doch kränkte uns dies nicht; wir exerzirten vom Morgen bis zum Abend und zwar nach preußischem Muster, wie ich in Glogau gelehrt worden; die Bitte, mir Bespannung und Munition zu liefern, schlug der edle Oberst Maierhofer hartnäckig ab.

Im „Pariser Hof", wo ich des Abends mein Glas Bier trank, verkehrten die badischen Radikalen und die aus der Fremde herbeigeeilten Offiziere, welche für die Revolution fechten wollten; dort trat ich auch in Beziehungen zu dem feurigen Max Dortu, der nachmals vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erschossen wurde, obwohl seine alten, ehrwürdigen Eltern den Prinzen und die Prinzessin von Preußen um das Leben des einzigen Sohnes angefleht hatten. Im Jahre 1871 besuchte ich das ihm bei Freiburg errichtete bescheidene Denkmal. Ex ossibus ultor! Endlich sah ich auch den Ungarn Stephan Türr, der von Philipp Becker das Oberst-Patent erhielt, ein Geschenk, das ihm später zu einer glänzenden Karrière verhalf.

Die Lahmheit der provisorischen Regierung und die zweideutige Haltung Brentano's wurden laut getadelt und man schritt unterm Vorsitz Gustav Struve's zur Bildung eines „Klubs des entschiedenen Fortschritts". Man setzte geringe Hoffnung auf Struve, den unpraktischen Ideologen, allein Brentano mußte bekämpft werden; ich schloß mich der Opposition an und brachte zu den ersten Versammlungen auch meine Kanoniere mit. Anwesend waren außerdem Rudolf Schramm, das Haupt des Berliner demokratischen Klubs, der später sich rückwärts entwickelnd mit einem Konsulatsposten belohnt worden ist; Martiny, ein Mitglied des preußischen Parlaments und Dr. Bernhard Oppenheim, der Redakteur der „Karlsruher Zeitung". Ich ergriff das Wort, um die Nothwendigkeit der Verstärkung der Artillerie darzuthun und erzählte, wie Brentano und Maierhofer mich aufgenommen. Man stimmte mir zu, wählte ein Komite, welches die Regierung zu erhöhter Regsamkeit aufmuntern sollte; ich selber gehörte diesem Komite an. Diese Kühnheit des Klubs erschreckte die Regierung. Brentano geberdete sich, als sei sein Leben bedroht, ließ Becker mit einem seiner Adjutanten, Struve, den alten braven Oberst Bönning und Liebknecht verhaften; Letzterer wurde als besonders gefährlich nach der Festung Rastatt geschickt und so ward mir die Gelegenheit, den Kanonier Liebknecht im Feuer zu sehen, vereitelt. Ein Mitglied der Regierung, der Finanzminister Amand Goegg, hielt offen und wacker zu uns. Bei der Uebernahme seiner Stelle hatte er mehr denn drei Millionen Gulden vorgefunden; da er nicht stahl und als ehrlicher Mann von dannen ging, schimpfte noch zwanzig Jahre später ein Beamter, den ich im Schwarzwald traf, grimmig auf ihn. Es wäre zweifelsohne am 6. Juni zu einem schweren Konflikt der Linie und der konservativen Karlsruher Bürgerwehr mit den Freikorps und der Fremdenlegion gekommen, wenn Goegg nicht energisch eingegriffen und die Freilassung Becker's, Bönning's und Struve's angeordnet hätte*).

*) In der „Geschichte der süddeutschen Mairevolution" von J. Ph. Becker ist zu lesen, wie Minister Brentano an jenem Tage sich benahm.

Zum Obergeneral taugte sicher keiner besser als Franz Sigel; sein Vorstoß am Neckar mit der Absicht, sich zum Herrn des reichen Frankfurt a. M. zu machen, kündete die ächte revolutionäre Energie an. Aber Brentano und Genossen graute vor der Offensive, Sigel war nicht ihr Mann, und so wurde der Oberbefehl dem Polen Mieroslawski übertragen. Dieser traf am 10. Juni in Karlsruhe ein. Ohne vorherige Anzeige erschien er bei mir und ließ meine Batterie exerzieren. Da er sich — auf französisch — anerkennend über die Leistungen äußerte, ersuchte ich ihn dringend, mir die nöthigen Pferde sowie Munition auszuwirken, was er zu thun versprach. Er war ein hübscher schlanker Mann von einigen dreißig Jahren mit blauen Augen und langem blondem Haar, welches nach deutscher Studentenart geschnitten war; sein ganzes Wesen nahm für ihn ein. Da inzwischen die Kunde vom Anmarsch der Preußen einging, wurde ich im Bureau des Kriegsministers Werner höflicher behandelt und der Oberst Maierhofer war mitunter so gnädig, auf eine kurze Konversation sich einzulassen. Man verabreichte mir nunmehr Pulver — doch keine Kugeln, und so konnte nichts aus dem Scheibenschießen werden. Maierhofer war ein vollendeter Lump, — ich habe ihm dies bei günstigem Anlaß unverblümt gesagt — und Werner zwar ehrlich, aber kein Soldat.

Auf eine weitere Allarmnachricht hin erhielt ich endlich am 16. Juni Munition, Wagen, Bespannung und gedientes Fuhrpersonal; damit zugleich den Befehl, am 18. mit meiner Batterie vor dem Rathhaus zu erscheinen. Werner und Amand Goegg eröffneten mir, wir hätten uns zur Knielinger Brücke zu begeben, über welche die Pfälzer einrücken würden. Wir rückten ab, links von mir ritt Werner, rechts Goegg. Musik hatten wir nicht, es war ein stiller Abzug; das aber weiß ich, daß man der Blousen-Batterie keine spöttischen Blicke nachsandte.

Bald holten wir ein Bataillon Linie ein, welches dieselbe Route hatte; es war von dem Major Mahler kommandirt, der im nordamerikanischen Bürgerkrieg gefallen ist. Sein Lieutenant Schade, ein zarter Jüngling, war Kellner gewesen und erwies sich als ein anständiger, pflichttreuer Mensch. Nach der Uebergabe von Rastatt wurde er zum Tode verurtheilt und vergoß, wie von Corvin in seinen Erinnerungen berichtet, in der Nacht vor der Exekution heiße Thränen. Ich vergebe ihm diese Schwäche; mit einundzwanzig Jahren freut sich Niemand auf's Sterben!

Die Pfälzer Rebellen trafen ein. Ihr General, der Pole Sznayde, ein altes, verwittertes Männchen mit gewaltig vorragendem Bauche, saß komisch im Sattel; sein rothes Gesicht war aufgedunsen und verrieth keine Intelligenz. Wie er zur Generalswürde kam, ist um so räthselhafter, als es an tüchtigen Offizieren durchaus nicht gebrach. Volle zwei Stunden dauerte es, bis die Brücke passirt war; an die Besetzung derselben dachten die Pfälzer nicht, so daß Mahler und ich die nöthigsten Sicherheitsvorkehrungen treffen mußten. Wir sorgten namentlich für genügende Nachtpatrouillen und ritten im Dunkel auf Rekognoszirung. Unsere Nachtruhe wurde nicht gestört; erst am Morgen erfuhren wir, was Bedauerliches geschehen. Bald nach Mitternacht waren Nachzügler eingetroffen und im Glauben, daß preußische Husaren ihnen auf der Ferse seien, schrieen sie den Unsern zu: „Die Kosaken, die Barbaren kommen, rettet uns!" Trotz der von Mahler und mir ertheilten strengen Ordre bestiegen mein Feldwebel Sarre, Unteroffizier Rau und vier Soldaten der Linie ein Boot, um die nach Hilfe Rufenden herüberzuholen; der Rhein ging gerade sehr hoch, das Boot wurde gegen die Brückenpfeiler getrieben, schlug um und alle Insassen ertranken. Zum Feldwebel ernannte ich darauf den erwähnten Wittenburg, — sollte dies aber bereuen. Wir marschirten gemäß erhaltener Weisung über Karlsruhe nach Blankenloch, wo ich im Walde das ganze Korps Sznayde's bequem gelagert, zechend und singend fand. Hier trat ich in Verbindung mit Oberst Fritz Anneke, der preußischer Artillerielieutenant in Köln gewesen war und sich durch seinen Radikalismus kompromittirt hatte. Als Rebellen-

oberst war er stets von seiner Frau begleitet.

Am folgenden Morgen passirten auch die Preußen den Rhein unterm Schutz der Festung Germersheim und ihre Kavallerie hatte bei Wiesenthal ein Rencontre mit unserer Infanterie, in welchem jene nicht übel verhauen wurden. Prinz Friedrich Karl hatte sich den Husaren angeschlossen, wurde schwer verwundet und beinahe gefangen. Am 21. Juni fuhren viele Bauernwagen am Blankenlocher Walde vorüber; sie waren mit Verwundeten beladen, die meist dem Willich'schen Freikorps angehört hatten. Desselben Tages schlug man sich bei Waghäusel, und dort war das wichtigste, heißeste Treffen der ganzen Kampagne; wir hörten den Kanonendonner, und damals wie später habe ich nicht zu begreifen vermocht, warum Sznayde's Korps, zirka 10 000 Mann stark, nicht in der Richtung, aus welcher der Geschützdonner kam, abmarschirte; übrigens waren die preußischen Truppen nahe daran in den Rhein geworfen zu werden, hätte nicht der Kommandant unserer Dragoner, Oberst Beckert, im kritischen Moment schamlosen Verrath geübt.

Kein Geschütz wurde bei Waghäusel von den Preußen erobert, sie machten auch keine Gefangenen; nur der Niedertracht Beckert's und der Faulheit Sznayde's, der wenige Meilen vom Schlachtfeld unthätig verharrte, verdankten sie den schließlichen Erfolg. Trotz der Panik, der die Rebellen ergriff, als die Dragoner, sich plötzlich umwendend, ihre eigenen Kameraden überritten, führten Mieroslawski und Sigel das ganze Heer von der Wahlstatt weg, ohne daß die Preußen dasselbe zu verfolgen wagten. Von dem Heldenmuthe, den sie später in Böhmen und in Frankreich bewiesen, bei Waghäusel keine Spur! Nicht die Preußen, die Rebellen griffen mit dem Bajonette an.

Wir marschirten nach dem mir bekannten Bruchsal; die Einwohner eilten uns zur Begrüßung in hellen Haufen entgegen. Als ich, ermattet, ein Glas Wein trank, legte sich eine Hand auf meine Schulter. Ich wandte mich und hatte den Verwalter des Bruchsaler Gefängnisses, Herrn Speichler, vor mir, der mich herzlich zu sich einlud und Arm in Arm begaben wir uns nach seiner Privatwohnung. Er war diskret und klug genug, keine Frage über die kriegerische Situation an mich zu richten; übrigens wußte ich selbst darüber kaum das Dürftigste. Während des fröhlichen Plauderns wurde ihm mitgetheilt, daß einer seiner Söhne, die bei der Bruchsaler Bürgerwehr gestanden, bei Waghäusel gefallen, der andere verwundet sei. Mutter und Töchter begannen zu schluchzen und ich entfernte mich. Herr Speichler gab mir das Geleit bis zu einem Gasthof, wo mir der schriftliche Befehl zuging, mich mit meiner Batterie der von Annecke geführten Avantgarde Sznayde's anzuschließen. Den rechten Flügel kommandirte Willich, den linken von Biedenfeld. Wir erreichten Ubstadt gegen elf Uhr; Annecke beschloß, mit seiner Infanterie gegen Stettfeld zu avanciren, ich sollte südlich von Ubstadt stehen bleiben. Offenbar waren uns die Preußen nicht mehr fern und ich gestehe, daß mir in den ersten Minuten etwas bange war. Auf einem mit meinem Lieutenant Gnam unternommenen Rekognoszirungsritt kam ich bis gegen Langenbrücken. Die Bivouakfeuer und uns begegnende Bauern bestätigten die Vermuthung, daß der Feind in dichten Massen uns umgab und ein Angriff nicht lange auf sich warten lassen werde.

Ich schlief in jener Nacht unter freiem Himmel. Des Morgens zwischen vier und fünf Uhr fühlte ich, daß Jemand mich schüttelte und mir in's Ohr flüsterte: „Herr Hauptmann, wachen Sie auf und schauen Sie gradaus!" Es war mein braver Schweizer Christian Anhorn, der mich weckte. Ich sprang auf und blickte nach Westen; dicht vor uns breitete sich eine große Wiese aus, auf welcher mehrere Schwadronen preußischer Ulanen herumritten, einer hinter dem andern, wie in einer Reitschule; die schwarzweißen Fähnchen flatterten in der Morgenluft. Die Vordersten waren kaum vierhundert Schritte vor der Batterie. Von dem Plane Sznayde's kannte ich ebensowenig wie von den besonderen Intentionen

Annecke's. Die Beschaffenheit des Terrains ließ eine „Kanonade" nicht räthlich erscheinen. Zu einer solchen nicht ermächtigt, behielt ich die Ulanen, die wegen der Weidenbüsche meine Geschütze nicht sehen konnten, scharf im Auge. Am Südende der Wiese, in einer Distanz von zirka vierhundert Fuß, also fast dicht bei den Ulanen, war ein Gehölz, durch welches Infanterie marschirte. Ich entsandte einige meiner Leute auf Kundschaft; bald kamen sie zu melden, es seien Unsrige, unter Oberst von Biedenfeld, dem Kommandanten des linken Flügels der Avantgarde; er hatte sein Quartier bei Forch. Seine Infanteristen, die preußischen Ulanen und meine Batterie, — wir alle verhielten uns passiv; kein Theil wagte mit dem andern anzubinden. Gegen fünf Uhr hörten wir Gewehrfeuer in der Richtung von Stettfeld. Ich ritt mit Gnam nach dem nördlichen Zugang von Ubstadt, wo wir die Tirailleure beider Lager mit einem regelmäßigen, aber leidenschaftslosen Kugelwechsel beschäftigt sahen; wir kehrten zurück und nahmen ein Frühstück ein, bei dessen Zubereitung die Ubstädter Bauernweiber und Mädchen uns halfen; da, gegen sieben Uhr, erdröhnte der erste Kanonenschuß zu uns herüber. Die Ulanen, wie von Biedenfeld's Soldaten verhielten sich ruhig. Biedenfeld, dessen Brust zahlreiche Orden bedeckten und der schon unter Napoleon gedient, schritt mir gegenüber an der Lisière auf und nieder, angestrengt überall hin spähend. Gern hätte ich mich zu ihm hinbegeben, um seinen Rath einzuholen; leider patrouillirten aber die Ulanen gar zu fleißig. Den Alten haben die Preußen zu Rastatt erschossen!

Es mochte zehn Uhr sein, als ein junger Reiter heransprengte und von Annecke den Befehl überbrachte, unverzüglich meine Batterie nach dem nördlichen Ende des Dorfes zu verlegen. Da mir der Wechsel der Stellung wichtig erschien, frug ich den Jüngling nach seinem Namen: „Karl Schurz, Adjutant des Obersten Annecke" lautete die Antwort. Ob er jemals bei der Artillerie gedient, forschte ich, und er wollte als Einjährig-Freiwilliger bei der Artillerie gedient haben; später hat er mir gestanden, daß er damals flunkerte. Während wir durch's Dorf zogen, flogen uns preußische Kanonenkugeln entgegen und mir ward klar, daß die Preußen das nördliche Ende der Straße unter Feuer hielten, um das Debouchiren unserer Artillerie zu verhindern. Vor der südlichen Lisière eines zwischen Stettfeld und Langenbrücken liegenden Wäldchens war eine preußische Batterie postirt. Ich ließ meine Geschütze vorfahren, abprotzen und eins nach dem andern vor's Dorf schleppen, bei dessen Eingang ich sie mit möglichst schmaler Front plazirte. Und nun begann das Duell zwischen den zirka 1200 Fuß von einander liegenden Batterien. Nachdem die meine einmal durchgefeuert, wechselte die preußische ihre Stellung; ihre Zwölfpfünder thaten aber selbstredend mehr Wirkung als meine Sechspfünder. Die Kugeln schlugen in die Häuser hinter uns ein; Ziegel, Mauersteine und Balkenstücke sausten auf die Munitionswagen nieder, doch erlitten weder Mannschaft noch Thiere Schaden. Ich sandte einen mündlichen Rapport an Annecke und nachdem wir zwei Stunden den preußischen Zwölfpfündern Stand gehalten, kam ein Sergeant mit der Anzeige, daß er mit zwei Berghaubitzen mir zugetheilt worden. Von wem, sagte er nicht; zu meiner Ueberraschung ritt er ungesäumt von dannen. Ein einheitliches Kommando bestand nicht bei der Avantgarde, auch schienen die einzelnen Abtheilungen einander nicht zu helfen. Willich, der bei Unteröwisheim stand, rückte nicht zur Unterstützung Annecke's heran und Sznayde verharrte mit dem Gros in Bruchsal, soff sich einen Rausch an und vergaß seine Zwölfpfünder vorzuschicken. Ich stellte die beiden Haubitzen auf dem rechten Flügel der Batterie auf und fragte Wittenburg, ob er damit umzugehen verstehe, worauf er entgegnete, das wolle er meinen. Da ich einige Granaten unter die preußische Infanterie zu werfen gedachte, welche als Soutien der unseren rechten Flügel bedrängenden Tirailleure stand, erhielt Wittenburg bestimmte Ordre, führte diese aber, wie ich gewahrte, so miserabel ungeschickt aus, daß ich vom Pferde stieg und das Haubitzenrohr

untersuchte. Die Granate war falsch eingesetzt und im Aerger ob dieser Plumpheit fuhr ich den Kerl so an, daß er vor Wuth grün und gelb wurde und seine Augen funkelten. Ich hielt es für zweckmäßig, die Hand an meine aus dem Halfter hervorguckende Pistole zu legen und nahm mir vor, ihn doppelt sorgfältig überwachen zu lassen.

Die Haubitze wurde zur Dorfschmiede getragen und dort die Kugel herausgezogen. Das Feuer der Preußen nahm an Heftigkeit zu, sie schossen auch korrekter; auf beiden Seiten der Straße stürzten die Häuser zusammen. Gleichzeitig fingen die Ulanen an, die während des ganzen langen Morgens unschuldigen Reiterstückchen obgelegen hatten, in einer Weise zu deployiren und zu schwenken, daß ich eine rasche Attake fürchtete. Ich äußerte meine Befürchtung zu den Offizieren der Freischärler, die bei uns standen, worauf einer derselben, ein Rheinpreuße, zu den Ulanen hinweisend, mich tröstete: „Halte Se uns die preußische Kanone vum Leibe; die Kerlche do mit ihre Zahnstocher werre mir besorche". In der That eröffneten die Freischärler ein kräftiges Feuer auf die Ulanen; mancher Lanzenreiter fiel aus dem Sattel. Einige junge Freischärler waren nett, ja fein gekleidet, trugen Handschuhe und schienen von bewaffneten Dienern begleitet zu sein; auf meine Erkundigung nach ihrer Herkunft wurde mir erklärt: das sind Heidelberger Studenten, meistens katholische Süddeutsche, darunter manche Adelige, die hergekommen sind, um sich ein wenig ein- und ihre protestantischen Landsleute aus dem Norden ein wenig anzuschießen.

Vier Stunden schon war ich ohne Befehl; auf meine Verantwortung zog ich mit der Batterie ab, war aber kaum zweihundert Schritte über Ubstadt hinaus, als Oberst Techow, Sznayde's Generalstabschef, mich einholte, damit ich wieder in die Position zurückkehre; es rücke ein Bataillon vor, Annecke's rechten Flügel zu verstärken und ein Vorgehen der Artillerie werde die Leute ermuthigen. „Herr Oberst", versetzte ich, „ich glaube nicht, daß ich mit meinen Sechspfündern das Gewünschte zu leisten vermag; doch gleichviel, ich kehre zurück und es wird mir zur Genugthuung gereichen, wenn Sie sich mir anschließen, damit Sie sehen, ob meine Ihnen gegebene Würdigung der Gefechtsverhältnisse eine exakte ist." — „Sehr gerne", versetzte er. „Batterie! Spitze, links schwenkt, marsch!" ertönte mein Kommando und behende schlängelte sich die lange Kette der Geschütze und Munitionswagen zum vorigen Platz hin. Das Feuer gegen den Feind, der uns mit Geschossen überschüttete, war bald wieder im Gange. Techow, bei dem die Kugeln links und rechts einschlugen, bewahrte eine bewunderungswürdige Ruhe; seine Haltung flößte Vertrauen ein. Meine Berghaubitzen nutzten nichts, da ihr Kaliber zu gering war. Als ich Techow endlich um seine Ansicht fragte, versetzte er: „Ich halte nicht dafür, daß Sie hier viel ausrichten, Sie werden wohl thun abzuziehen"; er wußte auch, daß das Gros des Sznayde'schen Korps mit schwererem Geschütz im Anmarsche war.

Fünf Minuten südlich von Ubstadt sah ich eine Staubwolke aufwirbeln; aus derselben sprengte ein Reiter auf mich zu, Sznayde selber, der, die Pistole auf mich richtend, schrie: „Herr, warum kommen Sie zurück? Der Feind steht in der entgegengesetzten Richtung". — „Ja wohl, Herr General", antwortete ich, „das weiß ich, ich stand auf der andern Seite des Dorfes vier Stunden in seinem Feuer; über mein Verhalten wollen Sie die Obersten Annecke und Techow befragen". Nun zeigte er mit der Pistole auf eine preußische Batterie und befahl: „Lassen Sie sofort abprotzen und feuern Sie dorthin!" Schnell stellte ich meine Kanonen auf und richtete sie selber mit meinem Lieutenant Gnam. Einen drolligen Auftritt verursachte der baumhohe Kanonier Klein. Er hat das Geschütz ausgewischt, die Bürste abgeklopft und war nicht weit zurückgesprungen, als auch schon der Schuß krachte. Klein purzelte um, drehte sich und bat mich händeringend: „Herr Hauptmann, höre Sie auf, oder ich werde taub und verrückt, mei Kopf, mei Kopf!" Ich schalt ihn lachend und reichte ihm die

Feldflasche hin, aus der er einen guten Zug that; aber er war konfus und ein lustiger Schuster übernahm seine Funktion. Diese Szene, während welcher die ricochettirenden preußischen Kugeln längs der Chaussée wie auf einer Kegelbahn hinhüpften, doch ohne Schaden zu stiften, ergötzte auch Sznayde. Er mochte übrigens finden, meine Batterie bedürfe der Ablösung; ein Adjutant hieß mich abmarschiren, jedenfalls aber nördlich von Bruchsal zu bleiben. Zu beiden Seiten der Landstraße kamen fliehende Freischärler nach; es war unmöglich sie zu sammeln. Sonst ging der Rückzug der Rebellen geordnet, in langsamem Tempo, vor sich; die Ulanen wagten keinen Angriff. Leider bestand unsere Kavallerie nur aus einigen bayerischen Chevauxlegers, die als Ordonnanzen benutzt wurden.

Gegen ein Uhr stieß ich auf Sznayde's Artillerie, einige badische Zwölfpfünder unter Hauptmann Iselin und mehrere rheinbayerische Sechspfünder, welche Oberst von Fach kommandirte. Die Herren wollten wissen, welche Arbeit wir verrichtet und ich ersuchte sie scherzend, rasch und unverzagt vorzurücken, die Preußen schössen genau wie wir, mit Pulver und Kugeln; es sei kein überirdischer Feuerwerker unter ihnen, denn sie hätten mir weder einen Mann noch ein Roß getödtet und ihre Kunst nur an einigen Bauernhäusern erprobt. Es dauerte nicht lange, und man hörte in der Front nach Ubstadt zu Geschütz- und Gewehrfeuer. Die Gefechtslinie dehnte sich eine halbe Stunde weit aus; Iselin's Zwölfpfünder brachten die preußische Artillerie zum Schweigen und die Ulanen, die jetzt Miene machten anzugreifen, wurden von Freischärlern sowie von unseren Kartätschen scharf hergenommen. Dutzende herrenloser Pferde wurden von uns eingefangen; mein Diener Auhorn fing einen prächtigen Braunen ein, der am Bauch durch eine Kartätschenkugel blessirt war. Auhorn verstand sich etwas auf die Thierheilkunde und nach einigen Wochen war die Wunde geheilt.

Das Resultat des achtstündigen Gefechtes bei Ubstadt war, daß die Preußen sich hinter das Dorf zurückziehen mußten. Hätte Willich um neun Uhr eingegriffen und wäre Sznayde um zehn Uhr statt erst Mittags mit dem Gros eingetroffen, so wäre der Ausgang hübscher für uns gewesen*). Das Zögern Sznayde's wurde als Verrath ausgelegt und in Weingarten mißhandelten ihn deshalb die Freischärler. Das Gefecht war minder bedeutend als das von Waghäusel, aber die Preußen wurden immerhin verhindert, der unter Mieroslawski und Sigel auf der Bergstraße nach Rastatt ziehenden Hauptarmee in die Flanke zu fallen.

Das Gros Sznayde's lagerte vor Bruchsal; meine Batterie war in jener Nacht am weitesten gegen den Feind vorgeschoben; ich selber schlief auf der Landstraße ganz ausgezeichnet. Da ich auch am nächsten Mittag noch ohne Ordre war, und weder Sznayde noch Techow oder Annecke zu sehen bekam, marschirte ich nach Karls-

---

*) Warum Willich nicht bei Ubstadt eingriff, erklärt F. Engels in der „Reichsverfassungs-Kampagne" (Revue: Neue Rhein. Zeitung, Hamburg 1850, 3. Heft). Danach hatte Willich, der ins Gebirg zur Deckung der rechten Flanke entsandt war, den von Techow unterzeichneten Befehl erhalten, über Odenheim auf Waldangelloch zu marschiren und dort zu übernachten. Auf der Höhe hinter Odenheim hörte Willich den Kanonendonner von Ubstadt. „Wir hielten Rath, ob unser Marsch fortgesetzt oder die Richtung des Feuers eingeschlagen werden sollte. Da unser Befehl positiv war und das Feuer sich in der Richtung von Mingolsheim zu ziehen schien, was ein Vorrücken der Unsern bedeutete, entschlossen wir uns für den gefährlicheren Marsch, den auf Waldangelloch. Wurden die Pfälzer bei Ubstadt geschlagen, so waren wir dort oben im Gebirg so gut wie abgeschnitten und in einer ziemlich kritischen Position. — Die Kanonade (bei Ubstadt) dauerte keine Stunde, und wir hätten 2 bis $2^1/_2$ Stunden gebraucht, um auf dem Kampfplatz erscheinen zu können, d. h. $1^1/_2$ Stunden nachdem er aufgegeben war." (S. 59, 60.) Hiernach scheint der von Willich gehörte Kanonendonner derjenige der Iselin'schen Zwölfpfünder gewesen zu sein, der von Stettfeld her das Thal hinauf drang, während den in Seitenthälern von Unteröwisheim bis Odenheim Marschirenden der Schall der Borkheim'schen Geschütze in den Vormittagsstunden nicht hörbar gewesen zu sein scheint.

ruhe. Nachdem die Batterie dort gerastet, schickte ich sie unter Gnam voraus nach Rastatt und suchte in Karlsruhe den Kriegsminister auf, um den rückständigen Sold für meine Leute zu erheben; jener Würdenträger war indessen nirgends zu entdecken. Ich verließ die Stadt, als die Preußen bereits vor dem Durlacher Thore angekommen waren. Das Ettlinger Thor, welches ich mit meinem Burschen zu passiren hatte, war von der Karlsruher Bürgerwehr besetzt; die Kerle hätten uns mit Vergnügen gepackt, allein noch waren sie zwischen zwei Feuern, man konnte nicht voraussagen, wie das Blatt sich wenden würde und so ließen sie mich abziehen. Ich erreichte meine Batterie in Ettlingen und in später Nacht hielten wir in Rastatt unsern Einzug.

Mieroslawski und Sigel hielten eine Revue über die noch kampffähigen Truppen ab; an dem Vorbeimarsch mochten sich mindestens 12000 Mann betheiligen. Man entschied sich für die Vertheidigung der Murglinie und traf die nöthigen Dispositionen; meine Batterie sollte in Rastatt bleiben, als Ausfallsbatterie. Oberst von Fach und Major Heilig unternahmen eine Inspektion der Festungswerke; ich machte den Ritt mit. Welche Auffassung die Beiden von der Widerstandsfähigkeit erhielten, weiß ich nicht; ich selbst war davon nicht erbaut. Süd- und Westseite waren ziemlich stark, die nördliche und östliche dagegen ziemlich schwach. Die Festung schien mir nicht bedeutender als Glogau zu sein und letztere bedeutete nicht viel. Als ich eines Abends mit Gnam von einem Spazierritt zurückkehrte, bemerkte ich einen Haufen Freischärler und Artilleristen, die zwei an die Bäume gestellte Menschen umringten. Wir erfuhren, es seien aus den Kasematten geschleppte Spione, die jetzt erschossen würden. Ein breitschultriger dicker Herr mahnte die Wüthenden von ihrem Unterfangen ab; es war der Advokat Scheller, der General-Auditeur des Rebellenheeres. Er erzielte nichts, als daß schließlich gerufen wurde: „Stellt den Dickwanst an den dritten Baum!“ Ich veranlaßte Scheller sich wegzubegeben; meine eigenen Versuche, die Unglücklichen zu retten, waren aber gleichfalls fruchtlos. Der Eine der Beiden war klein und dünn, mit jüdischem Typus; er zitterte am ganzen Leibe. Es soll ein Schulmeister Weil aus Straßburg gewesen sein. Der Andere, wohl ein angehender Fünfziger, stand in militärischer Haltung hoch aufgerichtet, kalt und gefaßt vor seinen Mördern. Er wurde für einen Preußen gehalten, und ohne mein eigenes Leben auf's Spiel zu setzen, durfte ich, weil ebenfalls Preuße, mich nicht für ihn verwenden. Traurig verließ ich die Stätte und hörte noch das Krachen der Gewehre.

Mir war klar, daß Rastatt sehr bald fallen würde; nahm man mich gefangen, so wurde ich erschossen. Im freien Felde zu schlagen, war eine Lust, mich von epaulettirten Krautjunkern zum Tode verurtheilen zu lassen, — das erstrebte mein Ehrgeiz nicht. Die Festungsluft drückte auf die Brust, ich sehnte mich hinaus, bat um Verwendung bei einem Ausmarsch, doch umsonst. Da hörten wir eines Tages von Nordosten her den Donner einer Kanonade. Sofort eilte ich zu General Sigel, bekannte ihm unumwunden, daß ich lieber draußen fechten möchte, statt in Rastatt abgefangen zu werden, denn ich betrachte die Festung als eine Mäusefalle. „Kommen Sie im Laufe des Abends wieder“, sagte er, „es werden sicherlich Batterien abgelöst und frische hinausgeschickt, und da will ich Ihnen gern willfahren.“ Nach einigen Stunden ließ er mich durch einen Adjutanten holen. „Sie gehen morgen“, sprach er, „mit Ihrer Batterie an die Kuppenheimer Brücke, wo Sie sich beim Oberst Oborski melden werden.“ Er goß ein Glas Wein ein, stieß mit mir an und drückte mir die Hand, worauf ich unverweilt meine Offiziere aufsuchte. Während der Nacht wurde Bericht erstattet, Feldwebel Wittenburg habe meine Kanoniere aufgewiegelt und eine Verschwörung angezettelt, um den Abmarsch zu vereiteln, doch seien die Fahrkanoniere nicht betheiligt. Wirklich war es nicht ganz leicht, die Disziplin wieder herzustellen; es bedurfte furchtlosen Dreinwetterns, um mir Gehorsam zu verschaffen.

Den 29. Juni, am Tage Peter und Paul, zogen wir ab. Mir fiel, als ich „Batterie, vorwärts marsch!“ kommandirt, ein Stein vom Herzen. Cohnheim sprang mit einer vollen Champagnerflasche herbei und schenkte mir zum Abschied ein — denn das Geschäft verstanden wir ebenso solid wie die Prudel- und Sprudelwitze. Wir marschirten über Niederbühl und langten gegen zwölf Uhr in Kuppenheim an. Oberst Oborski, ein flotter Graukopf und geborner Soldat, erklärte die feindlichen Positionen und wies mir die Armirung des Brückenkopfes zu. Dieser bestand aus einem kleinen flachen Kreissegment, mit vier Schießscharten, die so zugeschnitten waren, daß man nach rechts und links das Terrain weithin bestreichen konnte. Meine Geschütze waren bald an ihrem Platze und gleich begann die Unterhaltung mit einer zirka 1200 Schritte entfernten, nahe bei Bischweier postirten feindlichen Batterie, deren Grüße uns nichts Leides zufügten; sie dagegen war zu einem mehrmaligen Wechsel der Stellung gezwungen. Zwischen dem Brückenkopf und Muggensturm stand ein Bataillon unserer Linieninfanterie unter Major Köhler, dessen Tirailleure tüchtig auf die preußischen lospfefferten. Wie hätte ich denken können, daß die preußische Batterie ein Offizier kommandirte, der auf dem Joachimsthaler Gymnasium mein lieber Schulkamerad gewesen!

Gegen vier Uhr bekam ich Ordre, den Brückenkopf zu verlassen und zur Unterstützung Köhler's querfeldein vorzubringen. Gnam übernahm den Befehl beim Brückenkopf, ich avancirte im Trab und feuerte von zweihundert zu zweihundert Schritten. Auf der Höhe der äußersten Tirailleurkette angekommen, warf ich einige Kartätschen hinüber, die aber, wie ich beobachtet, kein Unheil anrichteten. Ich wurde nach meiner ersten Stellung zurück beordert. Oborski machte mit den Dragonern, kaum hundert Mann, eine Demonstration, die ich nicht verstand und die ihm einige Verluste eintrug.

Die Gefechte an der Murglinie dauerten den ganzen Nachmittag. Nicht nur vermochten die Preußen nicht unsere Linie zu durchbrechen, sie mußten sich auch etliche Male eiligst rückwärts konzentriren; wie bei Ubstadt, gebrach es auch bei Kuppenheim den Rebellen nur an einer schneidigen Oberleitung. Mieroslawski und Sigel gingen nicht einig im Plane. Von einem allgemeinen Vorrücken nach Muggensturm, wie es Mieroslawski gewollt haben soll, war nichts zu spüren, es kam nur zu einigen krampfhaften Vorstößen. Abends sieben Uhr stellte meine Batterie die Arbeit ein; anderthalb Stunden später gewahrten wir in östlicher Richtung ein Feuer auflodern — ein Zeichen vom Herannahen der Reichsarmee unter von Peucker, deren Artillerie einige Häuser des von uns ungenügend besetzten Gernsbach in Brand gesteckt hatte. Die Häupter der Revolution versäumten Württemberg in die Bewegung hineinzuziehen und das rächte sich nun, indem Peucker Durchlaß bekam. Die Truppen Bleuker's gaben Gernsbach preis und wichen auf diejenigen Mercy's zurück und diese beiden den rechten Flügel unserer Aufstellung bildenden Korps rannten in voller Flucht gegen das Zentrum, dem meine Batterie angehörte. Gnam, Fesca und ich strengten uns an, die Fliehenden aufzuhalten. „Was lauft Ihr denn, es ist ja kein Feind hinter Euch?“ rief ich ihnen zu. „De Prüße hen uns umgange, sie sen schon in de Berge, wir werden alle gefange!“ schrieen sie und liefen weiter. Die Lage gestaltete sich allmälig kritisch. Ich harrte bis nach zehn Uhr bei der Brücke aus und marschirte alsdann gemäß der Weisung Oborski's landaufwärts. Als der Morgen graute, waren wir in Oos, um Mittag in Achern. Während des Marsches hörten wir Gefechtslärm hinter uns, und ich ließ mir nachher sagen, daß es zwischen Rebellen und den von den Bergen herabsteigenden royalistischen Truppen zum Kampf gekommen war, in welchem die Karlsruher Freischärler unter Obermüller, einem Künstler, eine mecklenburgische Zehnpfünder-Haubitze eroberten. Am 30. wurde den ganzen Tag bei Kuppenheim mit den Preußen gestritten und zwar unter Johann Philipp Becker, der uns den Rückzug deckte. Becker hat am Neckar, besonders in Heidelberg, dann bei Durlach und

bei Kuppenheim bewiesen, daß er einer der vorzüglichsten, vielleicht der beste Rebellenoberst war. Die anderen Chefs waren fast alle Professionsmilitäre; Becker, den Otto von Corvin-Wiersbitzki in seinen Erinnerungen*) hochnäsig erwähnt, hatte von Natur aus das Talent eines Truppenführers und war darin vielen adeligen Generälen und Prinzen, mit denen wir zu thun hatten, überlegen.

Beim Marsch durch Achern wurde mir aus den Reihen der Willich'schen Schaar plötzlich mein Studenten-Spitzname „Bierlieb!" zugerufen, und gleich stand auch ein Freischärler vor mir, ein ehemaliger Mitfuchs der Greifswalder Westphalen, von J. . ., ein Jenenser. Ich habe ihn nie wieder gesehen, ebensowenig als den Thaler, den er mir brüderlich abnahm.

Zu Offenburg wurden am 1. Juli die Trümmer unseres Heeres von neuem geordnet und vertheilt. Zu meinem Erstaunen ward der Entsatz von Rastatt gar nicht erwogen. Becker erhielt eine Division von zirka 3000 Mann; dabei waren die Reste des rheinhessischen Freikorps, unter Befehl von Advokat Schily aus Trier, welcher wie Ludwig Simon preußischer Landwehroffizier gewesen. Zu meiner Freude durfte ich mich anschließen. Nun ging es durch den Schwarzwald, über Gengenbach, Haslach, Hornberg, Triberg, Furtwangen und St. Georgen. Oefters geriethen wir ziemlich nahe mit feindlichen Kavallerievedetten, namentlich Ulanen, zusammen; sei es nun, daß sie Gebirgs- und Waldgefechte vermieden, sei es, daß sie nicht sonderliche Neigung zum Schlagen hatten, genug, es kam zu keinem Rencontre. In Hornberg ließ Becker die Infanterie das Quarré formiren mit meiner Batterie in der Mitte und drückte in einer Ansprache die Erwartung aus, wir werden uns bis zu Ende tüchtig halten und die Hiebe nicht sparen, falls der Feind uns fassen sollte. „Hurrah Becker!" rief die Schaar; dann löste sie sich auf und nahm Quartier. Spät, nachdem ich meine Geschütze gehörig plazirt, schlief ich ein, um frühe mit der unangenehmen Kunde aufgeweckt zu werden, Feldwebel Wittenburg habe eine Positionsänderung vorgenommen und regalire auf der Straße die Kanoniere mit Kaffee. Es war so; das Geld hatte er der ihm unterstellten Batteriekasse entnommen. Mit dem Kriege war's aus, es handelte sich nur noch um den Eintritt in die Schweiz; eine Bestrafung des Burschen war somit zwecklos und ich erwähnte des Vorfalls im Rapporte nicht.

Die Julisonne brannte auf unsere Köpfe nieder und der Marsch war beschwerlich auf dem in zahlreichen Windungen um die Hügel sich schlängelnden Wege. Vielorts mußten, weil die Pferde ermattet waren, Ochsen vor die Kanonen gespannt werden und die Kanoniere hatten, wo's steil aufwärts ging, oder an Abgründen vorbei, mit Stangen nachzuhelfen. Wasser war nicht im Ueberfluß vorhanden, unser Durst jedoch gewaltig. Unfern vom höchsten Punkte des Schwarzwaldes lag das „Rothe Haus", eine dem Großherzog gehörende Bierbrauerei. Hatten wir, wie auch lügnerische Zeitungen darüber faselten,

*) O. von Corvin's meist im amüsanten Plauderstil gehaltenen „Erinnerungen" erschienen 1861 und erlebten 1888 die dritte Auflage. Offizier im badisch-pfälzischen Revolutionsheer, wurde er nach der Kapitulation von Rastatt „zum Tod durch Erschießen und in die Kosten" verurtheilt, dann zu zehnjähriger Zuchthausstrafe „begnadigt" und nach einer leidensvollen sechsjährigen Haft im Bruchsaler Zellengefängniß freigelassen. Wegen seiner intimen Beziehungen zu dem als Verräther betrachteten Berliner Literaten Held war er, Vielen verdächtig, in Baden sehr mißtrauisch empfangen worden. Gerechtfertigt erscheint freilich dieses Mißtrauen nicht, es war an Corvin entschieden nichts Unehrliches. Durch seine die innere Gutmüthigkeit verdeckende Lieutenantsmanier, wie durch die Neigung, sich als hochadeliger Gönner der Revolution aufzuspielen, verdarb es Corvin mit den prinzipiellen Demokraten vom Schlage Becker's; zwischen diesem und Corvin bestand, nach des Letzteren Ausdruck zu gebrauchen, die Kühle eines Eiszapfens. Daß nicht er, sondern Sigel das Oberkommando erhielt, verletzte auch seine naive Eitelkeit; daher das schiefe, ungerechte Urtheil über diesen im dritten Band der Erinnerungen.

bisher das Privateigenthum geschont, nirgends geplündert, sondern bezahlt, was wir verzehrt, so schien es uns jetzt bei der brennenden Hitze kein Frevel, einen kühlenden Trunk auf Kosten des Großherzogs einzunehmen. Jeder Mann meiner Batterie holte sich einen Seidel und sodann forderte ich vom Verwalter noch acht Fäßchen für die Weiterreise. Er verweigerte diese Lieferung, bequemte sich aber schließlich dazu und ich unterzeichnete die mir vorgelegte Quittung: „Borkheim, Hauptmann und Kommandant der Blousenbatterie". Die Beute wurde mit rührender Sorgfalt aufgeladen und dann stiegen wir bei Bonndorf in's Thal hinunter, wo abermals preußische Ulanen sichtbar waren. Mein Entschluß für den Fall einer Attake stand fest: Fäßchen anstechen, Durst löschen, mit Kartätschen laden, feuern. Aber den Preußen war es nicht um's Fechten bei der Gluth und so schlugen wir ungestört das letzte Lager auf deutschem Boden auf; es war bei Baltersweil, dicht an der schweizerischen Grenze.

Es wurde Kriegsrath abgehalten. Willich sprach mit Leidenschaft gegen den Uebertritt: „Lieber unter einem deutschen Apfelbaume sterben, als dem Vaterland den Rücken wenden!" Aber ein Gefecht war nicht mehr zu bestehen, ohne daß die Neutralität der Schweiz, in welcher wir doch ein Asyl zu finden hofften, übel gefährdet wurde und so mußte der schmerzliche Schritt, die Kapitulation mit den schweizerischen Militärbehörden, erfolgen. Alle unsere Bataillons-, Schwadrons- und Batteriechefs hatten ihren Offizieren und Mannschaften Certifikate mit Angabe des Ranges und des Verhaltens auszustellen. Meine Leute sämmtlich erhielten ein solches, die Brüder Wittenburg ausgenommen. Mein Diener Anhorn verkaufte das bei Ubstadt den Preußen abgenommene Thier an einen der sich gierig heranmachenden Pferdehändler. Am 12. Juli betrat ich mit Becker's Volkswehr bei Rheinau den zürcherischen Boden, wo ein Bataillon uns mit kriegerischen Ehren empfing. Ich hatte meine Batterie unverweilt nach Zürich zu führen und verlor auf dem Wege den größten Theil des Erlöses für den preußischen Gaul: die Sechsbätzner waren durch ein Loch in meiner Tasche gerutscht. Den Rest vertheilte ich in Zürich unter die Kanoniere. Eine kolossale Menschenmenge begrüßte uns mit brausendem Zuruf. Die Zürcher wußten bereits, daß es in dem Feldzuge nicht an der Rebellen-Artillerie gefehlt hatte; meine Blousenmänner gefielen ihnen und wurden gleich nach der Entlassung von freisinnigen Bürgern in die Gasthäuser geführt und bewirthet.

Zur Shakespeare-Frage.

Von

Robert Schweichel.

In meiner Jugend fiel mir einmal ein Schriftchen in die Hand, worin bewiesen wurde, daß der Welterschütterer Napoleon nie gelebt habe, sondern nur eine Sage sei. War es ein geistreicher Scherz, so ist es der Mrs. Henry Pott bitterer Ernst mit der Behauptung, daß der Bühnenerschütterer Shakespeare die Dramen nicht geschrieben habe, die wir unter seinem Namen kennen. Wie sich Apollon hinter Napoleon verbergen soll, so Francis Bacon von Verulam hinter Shakespeare. Den Lesern der „Neuen Zeit" ist die kühne Behauptung der Mrs. Pott nicht neu; schon in dem Jahrgange 1883 Seite 231 und dann im Augusthefte von 1889 ist die Angelegenheit bereits ausführlich erwähnt worden.

Shakespeare hat aber nicht nur Theaterstücke verfaßt, sondern auch zwei epische

Gedichte: Venus und Adonis und Tarquinius und Lucretia, und außerdem 154 Sonette. Die Autorschaft hiervon schreibt Mrs. Pott zwar nicht unmittelbar gleichfalls Bacon zu; allein dieselben Gründe, aus denen sie Shakespeare das geistige Eigenthum an den Dramen bestreitet, müssen auch hier herhalten. Auf der erst in neuester Zeit mit Erfolg bekämpften Ansicht fußend, daß in den Dramen ein ungeheures Wissen aufgespeichert sei, deutet Mrs. Pott achselzuckend auf die Unbildung Shakespeare's hin, da er nur bis zu seinem zwölften Jahre die Schule besucht und nach dem Urtheile Ben Jonson's, eines seiner jüngeren Zeitgenossen, nur wenig Latein und noch weniger Griechisch gewußt habe. Von dem Professor Gfrörer, welcher der Ansicht ist, daß die Dramen wahrscheinlich von Mehreren herrühren, wird im Anschlusse hieran die schwierige Kunstform des Sonetts und die höfische Sprache betont. Endlich werden einige schlechte kurze Gedichte oder Sinnsprüche angeführt, welche von Shakespeare verfaßt sein sollen. Die Zahl hätte leicht vermehrt werden können; denn es werden ihm noch andere zur Last gelegt. Der Beweis, daß sie von ihm sind, ist aber noch zu erbringen. Sie stammen wohl alle, wie die Vierzeile auf den Wucherer Combes, aus der längst von der Kritik als unzuverlässig erkannten Quelle, nämlich von Aubrey, von dem eine Sammlung mündlicher Ueberlieferungen über Shakespeare's Leben vorhanden ist und der den Dichter wegen seiner lateinischen Zitate zum Schulmeister macht, wie Malone aus seinen juristischen Ausdrücken den Schluß zieht, daß er in seiner Jugend bei einem Advokaten als Schreiber gearbeitet haben müsse. Je weniger von dem Leben Shakespeare's bekannt war, um so mehr Anekdoten wurden über ihn erfunden und ihm angehängt. In Bezug auf Combes sei beiläufig noch erwähnt, daß Shakespeare dessen Neffen testamentarisch sein Schwert vermachte.

Wenn Shakespeare jedoch nicht Venus und Adonis und Lucretia dichtete, wie kam er dazu, sie in seinem Namen dem Lord Southampton zu widmen? Bei der Verachtung, mit der damals die öffentliche Meinung in England, und länger noch in dem viel gesitteteren Frankreich, auf Schauspieler und Theaterdichter blickte, hat die Annahme der Mrs. Pott unstreitig etwas für sich, daß Bacon für seine Dramen sich Shakespeare's Namen bedient habe, um seinen Ruf nicht bloszustellen. Auch würde man einem Advokaten, der für das Theater schrieb, schwerlich großes Vertrauen entgegengebracht und ihn kaum in's Parlament gewählt haben. Aber dieser Grund zum Versteck fiel bei den Epen und Sonetten fort. Im Gegensatze zu den Bühnendichtern wurden die andern hochgeehrt, und auch Shakespeare's Ruhm ging erst leuchtend auf, als seine epischen Gedichte und Sonette bekannt wurden. Wer heute ein auch nur mittelmäßiges Stück auf die Bühne bringt, dessen Namen ist rasch in Aller Mund; anders damals, und das Große, das Shakespeare bereits im Drama geleistet, hatte ihn nur bei Wenigen bekannt gemacht. So sagt Theodor Nash, ein gelehrter und galanter Kritiker jener Zeit von ihm: „Ich würde sein Talent weit höher schätzen, wenn ich nicht wüßte, daß er Schauspiele nur schrieb, um zu leben. Seine Schauspiele haben seinem Ruhme mehr geschadet als genützt. Wie herrlich sind dagegen seine anderen Dichtungen: Venus und Adonis, Tarquinius und Lucretia, selbst seine Sonette, die so einfach, so innig geschrieben und seinem Freunde Southampton gewidmet sind. Es giebt in ganz London kein Weib von Bildung, die Venus und Adonis nicht besäße. In diesen Dichtungen weht der Geist Petrarca's. Alle Gedanken in ihnen sind schön und lieblich; kein gewöhnlicher Ausdruck findet sich darin; aus der Feder, welcher Venus und Adonis entströmten, floß Milch und Honig. Hätte Shakespeare stets in der Manier der Italiener gedichtet, er wäre einer unserer größten Dichter geworden, größer noch als Daniel*), der größte Dichter unserer Zeit".

Richard Barnfield sagt in seinem

*) Von Daniel war 1592 eine Sonettsammlung unter dem Titel Delia erschienen.

1598 erschienenen Encomion of Lady Pecunia, er sei wegen der honigfließenden Ader in seiner Venus und Lucretia „in das unsterbliche Buch des Ruhmes eingetragen". Seine Dramen erwähnt er gar nicht.

Gleiches Lob lesen wir in der Palladis Tamia, Wit's Treasury, the second part of Wit's Commonwealth von Francis Meres, die gleichfalls im Jahre 1598 erschien und von besonderem Werthe deshalb ist, weil wir darin zum erstenmale Shakespeare's Dramen mit Bewunderung erwähnt finden. In dem Abschnitte, der überschrieben ist: „Discours über unsere englischen Dichter im Vergleich mit den griechischen, lateinischen und italienischen Dichtern", heißt es: „Wie die Seele des Euphorbus in Pythagoras leben sollte, so lebt Ovid's anmuthiger witzreicher Geist in dem honigströmenden Shakespeare: Zeugen seine Venus und Adonis, seine Lucretia, seine süßen Sonette (seinen nähern Freunden bekannt)." Er stellt ihn Plautus und Seneca in der Komödie und Tragödie gleich und schließt, nachdem er eine Reihe seiner Dramen angeführt hat: „Wie Epius Stola sagt, daß die Musen mit Plautus' Zunge reden würden, wenn sie lateinisch sprächen, so sage ich, daß die Musen in Shakespeare's feingebildeter Redeweise sprechen würden, wenn sie englisch sprächen".

Es ist also durchaus kein Grund auffindbar, warum Jemand, er sei auch wer er sei, die Autorschaft an den epischen Gedichten und Sonetten hätte verleugnen und den Ruhm wie die damit verknüpften materiellen Vortheile dem bis dahin nur in einem engen Kreise als Dichter bekannten Shakespeare überlassen sollen.

War aber ein Anderer der Dichter der Epen und Sonette, dann mußte Shakespeare wenigstens ein Mann sein, dem man sie zutrauen konnte. Dann konnte er unmöglich der „im Innern von Warwickshire fast ohne Schulbildung und Erziehung aufgewachsene halbverbummelte Schlächtergeselle (?) und Wilddieb" sein, als welchen ihn die Baconianer hinstellen. Ist es denkbar, daß seine nächste und tägliche Umgebung von Schauspielern und Theaterdichtern, auf deren Verkehr er um so mehr angewiesen war, als sein Stand ihm die bürgerlichen Kreise verschloß, auf die Dauer über seine Fähigkeiten sich hätte täuschen können oder sich von ihm hätte täuschen lassen? Zudem war der berühmte Burbadge, der bereits das Blackfriarstheater leitete, als Shakespeare nach London kam, in der unmittelbaren Nähe von Stratford zu Hause, waren der Schauspieler Heminge, der später mit seinem Kollegen Henry Condell die erste Gesammtausgabe der Dramen veranstaltete, ebenso wie Greene in Stratford geboren. Würde besonders Greene, der bis zu Shakespeare's ersten Erfolgen einer der gefeiertesten Theaterdichter und auf den Nebenbuhler sehr schlecht zu sprechen war, nicht alles daran gesetzt haben, ihn zu entlarven? Und Lord Southampton, der freigiebige Mäcen aller Dichter und Schauspieler, dem die beiden epischen Gedichte gewidmet sind und der keineswegs zu den „aristokratischen Eintagsfliegen" gehörte? Lord Southampton besaß nicht nur eine gründliche philosophische und juristische Bildung und war ein feiner Kenner der Literatur und Kunst, sondern zeichnete sich auch in späteren Jahren, trotz der großen Gunstbezeugungen, mit denen er von Jakob I. überhäuft worden, durch seine unbeugsame Opposition gegen die Politik des berüchtigten Buckingham aus. Und endlich, würde Bacon, vorausgesetzt, daß er die Dramen dichtete, sich den Ersten, Besten herausgegriffen haben und nicht einen Solchen, dem man es zutrauen konnte, der Verfasser zu sein?

Der Unterschied in dem Tone der Widmungen zur Venus (1593) und zur Lucretia (1594) läßt darauf schließen, daß Shakespeare dem Grafen Southampton rasch näher getreten ist. Wenn es in der ersteren heißt: „Ich weiß nicht, ob ich durch die Zueignung meiner ungefeilten Verse Eure Lordschaft beleidige, noch wie die Welt es beurtheilen wird, daß ich eine so starke Stütze für eine so schwache Last wähle" — so lautet es in der zweiten, die sehr kurz ist: „Die Liebe, die ich Eurer Lordschaft widme, ist ohne Ende; und diese Schrift, ohne Anfang,

ist nur ein überflüssiger Theil davon. Die Gewähr, die ich von Ihrer gnädigen Gewogenheit habe, nicht der Werth meiner unbewachten Zeilen, giebt mir die Sicherheit ihrer Annahme." Das ist ein mehr freundschaftlicher als unterwürfiger Ton, wie er aus der Widmung von Venus und Adonis spricht. Ob die Sonette, deren vollständige Sammlung erst im Jahre 1609 und zwar ohne Shakespeare's Wissen erschien, ebenfalls dem Lord Southampton zugeeignet sind, ist zweifelhaft. Heute überwiegt die Meinung, daß unter dem Sir W. H., dem die Sonette, nicht von dem Dichter, sondern von dem Herausgeber T. Thorpe gewidmet sind, William Herbert Lord Pembroke zu verstehen sei. Nicht unerwähnt will ich hierbei lassen, daß in diesem Augenblicke ein Shakespeareforscher in der Londoner Pall-Mall-Gazette mit der Entdeckung hervorgetreten ist, daß die „schwarze Schönheit", die in den Sonetten besungen wird, Miß Marie Filton, eine Ehrendame der Königin Elisabeth sei. Shakespeare liebte, William Herbert aber verführte sie.

Doch es kommt hier nicht darauf an, wem die Sonette gewidmet wurden, sondern wer sie dichtete. Wie bereits erwähnt, wußte Meres schon 1598 zu melden, daß Sonette Shakespeare's abschriftlich unter seinen Freunden umgingen. Liest man nun die vollständige Sammlung, eine Mühe, die Mrs. Henry Pott sich nicht gegeben zu haben scheint, so muß jeder Zweifel an Shakespeare's Autorschaft schwinden. Ihrem geistigen Gehalte nach sind diese lyrischen Ergüsse von der Kritik bedeutend überschätzt worden; ihr hoher Werth besteht in den Aufschlüssen über die Empfindungs- und Denkweise des Dichters und in den Anhaltungspunkten, die sie für dessen Persönlichkeit geben. Auf wen anders, wenn nicht auf den Schauspieler Shakespeare soll man es beziehen, wenn der Dichter in den Sonetten 29, 36, 72, 111 und 112 seinen Stand beklagt, der ihn zu einem Ausgestoßenen unter den Menschen mache und seinem Namen den Stempel der Schmach aufbrenne? Des Freundes Liebe nehme wohl von seiner Stirn den Schimpf; allein er dürfe sich nicht offen zu ihm bekennen und Jener nicht mit ihm vor Andern vertraulich verkehren, damit dessen Rang dadurch keine Einbuße erleide. Ja, er bittet den Freund, er möge selbst seinen (des Dichters) Namen in seinen Sarg legen, damit er nicht Beiden zur Schande fortlebe. „Denn was ich schaffe, es beschämt nur mich, nimmst du es liebend auf, beschämt's auch dich." Nicht der Sonettist, sondern der Schauspieldichter ist es, der im Sonett 66 klagt, die Kunst „im Zungenzaum der Obrigkeit und den Geist mit alberner Zensur behaftet" zu sehen. Der lyrische Dichter, der seine Sonette zudem nicht für die Oeffentlichkeit schrieb, hätte zu diesem Schmerzensruf keine Ursache gehabt. Daß dieser Dichter eben Shakespeare ist, das verrathen dann die Wortspiele in den Sonetten 135 und 136 mit seinem Vornamen Will (William) und Willen.

Bliebe noch die schwierige Kunstform und die höfische Sprache der Sonette zu erklären! Es ist bekannt, daß bei dem Uebergange aus dem Mittelalter in die neuere Zeit sich in England der nationalen Minstrelsy gegenüber eine Kunstdichtung auszubilden begann, die ihre Formen namentlich aus Italien holte. Schon Lord Surrey, der 1547 enthauptet wurde und später Walter Raleigh schrieben in Form und Inhalt gleich meisterhafte Sonette. Zur Zeit Shakespeare's war es die fast ausschließliche Kunstform, in der alle Welt ihre Lyrik ertönen ließ. Wollte daher Shakespeare seine Empfindungen dichterisch ausdrücken, so bot sich für ihn nur die Weise Petrarca's dar, in der er vortreffliche Muster vorfand. Doch löste er, indem er sie überflügelte, die künstliche Reimverschlingung des italienischen Sonetts am Schlusse in die einfache Vierzeile auf. Sein Hauptvorbild unter den Sonettsammlungen scheinen die Ideas von Drayton gewesen zu sein, die sich durch ihre feine Stilistik auszeichnen und weniger an jener Geschraubtheit leiden, welche Modeton war. Es war die Gelehrsamkeit der Königin Elisabeth, welche Höflinge und Poeten zu den lächerlichsten Sprachverrenkungen und Vergleichen trieb. Man

ging, wie Johannes Scherr sich ausdrückt, in den fremden Literaturen fischen, um poetische Gleichnisse, mythologische Bilder, harmlose oder anzügliche Wortspiele und witzige Antithesen aufzutreiben. Damit wurde dann das Alltagsleben aufgestutzt und so entstand jene verschrobene, auf Stelzen gehende Sprachschnörkelei, jene witzhaschende Wortspielerei, welche selbst bei den besten Dichtern dieser Zeit in England mitunterlaufen und welche von den Italienern des sechzehnten Jahrhunderts unter dem Namen der Concettipoesie auf den Gipfel des Ungeschmacks geführt wurde. Aus solch wunderlichem Teige von geschraubten Vorstellungen und gezierten Redensarten formte John Lily seinen um das Jahr 1580 ausgegebenen Roman Euphues, der, von der Hofmode getragen, wiederum Tonangeber wurde. Hofherren und Hofdamen überkam eine wahre Wuth, in Euphuismus zu sprechen und so konnte es nicht fehlen, daß Lily Nachahmer fand. Im Wintermärchen reden die vornehmen Herren und Damen Euphuismus, im Gegensatz zu den Landleuten und dem Naturkinde Perdita.

Shakespeare hatte also an den Gedichten, Romanen und Novellen genug Muster, um Sprache und Form zu bilden. Dazu kamen seine fortwährenden Berührungen mit der goldenen Jugend, die das Blackfriars- und Globetheater bevorzugte und bei den Vorstellungen auf der Bühne selbst saß; seine engeren Beziehungen zu den Lords Southampton und Pembroke, endlich die Aufführungen am Hofe durch die „Schauspieler der Königin", zu denen er gehörte. Es fehlte ihm also keineswegs an Gelegenheiten, seine Sprache zu verfeinern, manchen neumodischen Ausdruck, manche neugeprägte Redensart sich anzueignen, und da er meistens nur in kleinen Rollen beschäftigt war, so hatte er um so größere Muße zu beobachten.

Man kann ruhig zugeben, daß Shakespeare nur mit leichtem lateinischem Gepäck nach London kam. Wie Kreißig*) scherzhaft bemerkt, lernte er aus der von Heinrich VIII. eingeführten Grammatik die Sprache der Römer vielleicht nach der Methode, die der ehrwürdige Hugh Evans in den Lustigen Weibern an dem „kuten, anschlackhaftigen Kopf" des Wilhelm so erfolgreich anwendet, und begeisterte sich für die Königin von England in den lateinischen Versen von Ocklands Eirenarchia oder Elisabeth, die auf königlichen Befehl jeder Schuljunge auswendig lernen mußte. Er selbst nennt sich in den Sonetten einen Ungelehrten. Daraus folgt aber noch nicht, daß er weder Venus und Adonis noch Lucretia habe dichten können, weil zu der ersteren im Ovid, zu der zweiten im Livius der Stoff zu finden ist. Denn es gab bereits lange vor dem Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts englische Uebersetzungen von Ovid, Virgil, Horaz, Musäus, Martial, Euripides, Seneca, Plutarch, Homer u. A. Trachtete doch auch das ungelehrte Publikum danach, dem Beispiele der Vornehmen folgend, sich mit dem Inhalt der klassischen Schriften bekannt zu machen. Aus diesem allgemeinen Interesse für das Alterthum erklärt es sich, daß die dramatischen Dichter ihre Theaterstücke mit einer solchen Fülle von klassischen Anspielungen spickten. Shakespeare unterscheidet sich darin gar nicht von den Andern, und besonders der Hof und die Höflinge hätten schwerlich so großen Geschmack an seinen Stücken gefunden, wenn es anders gewesen wäre. Es lag das eben in dem Geiste jener Zeit, in der selbst junge Damen Griechisch und Lateinisch trieben.

Nun wendet man ein, daß die Menächmen (Zwillingsbrüder) des Plautus noch nicht in das Englische übersetzt waren, als Shakespeare, die Fabel jener Komödie benutzend, im Jahre 1591 oder 92 die Komödie der Irrungen schrieb. Ebenso seien ein paar italienische Novellen vor deren Dramitisirung durch ihn noch nicht übersetzt gewesen. In Bezug auf die Komödie der Irrungen wird dagegen geltend gemacht, daß schon zu Neujahr 1576—77 bei Hof zu Hampton Court eine History of error und ein ähnliches

*) Vorlesungen über Shakespeare, seine Zeit und seine Werke. I, 100.

Stück bereits 1582 zu Windsor aufgeführt wurde. Auch hätte Shakespeare sehr wohl die erst 1595 gedruckte Uebersetzung von William Warner benutzen können. Denn nach damaliger Sitte sei sie lange vor dem Drucke handschriftlich unter den Freunden des Verfassers umgegangen, wie ja dasselbe mit Shakespeare's Sonetten der Fall war. Die Kenntniß der italienischen Sprache war aber zur Zeit der Elisabeth derartig verbreitet, daß es eigentlich Wunder nehmen müßte, wenn ein Kopf, wie der Shakespeare's sich von ihr nicht so viel angeeignet haben sollte, um eine Novelle lesen zu können. Begegnen wir doch auch manchem französischen Brocken in seinen Dramen. Die Lokalfarben des Kaufmann von Venedig und des Othello, so wie die häufigen Ausfälle gegen die lächerlichen Mode-Touristen der Zeit, z. B. in Wie es euch gefällt rechtfertigen sogar den Schluß, daß er Oberitalien aus eigener Anschauung kannte. Die Gründe dafür hat Elze im Shakespeare-Jahrbuch von 1872 trefflich dargelegt. Aller Wahrscheinlichkeit nach machte Shakespeare die Reise im Jahre 1593, als eine Seuche in London den Schluß der Theater erzwang. Aber gesetzt, daß er nicht in Italien war, daß er jene alten Stücke nicht kannte, daß er noch weniger Italienisch als Lateinisch verstand, es gab noch eine andere Quelle, aus der er schöpfen konnte. Lord Byron wußte kein Wort Deutsch und dennoch kannte er Goethe's Faust und wurde durch ihn zu eigener Schöpfung angeregt. Er verdankte diese Kenntniß seinem Freunde Shelley. Ist es ausgeschlossen, daß Shakespeare Freunde hatte, welche die Kenntnisse besaßen, die ihm abgingen, die Komödie des Plautus und die in Frage stehenden Novellen gelesen hatten und ihm davon Mittheilungen machten und mündlich daraus übersetzten, wie Shelley dem Lord Byron? Man verzeihe, wenn ich hierbei ein Beispiel aus meinem eigenen Leben anführe. Ich habe nie ein Wort Polnisch verstanden und dennoch einige Gedichte aus dem Polnischen in's Deutsche übersetzt, indem mir ein Freund deren Inhalt verdolmetschte.

Venus und Lucretia sind keineswegs epische Meisterwerke; jedoch verräth sich auch in ihnen und gerade in ihren Schwächen der dramatische Dichter. Eine ausführliche Schilderung der Handlung, wie sie das Epos fordert, suchen wir in den Gedichten vergebens. Sie wird nur knapp angedeutet. Um so ungezügelter folgt der Dichter seinem Hang zum Rhetorischen. Aehnlich wählte Schiller, als er zur Vorbereitung auf sein beabsichtigtes Epos über König Friedrich II. aus dem Virgil übersetzte, die vorwiegend rednerischen Gesänge aus. Was den beiden Dichtungen Shakespeare's den großen Beifall der Zeitgenossen erwarb, das war die leidenschaftliche Gluth, die besonders Venus und Adonis durchlodert, und das sprühende Feuerwerk von Bildern. Dieses glühende Gefühl und der unerschöpfliche Bilderreichthum sind aber hervorragende Merkmale auch der Dramen, die man Shakespeare abstreiten will. Schrieb er die beiden Gedichte, so schrieb er auch die Dramen. Denn daß die Natur zu gleicher Zeit zwei Dichter mit dem gleichen karakteristischen Gepräge ihres Genies hervorgebracht habe, würde ein noch nie dagewesenes Phänomen sein.

Einen weiteren Anhalt für Shakespeare's Autorschaft der Dramen bietet das geistige Bild, das wir aus den Sonetten gewinnen. Es sei hier nicht des Breiteren wiederholt, worauf von allen gewiegten Kennern Shakespeare's hingewiesen wird, daß nämlich Die beiden Veroneser mit den Sonetten in der Behandlung des Thema's von der standhaften, opferfreudigen und siegreichen Liebe zu dem unbeständigen und unwürdigen Freunde übereinstimmen; daß Romeo und Julie gleich den Sonetten und Venus und Adonis das hohe Lied der feurigen, genießenden Liebe und die Vergänglichkeit der Schönheit zum Inhalte haben; daß in Liebes Leid und Lust über die schwarze Rosalinde in ähnlicher Weise gescherzt wird, wie über die schwarze Schönheit in den Sonetten; daß der Dichter in den Sonetten voll Reue und geläutert auf die Verirrungen seiner Jugend zurückblickt, so daß man den tollen Prinzen Heinz für sein Spiegelbild nehmen kann; daß in den Sonetten dieselbe pessimistische

Weltanschauung wie in Hamlet und in Timon von Athen zum Ausdrucke gelangt u. s. w. Diese Uebereinstimmungen sind doch wohl mehr als Zufall. Und wenn Bacon der Verfasser der Dramen sein soll, wie stimmt dessen erbärmlicher Karakter als Mensch mit der unbestechlichen Wahrheitsliebe, dem Ekel vor Schein und Trug überein, die den eigentlichen Grundzug der Weltanschauung in den Sonetten und das Thema so vieler Dramen Shakespeare's bilden? Wo sind die Zeugnisse für Bacon's Gelassenheit und Hoheit des Sinnes, für die Liebe, Treue und Milde, die heiße Freundschaft, die uns aus den Sonetten entgegenleuchten und die Shakespeare auch von seinen Zeitgenossen beglaubigt werden?

Hier nur ein solches Zeugniß! Der bereits erwähnte Robert Greene, den vor seinem Lebensende eine Art frömmelnder Schwermuth befallen zu haben scheint, hat eine Schrift hinterlassen, die gleich nach seinem Tode (1592) von H. Chettle unter dem Titel herausgegeben wurde: Ein Groschenwerth Witz erkauft mit einer Million Reue. Darin ermahnt er seine früheren Genossen Marlowe, Lodge und Peele, von ihrem sündhaften Thun des „Dramenmachens" abzustehen und ihre hohen Vorzüge und Geistesgaben nicht an Marionetten und Gaukler zu vergeuden. „O, traut ihnen nicht", fährt er fort, „denn das ist eine aufschießende (upstart) Krähe, welche sich mit unsern Federn putzt und mit seinem Tigerherzen in eines Schauspielers Haut*) sich zutraut, gleich dem besten von euch einen bombastischen Blankvers zu machen und als ein vollkommener Johannes Faktotum in seinem Eigendünkel sich für den einzigen Szenenerschütterer (Shakescene) im Lande hält".

Diese Schrift in Gestalt eines Briefes verursachte viel böses Blut und Chettle beeilte sich, den Verdacht zurückzuweisen, als ob die boshaften Angriffe von ihm selbst ausgingen. Offenbar lag ihm sehr viel daran, sich Shakespeare gegenüber zu reinigen. Denn über Marlowe, der sehr schlecht gefahren und wüthend war, geht er in seiner Vertheidigungsschrift Kind-Heart's Dream, kurz hinweg, um sich vor Shakespeare desto ausführlicher zu rechtfertigen. Er kenne persönlich keinen von Beiden, versichert er und fährt dann fort: „Mit dem Einen wünsche ich nie bekannt zu werden; daß ich den Andern aber damals nicht so geschont, als ich jetzt wünschen muß, es gethan zu haben, bedaure ich so sehr, als wenn der von einem Andern begangene Fehler mein eigener wäre. Denn des Angegriffenen Verhalten als Mensch ist nicht weniger vortrefflich als seine Thätigkeit in dem Berufe, den er erwählt hat. Viele angesehene Personen bekunden seine Aufrichtigkeit im Verkehr und preisen ebensowohl seine Rechtschaffenheit, wie auch die Grazie seines Witzes, die seine Schöpfungen zeigen, mit denen er seine künstlerische Fähigkeit beweist".

Nach dem Allen erscheint Shakespeare als ein Karakter, dem es nicht zuzutrauen ist, daß er sich zum Strohmann für einen Andern hergiebt. Auch dachte er von seiner poetischen Begabung gar nicht klein, verheißt er doch in seinen Sonetten wiederholt dem jüngern Freunde, daß ihm seine Werke ein alle Zeiten überdauerndes Denkmal errichten werden. „Aechter Dichterberuf ist für sich selbst schon ein sittlicher Adelsbrief", sagt Rümelin in seinen Shakespearestudien. Der Schluß vom ächten Dichter auf den edeln Menschen dünkt ihn unanfechtbar und er weiß kein Beispiel, das dagegen spräche. In der That wird man bei keinem großen Dichter irgend einer Zeit und gleichviel welchen Landes eine solche Anomalie nachzuweisen vermögen, wie sie das Genie und der Karakter Bacon's darbieten. Von brennendem Ehrgeiz verzehrt, gilt sein höchstes Streben nicht dem Ruhm des Gelehrten oder dem Kranze des Dichters, sondern der Hofgunst und einem Staatsamte. Um an dieses Ziel zu gelangen, ist ihm jedes Mittel recht. Als Lord Essex, sein Gönner und Wohlthäter, in Ungnade fällt, verläßt

*) Parodie der Worte, die der Herzog von York in Heinrich VI. der Königin Margarethe zuruft: „Du Tigerherz in Weiberhaut gehüllt".

er ihn nicht nur, sondern tritt als öffentlicher Ankläger gegen ihn auf und wendet sein ganzes juridisches Wissen, seinen ganzen Scharfsinn und seine glänzende Beredsamkeit an, um jeden Milderungsgrund zu entkräften und die Begnadigung des Verstrickten unmöglich zu machen. Als er dann endlich unter Jakob I. ein Staatsamt erhält, führt er es derart, daß ihm wegen Bestechlichkeit und Mißbrauch desselben der Prozeß gemacht und er zu schwerer Geldbuße, Amtsentsetzung und Verbannung vom Hofe verurtheilt wird. Können aus einer solchen sittlich verrotteten Seele die Dramen nicht und noch weniger die Sonette hervorgegangen sein, so liegt in seinem Verhalten gegen Essex, der im Jahre 1601 hingerichtet wurde, ein unwiderleglicher Grund, weshalb Shakespeare nicht der Strohmann Bacon's gewesen sein kann. Denn Shakespeare's Gönner und Wohlthäter, die Lords Southampton und Pembroke, waren die Freunde, letzterer sogar ein Verwandter von Essex und Shakespeare sollte dabei geblieben sein, Bacon's Dramen auch ferner noch mit seinem Namen zu decken und zärtliche Sonette an Lord Pembroke zu richten? Oder, was noch unbegreiflicher wäre, wenn der Dichter der Sonette nicht er, sondern Bacon war: Pembroke, der den Verfasser doch kennen mußte, soll mit dem furchtbarsten Gegner seines Verwandten und Freundes das frühere Verhältniß fortgesetzt und ihn nach wie vor besungen haben?

Um nun zu erklären, warum Bacon im Geheimen überhaupt zur Bühnenschriftstellerei griff, wird von seinen Anhängern dasselbe behauptet, was Theodor Nash von Shakespeare anführt. Er soll es um's tägliche Brot gethan haben, nachdem er sein Vermögen verloren hatte. Daß es ihm in seiner Praxis als Rechtsanwalt anfänglich recht schlecht gegangen sein mag, ist ja glaublich genug. Der auf Universitäten und Reisen gebildete, geistig hochbegabte Mann würde sich sonst schwerlich herbeigelassen haben, zunächst nur ältere Stücke zu überarbeiten, eine Thätigkeit, die für einen jungen Schauspieler mit poetischem Talent als erste Stufe zum Parnaß sehr begreiflich ist. Bacon würde damit aber kaum das Salz zu seinem trockenen Brote gewonnen haben, zumal er seinen Verdienst mit Shakespeare theilen mußte. Es wäre überhaupt absurd, an die heutigen Bühnenhonorare zu denken. Keinem Bühnendichter jener Zeit, und sie waren alle nebenher Schauspieler, ist es gelungen, auf einen grünen Zweig zu kommen. Wenn Shakespeare hiervon eine Ausnahme macht, so hat er dieses wahrlich nicht Bacon zu verdanken, sondern in erster Reihe seinem Antheil an dem Reinertrage von Blackfriars und Globe, sowie seinen wirthschaftlichen Talenten. Sicher hat auch Lord Southampton, dessen Freigiebigkeit allgemein gerühmt wird, die Widmungen von Venus und Lucretia nicht mit leerem Dank entgegengenommen. So schreibt Florio, der von Shakespeare wiederholt verspottete italienische Sprachlehrer der hohen Aristokratie, in einer Widmung 1598: „Er habe in Bezahlung und Schutz Seiner Lordschaft manches Jahr gelebt. Ihm und vielen Andern habe der gnädige Sonnenschein Seiner Herrlichkeit Licht und Leben eingehaucht." Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich und wohl nur die Summe zu hoch gegriffen, daß, wie Rowe in seinem Leben Shakespeare's berichtet, dieser einmal von Southampton tausend Pfund zu einem Kaufe, der ihm am Herzen lag, erhielt. Diese Summe würde nach heutigem Geldwerthe 100 000 Mark darstellen. Der gewissenhafte Rowe fügt ausdrücklich hinzu, daß er diese ihm unglaubliche Sache nicht berichten würde, wenn sie nicht auf der Autorität des Sir William Davenant beruhte, der mit Shakespeare's Angelegenheiten sehr vertraut war. Aber selbst der streng kritische P. Collier findet bei der großen Theilnahme des Grafen an allen Theaterangelegenheiten, daß Southampton in Folge der Widmung der beiden Gedichte diese Summe gegeben haben könnte, theils um Shakespeare zu belohnen, theils um ihm seinen Antheil-Einschuß für den neuen Bau des Globetheaters zu erleichtern. Der Vertrag über den Neubau war schon in den letzten Monaten des Jahres 1593 abgeschlossen worden, und die Eröffnung des Theaters fand im Frühjahr

1595 statt. Der Globe diente als Sommertheater. In Uebereinstimmung hiermit ist es, daß sich um diese Zeit die Vermögensverhältnisse Shakespeare's merklich zu bessern begannen.

Im hohen Grade auffallend ist es, daß die Zeitgenossen Bacon's Beziehungen zum Theater nie erwähnen. Denn diese Beziehungen müssen sehr lebhaft gewesen sein, wenn er wirklich der Verfasser der Dramen ist. Sein Verhältniß zu Shakespeare wäre vielleicht in ein tiefes Geheimniß zu hüllen möglich gewesen, wenn auch bei der langen Dauer desselben es ganz unwahrscheinlich ist, nicht so seine häufigen Theaterbesuche. Selbst Ben Jonson, der seinen Witz und seine Beredsamkeit rühmt, spricht hiervon nie, obgleich ein solcher Gast unter den Zuschauern nicht unbemerkt bleiben konnte. Wo aber hätte er die Bühnentechnik, welche die Shakespeare'schen Stücke auszeichnet, lernen sollen, wenn nicht im Theater? Dergleichen fliegt selbst dem Genie nicht an, sondern muß gelernt werden. Auch hätte er sonst nicht Hamlet die bekannte Rede an die Schauspieler in den Mund legen können. Die Vorschriften, die er ihnen giebt, entspringen praktischen Erfahrungen. Nun wissen wir, daß anständige Personen aus dem Bürgerstande sich nur selten im Theater blicken ließen und eine Stelle in dem Novum Organum scheint die Annahme zu rechtfertigen, daß Bacon die öffentlichen Theatervorstellungen überhaupt nicht besucht habe. Denn indem er seine wissenschaftliche Methode darlegt, führt er das Theater unter den vier Quellen an, aus denen die Irrthümer stammen. Er nennt sie die vier Idole und die Idole des Theaters sind nach ihm die Täuschungen, die aus den Dogmen der verschiedenen Schulen entsprungen sind. Danach konnte es wohl für ihn einen wissenschaftlichen Reiz und Werth haben, Dramen zu lesen, aber nicht, selbst welche zu schreiben.

Und wenn man meint, daß Shakespeare durch seine Beschäftigung als Schauspieler, Theilhaber und Mitdirektor zu sehr in Anspruch genommen wurde, um so viele Stücke schreiben zu können, so vergißt man Molière, der sich in der ganz gleichen Lage befand und kaum weniger Stücke als er verfaßte.

Aber auch der große Witz, der Bacon nachgerühmt wird, bietet kein zuverläßliches Merkmal für dessen Eigenthumsrecht an den Dramen. Wir haben bereits das Zeugniß Chettle's für den graziösen Witz Shakespeare's beigebracht. Ein weiteres stellt ihm Francis Beaumont aus, der mit ihm, Jonson, Fletcher dem von Walter Raleigh gestifteten Klub at the Mermaid angehörte. In einem an Ben Jonson gerichteten Gedichte sagt nun Beaumont:

„Was sahn wir in der Mermaid nicht vollbringen!
Und hörten Worte dort, so schnell und glänzend,
Als hätte Jener, der sie sprach, im Sinne,
Sein Alles, was an Geiste er besaß,
In einen Scherz zu pfropfen und hiernach
Des Lebens stumpfen Rest als Thor zu leben!
Genug des Witzes ward da aufgebraucht,
Die Stadt damit drei Tage zu versorgen."

Die Witzgefechte zwischen Jonson und Shakespeare, welche „eine so witzerfüllte Luft zurückließen, daß sie nach ihnen noch viele Andere hätte versorgen können", müssen überhaupt einen großen Ruf gehabt haben. Denn noch ein späterer Schriftsteller, Th. Fuller, weiß nach mündlicher Uebertragung zu berichten, daß Ben Jonson in diesen Gefechten einer spanischen Galeone geglichen habe, hoch gebaut in seinem Wissen, solid, aber langsam und schwerfällig, Shakespeare dagegen einem englischen Kriegsschiffe, geringer an Umfang, aber leichter im Segeln, jederzeit einer schnellen Wendung fähig.

Außer seinem Witze und der geistigen Verwandtschaft seiner Gedichte mit den Dramen zeugt indessen für Shakespeare's Autorschaft der letzteren ein sehr bestimmtes Merkmal. Es ist dies jener Konflikt, in den er wegen Wilderns mit dem Parkeigenthümer und Friedensrichter Sir Thomas Lucy gerieth und der neben dem traurigen Verhältnisse zu seinem Weibe und der Nothwendigkeit, für die Familie Brot zu schaffen, wohl mitgewirkt hat, ihn aus der Heimat zu vertreiben. Er hat sich dafür an Sir Thomas Lucy später gerächt, indem er ihn in seinen Dramen an

zwei Stellen lächerlich machte. Die eine Stelle steht in dem ersten Theile von Heinrich VI., am Ende des vierten Aktes, wo er einen Sir William Lucy in dem Lager der Jungfrau die Titel Talbots, nach dessen Geschick er sich erkundigt, in nicht weniger als zwölf Verszeilen prahlerisch aufzählen und bei der Nachricht von dessen Tode in eine lächerlich bombastische Wehklage ausbrechen läßt. Die andere Stelle bringt der Anfang der Lustigen Weiber von Windsor. Falstaff soll zur Verantwortung gezogen werden, weil er die Leute des Friedensrichters geprügelt, sein Wild erlegt hat und aus der Loge des Parkhüters ausgebrochen ist. Von seinem Wappen sprechend, schildert der Friedensrichter Shallow das des Sir Lucy, welches drei Hechte führt. Dabei kommt es zu dem unübersetzbaren Wortspiel von luces (Hechte) und louses (Läuse), und old coat (altes Wappen und alter Rock). Im Munde Shakespeare's sind diese Anspielungen überdeutlich. Was aber konnte Bacon von dem Vorgange in dem entfernten Stratford wissen? Und hatte er davon gehört, so fehlte ihm doch jedes Interesse, Sir Lucy und sein Wappen durch ein Wortspiel lächerlich zu machen, dessen Bedeutung für die Zuhörer verloren war.

Shakespeare's jugendlichen Jagdfrevel tasten die Baconianer nicht an, aber vor dessen Spuren in den Dramen schließen sie gewaltsam die Augen. Mrs. Henry Pott geht wie ein Indianer auf dem Kriegspfade andern nach, die von dem Verfasser des Novum Organum und der Essays herrühren sollen. Den Beweis dafür will sie in dem Notizbuch The Promus of Formularies and Elegancies, das Bacon um das Jahr 1594 führte, gefunden haben. Das Wort Promus hat Bacon wahrscheinlich durch Zusammenziehung aus Promiscuous, gemischt, vermischt, sich gebildet, so daß der deutsche Titel lauten würde: Allerlei Muster und Schönheiten. Die einfachste und natürlichste Annahme würde sein, daß es sich hier um eine Sammlung von Lesefrüchten und Ausdrücken handelt, die Bacon irgendwo und irgendwie aufgefallen sind. Ein unbefangenes Urtheil könnte auch über den Zweck der Aufzeichnungen nicht in Zweifel sein. Man braucht nur an die große und glänzende Beredsamkeit zu denken und an den Styl und die Sprache seiner Essays, welche Bacon als Prosaiker in die erste Reihe seiner Zeit stellen. Die ersten Essays erschienen im Jahre 1597, d. h. in dem Jahre, welches auf das Ende seiner Aufzeichnungen folgte. Die Aufzeichnungen beweisen, wie aufmerksam er auf die Sprache und den Geschmack seiner Zeit war. Mrs. Henry Pott kehrt aber in ihrem zur Manie gewordenen Eifer, Bacon mit dem Lorbeer Shakespeare's zu schmücken, die nächsten Beweggründe zur Anlage einer derartigen Sammlung vollständig um. Unbekümmert um die Anmaßung und Ueberhebung, die in dem Titel des Promus liegen würden, wenn sie Recht hätte, macht sie Bacon zu dem Erfinder und Austüfteler der meisten von ihm als Muster und Eleganzen bezeichneten Notizen und schließt nun mit der lebhaftesten Einbildungskraft selbst aus den flüchtigsten Aehnlichkeiten zwischen den Notizen und Stellen in den Dramen, daß nur Bacon der Dichter der letzteren sein könne. Es ist das einfach ein Justizmord.

Bacon soll also die Aufzeichnungen zu dem Zwecke gemacht haben, um sie später bei dem Dichten der Dramen zu verwenden. Von einem Menschen, der das Dichten handwerksmäßig betreibt, könnte man sich ein solches Verfahren allenfalls vorstellen. Mehr als fragwürdig, ja unmöglich ist es von einem Dichter von Gottes Gnaden, wie dem Verfasser der Dramen, von einem Dichter, der mit seinen poetischen Schätzen eine geradezu rasende Verschwendung treibt. Ein solcher Dichter arbeitet nicht auf Vorrath, nicht auf Lager.

Nun fallen aber überdies die beiden Stücke, auf welche Mrs. Pott hauptsächlich ihren Beweis stützt, vor den Anfang des Promus. Nicht nur Die beiden Veroneser, sondern auch Romeo und Julie sind ältern Datums. Das erstere Stück wird von den englischen Kritikern übereinstimmend in das Jahr 1591, das andere spätestens in das Jahr 1593 gesetzt. Dem gegen-

über bliebe, um die Bacon-Hypothese zu retten, nur die abgeschmackte Annahme übrig, daß der Dichter dasjenige, was er bereits poetisch verwerthet hatte, sich nachträglich nochmals kurz aufgezeichnet habe.

Unter den vermehrten Beweisen, mit denen Mrs. Pott jüngst hervorgetreten ist, zieht sie auch die Essays heran. Zunächst setzt sie sich dadurch in Widerspruch mit ihrer eigenen Behauptung, daß Bacon wegen der Anrüchigkeit, in der das ganze Theaterwesen stand, seine Verfasserschaft in das tiefste Geheimniß gehüllt habe. Sollte er in diesem Punkte plötzlich so gleichgiltig geworden sein, daß er selbst durch seine Essays das Publikum auf seine Spur leitete und zwar zu einer Zeit, als er durch seine forensische und parlamentarische Beredsamkeit bereits die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte? Denn von den beiden Stücken, die hier in Betracht kommen, erschien Troilus und Cressida im Jahre 1609, wenige Monate vor der ersten Aufführung im Druck und das andere, Das Wintermärchen, wird zuerst im Jahre 1611 erwähnt. An der von Mrs. Pott angezogenen Stelle aus Troilus und Cressida (Akt II, Szene 2) berathen die Trojaner, ob sie nicht Helena an die Griechen ausliefern und dadurch dem Kriege ein Ende machen sollen. Es ist Hektor, der hier im komischen Anachronismus des Aristoteles erwähnt. Er tadelt Paris und Troilus, daß sie die Frage nur oberflächlich betrachten „nicht sehr ungleich jungen Leuten, die Aristoteles für ungeeignet erachtet, Moralphilosophie zu hören". Aehnlich heißt es in Bacon's Fortschritt der Gelehrsamkeit: „Ist nicht die Ansicht des Aristoteles der Berücksichtigung werth: junge Leute seien keine passenden Zuhörer der Moralphilosophie, weil sich bei ihnen die Siedehitze der Affekte noch nicht gelegt" u. s. w.

Beiläufig sei hier nur bemerkt, daß Aristoteles das Feldgeschrei dieser Zeit war, in der sich das freie Denken von der Scholastik losrang, die unter dem Schilde des falsch verstandenen Aristoteles kämpfte. Mrs. Pott, die in ihrem Glauben an die Unfehlbarkeit der Shakespeare-Dramen zu den Scholastikern gehört, wird auch hier wieder vom Mißgeschick verfolgt. Denn The advancement of learning erschien bereits 1605, also vier Jahre vor Troilus und Cressida im Drucke. Mrs. Pott müßte also den Beweis führen, daß Shakespeare die Abhandlung, zu deren Verständniß nicht die mindeste Gelehrsamkeit gehört, nie gelesen oder auch nur durchblättert habe! Und noch Eines! Die Anhänger Bacon's können es unmöglich als ein Zeichen von dessen Unwissenheit auffassen, daß in den Dramen Böhmen am Meere liegt, in den Ardennen Palmen wachsen und Löwen und Riesenschlangen ihr Wesen treiben. Nehmen wir an, daß Bacon diese Scherze unverändert aus den Quellen der Dramen mit herübergenommen habe. Es stimmt zwar nicht recht mit der Natur des Gelehrten überein, dergleichen Dinge nicht zu verbessern und wir erinnern uns, daß Bacon die Theater als eine Quelle von Irrthümern bezeichnet; doch es sei darum. Aber es kommen in den Dramen auch Dinge vor, die nicht auf die Quellen der Stücke zurückzuführen sind, Anachronismen, die der Dichter begangen hat. Wie will man es mit der Gelehrsamkeit Bacon's vereinigen, daß im Julius Cäsar die Uhren schlagen, im Coriolan die Trommeln gerührt werden? Ebenso sicher diese Vorkommnisse gegen Bacon's Autorschaft zeugen, ebenso unmöglich ist es, daß er den Hektor von Aristoteles hat sprechen lassen können. Der Anachronismus ist auch gar nicht scherzhaft gemeint, sondern die ganze Szene durchaus ernst gehalten, wie sehr auch der Muthwille an andern Stellen von Troilus und Cressida sich an den Vater Homer herannacht.

Die Ilias war seit 1598 in's Englische übersetzt. Die Geschichte von Troilus und Cressida erzählt bereits Chaucer und blieb dieselbe bis in die Zeit der Elisabeth eine der populärsten. Im sechzehnten Jahrhundert wurde sie nicht nur in drei Balladen, sondern im Jahre 1599 auch als Theaterstück behandelt und im Jahre 1602 brachte das Globetheater ein Konkurrenzstück, daß dann vermuthlich von Shakespeare bearbeitet wurde.

Anders verhält es sich mit der von Mrs. Pott angezogenen Parallelstelle aus Bacon's Versuch des Gartenbaus (of gardens) zum Wintermärchen Akt IV, Szene 3. Nach dem Tagebuche des Dr. Formann, eines Zeitgenossen, wurde das Drama zum ersten Male 1611 und zwar am Hofe gespielt. Da nun die erste Auflage der Essays 1597 erschien, die beiden andern Sammlungen aber erst 1612 und 1625, und in der ersten der Aufsatz über Gartenkunst nicht enthalten ist, so ist die Stelle im Wintermärchen die ältere. Mithin hätte hier der Gelehrte eine Anleihe von dem Dichter erhoben. Der Dichter hat das Wintermärchen nach Robert Greene's damals sehr beliebten Erzählung bearbeitet: Die anmuthige Geschichte des Doraftus und der Faunia, wobei er nicht nur deren Kern, die Liebesgeschichte von Doraftus und Faunia, von ihm Florizel und Perdita genannt, unverändert ließ, sondern auch viele Stellen in Worten und Reden in das Drama übernahm. Die als Flora herausstaffirte Perdita überreicht auf dem Feste der Schafschur den vornehmen Gästen mit anmuthigen Reden Blumen, deren Namen in dem Essay Bacon's zum großen Theil wenn auch in anderer Reihenfolge wiederkehren. Der Gelehrte zählt sie trocken nach der für sie geeigneten Jahreszeit auf. Perdita sagt: „Verehrte Herren! Hier ist für Sie Rosmarin und Raute, sie blühen und duften den ganzen Winter lang." Bacon: „Für Dezember, Januar und die zweite Hälfte des November mußt du solche Gewächse ziehen, welche den ganzen Winter über grün bleiben: Rosmarin, Lavendel und Majoran". Im weiteren Verlauf stimmt dann wörtlich überein: „Kühne Schlüsselblumen, die Kaiserkrone, Lilien aller Art", bei Perdita, während es bei Bacon heißt: „Die Primel, die Kaiserkrone und Lilien aller Art". Daraus zu schließen, daß Bacon auch das ältere Drama geschrieben haben muß, ist eine Kühnheit, die von Mrs. Henry Pott nicht überrascht. Man sollte doch meinen, daß Shakespeare die wilde wie die zahme Flora genau so gut, wenn nicht besser kannte als der Gelehrte, dessen Versuch der Gartenkunst ein Schnitzel von der Hobelbank ist, an der er sein Novum Organum arbeitete. Entschieden gegen Bacon aber zeugt der Naturalismus, mit dem das Fest der Schafschur und das Verhalten der Schäferknechte dabei geschildert ist. Shakespeare, der auf dem Lande geboren und in dem kleinen Landstädtchen groß wurde, mußte beides genau kennen. Ferner erheischt die Frage eine Antwort, was Bacon, der schon längst nicht mehr um das tägliche Brot zu sorgen hatte, bewegen sollte, nach wie vor fremde Stücke für die Bühne zuzustutzen? Trieb ihn aber der innere Drang zum poetischen Schaffen, dann ist nicht abzusehen, warum er sich nicht an würdigere Aufgaben machte, nicht Eigenes ersann. Endlich steht es mit seinem Streberthume, das in dem Prozesse gegen Essex die Maske abgeworfen, im Widerspruche, daß sein brennender Ehrgeiz im Stande gewesen sein soll, sich in die idyllische Märchenwelt zu flüchten. Aus derselben Zeit wie das Wintermärchen stammt auch Der Sturm.

Aus Shakespeare's Leben beantworten sich dagegen diese Fragen auf die einfachste Weise. Er war Theaterdichter, an den Einnahmen der Vorstellungen betheiligt und hatte daher ein doppeltes Interesse, für die Bedürfnisse seiner Bühne zu sorgen. Seine letzte Schöpfung war das Huldigungs- und Ausstattungsstück Heinrich VIII. Wir wissen aus seinen Sonetten, wie tief er das Vorurtheil empfand, das auf seinem Stande ruhte und so trachtete er danach, seitdem seine Vermögensverhältnisse sich besserten, zu einer geachteten Stellung zu gelangen. Durch seine Mutter der Gentry angehörig, bewirbt er sich durch seinen Vater um ein Familienwappen, das ihm auch ertheilt wird, und am 9. April 1604 steht er zum letzten Male auf der Liste der „Schauspieler des Königs". Gleich nach dem Regierungsantritt Jakob I. bewirbt er sich um die Stelle eines master of the revels (Intendant der Hoffestlichkeiten) und im Jahre 1609 um die Stelle eines Schauspielinstruktors. Es mißlang. Anderes wirkte mit, ihm die Beziehungen zum

Theater zu verleiden: die wachsende Feindseligkeit der Puritaner gegen die Bühne, das Hervortreten jüngerer Dichter, welche den Geschmack des Publikums in andere Bahnen lenkten, endlich ein Bedürfniß nach Ruhe, das sich bei ihm um so früher einstellen mußte, je gewaltiger seine geistige Anstrengung, besonders der Phantasie gewesen war. Deutet schon Hamlet auf eine dunkel gefärbte Weltanschauung, so mehr noch Timon von Athen. Hier klingen Stimmungen oder richtige Verstimmungen nach, welche seine Flucht aus der Wirklichkeit in die Märchenwelt des Wintermärchen und des Sturm erklären. Heinrich VIII. aber trägt unzweifelhaft Spuren einer ermüdeten Schöpferkraft. Allerdings darf man an ein Gelegenheitsstück keinen allzuhohen Maßstab anlegen; dennoch begegnen wir in keinem seiner früheren Dramen so bedenklichen Anzeichen. Dem Verse fehlt die gewohnte Glätte, die Sprache leidet an Dunkelheiten, die Idee ist unklar und die Handlung läßt die dramatische Einheit wie den ethischen Mittelpunkt vermissen. Schlimmer noch ist es, daß die Karaktere sich nicht stetig wie sonst entwickeln. Ganz wesentliche und entscheidende Züge treten in der thatsächlichen Erscheinung bis zur Undeutlichkeit zurück, um dann dem fertig dastehenden Bilde in irgend einem deklamatorischen Berichte angehängt zu werden.

Das Stück wurde am 29. Juni 1613 „mit außergewöhnlicher Pracht und Majestät“ zum ersten Male aufgeführt und bei dieser Gelegenheit der Globe ein Raub der Flammen. Der Pfropfen einer Kanone, welche abgefeuert wurde, um das Erscheinen des Königs auf dem Maskenfeste im Hause des Kardinals Wolsey anzukündigen, soll das Strohdach entzündet haben. In weniger als einer Stunde war das Haus bis auf den Grund niedergebrannt. Der Brief des Sir Henry Wotton an seinen Neffen vom 6. Juli 1613, der dieses ausführlich berichtet, versichert ausdrücklich, daß außer dem Gebäude nichts verloren gegangen sei, also auch nicht die Manuskripte Shakespeare's, der bei dem Brande einen Vermögensverlust nicht erlitten zu haben scheint. Man schließt aus diesem letzteren Umstande, daß er damals nicht mehr Miteigenthümer oder Theilhaber des Theaters war.

Das Globetheater hat sich aus der Asche wie ein Phönix schöner wieder erhoben, der Genius des Dichters nicht mehr. Er starb drei Jahre später in Stratford.

Da der Brand des Theaters mit der Zeit zusammenfällt, in der sich die Huld des Königs endlich Bacon zuwendete und er zum Kronanwalt (Attorney General) ernannt wurde, so erklärt die stets sprungbereite Phantasie der Mrs. Pott hieraus das Verstummen Shakespeare's. Und kaum ist der Günstling Buckingham's gestürzt, so läßt sie ihn die erste Gesammtausgabe seiner Dramen veranstalten. Diese erste Ausgabe in Folio erschien 1623.

Die nächste Frage ist nun wohl, warum Bacon auch jetzt noch hinter Shakespeare's Namen sich verbirgt? Die Gründe, welche dafür früher geltend gemacht wurden, sind ja weggefallen. Bacon's eigener Namen ist durch seinen Prozeß so tief in Schmach getaucht, daß nichts näher gelegen hätte, als ihn durch die Enthüllung seiner Autorschaft neu zu vergolden. Aber, könnte man einwenden, er fuhr fort, trotz seines tiefen Falles nach der königlichen Gunst zu streben, die ihm auch gegen Ende seines Lebens nochmals zulächelte. Aber diese erste Gesammtausgabe wurde durch einen Wunsch des Hofes veranlaßt und Bacon hätte eine so günstige Gelegenheit ungenutzt gelassen, wenn er wirklich der Dichter der Dramen war? Er macht im Gegentheil sein Inkognito noch unenthüllbarer, indem er es zuläßt, daß die beiden Freunde und Kameraden des Verstorbenen, John Heminge und Henry Condell, die als Herausgeber auf dem Titel stehen, der Infolio-Ausgabe die weihrauchduftenden Verse von Ben Jonson, Hugh Holland, J. Digges und J. M. vordrucken. Denn die beiden Herausgeber mußten doch nothwendiger Weise den wahren Verfasser kennen, sie mußte Bacon in's Vertrauen gezogen und ihnen die in seiner unfreiwilligen Muße sorgfältig korrigirten Manuskripte der Dramen übergeben haben.

Nichts von alledem! Aus der Vorrede von Heminge und Condell erfahren wir zunächst, daß die Stücke „nun zum Vorschein eher durch einen Wunsch des Hofes als durch gekaufte Empfehlungsschreiben“ kommen. Darauf fahren sie fort:

„Allerdings wäre es sehr wünschenswerth gewesen, daß der Autor selbst noch in seinem Leben eine Ausgabe und Durchsicht seiner eigenen Schriften unternommen hätte. Da es aber anders gekommen und er durch seinen Tod um dieses Recht gebracht worden ist, so bitten wir, beneidet nicht seine Freunde um ihre Sorgfalt und Mühe, die sie bei diesem Dienste, die Stücke zu sammeln und herauszugeben, übernehmen mußten. Nachdem ihr vordem mit verschiedenen gestohlenen und erschlichenen Abschriften, verstümmelt und entstellt durch die Ränke und Diebstähle schmählicher Betrüger, getäuscht worden seid*), erhaltet ihr eben jene Stücke neu, geheilt und vollkommen an ihren Gliedmaßen, zur Einsicht dargeboten; die andern alle durchaus in richtiger Anzahl, wie ihr Schöpfer sie erdacht hat. —“

Die beiden Herausgeber behaupten jedoch in dem Schlußsatze mehr, als vor der Prüfung zu bestehen vermag. Denn zunächst ist der Text sehr vieler Stücke mangelhaft, so daß die Annahme naheliegt, es habe für diese nicht Shakespeare's eigene, also auch nicht die von Bacon verbesserte Handschrift, sondern eine solche zum Gebrauch für das Theater vorgelegen. Ferner sind mehrere Stücke von den Herausgebern gar nicht nach Manuskripten, sondern nach jenen älteren Raubausgaben, die in Quarto waren, abgedruckt worden. Endlich ist zu erwähnen, daß der Text dieser ersten Gesammtausgabe gegen mehrere ältere Quartausgaben zurücksteht und daß die Abweichungen in jener keineswegs immer Verbesserungen sind. Auch auf den Umstand muß aufmerksam gemacht werden, daß die Reihenfolge der Stücke in dieser ersten Gesammtausgabe nicht chronologisch, sondern ganz willkürlich ist. Aus alledem erhellt, daß Bacon mit dieser ersten Gesammtausgabe nichts zu thun gehabt hat, mithin auch die Dramen, wenn es jetzt noch eines Beweises dafür bedürfen sollte, sein geistiges Eigenthum nicht sind. Denn welcher Dichter wäre so herzlos gegen seine Erzeugten, daß es ihn gleichgiltig ließe, welcher Gestalt sie in die Oeffentlichkeit treten, wenn es in seiner Macht steht, sie auf's beste herauszuputzen? Es läßt sich mithin für Bacon's Autorschaft auch kein Kapital aus den Abschriften von Richard II. und Richard III. schlagen, welche Mrs. Pott in dem Schriftenbündel fand, das die unbestreitbar von Bacon herrührenden Dichtungen enthielt. Man weiß ja, wie häufig Schriftstücke unter andere gerathen, zu denen sie nicht gehören, und in unserm Falle konnte solches um so leichter geschehen, als die beiden Abschriften keinen Autornamen tragen. Außerdem will es ein besonderes Mißgeschick, daß Richard II. gerade zu denjenigen Stücken der Gesammtausgabe gehört, deren unzweifelhaft besseren und richtigeren Text die älteren Raubausgaben enthalten. Da Bacon seine eigenen Manuskripte so sorgfältig aufbewahrte, so hätte Mrs. Pott eigentlich davor stutzig werden sollen, daß sie von 37 Stücken nur zwei vorfand.

Es ist verlorene Liebesmühe, Shakespeare den Lorbeer entreißen zu wollen. Anstatt fortwährend Ben Jonson gegen ihn zur Hilfe zu rufen, sollte man diesen vielmehr als einen Beweis dafür aufstellen, daß man einen dürftigen Schulunterricht genossen haben und trotz eines unruhigen wechselvollen Lebens ein gebildeter, sogar gelehrter Mann sein kann. Denn Ben Jonson begann als Handwerker, wurde Soldat, Schauspieler, Privatgelehrter und im Jahre 1616 vom König Jakob mit einem Jahresgehalt zum Poeta laureatus ernannt. Wenn es ihm möglich war, als Autodidakt sich ein bedeutendes Wissen zu erwerben, warum soll Shakespeare so unwissend und ungebildet geblieben sein, wie er nach London kam? Wußte er auch wenig Griechisch und Latein, so standen

*) Shakespeare selbst hat nicht ein einziges seiner Dramen in Druck ausgehen lassen. Die Stücke gehörten seinem Theater und sie durch Abschriften oder Druck verbreiten, hätte geheißen, ihre Anziehungskraft durch die Konkurrenz der anderen Theater schädigen.

ihm doch, wie bereits erwähnt, die Schätze der alten Welt in Uebersetzungen zu Gebot, und daß er sie fleißig benutzt, davon zeugen seine sämmtlichen Dichtungen. Das Urtheil Ben Jonson's lautet aber vollständig:

„Und wußtest du auch wenig nur Latein,
Noch wen'ger Griechisch, ist doch Größe dein,
Davor sich selbst der Donnrer Aeschylus,
Euripides, Sophokles beugen muß,
Gleichwie Pacuvius, Accius, Seneca:
O wären sie, dich zu bewundern, da!"*)

Die Stelle ist aus dem prachtvollen Gedicht, welches die erste Gesammtausgabe von Shakespeare's Dramen eröffnet. Ben Jonson nennt ihn darin „die Seele des Zeitalters", rühmt von ihm, daß die Natur selbst freudig sein Gewand trug und fährt dann fort:

„Doch darf ich der Natur nicht Alles geben,
Auch deine Kunst Shakespeare muß ich erheben,
Denn ist auch Stoff des Dichters die Natur,
Wird Stoff zum Kunstwerk durch die Form doch nur;
Denn wer will schaffen lebensvolle Zeilen,
Wie du, der muß viel schmieden, hämmern, feilen,
Muß an der Musen Ambos stehn wie du,
Die Form bilden und sich selbst dazu.
Vielleicht bleibt doch der Lorbeer ihm verloren.
Ein Dichter wird gebildet wie geboren.

Warum wollen die Baconianer dieses Urtheil eines Zeitgenossen, der Shakespeare genau kannte, unterschlagen? Aus keinem andern Grunde, als weil die Kritik, seitdem Shakespeare aus der Asche, mit der ihn der Vulkan der englischen Revolution überschüttet hatte, endlich wieder ausgegraben worden, seine Dramen maßlos überschätzte. Dem schwächlichen, zopfigen Poetengeschlechte des vorigen Jahrhunderts mußten seine Werke freilich wie ein Riesenbau erscheinen, und so ist denn die Kritik bis in unsere Tage geschäftig gewesen, die Dramen als unfehlbar hinzustellen und ihnen womöglich das Wissen aller Fakultäten zuzuschreiben. Ganz nach scholastischer Weise verfahrend, hat sie nur immer Beweis auf Beweis von der Unübertrefflichkeit der Dramen gehäuft und giebt nun lieber den Dichter auf, von dem man nur wenig weiß und dieses Wenige zudem durch allerlei Anekdotenkram getrübt, als daß sie das Dogma einer Prüfung unterzöge.

Diese Prüfung zuerst gewagt zu haben, denn es gehörte dazu Muth, ist das Verdienst Rümelin's.*) Mit voller Anerkennung des bewunderungswürdigen Naturgenies, das Shakespeare von Dr. Samuel Johnson zugesprochen wird, weist Rümelin an den Dramen nicht nur deren Schwächen und Fehler nach, sondern auch, daß dieselben eine nothwendige Folge von des Dichters Lebens- und Bildungsgange und seinem Stande als Schauspieler seien. In Uebereinstimmung damit geht aus den Dramen nicht minder deutlich hervor, daß Shakespeare zwar Menschenkenntniß, doch nur geringe Weltkenntniß besaß. Bei der ersten half ihm, wie Schiller, dichterische Intuition die Schranken erweitern, in die ihn das Vorurtheil gegen seinen Stand einengte. Die Weltkenntniß, die Goethe im höchsten Grade besaß, hätte er nur erlangen können, wenn ihm der Verkehr mit den bürgerlichen Klassen nicht verschlossen gewesen wäre. Mit beiden gemein hatte er die stürmische Jugend. Wie gut er seine als Theatertheilhaber und Direktor erworbene Geschäfts- und Weltkenntniß dichterisch zu verwerthen wußte, beweisen u. A. die Stellen, aus denen die Vermuthung entsprungen ist, daß er eine Zeit lang Schreiber bei einem Notar gewesen sein müsse. Aus seiner beschränkten Einsicht in die bürgerlichen Zustände der Menschen erklärt sich die Unsicherheit und Unzulänglichkeit seiner Zeichnung realer Verhältnisse, wo er derselben als Grundlage und Motiv des dramatischen Baues bedarf, wie z. B. in Lear, in Othello. Man wird daher auch nie einen Stand als solchen bei ihm geschildert finden, selbst die Geistlichen erkennt man bei ihm nur am Kleide. Welchem Stande auch das Individuum angehören möge, nie bedingen die Eigenschaften jenes den Karakter dieses. Immer ist es nur der Mensch als solcher, der uns vorgeführt wird und was ihn karak-

*) Nach der Uebersetzung von Bodenstedt.

*) Shakespearestudien von Gustav Rümelin.

terisirt, und was mit unerreichter Meisterschaft karakterisirt wird, ist sein Empfinden, seine Leidenschaft, welch letztere sich bei allen seinen Figuren nur zu leicht übersteigert. Sein Genie hat einen vorwiegend lyrischen Zug, den wir auch deutlich in seinen Sonetten erkennen, und in der Lyrik liegt seine Stärke.

Bezeichnend ist es für diese, daß Shakespeare nach Ueberwindung der Sonett- und Concettiform entschieden zum Volkstone hinneigt. Die Lieder in seinen Dramen könnte man für wirkliche Volkslieder halten. Denselben Karakter offenbaren seine Aussprüche und Sentenzen, sie gemahnen an die Volksweisheit und kleiden sich wie diese häufig in die Form des Sprüchworts, nicht des entlehnten, sondern des eigen gebildeten. Es ist eben eine Weisheit, die aus den gegebenen Verhältnissen hervorgeht, keine Reflexion des Gelehrten oder Metaphysikers. Shakespeare ist praktischer Lebensphilosoph und nur zu gern hängt er den Gelehrten und spekulativen Philosophen etwas an. Das alles sind Merkmale, die nicht auf Bacon passen, der, von der Theologie sich trennend, zuerst den Gedanken an eine Philosophie der positiven Wissenschaften faßte und ein Vorläufer der induktiven Methode war. Nicht weniger schlecht als die Philosophen fahren bei Shakespeare die Geistlichen. Ohne ein religiöses Gemüth je durch irgend eine Aeußerung zu verletzen, setzte er dem Puritanerthum noch schärfer und häufiger als der katholischen Geistlichkeit zu. Freilich belästigte und drückte ihn jenes unmittelbarer durch seine zunehmende Feindseligkeit gegen alles Theaterwesen. Von dem politischen Funken, der in dem Puritanerthum glomm, hatte er keine Ahnung. Er hatte eben keinen Zutritt zu den bürgerlichen Kreisen, die von den politischen Tagesfragen bewegt wurden. Die Theaterzensur war allerdings streng; trotzdem würde Bacon, der mitten in dem praktischen Leben stand, sich dadurch nicht haben abhalten lassen, die politischen Tagesinteressen wenigstens zu streifen. Er hätte es gar nicht vermeiden können, selbst wenn er es gewollt. Auf das Beispiel von Goethe gestützt, könnte man die Behauptung wagen, daß Bacon, der durch seine wissenschaftlichen Werke dem neuen freien Denken die Bahn eröffnete, auch in seinen Dramen den Athemzug eines neuen Geistes hätte verspüren lassen, mochte er politisch auch reaktionär sein. In der Dichtkunst kann man eben nicht heucheln. Und so heuchelt auch Shakespeare nicht, sondern offenbart sich uns als der strengste Royalist, als Anhänger der Hof- und Adelspartei vom reinsten Wasser und als junkerlich hochmüthiger Verächter des Bürgerthums und Volkes. Der Nerv seiner Zeit war für ihn todt.

Daß ihm durch die Vorurtheile seiner Zeit die Fühlung mit den bürgerlichen Klassen abgeschnitten wurde; daß diese in seinen Dramen den Schlag ihres Herzens nicht hörten, ihre Zustände nicht geschildert sahen, und seine Dramen von allem, was der Tag bringt und berechtigt, abgelöst sind — darin liegt es, daß er so bald in dem aufgewühlten Strom der Zeit versank und vergessen ward. Auf dieser Freiheit von allen Tagesinteressen, die morgen von anderen verdrängt werden, beruht es aber auch, daß seine Dramen für alle Zeiten leben. Ihnen einen andern Namen als den Shakespeare's an die Stirn zu schreiben, ist ein vergeblicher Versuch.

Die neuesten Forschungen über die Lungenschwindsucht.

Von **Dr. Max Bylo.**

Kaum ein Jahrzehnt ist vergangen, daß Robert Koch den Träger des Tuberkelgiftes, den Tuberkelbazillus, fand und eine der genialsten Entdeckungen unseres Jahrhunderts der Wissenschaft und dem Publikum offenbarte, und schon — denn was bedeutet ein Jahrzehnt in dem Strome des wissenschaftlichen Lebens und Denkens

— sind wir durch die Forschungen der jüngsten Tage um einen Schritt weiter gerückt in der Erkenntniß des Wesens und der Art dieser verderblichen Seuche!

Jenes zierliche Stäbchen von märchenhafter Kleinheit (2—5 μ d. h. der tausendste Theil eines Millimeters), das in seinem Körper Tod und Verderben mit sich führt, fand Koch als den alleinigen Erreger der Lungenschwindsucht, ohne den die Entstehung dieser Krankheit undenkbar ist. Koch wies ihn nicht nur in den verschiedensten von der Schwindsucht befallenen Organen nach, sondern es gelang ihm auch, ihn auf Blutserumgelatine zu züchten und durch Impfung der reingezüchteten Bazillen Tuberkulose bei Thieren zu erzeugen. Damit war der Beweis für den Satz „ohne Bazillus keine Tuberkulose" bis zum letzten Gliede erbracht und die Wissenschaft nahm von dem Tage an diesen Satz als unumstößlich wahr an. In den menschlichen Organismus gelangen die Bazillen oder deren Sporen (d. h. Zellen aus denen wieder Bazillen werden) aus der Außenwelt und zwar entweder mit der Athmungsluft oder mit den eingenommenen Nahrungsmitteln oder durch eine zufällige Verunreinigung der der Außenwelt zugänglichen Schleimhäute. In die Außenwelt wiederum gelangt der Bazillus durch den Auswurf und die Absonderungen von an Tuberkulose erkrankten Menschen oder Thieren; schon Koch hatte gezeigt, daß die an tuberkulöser Lungenschwindsucht Leidenden große Mengen von Bazillen mit ihrem Auswurf nach außen befördern. Aus diesen Bazillen werden durch Abnahme des Nährmaterials die oben schon erwähnten Sporen und diese sind es, die vermöge ihrer zäheren Lebensbeschaffenheit sich lange Zeit erhalten und weiter verbreiten können.

Soweit gieng die exakte und allen wissenschaftlichen Forderungen entsprechende Beweisführung Koch's, des Begründers der modernen Lehre der Bakteriologie. Aus seinen Untersuchungen hatte man mit folgerichtiger Gewißheit schließen können, daß die enorme Verbreitung der Tuberkulose über die ganze Erde nur aus einer massenhaften Vervielfältigung des Tuberkelgiftes herstammen, und daß diese letzte wiederum nur durch den Faktor, der allen lebenden organischen Wesen ureigen und unentbehrlich ist, nämlich die Luft, bewirkt werden könne. Der Verdienst, diesen Beweis in den jüngsten Tagen erbracht und damit das letzte Moment zur Biologie des Tuberkelbazillus geliefert zu haben, gebührt Dr. Cornet, einem Schüler Robert Koch's.

Die Bedeutung der Tuberkulose als Volkskrankheit ist von Jahr zu Jahr gewachsen; seit die meisten Fälle von Skrophulose, von Knochen- und Gelenkkrankheiten und anderen mehr als tuberkulös erkannt sind, dürften mindestens $^1/_3$ aller Todesfälle dieser Krankheit zuzuschreiben sein. Keine Gegend, kein Klima, keine Rasse oder Nation ist davor bewahrt geblieben: Einmal eingeschleppt, durch ungünstige soziale Verhältnisse gesteigert, ist sie die mörderischste Kulturkrankheit unseres Jahrhunderts geworden. Nachdem nun Koch das unsterbliche Verdienst errungen, den Tuberkelbazillus nachgewiesen und gezüchtet zu haben, hat Cornet die Frage, woher kommt der Bazillus und wie kommt er in den menschlichen Organismus, in epochemachender Weise gelöst.

In der Voraussetzung und Annahme, daß der Tuberkelbazillus nicht „ubiquitär", d. h. überall an allen Orten und Plätzen anzutreffen sei, sondern nur in nächster Nähe der von der Lungenschwindsucht Befallenen auf neue Opfer lauere, nahm Cornet zum Gegenstande seiner Untersuchungen den Staub, der sich in unmittelbarer Umgebung der Kranken vorfand. Diesen an den Wänden haftenden, auf Bettleisten ꝛc. abgelagerten, aus der Luft stammenden Staub rieb er mittelst eines Platinspatels ab und nachdem er ihn auf dem Wege der Kultur konservirt hatte, spritzte er ihn Meerschweinchen, die sich als die besten Versuchsthiere erwiesen haben, ein. In dieser Weise wurden Untersuchungen ausgeführt in 7 Krankenhäusern, 3 Irrenanstalten, 2 Gefängnissen und bei 62 Privatpatienten, kurz Orten, wo Schwindsüchtige längere Zeit lebten; endlich 29mal in Polikliniken, Waisenhäusern, Instituten, chirurgischen Sälen und Straßen, Orten, wo Schwindsüchtige

sich nicht dauernd, sondern nur vorübergehend aufgehalten hatten. Das Resultat dieser Versuche war nun, daß mit 118 Staubproben aus Krankensälen, Zimmern 2c. in allen Fällen Tuberkulose hervorgerufen wurde, mit 29 Staubproben von Orten, die Schwindsüchtige nicht zum ständigen Aufenthalte dienten, dagegen in keinem Falle. Mit einem Wort „die nächste Umgebung jener Orte, an denen Schwindsüchtige sich ständig aufhalten, ist vergiftet und erzeugt immer von neuem die verderbliche Seuche".

Die einzige Quelle der Tuberkelbazillen ist der tuberkulöse Mensch, der durch seinen Auswurf unaufhörlich massenhaft Bazillen zu Tage fördert. Dieser Auswurf vertrocknet allmälig, vermischt sich mit dem Staub im Zimmer 2c., die Bazillen, auf schlechtere Ernährung gesetzt, werden zu Sporen und diese durch geringe mechanische Ursachen wie ein Windstoß 2c. der Luft einverleibt. So gelangen sie mit Staub innig verbunden zur Einathmung und die Tuberkulose hat ihren Einzug in den Körper des unglücklichen Opfers gehalten. Wo kein Auswurf hinkommt, da ist auch kein Ansteckungsstoff; wo der Auswurf sich findet, da ist der Bazillus im Staub der Gesimse und sonst überall in den Räumen verbreitet. Kasernen, Krankenhäuser, Gefängnisse — letztere haben bis 66 Proz. Mortalität an Tuberkulose — Fabrikstädte, Gasthöfe, wo Lungenkranke viel verkehren, sind begreiflicher Weise Lieblingsbrutstätten. Diese Thatsachen sind von eminenter Wichtigkeit: lehren sie uns doch mit unumstößlicher Gewißheit die Art der Verbreitung der gefährlichsten Volkskrankheit.

Wenn nun der Satz: „ohne Bazillus keine Tuberkulose" gilt, so kommt noch ein nicht unerheblicher Faktor hinzu, der das Zustandekommen der Krankheit begünstigt resp. verhindert, das ist die persönliche Disposition des Befallenen, die erworben oder vererbt sein kann. Viele Kinder, besonders in großen Städten, kommen mit dem Tuberkelkeim in sich zur Welt und doch stirbt nur ein Theil innerhalb der ersten 2 Jahre, während die übrigen, je nach den Lebensverhältnissen, ein höheres Alter erreichen. Der Grund für diese doch immerhin erfreuliche Erscheinung sind die günstigen hygieinischen Bedingungen, unter denen sich Kinder als Kinder meist befinden. Sie essen noch genug, bewegen sich viel in frischer Luft, ruhen nach Bedürfniß, haben keine Sorgen, guten Stoffwechsel, und so entwickelt sich der Tuberkelstoff langsamer oder geht zu Grunde. Die Erfolge, welche die Neuzeit in gewissen Sanatorien an der Riviera, im Engadin, Meran, Görbersdorf 2c. aufzuweisen hat, beruhen zum großen Theil auf der Einwirkung günstiger hygieinischer Faktoren auf den Gesammtorganismus. Alle schwächenden Einflüsse dagegen disponiren zur Tuberkulose wie langdauernde Krankheiten, große Blutverluste, ferner schlechte Ernährung, Mangel an Bewegung, Aufenthalt in schlechter Luft, fortgesetzte anstrengende Arbeit. Der Umgang mit Kranken und der Aufenthalt in infizirten Räumen sind die Hauptursachen der häufigen Erkrankungen in Klöstern, Gefängnissen und Lehranstalten. Das Mißverhältniß zwischen Beschäftigung und Ruhe, die Gleichgiltigkeit gegen die körperliche Entwicklung und Ausbildung der den Anstalten Anvertrauten, neben Mangel an guter Luft in den Klassenräumen, ist die Hauptursache der Anlage zur Tuberkulose bei vielen Schülern. Große Strapazen haben denselben Effekt. Zwei Münchener Professoren haben dies für die Friedensarmee nachgewiesen, für Kriegszeiten haben es die Verluste durch Tuberkulose nach dem Feldzug 1870/71 bei der Mannschaft, welche den Krieg mitgemacht hatte, gezeigt.

Ist der Körper durch solche schwächende Einwirkungen, deren sich noch viele aufzählen ließen, in seinen Grundvesten erschüttert, so kann er dem Eindringen und Wuchern der Tuberkelbazillen keinen Widerstand leisten, er hat die Disposition zur Tuberkulose erworben und diese muß bei jedem Menschen vorhanden sein, soll er an Tuberkulose erkranken.

Eine zweite Quelle der Infektion, wenn auch in viel geringerem Maßstabe sind die Nahrungsmittel. Das Fleisch perlsüchtiger, d. h. tuberkulöser Thiere, wie

ihre Milch und die Produkte derselben sind in zahlreichen Fällen schon die Ursachen der Infektion beim Menschen geworden.

Was kann man nun gegen diesen Todfeind der Menschheit, der uns überall angähnt, uns überall zu vernichten sucht, zum Schutze und zur Rettung thun?

Gewaltige Aufgaben sind es, die hier der Staat, die Gesellschaft, lösen kann zum Schutze der bedrohten Menschheit! Aber auch jeder einzelne, der Gesunde wie der Erkrankte, können ihrerseits dazu beitragen, das Weiterumsichgreifen dieses gefährlichen Feindes zu verhindern. Wir haben gesehen, daß die Gefahr einzig und allein in dem Auswurf der Phthisiker, der austrocknet und sich der Luft einverleibt, liegt; dagegen ist der Athem derselben, der Feuchtigkeit genugt besitzt, um eine Ablösung der Bakterien zu verhindern, nicht im mindesten gefährlich. Der Auswurf also muß unschädlich gemacht, muß vernichtet werden. Der Kranke muß sich vor allem bewußt werden, daß er bei unrichtigem Verhalten die größte Gefahr für sich selbst bildet. Neu eingeathmete Bazillen, an einer neuen Stelle einen Krankheitsherd bildend, können entscheidend für den ganzen Verlauf sein. Daher soll er, wenn er zu Hause ist, nie und unter keinen Umständen auf den Boden, nie und unter keinen Umständen in's Taschentuch spucken, sondern in einen Spucknapf, dessen Boden etwas Wasser enthält. Dann kann er die Beruhigung haben, daß er sich nicht schädigt und Niemand von seiner Umgebung gefährdet. Der Phthisiker soll ferner vermeiden, seine Familie zu küssen; von ihm benützte Gläser, Löffel 2c. dürfen erst nach sorgfältiger Reinigung im heißen Wasser von andern Personen gebraucht werden. Die Wäsche muß sorgfältig ausgekocht, in Anstalten, die der Staat zu errichten hat, im Wasserbade bei Siedetemperatur desinfizirt werden. Desgleichen ist eine gründliche Desinfektion der von einem verstorbenen Phthisiker hinterlassenen Betten, Kleider 2c. vor dem Wiedergebrauch erforderlich. Soweit die Maßnahmen des Erkrankten und seiner Umgebung.

Gewaltiger und größer sind die Aufgaben des Staates, dessen Bestreben es sein muß, nicht erst den eingebrochenen Feind zu bekämpfen, sondern schon dem herannahenden jeden Boden zu entziehen. Und dies kann er, wenn er alles aufbietet, den Körper der Menschen zu kräftigen und zu stärken zum siegreichen Kampfe gegen den Bazillus.

Wir wissen zu unserem Trost und unserem Glück, daß in einem gesunden und kräftigen Körper der Tuberkelstoff nur sehr schwer die Oberhand gewinnen kann. Daher vor Allem und für Alle Kräftigung und Abhärtung des Körpers. Durch Belehrung in den weitesten Kreisen des Publikums, durch Anordnungen in den Schulanstalten, durch vernünftige Arbeiterschutzgesetze kann der Staat eine Kräftigung der Generation erzielen. Er muß klar machen, daß durch Waschungen und Bäder, durch Bewegung im Freien, durch Turnen, Reiten, Schwimmen, durch Märsche und Bergsteigen, geeignete Kleidung, durch richtige Ernährung bei Ausschluß infizirter Nahrung, wobei besondere Maßregeln zur Bekämpfung der Tuberkulose des Rindes 2c. zu ergreifen wären, durch richtige Vertheilung von Arbeit und Ruhe, der Organismus gekräftigt, daß durch sofortige und ordentliche Behandlung der Krankheiten, besonders der Lungen, gar oft einer Entkräftigung und längerem Siechthum des Körpers und damit dem Einnisten einer Infektionskrankheit vorgebeugt werden kann. Ueber die Reinlichkeit und Salubrität der Wohnungen, die Nichtüberfüllung der Wohnungen, Schulen, Quartiere, über die Sorge für gutes Wasser und gute Luft allüberall, kurz, über die weitumfassendste Hygieine der Städte und Orte zu wachen, ist Aufgabe des Staates und der Gemeinwesen — soll in dem Vernichtungskampfe gegen den Tuberkelbazillus ein nur nennenswerther Erfolg erzielt werden.

So lange man mit verschränkten Armen der Seuche gegenübersteht und sich einzig und allein darauf beschränkt, sie in ihren furchtbaren Zahlen jährlich zur statistischen Verwerthung zu bringen, so lange wird sie die Geißel des Menschengeschlechtes bleiben und Jahr für Jahr tausende dahinraffen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Die Fabrikinspektion im Jahre 1888 im Deutschen Reich

mit besonderer Berücksichtigung derselben in Preußen.

Die vor längerer Zeit erschienene Zusammenstellung der Jahresberichte der deutschen Fabrikinspektoren*) unterscheidet sich im äußeren Umfang nur wenig von jener des vorhergehenden Jahres. Dagegen sind dem Anhang eine große Anzahl statistischer Tafeln beigegeben, welche unter anderen die Nachweise über die Beschäftigung der jugendlichen Arbeiter in den der behördlichen Beaufsichtigung unterstellten Betrieben enthalten, Nachweise, die bekanntlich nur alle zwei Jahre erhoben werden und ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Die früher in der Presse und im Reichstag mit Recht erhobene Anklage, daß die im Reichsamt des Innern bearbeitete Zusammenstellung der Berichte tendenziös vorgenommen werde, kann diesmal kaum erhoben werden. So weit uns die Einzelberichte zur Kenntniß gekommen sind, zeigt nach unserer Beurtheilung die Zusammenstellung das Streben, das Wesentliche aus diesen Einzelberichten wiederzugeben, ohne daß dabei eine bestimmte Tendenz erkennbar ist. Doch fehlt manches aus den einzelstaatlichen Berichten, das in der Zusammenstellung nicht fehlen dürfte. Was dagegen die einzelstaatlichen Berichte nicht enthalten, kann natürlich auch die Zusammenstellung nicht liefern, und so vermissen wir insbesondere genauere Angaben sowohl über die Gesammtzahl der Betriebe, die der Beaufsichtigung unterworfen sind, wie über die Zahl derjenigen, die inspizirt wurden. Die hierüber vorhandenen Angaben sind durchaus ungenügend. Aus den 18 preußischen Aufsichtsbezirken sind nur 3 Angaben vorhanden, die eine solche Uebersicht gewähren. Darnach sind im II. Aufsichtsbezirk: Berlin, Charlottenburg und die Kreise Niederbarnim und Teltow, von 4659 der Aufsicht unterstellten Betrieben 1305 revidirt worden, und zwar wurden davon 55 wiederholt und 12 bei Nacht besucht. Im VI. Aufsichtsbezirk Breslau-Liegnitz kamen auf 6045 der Aufsicht unterstellten Betriebe nur 426, die revidirt wurden und davon wurden 12 wiederholt und 4 bei Nacht besucht. Endlich wurden im VIII. Aufsichtsbezirk Magdeburg von 2850 der Aufsicht unterstellten Betrieben nur 264 revidirt. Aus den übrigen preußischen Aufsichtsbezirken liegen mit Ausnahme vom IV. Bezirk Pommern und vom XI. Hannover, in welchen beiden ein Wechsel der Aufsichtsbeamten im Laufe des Berichtsjahres eintrat, zwar Mittheilungen über die Zahl der stattgehabten Revisionen vor, aber Angaben über die Zahl der Betriebe, die der Aufsicht unterstellt sind, fehlen vollständig, so daß ein Vergleich nicht möglich ist. Ebenso wenig sind aus den Berichten der übrigen deutschen Staaten hierüber nähere Angaben vorhanden*). Und doch gehören

*) Amtliche Mittheilungen aus den Jahresberichten der mit Beaufsichtigung der Fabriken betrauten Beamten. XIII. Jahrgang. 1888. Behufs Vorlage an den Bundesrath und den Reichstag zusammengestellt im Reichsamt des Innern. Berlin, Verlag von W. J. Bauer. 1889.

*) In der „Neuen Zeit", Jahrgang 1889, wurden die Fabrikinspektionsberichte für Baden S. 321 und folgende, für Württemberg S. 379 u. f., für Bayern S. 498 u. f. und für Sachsen S. 544 u. f. bereits besprochen, diese werden also in obiger Besprechung nicht mehr berücksichtigt.

diese Mittheilungen zu den allerwichtigsten, weil man aus ihnen allein erkennen kann, in wie weit die Fabrikinspektion ihre Aufgabe bezüglich des Besuchs der Betriebe erfüllt. Wenn in den oben bezeichneten drei Aufsichtsbezirken die Zahl der revidirten Betriebe nur 28, 7 und 9 Prozent von der Gesammtzahl der Betriebe umfaßt, so ist das ein Resultat, das doch wohl die Frage nahe legt, ob unter solchen Verhältnissen die Inspektion besonderen Werth besitzt. Darnach könnten in den beiden letzten Fällen vierzehn beziehentlich elf Jahre vergehen, ehe die betreffenden Aufsichtsbeamten in der Lage wären, den ihnen unterstellten Betrieben wenigstens je einen Besuch zu machen.

So absurd dieser Zustand ist, er entspricht der Gesinnung und Stimmung, die man bisher namentlich in den maßgebenden Kreisen Preußens von dem Werthe der Fabrikinspektion besaß. Dort hat man bisher systematisch jeder Erweiterung und Vervollkommnung dieses Instituts die ausgesprochenste Abneigung und den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt, und so darf man sich auch nicht wundern, wenn einem besonders beim Studium der preußischen Fabrikinspektorenberichte sich unwillkürlich der Glaube aufdrängt, daß die Verfasser bei Abfassung derselben mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen sind, um ja nicht durch unliebsame Kritik unbequemer Thatsachen nach Oben hin anzustoßen.

Die Berichte machen den Eindruck, als seien sie sorgfältig ausgebeint worden, damit sie zu keinen scharfen Angriffen Veranlassung geben und nicht zu weitergehenden Forderungen in Bezug auf die Arbeiterschutzgesetzgebung anreizen könnten. Es war überhaupt schon ein Vorgang, der baß Verwunderung erregen mußte, daß bei der ausgesprochenen Gegnerschaft des Fürsten Bismarck gegen das Institut der Fabrikinspektoren und obgleich bei der Etatberathung im preußischen Abgeordnetenhause im Jahre 1888 ein Antrag von Zentrumsmitgliedern, die preußischen Berichte wieder ausführlich und im Separatdruck erscheinen zu lassen, abgelehnt wurde, dieselben dennoch letzten Herbst erschienen*). Auf wessen Betreiben diese Veröffentlichung dennoch erfolgte, ist uns unbekannt. Sollten damals schon die Einflüsse sich bemerkbar gemacht haben, die in der neuesten Zeit zu dem Umschwung der Anschauungen in den maßgebenden Kreisen den Anstoß gaben?

Die Zahl der Fabrikinspektoren ist für das Deutsche Reich im Jahre 1888 dieselbe wie für 1887, nämlich 48. Von diesen fallen auf das große Preußen 18 mit 9 Hilfsbeamten, gegen 5 im Vorjahre. Daß diese Zahl eine viel zu geringe ist, bedarf nicht erst des Beweises. Der moderne Staat, der sich so viel auf seine „Arbeiterfreundlichkeit" zu Gute thut, wird ganz andere finanzielle Opfer bringen müssen als er bisher gebracht hat, will er nur einigermaßen den Aufgaben gerecht werden, die von Seiten der Arbeiterklasse immer lauter und nachdrücklicher ihm zugewiesen werden. Von dem Ruhm, die stärkste und schönste Armee der Welt zu besitzen, kann das Deutsche Reich auf die Dauer nicht leben, sintemalen ein solcher Ruhm auch außerordentlich kostspielig ist. Und außerdem soll man nicht vergessen, daß, will man gesunde kräftige Soldaten haben, man auch gesunde kräftige Arbeiter haben muß, und diese sind nur möglich, wenn endlich den degenerirenden Wirkungen unseres Fabriksystems durch eine grundlegende Arbeiterschutzgesetzgebung und eine umfassende und scharfe Kontrole der Ausführung dieser Gesetzgebung Einhalt gethan wird. Um letztere zu ermöglichen, muß die Zahl der Fabrikinspektoren mindestens verdreifacht werden und müssen ferner Männer für diese Posten ausgewählt werden, die neben der nöthigen Fachkenntniß auch das nöthige sozialpolitische Verständniß für ihre Stellung besitzen. Eine ganze Reihe der gegenwärtig amtirenden Aufsichtsbeamten hat für diese Seite ihrer Stellung

*) Jahresbericht der Königl. Preußischen Gewerberäthe nebst den Berichten der Bergbehörden über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter auf den Bergwerken, Salinen und Aufbereitungs-Anstalten Preußens, während des Jahres 1888. Amtliche Ausgabe. Verlag von W. J. Bauer.

gar kein Verständniß, das zeigen die Ausfälle, die Jahr für Jahr von einem Theil derselben gegen die Bestrebungen der Arbeiter auf Verbesserung ihrer Lage in den Berichten erscheinen und von großer Voreingenommenheit Zeugniß ablegen. Insbesondere ist es die Sozialdemokratie, die es auch noch andern dieser Herren als dem Dresdner Fabrikinspektor angethan hat und den Gegenstand sehr subjektiv gefärbter Bemerkungen bildet. Namentlich ist es das Kapitel der Arbeitseinstellungen, in dem diese Bemerkungen sich breit machen und in dem die ganze Einseitigkeit und Voreingenommenheit eines guten Theiles unserer Inspektoren an den Tag kommt. Von einer höheren Auffassung des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit, als sie das Unternehmerthum und eine in Vorurtheilen befangene Bureaukratie, welche ihre Weisheit an den Brüsten unserer offiziellen Vulgärökonomen eingesogen hat, besitzt, ist in den Berichten keine Spur vorhanden, und daher begreift sich's, daß gerade die klassenbewußten Arbeiter sich bisher noch so wenig mit diesem Fabrikinspektorenthum zu befreunden vermochten. So äußert der Aufsichtsbeamte für Hamburg, daß seine Stellung zu den Unternehmern auch in diesem Jahre eine sehr befriedigende gewesen sei, während der Verkehr mit den Arbeitern nicht fortgeschritten sei. Diese schienen es vorzuziehen, vermeintliche (!) Beschwerden in den Versammlungen der Fachvereine zur Sprache zu bringen.

Wir vermuthen, daß die Arbeiter glauben, auf diesem Wege weiter zu kommen, und wahrscheinlich haben sie nicht Unrecht.

Es sind noch eine Anzahl anderer Berichte, die hervorheben, daß der Verkehr mit den Arbeitern nicht recht in Fluß kommen wolle, wohingegen derjenige mit den Unternehmern immer häufiger werde. Den Grund für letzteres sieht der Beamte für Baden in dem Umstande, daß die Unternehmer mehr als die Arbeiter auf den amtlichen Verkehr mit dem Inspektor angewiesen seien. Von anderen Seiten hingegen wird angegeben, daß der Verkehr mit den Arbeitern sich gesteigert habe, und sie öfter als früher die Vermittlung der Aufsichtsbeamten in Anspruch nähmen.

Die Nachtarbeit der Frauen soll anscheinend in der Abnahme begriffen sein. Sehr erwünschbar wäre, über die Betriebe, die Nachtarbeit haben, sei es regelmäßig, sei es vorübergehend, eine genauere Aufstellung zu erhalten, bis jetzt fehlt eine solche gänzlich und tappt man bezüglich dieses doch sehr wichtigen Punktes vollständig im Dunkeln. Wahrscheinlich würde sich zeigen, daß Nachtarbeit weit häufiger ist als gemeiniglich angenommen wird und daß auch die Beschäftigung der Frauen an der Nachtarbeit häufiger vorkommt, als man glaubt. In den Zuckerfabriken soll sie ganz allgemein sein. So weit Angaben über Nachtrevisionen vorliegen, ergiebt sich, daß die preußischen Aufsichtsbeamten solche verhältnißmäßig am meisten vornahmen, doch wissen sie über besondere Uebelstände nichts zu berichten.

Die Aufnahmen über die Beschäftigung der jugendlichen Arbeiter von 12—16 Jahren geben ein interessantes Bild von der Entwicklung, welche sowohl die Beschäftigung der jungen Leute von 14 bis 16 Jahren, wie diejenige der Kinder von 12—14 Jahren in den letzten zwei Jahren genommen hat.

Was zunächst die Zahl der Betriebe betrifft, in welchen jugendliche Arbeiter beschäftigt wurden, so ergiebt sich folgendes Resultat:

Zahl der Betriebe in:	1888	1886	mehr	weniger
Preußen	16504	13372*)	3132*)	—
Bayern	1609	1357	252	—
Sachsen	5558	4987	571	—
Württemberg	974	763	211	—
Baden	1252	1141	111	—
Hessen	652	558	94	—
Latus . .	26549	22178	4371	—

*) Ohne Oppeln.

Zahl der Betriebe in:	1888	1886	mehr	weniger
Transport . .	26549	22178	4371	—
Mecklenburg-Schwerin . . .	40	39	1	—
Sachsen-Weimar	177	62	115	—
Oldenburg	242	122	120	—
Braunschweig	191	180	11	—
Sachsen-Meiningen	246	209*)	37	—
Sachsen-Altenburg	142	128	14	—
Sachsen-Coburg-Gotha . .	66	74	—	8
Anhalt	175	192	—	17
Schwarzburg-Sondershausen .	50	38	12	—
Schwarzburg-Rudolstadt . .	73	61	12	—
Waldeck	26	28	—	2
Reuß ältere Linie	—**)	98	—	—
Reuß jüngere Linie. . . .	120	96	24	—
Lübeck	36***)	—	—	—
Bremen	109	71	38	—
Hamburg	312	246	66	—
Im Deutschen Reiche . . .	28554	23642	4912	—

*) Für 1886 ist die Zahl der Bergwerksbetriebe nicht angegeben. **) Die Zahl der Anlagen für 1888 nicht angegeben. ***) Die Zahl der Betriebe ist für 1886 nicht angegeben.

Die Tabelle auf Seite 245 zeigt, wie sich die Zahl der beschäftigten jugendlichen Arbeiter von 12—16 Jahren in den verschiedenen Staaten und Altersklassen in diesen beiden Jahren gestaltet.

Von je 100 beschäftigten jungen Leuten waren
im Jahre 1888: 64,9 Proz. m., 35,1 Proz. w.
im Jahre 1886: 63,9 „ „ 36,1 „ „

Von je 100 beschäftigten Kindern waren im
Jahre 1888: 64,3 Proz. m., 35,7 Proz. w.
„ 1886: 64,3 „ „ 35,7 „ „

Das Verhältniß der beiden Geschlechter bei den Kindern ist hiernach in diesem Zeitraum sich gleich geblieben, dagegen hat bei den jungen Leuten das männliche Geschlecht etwas stärker zugenommen als das weibliche. Sehr auffallend ist sowohl die sehr große Zahl der beschäftigten Kinder im Königreich Sachsen im Vergleich zu der des übrigen Deutschland, wie die rasche Steigerung derselben. Das Königreich Sachsen beschäftigt allein ebenso viel Kinder in Fabriken als das gesammte übrige Reich. Sachsen beschäftigte 11474, das ganze übrige Deutschland 11439; hiernach ist Sachsen das Eldorado für die Kinderarbeit. Von den 1860 Kindern, um die sich die Zahl der in den Fabriken 2c. beschäftigten Kinder von 1886 auf 1888 vermehrte, kommen auf Sachsen allein 1304, also mehr als zwei Drittel. Das ist ein Mißverhältniß sonder Gleichen, das sich nur dadurch erklären läßt, daß die sächsischen Fabrikanten durch einen besonderen Heißhunger nach Kinderblut sich auszeichnen, denn man wird nicht behaupten wollen, daß die Textilindustrie in Sachsen, welche die Hauptzahl der Kinder beschäftigt, dort wesentlich anders beschaffen sei, als im übrigen Deutschland. In Württemberg, das doch auch eine nicht unerhebliche Textilindustrie besitzt, ist die Beschäftigung der Kinder in der Abnahme begriffen und ebenso in einer Anzahl anderer deutscher Staaten. Auch in Preußen bleibt die Zunahme der beschäftigten Kinder weit hinter jener in Sachsen zurück, dagegen ist sie in Bayern sehr erheblich. Hier wäre eine genauere Untersuchung über die Ursachen dieser Widersprüche in der Entwicklung unserer industriellen Verhältnisse sehr am Platze.

Von allen Industriegruppen beschäftigt die Textilindustrie sowohl die weitaus größte Zahl der jungen Leute von 14 bis 16 Jahren, wie der Kinder.

Die Zahl der in derselben beschäftigten jungen Leute (a) und die der beschäftigten Kinder (b) betrug 1888:

	männlich	weiblich	zusammen
a.	18096	27928	46024
b.	4060	3944	8004
zusammen	22156	31872	54028

	Junge Leute von 14—16 Jahren			Kinder von 12—14 Jahren			Zusammen jugendliche Arbeiter von 12—16 Jahren		
	männlich	weiblich	zusamm.	männlich	weiblich	zusamm.	männlich	weiblich	zusamm.
Preußen . 1888:	68513	29501	98014	4019	2206	6225	72532	31707	104239
1886:	53578	24487	78065	3937	2055	5992	57515	26542	84057
	+14935	+ 5014	+19949	+ 82	+ 151	+ 233	+15017	+ 5165	+20182
Bayern	7526	4217	11743	1229	368	1597	8755	4585	13340
	5677	3658	9335	761	299	1060	6438	3957	10395
	+ 1849	+ 559	+2408	+ 468	+ 69	+ 537	+ 2317	+ 628	+ 2945
Sachsen	15969	11931	27900	7319	4115	11474	23288	16086	39374
	11872	8550	20570	6523	3637	10170	18395	12187	30740
	+ 4097	+ 3381	+7330	+ 796	+ 518	+1304	+ 4893	+ 3899	+ 8634
Württemberg . .	4085	4167	8252	185	171	356	4270	4338	8608
	3854	3670	7524	380	218	598	4234	3888	8122
	+ 231	+ 497	+ 728	- 195	— 47	— 242	+ 36	+ 450	+ 486
Baden	4171	4839	9010	884	705	1589	5055	5544	10599
	3578	4041	7619	848	755	1603	4426	4796	9222
	+ 593	+ 798	+1391	+ 36	— 50	— 14	+ 629	+ 748	+ 1377
Hessen	2868	1406	4274	63	23	86	2931	1429	4360
	2194	1500	3694	66	39	105	2260	1539	3799
	+ 674	— 94	+ 580	— 3	— 16	— 19	+ 671	— 110	+ 561
Mecklenb.-Schwerin	114	27	141	—	—	—	114	27	141
	109	28	137	4	—	4	113	28	141
	+ 5	— 1	+ 4	— 4	—	— 4	+ 1	— 1	—
Sachsen-Weimar .	500	397	897	46	21	67	546	418	964
	308	225	533	30	11	41	338	236	574
	+ 192	+ 172	+ 364	+ 16	+ 10	+ 26	+ 208	+ 182	+ 390
Oldenburg . . .	628	144	772	49	25	74	677	169	846
	336	86	422	40	27	67	376	113	489
	+ 292	+ 58	+ 350	+ 9	— 2	+ 7	+ 301	+ 56	+ 357
Braunschweig . .	813	315	1128	103	85	188	916	400	1316
	738	228	966	132	84	216	870	312	1182
	+ 75	+ 87	+ 162	— 29	+ 1	— 28	+ 46	+ 88	+ 134
Sachsen-Meiningen	978	707	1685	22	25	47	1000	732	1732
	751	603	1354	44	42	86	795	645	1440
	+ 227	+ 104	+ 331	— 22	— 17	— 39	+ 205	+ 87	+ 292
Sachsen-Altenburg	448	276	724	245	111	356	693	387	1080
	410	258	668	236	88	324	646	346	992
	+ 38	+ 18	+ 56	+ 9	+ 23	+ 32	+ 47	+ 41	+ 88
Sachsen-Cob.-Gotha	328	214	542	52	30	82	380	244	624
	362	228	590	64	20	84	426	248	674
	— 34	— 14	— 48	— 12	+ 10	— 2	— 46	— 4	— 50
Anhalt	546	200	746	50	43	93	596	243	839
	635	147	782	116	50	166	751	197	948
	— 89	+ 53	— 36	— 66	— 7	— 73	— 155	+ 46	— 109
Schwarzb.-Sondrsh.	141	122	263	—	—	—	141	122	263
	88	78	166	—	—	—	88	78	166
	+ 53	+ 44	+ 97	—	—	—	+ 53	+ 44	+ 97
Schwarzb.-Rudolst.	238	155	393	23	12	35	261	167	428
	183	156	339	11	19	30	194	175	369
	+ 55	— 1	+ 54	+ 12	— 7	+ 5	+ 67	— 8	+ 59
Waldeck	55	39	94	14	10	24	69	49	118
	31	27	58	9	19	28	40	46	86
	+ 24	+ 12	+ 36	+ 5	— 9	— 4	+ 29	+ 3	+ 32
Reuß ältere Linie .	217	278	495	55	6	61	272	284	556
	143	177	320	43	6	49	186	183	369
	+ 74	+ 101	+ 175	+ 12	—	+ 12	+ 86	+ 101	+ 187
Reuß jüngere Linie	514	316	830	306	161	467	820	477	1297
	377	275	652	253	144	397	630	419	1049
	+ 137	+ 41	+ 178	+ 53	+ 17	+ 70	+ 190	+ 58	+ 248
Lübeck[1] **. . . . .**	84	7	91	19	8	27	103	15	118
	—	—	—	—	—	--	—	—	—
	+ 84	+ 7	+ 91	+ 19	+ 8	+ 27	+ 103	+ 15	+ 118
Bremen	300	56	356	12	10	22	312	66	378
	196	18	214	5	1	6	201	19	220
	+ 104	+ 38	+ 142	+ 7	+ 9	+ 16	+ 111	+ 47	+ 158
Hamburg	752	150	902	43	—	43	795	150	945
	498	83	581	27	—	27	525	83	608
	+ 254	+ 67	+ 321	+ 16	—	+ 16	+ 270	+ 67	+ 337
Im Reich überhaupt	109788	59464	169252	14738	8175	22913	124526	67639	192165
	85918	48523	134589	13529	7514	21053	99447	56037	155642
	+23870	+10941	+34663	+1209	+ 661	+1860	+25079	+11602	+36523

[1]) Zahlen für 1886 nicht angegeben.

In einer Reihe von Bezirken wurden auf Grund des § 139 der Gewerbeordnung seitens der Aufsichtsbeamten Ausnahmen für die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter bewilligt, so in den Aufsichtsbezirken Kassel-Wiesbaden, Arnsberg, Düsseldorf, Trier-Aachen, Köln-Koblenz, Mittel- und Oberfranken, Pfalz, Leipzig, Chemnitz, Baden, Hessen, Anhalt u. a. Im Aufsichtsbezirk Berlin-Charlottenburg sind die Anträge auf Bewilligung von Ausnahmen (§ 139 Abs. 2 der Gewerbeordnung) im Ganzen für 101 Fabriken bewilligt worden, was darauf schließen läßt, daß die Handhabung dieser gesetzlichen Ausnahmebestimmungen nicht die strengste ist. Dagegen hat der Aufsichtsbeamte dieses Bezirks nichts gegen das gänzliche Verbot der Kinderarbeit einzuwenden, sie komme in seinem Bezirke kaum in Betracht. Ganz entgegengesetzt äußert sich der Aufsichtsbeamte für Liegnitz-Breslau, welcher keine Verschärfungen der Bestimmungen über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter und der Arbeiterinnen, wenigstens nicht für Glasfabriken wünscht; und zwar in Rücksicht auf die ausländische Konkurrenz.

Das ist das alte Lied, das immer angestimmt wird, sobald es sich um Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetze handelt. Mit dem Hinweis auf die ausländische Konkurrenz werden alle Fortschritte bekämpft. Das Geschäft ist wichtiger als die Menschen.

Die Beschäftigung der Arbeiterinnen nimmt nach den Angaben aller Aufsichtsbeamten, die sich über diese Frage äußern, auf Kosten der männlichen Arbeiter immer mehr zu. Rücksichten auf Lohnersparniß oder Betriebsvortheile veranlaßten die Einstellung von Arbeiterinnen insbesondere in der Zigarrenfabrikation, den Porzellanfabriken und der Metallverarbeitung. Auch wird ihre Zahl immer größer in der Textilindustrie, der Industrie der Steine und Erden, in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie. Der Aufsichtsbeamte für Schleswig konstatirt die immer stärkere Verwendung der Frauen in den Ziegeleien. Andere Aufsichtsbeamte machen auf den gleichen Uebelstand aufmerksam. Auf Betreiben des Aufsichtsbeamten für Köln-Koblenz hat der Regierungspräsident von Köln eine Verordnung über die Beschäftigung von Frauen in den Ziegeleien erlassen, deren Inhalt ungefähr zeigt, welche Zustände darin herrschen. Dieselbe stellt folgende Forderungen:

1. Den auf den Ziegelfeldern beschäftigten weiblichen Personen müssen von den Unternehmern gesonderte Schlaf- beziehungsweise Wohnräume in der Weise angewiesen werden, daß diese Räume von denen der männlichen Arbeiter vollständig getrennt sind. In gleicher Weise sind Familien mit Kindern unter 14 Jahren von den Unternehmern unterzubringen.

2. Weibliche Personen müssen bei ihrer Beschäftigung auf den Ziegelfeldern eine Kleidung tragen, welche wenigstens bis zu den Knieen reicht und die Brust vollständig bedeckt.

Der Aufsichtsbeamte für Arnsberg empfiehlt das Verbot der Nachtarbeit der Frauen in den Weißblechfabriken. Im Aufsichtsbezirk Aachen-Trier wurde auf Anordnung der betreffenden Berufsgenossenschaft auf einem Eisenhüttenwerke die Beschäftigung von Arbeiterinnen abgestellt, weil sie dort in „ungeeigneter Weise“ beschäftigt wurden. In demselben Aufsichtsbezirk sollen die Schlafstätten für Arbeiterinnen noch viel zu wünschen übrig lassen. Nach dem vorjährigen Bericht befanden sich in demselben Bezirk die Schlafstätten in einer Anzahl Woll- und Tuchfabriken im denkbar primitivsten Zustand. Uns wundert nur, warum man mit den frommen Fabrikanten des Aachen-Trierer Bezirkes so viel Federlesens macht, und sie nicht zwingt, für menschenwürdige Unterkunftsräume zu sorgen.

Interessant ist, was der Aufsichtsbeamte für Posen über den Zug der weiblichen Arbeiter nach den Rübenfeldern und Zuckerfabriken des Westens sagt, eine Aeußerung, die bei dem Bestreben der Grundherrn des Ostens, die Freizügigkeit der Arbeiter der dortigen Gegenden zu beschränken und sie möglichst an die Scholle zu fesseln, von einiger Wichtigkeit ist. Er sagt: „Obgleich die Löhne dort (im Westen) nicht wesentlich höher sind als hier, so gewährt ihnen doch die Reise in großer

Gesellschaft eine Abwechslung, zumal die Hin- und Rückreisekosten von den dortigen Fabriken ersetzt werden. Ich habe mich bei diesen Auswanderern nach dem Grunde ihrer großen Bereitwilligkeit zur Reise erkundigt, und von einem Theil derselben die Antwort erhalten, daß sie zu Hause nicht sparen könnten, weil sie den Verdienst an die Eltern abführen müßten und der Vater denselben in Branntwein vergeude, während sie in der Ferne das verdiente Geld sich zu ersparen im Stande seien. Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen sammeln denn auch die Mädchen in der That meist eine für ihre Verhältnisse ganz ansehnliche Summe Geldes und bringen sie auch nach Hause, geben sich aber hier häufig dem Nichtsthun hin, so daß das gesparte Geld bald aufgezehrt ist, und die Eltern sie bis zur nächsten Kampagne ernähren müssen."

Uns kommt diese Schilderung, so wahr sie im Ganzen sein mag, zum Theil doch sehr einseitig und widerspruchsvoll vor. Die Arbeiterinnen, die erst vom Hause weggehen, um besser sparen zu können, werden schwerlich geneigt sein, später das mühsam Erworbene zu vergeuden, und viele Eltern wird es auch nicht geben, die sich dieses Vergeuden auf ihre Kosten gefallen lassen. Im Grunde besagt die Schilderung nur, die Arbeiterinnen ziehen nach dem Westen, weil die Löhne höher und die Lebensannehmlichkeiten größer sind.

Als besonders gesundheitsschädliche Beschäftigungen für Frauen wird die Hadernsortirerei, die Roßhaarspinnerei und die Flachs- und Hanfspinnerei bezeichnet. Als Fortschritt zum Vortheil der Arbeiterinnen wird die immer stärkere Einführung der durch Triebkraft bewegten Nähmaschinen begrüßt. Für das Verbot der Nachtarbeit der Frauen spricht sich der württembergische Aufsichtsbeamte aus.

Ueber die Lage der Industrie im Berichtsjahr lauten die Berichte im Allgemeinen günstig, namentlich in den Baugewerben. In Ost- und Westpreußen sollen die Glashütten wegen der hohen Holzpreise mit den Hütten in Schlesien und Sachsen nicht mehr konkurriren können. Aus dem Bezirk Potsdam-Frankfurt a. O. wird berichtet, daß es zwar viel Arbeit gegeben habe, aber das allgemeine Verlangen gehe nach billiger Waare und bleibe verhältnißmäßig geringer Gewinn. Aus dem Aufsichtsbezirk Minden berichtet der Beamte, daß die Hausindustrie insbesondere für die Zigarrenfabrikation sich erweitere, und seien es namentlich Hamburger und Bremer Häuser, welche diese begünstigten, die Fabrikanten seien der billigen Löhne wegen der Hausindustrie zugethan. Es entwickelt sich also hier derselbe idyllische Zustand, wie er nach den Schilderungen des badischen Fabrikinspektors sich in der badischen Zigarrenfabrikation entwickelt hat und zwar auf Kosten der besser bezahlten Arbeiter der Großstädte, in erster Linie jener Hamburgs und Bremens, die über die Konkurrenz der neuen Hausindustrie mit Hungerlöhnen bittere Klage führen. Nach Ansicht des Bremer Aufsichtsbeamten wird die Verlegung der Zigarrenindustrie nach anderen Gegenden neben der Rücksicht auf billigere Löhne auch durch die Verordnung des Bundesraths über die Einrichtung der Arbeitsräume begünstigt. Einzelne Bremer Fabrikanten sollen durch diese Verordnung zu Neubauten genöthigt gewesen sein, die ihnen 60 bis 90 000 Mark Kosten verursachten und da habe man denn im Hinblick auf die nothwendig werdende Verlegung der Industrie die Anlagen so gebaut, daß sie mit geringen Kosten in Wohngebäude verwandelt werden könnten. Es zeigt sich also hier, daß eine Maßregel, die zum Vortheil der Arbeiter erlassen wurde, in ihren Folgen gerade in das Gegentheil umschlägt. Ein sehr lehrreiches Beispiel für die Wirkung einschneidender Maßregeln zum Schutze der Arbeiter innerhalb der heutigen Gesellschaft.

Fragt man, wie der im Ganzen gute Geschäftsgang im Berichtsjahr auf die Löhne gewirkt hat, so wissen hierüber die Inspektoren nicht viel zu berichten. Bemerkenswerthe Aeußerungen sind nicht vorhanden, der Hauptvortheil des günstigeren Geschäftsgangs bestand in einer dauernderen Beschäftigung der Arbeiter und Reduzirung der vorhandenen industriellen Reservearmee in etwas. Der Gewerberath

für Oppeln giebt eine Statistik der in seinem Bezirk beschäftigten Arbeiter, wonach die Zahl derselben

1886 . . . 60647
1887 . . . 62136
1888 . . . 68154

betrug, und die Zahl der im Bergbau beschäftigten Arbeiter für diesen Zeitraum sich auf 49621, 50995 und 52091 belief. Derselbe Beamte hat auch eine Statistik über die Lohnverhältnisse seines Bezirks veranstaltet, die sich auf das Lohneinkommen von 816 Meistern, Aufsehern u. s. w., 22962 gelernten Arbeitern, 10862 nicht gelernten Arbeitern, 1629 jugendlichen und 6994 weiblichen Arbeitern bezieht, die in 100 verschiedenartigen Berufen beschäftigt wurden. Die Statistik erstreckt sich nur auf ein halbes Jahr, sie kann also, so interessant sie an sich ist, kein Bild von dem wirklichen Einkommen der Arbeiter bieten. Außerdem weiß man nicht, wie sich Miethen, Steuern, Lebensmittelpreise in jener Gegend stellen, um darnach den Werth des Einkommens bemessen zu können. Die Fragebogen wurden von dem Gewerberath entworfen und von den Unternehmern ausgefüllt, und wir wollen in guten Treuen annehmen, daß dies streng wahrheitsgemäß geschah. Darnach ergiebt sich, daß unter den 100 aufgeführten Beschäftigungsarten 45 waren, in welchen der Lohn per Schicht für gelernte Arbeiter sich zwischen 1,14 Mark und 1,98 Mark bewegte. Für 33 Beschäftigungsarten schwankte er zwischen 2 und 2,50 Mark, für 14 zwischen 2,50 und 3 Mark, aber unter 3 Mark; für 5 zwischen 3 und 3,62 Mark. Die 54 Arbeiter einer Zementfabrik sollen durchschnittlich per Schicht 12,11 Mark verdient haben, es ergiebt sich aber, daß sie innerhalb 6 Monaten nur 24 Tage beschäftigt wurden. Die Arbeiter der Zuckerfabriken verdienten dagegen nur 0,98 Mark per Schicht.

Die nicht gelernten Arbeiter erhielten in 12 Beschäftigungsarten per Schicht 0,58 bis 0,99 Mark; in 46: 1 bis 1,49 Mark; in 29: 1,50 bis 1,99 Mark; in 4: 2 bis 2,16 Mark; in 1: 3,1 Mark (Zementfabrik).

Die weiblichen Arbeiter verdienten per Schicht in 60 verschiedenen Beschäftigungsarten 0,34 bis 0,99 Mark, in 12: 1 bis 1,44 Mark. Die jugendlichen Arbeiter erhielten in 58 verschiedenen Beschäftigungen per Schicht 0,37 bis 0,98 Mark und in 7: 1 bis 1,31 Mark.

Im Ganzen stellen sich die angegebenen Löhne als sehr mäßige dar, selbst die große Mehrzahl der gelernten Arbeiter verdient, volle Beschäftigung vorausgesetzt, das Jahr erheblich unter 600 Mark.

Ueber die Dauer der Arbeitszeit sind keine Angaben vorhanden, und enthalten hierüber die Berichte im Ganzen nur dürftige Mittheilungen. Die eingehenderen Angaben, die einige bayerische Fabrikinspektoren machen, sind in der vorjährigen Besprechung der bayerischen Berichte in der „Neuen Zeit“ (Jahrg. 1889, S. 498 u. f.) behandelt worden. Auf eine allgemeine Statistik der Arbeitszeit wie der Arbeitslöhne werden wir wohl noch lange warten dürfen, obgleich diese für die Beurtheilung der sozialen Lage der Arbeiter von der entscheidendsten Wichtigkeit sind.

Wir erwähnten schon, in welch einseitiger Weise eine Anzahl der Aufsichtsbeamten über die Arbeitseinstellungen urtheilte. „Vielfach“, so heißt es in der Zusammenstellung, „waren nach den vorliegenden Mittheilungen die Arbeitseinstellungen des Berichtsjahres auf fachvereinliche und sozialdemokratische Einwirkungen zurückzuführen, oder wurden bei ihrer Entstehung oder in ihrem weiteren Verlaufe durch fremde Einflüsse ähnlicher Art genährt.“

Dieser Satz entspricht ganz der bürgerlichen Auffassungsweise, welche die Beamten durchdringt, und diesem Satze folgt dann eine Reihe von Schilderungen der einzelnen Beamten, die als Bestätigung dienen sollen.

Daß z. B. der Einfluß eines Fachvereins ein „fremder“ sein soll, diesen Gedanken kann nur ein Hirn fassen, das die Arbeiter sich nicht anders, denn als unorganisirten Haufen zu denken vermag. Und die Beschuldigung, daß sozialdemokratische Einflüsse die Streiks herbeiführten, kann

doch auch nur darauf basiren, daß in vielen Fällen die Wortführer der Arbeiter Sozialdemokraten sind, worüber ein normal denkender Kopf sich auch nicht verwundern sollte. An sich hat die Arbeitseinstellung mit sozialdemokratischen Bestrebungen gar nichts zu thun, wie die großartigen Lohnkämpfe der englischen Gewerkvereine am schlagendsten beweisen. Aber was wissen unsere Fabrikinspektoren von diesen Vorgängen. Neben dem Dresdener Fabrikinspektor ist es der Schleswiger, der überall den sozialdemokratischen Ursprung oder die sozialistische Einmischung bei Arbeitseinstellungen glaubt wittern zu müssen. Nach dem Anhalter Aufsichtsbeamten waren es „auswärtige Agitatoren", die einen Töpferstreik in Coswig provozirten. Es habe dieser Streik nicht blos durch die materiellen Verluste, welche er den Arbeitern zugefügt, das Verwerfliche desselben genugsam erwiesen, sondern auch durch die „sittlichen und moralischen Nachtheile, welche die Arbeitslosigkeit in das Familienleben trage". Wann werden unsere Fabrikinspektoren begreifen, daß doch die Arbeiter selbst über die Berechtigung einer Arbeitseinstellung zu entscheiden haben, und daß sie, die Beamten, durch ihre Parteinahme und oft gehässige Beurtheilung von vornherein unfähig erscheinen, in solchen Streitfällen zwischen Arbeitern und Unternehmern zu vermitteln, wie es ihrer Stellung entspräche.

Auf höhere Anordnung wurden die Fabrikinspektoren angewiesen, in ihren Berichten für das Jahr 1888 sich über den Tag, an welchem die Lohnzahlung und über die Form, unter welcher sie stattfindet, auszusprechen. Das geschieht nun meist in ausführlicher Weise. Alle Berichte stimmen darin überein, daß in der Ueberzahl der Fälle der Lohntag der Sonnabend ist — in Berlin-Potsdam 2c. zirka 82 Prozent der Fälle — und daß über die Wirkung des Versuchs, den Lohntag auf einen anderen Tag als Sonnabend, etwa auf Freitag oder Montag zu verlegen, die widersprechendsten Urtheile vorhanden sind. Während ein Theil der Unternehmer von einer Verlegung des Lohntags auf einen anderen Tag als den Sonnabend die beste Wirkung auf das Verhalten der Arbeiter beobachtet haben will, behaupten andere das Gegentheil. Nach den einen sei durch die Verlegung des Lohntags vom Sonnabend auf einen anderen Tag der blaue Montag eingeschränkt worden, nach den anderen sollen dadurch aus dem einen zwei Blaue geworden sein. Auch bezüglich der Lohnzahlungstermine bestehen in den einzelnen Landestheilen sehr abweichende Einrichtungen. In der Mehrzahl der Fälle wird der achttägige Lohntag innegehalten, darnach kommt der vierzehntägige, welcher im Aufsichtsbezirk Köln-Koblenz bei 60 Prozent der beschäftigten Arbeiter eingeführt sein soll. Ferner soll in der Hüttenindustrie, der Ziegelindustrie, der Porzellan- und Glasindustrie, in Brauereien, Brennereien und Molkereien der vierzehntägige Lohntag vielfach vorkommen. Hier und da bestehen auch monatliche Abrechnungen, wie umgekehrt wieder vereinzelt kürzere Lohnzahlungstermine als eine Woche vorkommen. Eine Anzahl Berichterstatter theilt mit, daß das Kautionswesen — Innebehaltung eines Theiles des verdienten Lohnes angeblich zum Schutze gegen den Kontraktbruch des Arbeiters — stark verbreitet ist. Der Berichterstatter für Ost- und Westpreußen sagt, und darin hat er unzweifelhaft Recht, das Kautionswesen führe zu einem gespannten Verhältniß zwischen Arbeitern und Unternehmern. Und der Berichterstatter des Düsseldorfer Bezirks äußert: Bei den Arbeitern sei der Glaube verbreitet, daß der Betriebsunternehmer sich durch die Kautionsinnehaltung ein zinsfreies Betriebskapital schaffen wolle. Nach unserer Auffassung ist dieses System, wie wir schon früher ausgesprochen haben, ein Unfug, der nach der Gewerbeordnung, welche die baare Bezahlung des Lohnes vorschreibt, strafbar ist, und in der That enthalten denn auch die vorliegenden Auszüge aus den Berichten des Aufsichtsbeamten für Hessen zwei Urtheile des Landgerichts zu Darmstadt, in welchen dieses die Innehaltung einer Kaution durch Abzüge an dem verdienten Lohn für ungesetzlich, weil im Widerspruch

mit dem § 115 der Gewerbeordnung erachtet. Die Lohninnehaltung erstreckt sich in der Regel auf einen vier- bis achttägigen Lohnbetrag, manchmal aber auch auf einen vierzehntägigen und längeren, namentlich in Hütten- und Walzwerken. (Bericht für Düsseldorf.) Der Arbeiter kreditirt also dem Unternehmer eine Summe, die für seine Verhältnisse sehr hoch genannt werden muß, und diese Lohnvorenthaltung setzt ihn außer Stande, frei über seine Arbeitskraft zu verfügen; er ist Sklave des Unternehmers, wohingegen der letztere den Arbeiter meist ohne Kündigungsfrist jeden Augenblick entlassen kann. Die Unternehmer verfassen und dekretiren einseitig die Fabrikordnungen und wie sie diese in der ungerechtesten Weise für ihre eigenen Interessen zu gestalten verstehen, zeigt der Paragraph einer solchen, den der Gewerberath für Arnsberg anführt. Dort heißt es: „Wenn nicht ein Anderes kontraktlich feststeht oder einer der in den vorhergehenden Artikeln bezeichneten Fälle (Widersetzlichkeit) vorliegt, kann der Austritt resp. die Entlassung aus unserem Dienst nach einer vorausgegangenen beiderseits freistehenden vierzehntägigen Kündigung erfolgen. Die Arbeiter können nur am 14. und letzten Tage im Monat kündigen, und zwar so, daß während einer Lohnperiode nie mehr als höchstens 2 Arbeiter aus einem Betriebe gleichzeitig aufhören. Die Firma ist jedoch berechtigt, jederzeit zu kündigen.“ Kann man die Parteilichkeit schamloser zeigen, als es hier geschieht? Besteht in der Musterfabrik, für welche diese Fabrikordnung Gesetz ist, auch noch das System der Lohnvorenthaltung, wie anzunehmen ist, so sind die Arbeiter thatsächlich in einem reinen Sklavereiverhältniß. Der Berichterstatter bemerkt, daß eine Bestimmung in der Fabrikordnung, wie die angeführte, ihm nicht billig erscheine, auf Grund der Gesetze ist er aber nicht in der Lage, dieselbe beseitigen zu können. Der Fall beweist schlagend, wie dringend nothwendig eine gesetzliche Bestimmung ist, die den Unternehmern unmöglich macht, solche Sklavereiordnungen unter dem Namen von Fabrikordnungen in ihren Betrieben zur unumschränkten Geltung zu bringen. In Oesterreich haben die Fabrikinspektoren das Recht, Fabrikordnungen, die sie für hart und ungerecht halten, zu beseitigen, in Deutschland giebt's gegen solche Vergewaltigung der Arbeiter kein Mittel der Abhilfe.

Ueber eine ihm besonders empfehlenswerth erscheinende Form der Lohnzahlung berichtet der Gewerberath für Berlin-Charlottenburg, die in den Neuen Berliner Messingwerken von Wilhelm Borchert (jetzt Aktiengesellschaft) eingeführt ist. Es ist dies der sogenannte Generalakkord. Früher bestand in der Borchert'schen Fabrik das Partnershipsystem, wonach die Arbeiter am Reingewinn betheiligt wurden. Allein die Prosperitätsepoche im Anfang der siebenziger Jahre brachte dieses System, wie der Berichterstatter weiter ausführt, zu Falle. Dafür wurde von Herrn Borchert der sogenannte Generalakkord eingeführt, der ihm größere Vortheile wie das frühere System in Aussicht stellte. „Bei dieser Einrichtung“, heißt es in dem Bericht, „werden auf den allmonatlich zu berechnenden Gesammtwerth der Arbeit wöchentlich, unter Berücksichtigung der Fähigkeit und Tüchtigkeit des einzelnen Arbeiters, Vorschüsse geleistet. Der nach Abzug dieser Vorschüsse von dem am Monatsschluß ermittelten Gesammtwerth verbleibende Rest wird auf jeden Arbeitstag vertheilt. Dieses Verfahren hat erhebliche Vorzüge. Die Arbeiter fühlen sich als Ganzes, überwachen sich gegenseitig, und sehen, weil nur gute Waaren abgenommen werden, auf tadellose Leistungen. Der unfähige Arbeiter wird bald von seinen Kollegen entfernt. Die nur monatlich einmal zur Auszahlung gelangenden Restantheile am Gesammtverdienst halten die Arbeiter ab, vor dem Monatsschluß die Arbeitsstelle zu verlassen, und da sie an diesem Termine eine höhere Einnahme haben, als bei den wöchentlichen Vorschußzahlungen, so sind sie in den Stand gesetzt, die erhöhten monatlichen Ausgaben für Wohnungsmiethe u. s. w. leichter zu bestreiten, als dies sonst der Fall ist. Der Generalakkord macht daher

einerseits die Arbeiter seßhafter, und verbessert andererseits ihre wirthschaftliche Lage erheblich."

Die Sache hat denn doch ihre zwei Seiten. Wir haben es hier wieder mit einer Lohnform zu thun, die, wenn sie allgemein durchgeführt würde, sehr bald zu einem allgemeinen Sinken der Löhne bei weit intensiverer Ausnutzung der Arbeitskräfte führen müßte. Es ist das Bestreben des Kapitals, den Arbeiter durch alle möglichen Lockmittel zu immer schärferer Anstrengung und zu immer höherer Ausnützung seiner Kräfte anzutreiben. Der Anfangs höhere Gewinn lockt und verführt den Arbeiter, dem Antrieb zu folgen. Wird aber diese Lohnform allgemeiner eingeführt, und die Vortheile derselben verleiten die Unternehmer leicht dazu, und zwingen die Konkurrenzverhältnisse die Unternehmer mit den Preisen ihrer Waaren herunterzugehen, so ist der künstlich emporgetriebene Verdienst des Arbeiters derjenige Punkt, an dem er den Hebel zur Verbilligung der Produktion mit größtem Erfolg ansetzt. Der Lohnabzug beginnt, aber die intensive Ausnutzung der Kräfte bleibt und wird allgemein giltiger Maßstab für die Arbeitsleistung in einer Branche. Es gehört sehr viel Oberflächlichkeit dazu, zu glauben, irgend eine Lohnform sei geeignet, das Lohneinkommen der Arbeiter auf die Dauer auf einer Höhe zu erhalten, welche die Durchschnittskosten der Arbeitskraft in einer bestimmten Branche übersteigt.

Weiter theilt der Berichterstatter für Berlin-Charlottenburg Beispiele der Lohnzahlung auf den in seinem Bezirk vorhandenen Ziegeleien mit, die alle Merkmale des durch die Gewerbeordnung verbotenen Truckſystems an sich tragen, ohne daß ihm die Vorkommnisse zur Denunzirung bei den Gerichten Veranlassung gaben. Es handelt sich hier um die Stellung, welche die sogenannten „Lippermeister" gegenüber den von ihnen gedungenen Ziegeleiarbeitern als Zwischenunternehmer einnehmen. Der sogenannte Lippermeister schließt mit dem Ziegeleibesitzer den Kontrakt, kraft dessen er sich verpflichtet, eine bestimmte Anzahl Arbeiter gegen ein bestimmtes Gedinge zu beschaffen. Der Lippermeister vergiebt nun die Arbeit an die von ihm gedungenen Leute, mit welchen er den Preis für dieselbe vereinbart. In vielen Fällen hat der Ziegeleibesitzer mit der Lohnzahlung an die Arbeiter gar nichts zu schaffen. So weit läßt sich gegen das Verfahren vom gesetzlich bestehenden Recht aus nichts einwenden. Der Umstand aber, daß die Ziegeleien meist isolirt liegen, führt dazu, daß die Lippermeister nicht nur die ganze Verpflegung der Arbeiter übernehmen und daraus ihren Nutzen ziehen, was im Widerspruch mit dem Gesetz steht, häufig erwerben auch heimische Ziegelmeister die Konzessionen zum Ausschank von Getränken und unterhalten Wirthschaften, in welchen der Arbeiter seine Lebensbedürfnisse ohne Baarzahlung entnehmen kann, richtiger gesagt, wohl entnehmen muß. „Es soll vorkommen, daß der Branntwein Abends in Flaschen auf den Tisch gestellt und auf gemeinschaftliche Kosten oft über den Durst genossen wird, und daß Arbeiter, welche viel verzehren und deshalb ihrem Meister viel einbringen, von diesem in anderer Weise bevorzugt werden." So schreibt der erwähnte Gewerberath und findet, daß dieses Verhältniß zu Bedenken Anlaß gebe, insofern der Branntwein unter den Ziegelarbeitern eine große Rolle spiele. Wir finden noch etwas mehr darin, wir finden, daß durch diese Zustände die Bestimmungen der §§ 115—119 der Gewerbeordnung gröblich verletzt werden und meinen, daß es Pflicht des betreffenden Beamten sei, die Uebelthäter vor Gericht zitiren zu lassen. Wenn bei solch flagranter Verletzung des Gesetzes der Strafrichter nicht angerufen wird, wann soll er dann angerufen werden? Außerdem ist es die erste Pflicht und die Hauptaufgabe der Fabrikinspektoren, für die Beseitigung solch ungesetzlicher Zustände, die zu den größten Uebelständen für den Arbeiter gehören, energisch einzutreten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Truckſystem auf einem großen Theil der Ziegeleien im Deutschen Reiche existirt, ebenso in Steinbrüchen, auf Bauten ꝛc., aber es passirt höchst selten, daß einer der Fabrikinspektoren diese Uebelstände

rügt und nachdrücklich auf ihre Abstellung dringt. In den vorliegenden preußischen Berichten ist es nur der Gewerberath für Frankfurt a. O. und Potsdam, welcher eine Anzahl Ziegelmeister seines Bezirks, die den Branntweinausschank an die ihnen unterstellten Arbeiter betrieben, gerichtlich zur Verantwortung ziehen ließ. Der Gewerberath für Posen theilt mit, daß er einen Fall festgestellt hat, nach welchem sich der Polier auf einem Neubau von den Arbeitern für den geleisteten Vorschuß, richtiger ausgedrückt für sein Gutsagen — denn der Vorschuß bestand in Lieferung von Marken für eine bestimmte Verkaufsstelle — 50 Pfennig für je 3 Mark habe zahlen lassen. Auch hier liegt unzweifelhaft ein Vergehen im Sinne der §§ 115 bis 119 der Gewerbeordnung vor. Um so verwunderlicher ist, daß der Denunzirte vor Gericht freigesprochen wurde. Wahrscheinlich handelte es sich um ein Urtheil erster Instanz — Schöffengericht — das sicher umgestoßen worden wäre, würde die Angelegenheit weiter verfolgt.

Eine besondere Ausbeutung der Arbeiterinnen besteht darin, daß dieselben vielfach ihre Nähmaterialien, die sie von den Unternehmern, für die sie arbeiten, beziehen müssen, mit ungleich höheren Preisen zu bezahlen haben, als in jedem andern Geschäft. Dieses meldet besonders der Aufsichtsbeamte für Hohenzollern. Diese wucherische Ausbeutung besteht aber nicht blos in Hohenzollern, sie findet sich, wie seiner Zeit die Enquete über die Lage der Arbeiterinnen in der Konfektion und Wäschefabrikation ergeben hat, auch vielfach anderwärts, und ist eine gesetzliche Schutzmaßregel hiergegen dringend nöthig.

Sehr ausführlich sind in sämmtlichen Berichten die Mittheilungen über den Schutz der Arbeiter vor Gefahren, über die Anordnungen zur Verhütung von Unfällen und über die gesundheitsschädlichen Einflüsse. Das hierüber mitgetheilte Material ist oft sehr interessant, eignet sich aber wenig zur auszugsweisen Mittheilung.

Die Zahl der Unfälle, die zur Kenntniß der Aufsichtsbeamten gelangten, hat im Berichtsjahre in nahezu sämmtlichen Aufsichtsbezirken eine mehr oder minder erhebliche Zunahme erfahren, die hauptsächlich auf sorgfältigere Anzeigen der Betriebsunternehmer und der zuständigen Polizeibehörden zurückzuführen sind. Die Zahl der Unfälle, welche auf Konto der Unachtsamkeit der Arbeiter fallen sollen, ist sehr erheblich. Ziemlich allgemein wird die Beschwerde laut, daß die Arbeiter sich vielfach weigerten, Schutzbrillen und Schutzmasken zu tragen, wo solche angeordnet werden, und auch häufig die vorgeschriebenen Schutzmaßregeln unbeachtet ließen. Die Unternehmer dagegen ließen es oft an Energie in der Anwendung und Benutzung der Schutzvorrichtungen fehlen. Nicht wenige Unfälle sind dem Umstande zuzuschreiben, daß Arbeiter für eine Thätigkeit verwendet werden, für welche ihnen die nöthigen Vorkenntnisse fehlen. So berichtet z. B. der Aufsichtsbeamte für Aachen-Trier, bei einem Eisen- und Stahlwerk seien im Vergleich zu andern ähnlichen Werken unverhältnißmäßig viel Unfälle vorgekommen. Bei näherer Untersuchung habe sich dann herausgestellt, daß die Verunglückten fast ausnahmslos gänzlich ungeübte, mit den Betriebsverhältnissen solcher Werke unbekannte Arbeiter waren. Derselbe Aufsichtsbeamte macht auch auf die große Gefährlichkeit für die Gesundheit der Arbeiter in den Blei- und Zinkhüttenwerken aufmerksam.

Die Beseitigung gesundheitsschädlicher Einflüsse macht von Jahr zu Jahr größere Fortschritte. Immer neue Einrichtungen werden erfunden zur Beseitigung von Staub, zur Herstellung besserer Ventilationen, für die Vernichtung gesundheitsschädlicher Gase und ekler Gerüche, für die Abwendung großer Hitze bei Feuerungsanlagen ꝛc. Die Kunst, die schmutzigsten und schädlichsten Abwässer so zu reinigen, daß sie keinerlei Schädigung für Menschen und Thier mehr verursachen, schreitet immer weiter vor, und ist es allem Anschein nach das Filtern der chemischen Bestandtheile der Abwässer durch Elektrizität, das einer großen Zukunft entgegengeht. Auch die Verhinderung von Ruß und Rauch durch zweckentsprechende Feuerungseinrichtungen hat weitere Verbesserungen erfahren. Im Breslau-Liegnitzer

Aufsichtsbezirk ist eine Rauch- und Ruß-verhinderungs-Einrichtung in der Feuerungsanlage zur Anwendung gekommen, durch welche zugleich 1/7 der früher verbrauchten Kohlenmengen erspart wird.

Nach den Mittheilungen des Gewerberaths für Berlin-Charlottenburg ist seit dem Jahre 1883 in den Quecksilber-Spiegelbelegen seines Bezirks kein einziger Vergiftungsfall mehr vorgekommen, und zwar in Folge der getroffenen und streng durchgeführten sanitären Maßregeln. Dagegen hat er entdeckt, daß in der letzten Zeit mehrfach Quecksilbervergiftungen hervorgerufen wurden in Fabriken zur Herstellung von Glühlampen für die elektrische Beleuchtung. Die Luftleere dieser Glühlampen wird mit Hilfe einer Quecksilberpumpe herbeigeführt, aber die zu dieser Pumpe gehörigen Glasröhren zerbrechen manchmal, worauf das in ihnen eingeschlossene Quecksilber sich auf dem Fußboden des Arbeitsraumes verbreitete und durch seine Verdampfung und durch die Berührung der Hände mit Quecksilber mehrfach Erkrankungen erzeugte.

Der Aufsichtsbeamte für Schwarzburg-Rudolstadt befürwortet eine Verordnung, welche das zeitweilige Weißen der Wände der Arbeitslokale anordnet, weil dieses für die Reinlichkeit der Arbeitsräume und das Wohlbefinden der Arbeiter von großer Wichtigkeit sei. Der Aufsichtsbeamte für Altenburg befürwortet den Erlaß einer Verordnung für das Reich, welche den Transport nasser mit Fleischtheilen behafteter Knochen verbietet, und zwar mit Rücksicht auf den Gestank, den diese beim Transport und auf den Bahnhöfen verbreiten.

Dem Kapitel der sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen 2c. wird wie üblich ebenfalls wieder ein ziemlicher Raum in den Berichten gewidmet und erscheinen unter anderem auch die Zeichnungen für die Arbeiterhäuser der Zwirnerei- und Nähmaschinenfabrik Göggingen aus dem bayerischen Bericht in der reichsamtlichen Zusammenstellung. Was wir von diesen sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen halten, haben wir schon des Oefteren ausgesprochen und wollen es hier nicht wiederholen. Unserm Geschmacke entspräche vollkommen, wenn dieser Theil wie derjenige über das „sittliche Verhalten" der Arbeiter wegfiele. Die Fabrikinspektoren haben weder die nöthige Zeit, noch sind sie qualifizirt Untersuchungen anzustellen, die ihnen ermöglichten, sich ein maßgebendes Urtheil über die moralische Qualifikation der Arbeiter zu bilden, und das Urtheil der Unternehmer, das sie nicht selten wiederkäuen, ist das einer Partei. Auch entspricht es ganz dem bevormundenden Geiste, daß man die Arbeiter auf Eigenschaften hin untersucht und kritisirt, die bei den Unternehmern festzustellen man sich hütet. In unserm demokratischen Zeitalter haben diese Bevormundungen keine Existenzberechtigung mehr.

Erinnerungen eines deutschen Achtundvierzigers.

(Sigmund Borkheim.)

Bearbeitet von **Reinhold Rüegg.**

III.

Die Ansammlung von Flüchtlingsmassen auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft war nicht nach dem Geschmack der deutschen Regierungen und diese zögerten mit ihrem Ansinnen, daß der schweizerische Bundesrath das Grenzgebiet säubere, nicht; sehr bald erhielt ich — mit Andern — von der zürcherischen Polizei die Einladung, mich zu entfernen. Meine Kanoniere wurden nach Morges am Genfersee instradirt und dort in der Kaserne untergebracht. Ich wandte mich nach Biel zu meinem Freunde Johann Philipp Becker,

traf ihn aber nicht; obwohl längst Berner Bürger, war er ausgewiesen worden. Noch andere Flüchtlinge klopften mit mir in seinem Hause an und trotz eigener Bedrängniß fütterte die Familie uns geduldig; zum Glücke war's mir später beschieden, die Schuld abzutragen; viele, nur zu viele, welche Becker's Gastfreundschaft genossen, vergaßen ihn nachmals. Allmälig aber langweilte ich mich in Biel; Fecht- und Reitstunden trugen wenig ein und so reiste ich nach Genf, wo eine große Emigranten-Kolonie sich angesiedelt hatte. Ich bin nicht weich veranlagt, aber beim Anblick der grandiosen herrlichen Natur, die ich auf dem Dampfer, der mich in Lausanne aufgenommen, genoß, überkam mich ein Gefühl unendlicher Niedergeschlagenheit; das Bewußtsein, als armer Flüchtling in's Blaue hineinzuirren, nagte schwer.

Albert Galeer*), der populäre Radikale, nahm sich meiner in Genf sehr freundlich an; allein mein Griechisch und Latein halfen mir nicht in der gehofften Weise, und wieder war es Becker — der sich in der Lemanstadt niedergelassen —, welcher mich der Noth entriß. Zusammen mit Esselen schrieb er eben damals seine „Geschichte der deutschen Mairevolution" — heute noch eine zuverlässige Quellenschrift — und auf seine Verwendung fand ich in der Offizin Vaney, welcher gerade ein deutscher Typensetzer fehlte, Beschäftigung, die mir wöchentlich zwanzig Francs einbrachte. Ich lernte Französisch, arbeitete mich in's Italienische ein, unternahm Streifzüge in's nahe Savoyen hinüber oder saß im Café de l'Europe, wo die Flüchtlinge aller Länder — unter denen die Deutschen am zahlreichsten vertreten waren — sich Rendez-vous gaben. Eines Tages las ich im Annoncentheile eines Blattes die Notiz: „Herrn Borkheim's Onkel in Breslau ist gestorben und soll ihm eine anständige Summe testirt haben; Herr Borkheim kann Weiteres hören, wenn er sich an Herrn Ludwig Simon (Trier) 101 Neue Gasse, Bern wendet". Ludwig Simon, ein liberaler Advokat, mit schwachem radikalem Anhauch, hatte nicht am Revolutionskampfe theilgenommen; er war ein vorsichtiger Mann, der unter den heißblütigen Rebellen nur die „sanfte Kunigunde" hieß; gleichwohl fing der deutsche Boden auch unter seinen Füßen an zu brennen, so daß er nach der Schweiz floh. Genaueres konnte er auch mir nicht melden, als daß mir gegen die 5000 Thaler zugefallen seien. Da meine Tasche hinreichend Raum für eine solche Summe gewährte, suchte ich bei einem Genfer Banquier gleich einen Vorschuß zu erheben; der kluge Finanzier wandte sich aber zuerst nach Breslau um Aufschluß und es traf die Kunde ein, daß Onkel Hofrath mir auch nicht einen Kreuzer vermacht hatte; wogegen die aufgelaufenen Kosten auf mehr denn hundert Francs stiegen. Das war die einzige Erbschaft in meinem Erdenwallen!

Unter den nahezu 400 deutschen Flüchtlingen in Genf waren 150, die einem badischen Linien-Bataillon angehört hatten und nun einstweilen in einer Kaserne beherbergt wurden. Carl Heinzen genoß die Gastfreundschaft Galeer's; weiter verkehrte ich mit Franz Sigel, Oberst Kapferer, Oberst von Cloßmann*), Major von Freiburg. Ab und zu tauchte in unserer Runde auch der Tatarenkopf Alexander Herzen's auf. Wir Deutsche liebten ihn nicht sonderlich, und er liebte uns ebensowenig; Friedrich Kapp allein behagte ihm, er nahm ihn als Lehrer seiner Kinder zu sich. Leider glückte es

*) Der aus Süddeutschland gebürtige Galeer hatte in Biel das Bürgerrecht erworben, später in Genf sich niedergelassen, dort zum einflußreichen Führer der Arbeiterpartei sich aufgeschwungen und den schweizerischen Grütliverein gestiftet. Ein makelloser Karakter von lautester Gesinnung und unbeugsamem Sinn, trennte er sich von James Fazy, als dieser in grob-demagogische Bahn einlenkte, wurde dafür von dem Diktator aus dem bescheidenen Amt, das er bekleidete, brutal verdrängt und starb in bitterem Elend. Er ruht auf demselben Friedhof mit Joh. Philipp Becker. Ein schlichtes Reliefbild bezeichnet sein Grab.

*) Cloßmann korrespondirte von Genf aus für den Berner „Bund". Als Journalist schlug er sich kümmerlich, doch mit Ehren durch und starb gegen Ende der Siebziger Jahre in Schaffhausen.

nur Wenigen, ausreichenden Erwerb zu finden; die Noth kehrte ein, unsere Kleidung zerlumpte, wir hungerten auf unseren Stuben und zwei bayerische Genossen erwarben ihren Unterhalt als Sänger und Zitherspieler in den Café's. Hohenemser, der in Sigel's Generalstab gedient — er etablirte sich später als Bankier in Frankfurt am Main, — war von seiner Mutter begleitet und diese Dame erwies uns Armen manche Wohlthat. Die beiden Bayern jodelten sich durch Italien und Griechenland bis nach Kleinasien hinüber; den Einen traf ich später in Konstantinopel.

Auf meinem Stübchen zu Petit Saconnex trieb ich besonders fleißig Sprachstudien. Da ich der im Hause dominirenden Schwester meiner Wirthin nicht schön und vornehm genug war, mußte ich weichen und kam zu einem herzensguten Feilenhauer, der unter Napoleon I. gedient hatte und nur dann etwa zürnte, wenn ich über Thiers' „Geschichte der Revolution und des Konsulats", die er mir geliehen, mich geringschätzig ausdrückte. Bei einem Becher feurigen Macons einigten wir uns stets wieder und stimmten dann die Marseillaise an.

Politischen Konspirationen gaben wir uns durchaus nicht hin, so daß die unter uns herumschleichenden Spione auf's Lügen angewiesen waren. In einem Saale der Rue du Rhone dagegen hielten deutsche Handwerker regelmäßige Versammlungen ab, in welchen die Lage und Interessen ihrer Klasse debattirt wurden; einer der eifrigsten Redner war Liebknecht, und bei meiner damaligen Unwissenheit auf dem Gebiete des Sozialismus glaubte ich ihn öfters bekämpfen zu sollen. Meine Bemühungen, durch Zeitungskorrespondenzen Etwas zu verdienen, waren fruchtlos, so daß ich und Cohnheim — der inzwischen auch eingetroffen und gleichfalls von meinem braven Feilenhauer aufgenommen worden war — oft nicht das nöthige Kupfergeld hatten, um den kleinen Brückenzoll, 5 Centimes per Kopf, zu erlegen, den man entrichtete, um einen kleinen Arm der Rhone zu passiren. Für einige Abende gab der Zöllner Kredit; schließlich versagte er uns denselben. Sofort kletterten wir über das Brückengeländer und schritten unter steter Gefahr, auszugleiten und in der kalten Rhone zu ertrinken, auf einem schmalen freien Holzstreifen, hinüber. Ein andermal klammerten wir uns an diesen Streifen an, schwangen uns ruckweise an's andere Ufer und der Wächter sah unserer Gymnastik mit Bewunderung zu.

Wie in Zürich und Bern, so weilten auch in Genf einige deutsche Flüchtlinge, die sich zu erhaben dünkten, mit armen Teufeln Umgang zu haben und von uns im Tone der Verachtung sprachen. Da ein Dienst des andern werth ist, vergalten wir ihnen durch Spöttereien und dreiste lustige Angriffe, so daß die Herren erbosten und Karl Vogt unseren Kreis, dem auch Schily, F. A. Sorge und Franz Morhardt nahe standen, öffentlich als eine „Schwefelbande" deklarirte, als deren Chef ich galt. Indem wir auch die schweizerische und speziell genferische Politik durchhechelten, zogen wir uns die Feindschaft von James Fazy, dem Genfer Häuptling, zu, der den Radikalismus bereits für sich und die Seinen ausnutzte, — wie es in dem wuchtigen, jetzt äußerst selten gewordenen Karl Marx'schen Pamphlete „Herr Vogt" drastisch dargestellt wurde; Becker lieferte das Material. Die Sache verursachte gewaltigen Rumor.

Der Winter 1849/50 war kalt, die Bise fegten unbarmherzig durch die Gassen. Um uns zu wärmen, gründeten wir ein winziges Journal, den „Rummeltipuff, Organ der Lausbubokratie". Diesen Titel hatte ein hyperkonservatives Mitglied der bayerischen Kammer, Professor Lassaulx, den Radikalen und Liberalen beigelegt und wir wünschten den Namen und Ruhm dieses bayerischen Tory durch ein monumentum aere perennius zu verewigen. Jede Woche wechselten wir die Farbe des Zeitungspapiers; bald nahmen wir die auswärtigen Regierungen, bald die lieben Schweizer vor und sparten die Sarkasmen nicht. Ganz besonders boshaft zupften wir aber die deutschen Männer, welche in irgend einem Kämmerchen, Parlamentchen oder auf dem großen Frankfurter Schwatzturnier unendliches Blech gewalzt

hatten, während wir uns mit den Preußen in Baden schlugen. Am schlimmsten erging es zwar in den Spalten des „Nummeltipuff" dem schwarzen Engel des Westens, Louis Napoleon — dessen Banditenprojekte wir witterten —, und seinem Freunde James Fazy.

Cohnheim, sonst einer der Unverzagtesten, zeigte um diese Zeit seltsame Anwandlungen von Trübsinn. Er hatte in Baden nicht nur gefochten, sondern auch die Funktionen eines Zivilkommissärs im Städtchen Wiesloch ausgeübt, als „charmanter Junge" sein Herz an eine junge Dame verloren und dafür das ihrige eingetauscht. Sie korrespondirten, und je nach dem wechselnden Inhalt seiner Wieslocher Briefe war Cohnheim entweder fröhlich oder deprimirt. „Nun habe ich aber genug davon und werde Euch verlassen", sagte er eines Tages betrübt zu uns. Wirklich drückte er sich und schrieb von Basel aus, unvermögend, das Hangen und Bangen in schwebender Pein länger auszuhalten, sei er gesonnen, sich den Preußen auszuliefern. In der „Freiburger Zeitung" lasen wir bald, der „wohlbekannte" preußische Flüchtling Max Cohnheim habe sich in Freiburg der Militärbehörde freiwillig gestellt; eine nachfolgende Nummer meldete, er sei zum Tode verurtheilt und erschossen worden, was, zumal er preußischer Artillerist gewesen, nicht unwahrscheinlich klang. Die Tochter unseres Wirthes weihte ihm einige verstohlene Zähren und als sie den Jüngling zu vergessen anfing — kam er plötzlich wieder. Da ihm ein Brief der Angebeteten jede Hoffnung genommen, war er richtig nach Freiburg geeilt und ebenso richtig zum Tode verurtheilt worden. Da brachte ihm in's Gefängniß ein preußischer Unteroffizier von der Geliebten eine beträchtliche Geldsumme und ein Schreiben, worin sie bat, sich nicht nutzlos zu opfern, sondern zu fliehen. Und da der Unteroffizier ihm behilflich zu sein versprach, besann sich Cohnheim rasch eines Bessern, entwischte, und obgleich die heißgeliebte Wieslocherin für ihn verloren war, gewann er wieder die alte Munterkeit.

Auch ich erlebte meine „Episode", doch hatte die Liebe nichts damit zu schaffen. Von Deutschland aus trafen nicht nur Beschwerden und Reklamationen ein, sondern, wie ich schon erwähnt, auch allerlei Gesindel, das uns aushorchte. So kam zu Anfang 1850 ein gewisser Oberst Rockmann nach Genf, der in Baden mit uns dabei gewesen, über dessen Vorleben jedoch nichts Exaktes bekannt war. Obwohl also nichts Positives gegen ihn vorlag, galt er allgemein als Spion, und weil ich vom Feldzug her noch einen kleinen Zorn auf ihn hatte, ersuchte ich ihn, in Anbetracht seines häßlichen Metiers uns zu meiden. Wir geriethen heftig an einander und der Rest war eine Forderung von seiner Seite. Unter der Voraussetzung, einem gemeinen Spion brauche ich keine Satisfaktion zu geben, lehnte ich dieselbe vorerst ab und suchte inzwischen zu ermitteln, worauf sich der gegen Rockmann geäußerte Verdacht stützte. Man wies mich an den Sachsen Tschirner, den ich nur einmal flüchtig gewahrt hatte, — im Saale des Karlsruher Rathhauses, am 5. Juni, als wir Brentano auf die Bude stiegen. Tschirner würdigte mich keiner Antwort und so ließ sich das Duell nicht vermeiden, obwohl Becker und Schily eine friedliche Beilegung anstrebten. Da ich die Wahl der Waffen hatte, schlug ich Säbel vor; mein zirka zwanzig Jahre älterer Gegner war der Ansicht, er sei zu alt für diese Waffe; er ziehe die Pistolen vor. Die Sekundanten entschieden in seinem Sinne und es wurde ein dreimaliger Kugelwechsel auf zehn Schritte Distanz vereinbart. Zwei Aerzte, an die wir uns wendeten, versagten rundweg ihren Beistand, ein französischer Kandidat der Medizin wollte, aus Furcht, sein Asyl zu verwirken, ebenfalls nicht dabei sein und so nahm ich nothgedrungen Zuflucht zu einem andern französischen Refugié, der Thierarzt war und mir zur Beruhigung mittheilte, er habe in Afrika vielen Pferden, Kameelen und Eseln Kugeln aus dem Leibe gezogen. Das war immerhin ein Trost und ich beruhigte mich leidlich, obwohl ich ein ungeübter Pistolenschütze, mein Gegner dagegen ausgezeichnet in dem Fache war. Mein Sekundant, ein liebenswürdiger Goldarbeiter und genferischer

Artillerieoffizier, gab sich alle erdenkliche Mühe, mir die nöthige Körperhaltung anzudressiren und hielt mir feierliche Vorlesungen. Becker beschaffte ein Paar alte Reiterpistolen. An dem festgesetzten Morgen schrieb ich einen Brief an meine Schwester in Glogau, frühstückte, begab mich nach dem Café de l'Europe, bat die gute Frau Wirthin um vierzig Francs und erhielt dieselben auch bereitwillig. Mit dem als Unparteiischen gewählten Studenten Oskar Galeer, einem Freunde und meinem Thierarzt setzte ich mich in die Droschke und fuhr nach dem bezeichneten Platze, jenseits Grand-Saconnex, nahe der französischen Grenze. Rockmann und seine Freunde warteten dort bereits; auch einige andere Personen waren zugegen, so zwei französische Gensdarmen und ein dünner, hochgewachsener Jüngling, von dem man mir sagte, er sei Rockmann's Sohn. Ich protestirte gegen dessen Gegenwart und er wurde veranlaßt, sich zu entfernen. Kaum standen Rockmann und ich in Position, tauchten zwei Genfer Gensdarmen auf, um höflich zu erklären, auf diesem Terrain dürften wir uns nicht schlagen; jenseits des Grabens, auf französischem Gebiete möchten wir nach Gutdünken hantiren. Rasch hüpften wir aus der Schweiz über den Graben nach Frankreich; die Genfer mochten aber wohl ihre französischen Kollegen zu der „Feier" eingeladen haben, denn diese bedeuteten uns jetzt nicht minder höflich, wir möchten uns gefälligst jenseits des Grabens duelliren, — in der Schweiz. Hätte ich den Spottvers gekannt, welchen ich später lernte:

„Dans la gendarmerie
Quand un gendarme rit
Tous les gendarmes rient
Dans la gendarmerie."

ich würde ihn in diesem Moment gesungen haben. Sonderbar, daß 1864 bei dem Duell Lassalle's mit dem Herrn von Rakowitz keine aufmerksamen Gesetzeswächter zugegen waren; hatte vielleicht der Herr von Dönniges deren Aufmerksamkeit an jenem Tage abzulenken gewußt?

In die Schweiz „zurückgekehrt", baten Rockmann und ich die Sekundanten, der Farce ein Ende zu bereiten. Rasch stellten sie uns zehn Schritte auseinander, übergaben uns die Pistolen und es erfolgte das Kommando. Rockmann's Pistole ging los, die meinige versagte. Es wurde frisch geladen und derselbe Vorgang wiederholte sich. Mich langweilte dieser Spaß; ich hätte gerne aufgehört. Rockmann aber bestand darauf, daß ich nochmals allein schieße. Ich lehnte diese allzu liberale Konzession ab; die Sekundanten entschieden — gewiß wider den Komment — nach seiner Auffassung und so legte ich an und schaute dabei Rockmann scharf in's Auge. Er rührte sich nicht, keine Muskel seines Gesichtes zuckte, er glich einer Bildsäule. Als „Feuer" kommandirt wurde, drückte ich ab, mein Handgelenk etwas aus- und aufwärts drehend, so daß die Kugel weit an ihm vorüberflog. Hätte ich nach freiem Ermessen handeln dürfen, so würde ich „Bravo, Rockmann!" gerufen haben. Auch jetzt blieb er kalt und finster. Der inzwischen herbeigeeilte Maire schloß sich den gratulirenden Gensdarmen an und lud uns zu einem Frühstück ein, bei welchem tapfer gezecht wurde, Rockmann und ich aber, so sehr uns der Gastgeber zum Anstoßen aufforderte, kein Wort wechselten. Desselben Tages kneipte ich mit einigen Freunden sehr ausdauernd und ließ — als gewissenhafter Historiker muß ich dieses Faktum notiren — dem Wirthe die Reiterpistolen Johann Philipp Becker's!

Nach den muthwilligen Stunden lastete die Misère nur um so heftiger auf uns. Eines Abends saß ich ziemlich desparater Stimmung im Café. Mein Genfer Kamerad deutete auf einen Gast, dessen Exterieur gleich den Engländer ankündete. Es war Herr Robert Peel, der englische Geschäftsträger in der Schweiz, welcher zur Erholung nach Genf gekommen war und aux Paquis ein Haus gemiethet hatte*). Herr Peel,

*) Der junge Peel hegte aufrichtige Sympathien für die regenerirte Schweiz und bethätigte dieselben beim Beginn des Sonderbundkrieges dadurch, daß er — übrigens gemäß den von Palmerston empfangenen Instruktionen — den radikalen schweizerischen Staatsmännern Winke über das Treiben in der diplomatischen Küche ertheilte und sie zum entschlossenen Vorgehen ermunterte, damit die Mächte vor ein

meinte mein Genosse, sei sehr wohlwollend, habe ausgebreitete Verbindungen und Einfluß und würde, falls ich ihm offen meine Lage schilderte, sich ohne Zweifel für mich verwenden. Mir leuchtete dies ein; in den nächsten Tagen besuchte ich Peel und legte ihm auf französisch, in knapper Form, mein Ansinnen vor. Er lauschte mir auch geduldig und fragte, aus welchen Gründen ich flüchtig geworden. Als ich ihm erzählte, wie ich in der badischen Revolution eine Batterie befehligt, glitt ein Lächeln über sein weites Gesicht. Mit gewichtiger Miene, doch immer freundlich, versetzte er: „Ein einiges Deutschland ist unmöglich“. Die vielen deutschen Einzelstaaten waren den Engländern natürlich nicht im Wege; dieselben bedingten viele recht angenehme Gesandtschaftsposten — Versorgungen für die armen Söhne der vielen Baronets und Lords. Ich hütete mich wohl, auf diesen Umstand anzuspielen; ich lachte auf den Stockzähnen — und die Engländer haben seither, gern oder ungern, sich darein finden müssen, daß die Unmöglichkeit doch möglich wurde. Schließlich meinte Herr Peel bedauernd, er wüßte nicht, ob er Etwas für mich thun könnte; ich möchte gelegentlich nochmals vorkehren. Dann begleitete er mich bis zur Gartenthüre und drückte mir ein Papier in die Hand, aus dem ich fünfzig Francs herausschälte. Gerne würde ich später in England dieses Geschenk zurückerstattet haben; ich unterließ es, weil ich englische Sitten und Unsitten kennend, wußte, daß mein Versuch einer Annäherung dahin ausgelegt worden wäre, ich wünsche mich anzuwettermicheln.

Die letzte, auf rothes Papier gedruckte Nummer des „Rummeltipuff“ hatte einen boshaften Artikel „Schweizerkäse“ aus meiner Feder gebracht. Sofort ward mir von mehreren Seiten kund gethan, ich möchte auf die Ausweisungsordre gefaßt sein. Wirklich holte man mich zum Polizeichef; ich vernahm von ihm, binnen vierundzwanzig Stunden habe ich Genf zu räumen, mich nach Bern zu wenden und bei Herrn Bundesrath Druey anzumelden. An die Reisekosten wurde ein Beitrag von zwanzig Francs gespendet. Der Abschied ging mir zu Herzen, doch der Dampfer schwamm trotz meiner Wehmuth pünktlich ab und trug mich gnädig nach Lausanne. Ich betrat das zunächst gelegene Hotel und wurde gleich vom Oberkellner erkannt; er hatte mit mir in Baden gefochten. Man setzte sich eben zur Table d'hote. Von dem ehemaligen Kampfgefährten erfuhr ich, es gäbe drei verschiedene Gruppen von Tischgästen; bei der einen spreche man nur deutsch, bei der andern nur französisch, bei der dritten englisch. Dabei warnte er, bei der Konversation mit einem anwesenden sehr ruppigen preußischen Oberst mich der Vorsicht zu befleißigen. Ich näherte mich der französischen Gruppe, hörte aber zu meinem Erstaunen von dem Kellner, daß ich der Tischregel gemäß dort eine Flasche Champagner bezahlen müsse. Ich zögerte nicht mit dem Geständniß, daß meine Baarschaft mir solchen Luxus verbiete; darauf flüsterte der Mann einem ältern Herrn einige Worte zu, worauf dieser auf mich zukam und in österreichischem Dialekt halblaut mir sagte: „I' bitt' Sie, ich bin österreichischer Oberst; der Oberkellner hat mir von Ihnen erzählt; setzen Sie sich zu meiner Linken und erlauben Sie, den Champagner für Sie zu liefern“. Damit nahm er mich bei der Hand und geleitete mich zum Erstaunen der übrigen Gäste zum Tische. Als nach dem Austausch der üblichen Phrasen eine Pause eintrat, begannen mein Protektor und der preußische Oberst, der meine Narben mit einem gewissen Wohlwollen examinirte, über Strategie zu reden; vom italienischen Kriege schweiften sie über zur badisch-pfälzischen Insurrektion. Der Preuße äußerte sich mißvergnügt über die Leistungen der Reichstruppen und nannte ihre Strategen Korporäle, welche traurig manövrirten; „nur solchen gegenüber konnte sich die Hauptmacht der Rebellen nach

fait accompli gestellt würden. Daneben war er ein fideler Bruder, der, als Ludwig „des Teutschen“ Maitresse, Lola Montez, aus München nach Bern flüchtete, dieselbe übernahm und ihr sodann in der Genfer Vorstadt aux Paquis eine Wohnung errichtete. Die Dame kontrahirte indessen in Genf so unbändige Schulden, daß der englische Diplomat ihr die Liebe kündete!

Rastatt zurückziehen und Wochen hindurch den Feind festhalten". Das war auch meine Meinung; allein er drückte sich in einer Form aus, welche mich verdroß, und um nicht loszuplatzen, schlich ich davon, um im anstoßenden Zimmerchen meine Tasse Kaffee zu schlürfen. Dem österreichischen Oberst, welcher bald mich aufsuchte, gestand ich die Ursache meines Verschwindens, worauf er sagte: Sie sind offenbar schnell gereizt; der preußische Herr ist sehr loyal und ich bin gewiß, Sie würden sich ausgezeichnet unterhalten. Trotz meines Sträubens bestand er darauf, denselben herüberzuholen, verließ mich mit den Worten: „Bitte, lassen's mi mochen" und nach zwei Minuten stand der preußische Oberst vor mir. „Unser österreichischer Tischnachbar", redete er mich ohne Weiteres an, „hat mir gestanden, daß Sie in den bedauerlichen süddeutschen Bürgerkrieg verwickelt waren; es interessirt mich, gewisse Details zu erfahren, um zu einem sicheren Schluß über die Vorgänge zu gelangen, und wird es mir zu besonderem Vergnügen gereichen, mit Ihnen auf jene Ereignisse kurz einzutreten; durch Beantwortung einer Reihe von Fragen, die ich an Sie richten möchte, werden Sie sich mir verpflichten; einzuwenden haben Sie wohl nichts, wenn mein österreichischer Freund zugegen bleibt." Ich gab eine gedrängte Uebersicht meiner Erlebnisse; plötzlich unterbrach er mich: „Sie waren bei Kuppenheim am 29. Juni? Nun, auch ich stand an jenem Tage bei Rothenfels und Kuppenheim im Feuer, so daß wir also einander gegenüber waren. Ihre Artillerie hielt sich sehr brav; Kellner, eine Flasche Wein!" Wir tranken, er reichte mir die Hand, die ich mit kanonierlicher Wärme schüttelte und nun folgte, wie sich's errathen läßt, ein Durchfechten der ganzen Kampagne, wobei die Stellungen mit in den Wein getauchten Fingern auf dem mit Wachstuch überspannten Tisch markirt wurden. Er gab mir, als ich aufbrechen mußte, seine Karte; leider habe ich sie auf meinen Wanderungen verloren und den Namen drauf vergessen.

Es führte noch keine Eisenbahn nach Bern. Ich kletterte auf den Bock der Diligence zum Kutscher. Nach vierstündiger Fahrt ward gerastet und gegen neun Uhr trafen wir in Bern ein. Ich versäumte nicht, dem Chef des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, Bundesrath Druey, meine Aufwartung zu machen. Er saß an seinem Schreibpult und lud mich durch eine Handbewegung ein, auf einen Stuhl, dicht neben ihm, niederzusitzen. Er erkundigte sich nach meinen Reise-Intentionen und ich bemerkte, Amerika liege mir zu fern, für England hätte ich keine Sympathien, am liebsten würde ich nach Frankreich gehen; doch müsse ich aufrichtig bekennen, daß die mir auf Anordnung des Herrn James Fazy verabreichten zwanzig Francs verbraucht seien und über weitere Reichthümer verfüge ich nicht. Das hätte er sich eingebildet, antwortete Herr Druey lächelnd, öffnete, was mir seine Privatschatulle zu sein schien*) und reichte mir ein Vierzig-Francsstück, indem er beifügte: „Sie werden mit thunlichster Eile nach Basel gehen und sich zu Herrn Dr. Bischoff, dem Basler Polizeidirektor, begeben, dem ich Ihre Ankunft signalisiren werde".

Den Rest des Tages benutzte ich zu einer Streiferei in der Umgegend Berns und fuhr am nächsten Morgen nach Basel, wo mich am Thore zwei Häscher liebreich in die Arme schlossen, hernach aber, als ich den „Storchen" als Absteigequartier genannt, nicht weiter behelligten. Herr Dr. Bischoff gestattete mir einen Aufenthalt von achtundvierzig Stunden, worauf ich

*) Druey hatte auf einer deutschen Universität die juristische Doktorwürde erworben, im Jahre 1845 das liberal-konservative Regiment seines Heimatkantons Waadt gestürzt, den Vorsitz in der radikalen Regierung übernommen und trat sodann, als der neue eidgenössische Bund unter Dach gebracht worden, in den Bundesrath ein. Er war ein ehrlicher humaner Demokrat, ließ sich jedoch einschüchtern, als die fremden Gesandten die Behörde zur Ausweisung der Flüchtlinge bestürmten. Als ehemaliger Freund und Gönner der deutschen Kommunisten, die in den waadtländischen Städten Lausanne, Morges, Vevey ꝛc. zahlreich sich niedergelassen und eine rege Propaganda entfaltet hatten, gab es für ihn manche peinliche Momente. „Pas de justice en politique", keine Gerechtigkeit in der Politik, klagte er oft.

in Gesellschaft fideler deutscher Studenten, die eine Schweizerreise gemacht, fröhlich nach Straßburg pilgerte. Kaum waren sie weg, fiel mir ein schlesischer Landsmann zu, ein Müllergeselle. Dieser hatte in der preußischen Staatslotterie einen erklecklichen Zug gethan und gönnte sich nun einen Ausflug nach Paris. Das war auch mein Ziel; ihm gebrach es am Französischen, mir am Gelde, und so nahm ich seinen Vorschlag, den Posten eines Dolmetschers bei ihm zu bekleiden, ohne Seufzen an. Als Sekretar, Figaro und Sancho Pansa eines Müllergesellen langte ich in der französischen Kapitale an, wo wir gleich die Merkwürdigkeiten in Angriff nahmen und dazwischen uns gütlich thaten.

Das von einem Frankfurter, Krauß, gehaltene Café Mandar in der Rue Montmartre war der Versammlungsort der deutschen Flüchtlinge. Hier traf ich den Dr. jur. Steinmetz aus Durlach, gewesenes Mitglied der badischen Kammer, sodann den Handelsagenten Schimmelpfennig; letzterer suchte Lithographiesteine anzubringen und in seinem Solde schleppte ich munter die Säcke voll Steinen nach den mir bezeichneten Magazinen. Ein anderer Deutscher, der Pariser Artikel verfertigte, schickte mich mit Zigarrentaschen, Geldbörsen 2c. hausiren. Wie fest ich aber auch in's Zeug ging, — mehr als zwei bis drei Francs vermochte ich im Tage nicht zu ergattern und verzichtete nach einiger Zeit darauf, nach diesem Rezept ein Vermögen zu erwerben. Und ich wäre doch so gerne in dem republikanischen Paris geblieben!

Das bonapartistische Gesindel bereitete den Staatsstreich vor; der Herr Präsident ließ auf alle Verdächtigen scharf pirschen. Zwei Spürhunde witterten auch in mir ein Wild und informirten sich bei meinem Wirthe. Eines Tages verfügte ich mich nach dem Bureau der postlagernden Briefe. Der Beamte daselbst sagte, es wäre ein Brief für mich vorhanden, doch könne er mir diesen nur gegen Vorlegung eines Passes ausliefern. Ich holte das von Herrn Druey in Bern mir ausgestellte Papier und erhielt einen Brief meines Bruders sammt einem Wechsel von nahezu dreihundert Francs, von der pommerschen Ritterschaftsbank in Stettin auf Rothschild gezogen. Nun fühlte ich mich so reich wie Rothschild selber. Mein Wirth war leider ungläubig und verweigerte einen Vorschuß; zwei andere Deutsche, an die ich mich wandte, waren es ebenfalls, und ich mußte deshalb Abends mit meinem Wechsel hungrig zu Bette. Morgens in der Frühe steuerte ich nach der Rue Lafitte, wo Rothschild's Bureau lag. Ein altes dünnbeiniges Männchen nahm das Dokument entgegen und reichte mir dasselbe zurück mit den Worten: „Wir diskontiren auf uns gezogene Wechsel nicht in dieser Weise; lassen Sie den Ihrigen hier und kehren Sie morgen wieder vor". Da mir der Sinn der Rede dunkel war, sagte ich naiv: „Bitte, geben Sie mir die Summe, ich habe dringende Magenbedürfnisse". Er nahm eine wüthende Miene an, stampfte mit dem Fuß und hieß mich eilig verschwinden. „Sind Sie vielleicht Herr Rothschild?" fragte ich sanft und er darauf: „Packen Sie sich!" Jetzt erschien unter der Thüre zu meiner Linken ein großer dunkelhaariger Herr; er gab sich mir als Rothschild zu erkennen und besah sich den Wechsel, während das Männchen mit talmudischer Gründlichkeit ihm die Ursache des Streites auseinandersetzte. „Ich kann nur bestätigen, was Ihnen der Kassier gesagt", bemerkte er, versenkte dann, als ich ihm eine kurze Skizze meiner Bedrängniß und meines Appetites entwarf, einige Finger in die Westentasche, brachte ein Vierzig-Francsstück ans Licht, steckte es mir mit einem Gönnerblicke zu und schloß: „Dies für Ihre augenblicklichen Bedürfnisse; im Laufe des Nachmittags wird der Wechsel für Sie bereit sein". Ich dankte und schied mit dem stolzen Bewußtsein, daß Rothschild trotz seiner Generosität mir einige hundert Francs schulde. Wirklich wurde mir nach einigen Stunden der Wechsel behändigt und es gelang nach verschiedenen Nöthen, denselben in klingende Münze umzusetzen.

Im Café Mandar nahm ich eine Mahlzeit ein, griff nach der „Kölnischen Zeitung", las, mein gewesener Feldwebel Wittenburg und sein Bruder hätten sich in einer rheinischen Stadt gestellt, und

bei der Verhandlung mich als einen niederträchtigen Lumpen dargestellt. Dadurch entlasteten sie sich freilich nicht, sie wurden zu langer, schwerer Haft verurtheilt. Nun war mir vollends klar, daß die Hallunken bei dem erwähnten Vorfalle getrachtet hatten, die Batterie ganz oder theilweise dem Feinde in die Hand zu spielen, um sich Verzeihung für frühere Missethaten zu erwerben.

Paris, wo ich so viel Graziöses und so viel weniger Rohes und Unanständiges als später in dem moralischen England sah, übte einen bestrickenden Zauber auf mich aus; zum Unheil waren aber die verkappten Polizisten immer frecher hinter mir her, — es mußte geschieden werden und Ende September 1850 rüstete ich mich zur Rückfahrt nach Straßburg. In dieser, wenn nicht wunderschönen, so doch ungemein anheimelnden Stadt logirte ich mich am Austerlitz-Platze, bei zwei alten Jungfern ein, deren drollige Sprache — „Wie wolle Sie nehme votre café am Morge, noir oder mit Millich?" — recht ergötzlich klang. Morgens und Abends schmetterten die Trompetensignale aus der nahen Kaserne zu mir herüber — und ich gedachte des Lebens in Glogau, da mein tägliches Einkommen $2\frac{1}{2}$ Silbergroschen betragen hatte.

In Straßburg weilten damals nur wenige deutsche Flüchtlinge. Ich traf den Major Flach, der mit mir bei Ubstadt gefochten, in Rastatt gefangen genommen worden, aber glücklich entwischt war, Buchhändler Pelz aus Leipzig und J. C. Friedrich Dietz, der mir ein Häuflein Kronenthaler abnahm und dann nach Jahren aus Amerika schrieb, ich möchte das Darlehen bei ihm abholen. Wir saßen häufig in der Schützenberger'schen Brauerei; die dort servirende badische Kellnerin hatte eine Schwäche für die Artillerie, so daß Fach und ich stets vom frischen Anstich benachrichtigt wurden. Während ich einmal schlecht bei Kasse war, führte sich ein ehemaliger Blousenkanonier bettelnd bei mir ein; als besorgter Blousenhauptmann gab ich ihm mein Letztes, die mir von Pelz geschenkten Werke Schiller's und Goethe's. Im „Pelikan" speiste ich zu Mittag; man gewährte mir dort Kredit. Der gewandte Dietz hatte mich dort rekommandirt; zu bezahlen vermochte ich nicht, und hat Dietz daselbst die Rechnung nicht beglichen, was zu bezweifeln, so ist der Pelikanwirth heute noch mein Gläubiger.

Zur Abwechslung wagte ich mich auch auf deutschen Boden hinüber und schob zu Kehl, als „schlesischer Tourist", mit den Beamten Kegel. Sonst war ich oft im Café Hauswald, meist am Schachbrett. Die Radikalen Straßburgs verkehrten dort, Professor Küß, Bürgermeister Heim, der Lichtzieher Franke und Andere. Auch französische Artillerie-Offiziere fanden sich ein; als sie hörten, daß ich in der Revolution Batteriechef gewesen, erwiesen sie mir die vollste Achtung und verhehlten ihre Abneigung gegen Louis Napoleon durchaus nicht. Auch die Infanterie-Offiziere, die ein Café am Broglieplatz besuchten, schwärmten nicht für den dubiosen Neffen des Onkels; es war für diesen wenig Enthusiasmus unter den Straßburgern. Ich hatte zudem den Eindruck, die Leute seien nicht besonders stolz darauf, Franzosen zu sein; sie machten kein Geheimniß daraus, daß ihnen am meisten gefiel, einer Republik anzugehören und einem scharf begrenzten Vaterland; Deutschland besaß diese Eigenschaften nicht. Ich fühlte mich wohl unter der Bevölkerung und von Spionen war nichts zu spüren.

Im Laufe des Januar 1851 aber hieß es plötzlich, solche Individuen und eine Menge Polizeiagenten seien aus Paris eingeschlichen und man bat mich, meine Zunge zu bewachen. Richtig näherten sich mir die Sbirren, und ich merkte, daß sie einen Coup vorhatten. Als ich am 31. Januar 1851 die Schützenberger'sche Bierstube betrat, flüsterte mir die Kellnerin zu, zwei Gensdarmen hätten unmittelbar zuvor nach dem Herrn „mit den Schmissen im Gesicht" geforscht; ich möchte also rasch auskneifen. Ich eilte nach dem Café Hauswald, wo Bürgermeister Heim, den ich um Rath anging, mir sagte, es sei bereits ein Deutscher arretirt worden, ich möge für die Nacht eine andere Wohnung suchen; inzwischen werde man erwägen, was für mich zu thun. Entgegen diesem

Rath ging ich nach meinem Logis; in der Frühe wurde ich geweckt, zwei Gensdarmen traten ein, forderten, daß ich mich sofort ankleide und transportirten mich nach dem Gefängniß, einem Gebäude, das im Vergleich zur Schopfheimer Wanzenbude immerhin reinlich erschien. Um zehn Uhr ging es nach der Präfektur. Herr West, der Präfekt des Departements, war ein großer Verehrer Napoleon's; er eröffnete mir, er habe den gemessenen Befehl, mich aus Frankreich wegzuschaffen; beabsichtige ich, mich nach England zu wenden, so würde ich nach Calais, wünsche ich aber nach Amerika zu gehen, nach Havre gebracht und zwar par des gensdarmes de brigade en brigade, — in schlichtem Deutsch: auf dem Schub! Auf meine Frage, womit ich mir diese Behandlung zugezogen, schrie er, er schulde mir keine Aufschlüsse und hieß die Gensdarmen mich wegzuführen. Ich machte ihm eine tiefe Verbeugung und schritt alsdann stolz erhobenen Kopfes davon.

Die Zelle, in welche man mich nunmehr sperrte, beherbergte schon drei Insassen, einen „verdächtigen" deutschen Flüchtling, welcher mir die zwei Andern vorstellte und alsdann leise, daß sie es nicht hören konnten, zuflüsterte: „Der Alte ist ein spanischer Oberst, der Junge ein Ungar, sie haben Schwindeleien begangen". Solche Gesellschaft behagte mir nicht; ich schritt zur Thüre, trommelte mit meinen Fäusten den Schließer herbei und erklärte ihm, als politischer Gefangener verbitte ich mir, mit Menschen dieser Sorte in ein Zimmer gepfercht zu werden; er möchte dies dem Direktor hinterbringen. Die drei Herren glotzten mich verwundert an und — schwiegen. Nach wenigen Minuten kam der Schließer wieder und wies mir ein anderes Gemach an, indem er bemerkte: „So war's recht, Sie haben's gut gemacht". Es währte nicht allzulange und er brachte mir ein Blatt Papier, auf welchem mit Bleistift französisch geschrieben war: „Sollten Sie morgen Früh bei Hauswald's Café vorübergeführt werden, so fixiren Sie aufmerksam das Haus, es wird sich Jemand Ihnen nähern. Muth, mein Freund, glückliche Reise, Sie werden nach allen Stationen hin angemeldet." Was hieß das?

Am folgenden Morgen, um halb neun Uhr, holte mich ein Gensdarm auf die Straße hinunter; dort wartete schon ein zweiter, im Range eines Maréchal de logis mit einem einspännigen Bauernwagen. Man legte mir in liebenswürdiger Manier eiserne Handschellen an — die Füße wurden nicht gefesselt, wie es in Baden geschehen! — und befahl mir aufzusteigen. Der Sitz war mit einem Strohsack gepolstert. Fort rollte das Gefährt, links und rechts ein Gensdarm zu Pferde. Aus dem Café Hauswald kam hastig der Kellner und übergab einem der Schergen ein Packetchen, nicht ohne beizufügen: „Wohlverstanden, für den Gefangenen!" Aus allen Fenstern, selbst aus denjenigen dicht unterm Dache wurden mir ähnliche Packetchen zugeworfen; was auf die Erde fiel, hoben die Gensdarmen auf und schoben es mir zu: Brot, Käse, Wurst, Pfeifen, Tabak, Zigarren und Geld; einige Artillerieoffiziere schleuderten Kupfer- und Silbermünzen. Man bot mir freundlichen Abschied und eine Stimme rief: „Passen Sie überall, wo Halt gemacht wird, wohl auf, Herr Borkheim!" Der Maréchal de logis hatte es endlich satt, spornte den Fuhrmann zur Eile und erntete dafür allerhand Spottreden. Nein, Straßburg war damals nicht bonapartistisch — es gab vielleicht mehr Bonapartisten auf dem rechten Rheinufer!

Volle drei Monate hindurch — von Straßburg bis Calais — hatte ich zwischen zwei Gensdarmen zu wallfahren; fünfundzwanzig Gefängnisse zu passiren! Es sei begraben und vergessen, was ich litt; nur ein paar heitere Bildchen seien aufgerollt ...

Den ersten Abend rasteten wir in Waßlenheim (Vasselonne). Der Gefängnißwärter besorgte mir für mein Geld ein saftiges Diner; man bewilligte einen Besuch im Café, wo ich, neugierig beguckt doch nicht belästigt, für den Maréchal de logis, den Schließer und mich drei Tassen Kaffee bestellte, Domino und endlich mit dem Gensdarmen eine Partie Billard spielte. Zuletzt kam ein feingekleideter

Herr auf mich zu und redete mich an: „Ich denke, das Vergnügen zu haben, Herrn Borkheim vor mir zu sehen; ist es so, erlauben Sie mir wohl, Ihre Zeche zu reguliren“. Ich schaute verdutzt nach dem Gensdarmen, worauf dieser gelassen sagte: „Ganz in der Ordnung, nehmen Sie's an, ich kenne den Herrn“. Darauf drückte mir dieser die Hand und tröstete mich, meine Durchreise sei an allen Orten, die wir berühren werden, avisirt, worauf der Gensdarm lachte: „Das ist ja famos!“

Ich schlief die Nacht über ausgezeichnet. Am Morgen kamen wir durch Zabern und Blamont nach Lüneville, wo eine sanitarische Untersuchung mit mir vorgenommen wurde; den Arzt schien namentlich meine Lunge zu interessiren. Das Räthsel löste sich bald. Der Bauernwagen kehrte um — von jetzt an hatte ich zu Fuß zwischen zwei reitenden Gensdarmen zu reisen, welche meine Arme mit Stricken an ihre Pferde fesselten. Das ward mir gleich so beschwerlich, daß ich um Erleichterung bat. Der eine der beiden Gensdarmen verfügte sich nach dem Gefängniß zurück und sagte, als er wieder kam: „Ich habe den Rapport gelesen: Sie waren Student und Artillerie-Offizier im badischen Revolutionsheer; sobald Sie müde sind, werde ich Sie losbinden, ich will aber Ihr Wort, daß Sie mir nicht davonlaufen; Sie sind der Sicherheit wegen gefesselt; wir wissen, daß Sie überall Freunde haben, welche Sie erwarten“. Das Wetter war trocken, der Himmel klar; ich griff, mein Blut in Zirkulation zu bringen, tüchtig aus und rauchte, auf erhaltene Erlaubniß hin, meine Pfeife. Wir hatten ein Gehölz erreicht, als ein Wagen uns einholte und aus demselben die Frage ertönte: „Sind Sie Herr Borkheim?“ Ich nickte und nun wurden die Gensdarmen angegangen, ob es gestattet sei, mit dem Gefangenen zu verkehren. „Gewiß, mein Herr!“ lautete die Antwort. Nun stieg ein Herr aus und sprach zu mir: „Nicht weit von hier, rechts von der Straße, steht ein Wirthshaus; dort ist ein Frühstück bestellt und ich lade Sie und Ihre Begleiter dazu ein“. Ich nahm die Einladung für uns Dreie an und die Gensdarmen protestirten nicht. Der Herr bestieg wiederum seinen Wagen; es saßen auf denselben mehrere andere Herren, die alle pelzverbrämte Ueberröcke trugen und Gewehre bei sich hatten; sie begaben sich, wie ich nachher erfuhr, auf die Jagd. Als wir beim Wirthshause eintrafen, stand das leckere Frühstück schon bereit — Cotelettes, Omelettes, gebratenes Huhn, rother und weißer Wein und verschiedene Liqueure — und meine Wächter schnalzten vor Wonne angesichts dieser Weide. Geld, das mir angeboten wurde, nahm ich nicht an. Ich dankte den mir unbekannten Gönnern und schritt vollauf gekräftigt weiter zwischen den zwei Gäulen nach Nancy und Vitry-le-Français, wo der Kerkermeister den Rapport studirte und mir eine gediegene Labung verhieß; es seien nämlich barmherzige Schwestern im Städtchen, die es als Pflicht betrachten, durchreisende Gefangene mit Speis und Trank zu erquicken. Bald erschien eine solche Schwester; sie setzte mir verschiedene Gerichte vor, und begab sich in ein Nebenzimmerchen. Ihr Antlitz war edel geformt, der Ausdruck mild, und als ich beim Scheiden ihr in die schönen, dunkeln Augen schaute, wallte es heiß in mir auf; ich küßte ihr, obschon sich fast ein Schauder in ihren Zügen ausprägte, die Hände und war nahe daran, auch auf ihre rothen Lippen einen Kuß zu pflanzen, als der Schließer eintrat und den „Herrn Deutschen“ barsch ermahnte, sich vor Unschicklichkeiten zu hüten. Reuig wich ich zurück, die Schwester verschwand — und fürder ging's. In Chalons-sur-Marne wurden mir dreißig Francs in die Zelle überbracht; aus einem beigelegten Zettelchen ersah ich, daß sie von dem in Paris lebenden Flüchtling Peter kamen, der im badischen Seekreis Richter und während der Revolution Justizminister gewesen war....

Hatte ich bisher meine eigene Zelle gekriegt, so änderte sich dies in Reims; hier schob man mich in einen Häftlingssaal, wo ein aus farbigen Tuchlappen Schuhe machender Schuster ein Schelmenliedchen nach dem andern anstimmte und dieselben mit ächten Schusterkapriolen accompagnirte. Es war ein recht fideles Gefängniß. In Arras wollte der Redakteur

der dortigen radikalen Zeitung mich besuchen; die Erlaubniß wurde ihm jedoch verweigert.

Bei dem Gedanken, daß ich binnen kurzem den Fuß auf's englische Gestade zu setzen haben werde, beschlich mich Verzagtheit. Ich hatte gelesen von dem schrecklichen englischen Nebel, von dem rohen englischen Egoismus, von der englischen Indifferenz gegenüber dem Ringen des freisinnigen deutschen Volkes, von der Zugeknöpftheit dieser Insulaner, und bei ihnen sollte ich nun anklopfen! Auf dem Kontinente waren sie eigentlich nirgends beliebt. Im Gymnasium wurden wir äußerst spärlich über England belehrt; vielleicht wollte dies die preußische Obrigkeit so, weil dort einem König das gesalbte Haupt abgehauen worden und ein Parlament bestand, in welchem frei gesprochen werden durfte. Man hatte uns nur Spärliches über Wellington und die Schlacht von Waterloo, Nichts von den Siegen mitgetheilt, welche die Engländer in Spanien und Portugal über die Generäle Napoleon's erfochten; wir wußten nur von einer Schlacht bei Bellealliance, nach der in Berlin ein öffentlicher Platz genannt war, wußten überhaupt blutwenig aus der neuen und neuesten Geschichte, — man hatte uns mit der alten vollgestopft.

Ich war, als wir von St. Omer aus uns der vorletzten Station Ardres nahten, betrübt, wie kaum jemals zuvor. In der Morgenfrühe des 5. Mai rückten wir aus Ardres ab, erreichten um zehn Uhr Calais und hier hatte ich zum letzten Male den Genuß, die Schlüssel eines französischen Gefängnisses klirren zu hören. Am späten Abend durfte ich auf die Straße. Zu meinem Erstaunen war ich gleich von einer Schaar Leute umringt, die mir eine angenehme Reise wünschend die Hände entgegenstreckten, und mich — mit Permission des Gensdarmen — nach einem Restaurant führten. Nach einer vergnügten Stunde ging ich an Bord eines französischen Dampfers, dessen Kapitän den Zwangspassagier lächelnd unter seine Obhut nahm. Die Londoner Weltausstellung war eröffnet; das Schiff wimmelte von Fremden, die alle mich musterten; am ärgsten aber trieb es eine englische Familie, die um jeden Preis meine Qualität herausbringen wollte. Ich hatte bereits einen Vorgeschmack von der bis zur Unverschämtheit ausartenden Neugier des Inselvolkes. In einer Ecke, bei der Maschine, legte ich mich hin, um zu ruhen; dann begab ich mich nach dem Hintertheil des Fahrzeugs, wo Jemand, der ein Matrose zu sein schien, mich auf französisch anredete: „Sie sind Herr Borkheim, Freunde in Calais ersuchen Sie, diesen Brief nach London mitzunehmen; stecken Sie ihn ein, daß es der Kapitän nicht gewahrt". Ich that so und las dann in's Licht tretend die Adresse: Au citoyen Ledru-Rollin, Londres.

Von Dover her schimmerten schon die Lampen; bald legten wir an, eine Brücke ward vom Quai auf's Schiff geschoben und mehrere Zollbeamte kamen an Bord. Der Kapitän zeigte mit dem Finger auf mich, doch wurde ich nur nach verzollbaren Gegenständen gefragt und solche besaß ich nicht. In meinem Handkoffer waren einige Kleidungsstücke und Bücher, — das war das einzige Eigenthum, das ich nach Großbritannien brachte. Und da lag ich nun am Ufer, allein, im Dunkel. Niemand verstand mich, die, welche ich deutsch oder französisch anredete — englisch konnte ich ja nicht — blieben stumm, das Einzige was mich freudig berührte, war die Abwesenheit der Polizei. Außer den Zöllnern keine uniformirte Wesen; das war anders in der schweizerischen und in der französischen Republik, dort fehlten diese Würdenträger nicht!

Ich mochte den Londoner Schnellzug nicht benutzen; Nachts in die mir wildfremde Weltstadt einzuziehen, war gegen meine Absicht. Wo aber in Dover ein ordentliches Nest finden, da keine Seele sich meiner anzunehmen Lust hatte? Daß ich es nur gestehe: Ich hatte Heimweh nach dem Festland; lieber wieder dorthin zurück und wenn auch auf dem Schub! Fast verzweifelnd ging ich auf's Schiff zurück, flehte den Kapitän um Beistand an und nicht umsonst. Durch seine Fürsorge ward mir Unterkunft in einem kleinen netten Gasthaus gewährt, dessen Besitzer mir solch herzliche Theilnahme bezeugte, daß mein

erster Groll über den ungastlichen Boden Englands zu schmelzen begann. Nur die Küche schloß ich nicht in's Dankgebet ein. Obwohl ich während drei Monaten vorwiegend französische Sträflingskost genossen, vermochte ich die eigenartig zubereiteten Speisen nicht zu preisen. Andere Dinge hatten meinen Beifall ebensowenig: so der Häuseranstrich, die hohen Herrenhüte, die grellen Farben der Damenroben, welche etwas Halbbarbarisches für mich hatten. Bei einem Gang am Ufer streifte mich, scheinbar unwillkürlich, ein Offizier des französischen Dampfers; er drückte mir einen Geldbeutel — „als Andenken von einigen Herren von Calais" — in die Hand; er enthielt zwanzig englische Shillinge, die mir sehr gelegen kamen. Mein braver Wirth hatte inzwischen ermittelt, daß die deutschen Flüchtlinge Londons sich in einem Restaurant der Maddox Street treffen, welches ein Deutscher, Göringer, halte. Der Name klang mir nicht fremd: Göringer, ehemals Besitzer des Gasthofs zum „Stern" in Baden-Baden, hatte während des Aufstandes die dortige Volkswehr befehligt und dann sich auf die Strümpfe gemacht. Den 8. Mai verließ ich Dover — es blieb mir nach Bezahlung der Note und des Eisenbahnbillets eine ganze silberne Münze, ein Sixpence-Stück! Das Kapital war klein, die Hoffnung groß und das Glück nicht spröd, denn ein Policeman, den ich, in London angekommen, nach Maddox-Street fragte, verstand etwas Französisch und half mir auf einen heran-donnernden Omnibus mit dem Bedeuten, daß die Fahrt einen Sixpence koste. Ich steckte den Schatz vorsichtig zwischen die Zähne, reichte ihn hierauf dem Kondukteur und brüllte: „Maddox Street!" Das Menschen- und Wagengewimmel war grandios, ich ward beinahe betäubt, meinte fortwährend, der Kutscher richte ein Unglück an und berührte einige Male seine Schulter, ihm zu bedeuten, er möchte recht vorsichtig sein, welchen Zuspruch er mit unwilligem Brummen redressirte. Endlich war ich am Ziele.

Ich drückte einer erzblonden Schänkmamsell den Wunsch aus, den Wirth zu sprechen und nach einer Weile erschien dessen behäbige Figur. Wir waren uns vorher nie begegnet, als ich mich aber nannte, bot er mir fröhlichen Gruß und geleitete mich nach einem Saal hinauf, aus dem mir deutsche Kernlaute entgegenschallten. Hier saß der wohlbekannte Berliner Dr. E. Meyen, dem ich entdeckte, keinen Pfennig in der Tasche zu haben. Er sprach mit Göringer, worauf dieser die himmlisch anmuthende Einladung an mich richtete: „Setz Dich nur und laß Dir's schmecken!" So war ich vorläufig gerettet, denn Göringer setzte hinzu, ich könne täglich eine Mahlzeit bei ihm einnehmen, bis ich in der Lage wäre, die Schuld abzutragen. Nach dem Essen wurde spaziert, geplaudert und geraucht, bis es hohe Zeit war, nach einem Bette mich umzuthun. Die Hotels waren zu theuer, die möblirten Zimmer meist von den Weltausstellungsbesuchern occupirt und so stampfte ich, als mich Dr. Meyen mit etwas Baarschaft dotirt, an der Seite eines von Göringer empfohlenen, im Osten Londons wohnenden deutschen Arbeiters davon, der mir dort ein anständiges Lager zu schaffen versprach. Er war ein Geselle von herkulischer Gestalt; ich hatte Mühe ihm zu folgen. Die Zahl der Bier- und Schnapskneipen und der frechen bedusselten Weibsbilder, an denen wir vorüber mußten, überraschten; einzelne ebenso häßliche als traurige Szenen erschreckten mich, solch großstädtische Verkommenheit war mir neu. Bei der St. Pauls Kirche angelangt, vor Müdigkeit fast taumelnd, fragte ich meinen Riesen, ob wir bald am Orte wären; die Hälfte des Weges sei zurückgelegt, beruhigte er. Mitternacht war's schon, als er endlich vor einem Hause in Burs Street, St. Catherine Docks, anhielt; hier gab es oben, im vierten Stock, zu zwei Shilling und sechs Pence die Woche eine Lagerstätte. Ich war nicht allein in dem Raum, ein halbes Dutzend Betten waren besetzt. Das meine war weich und sauber, und geräuschlos schlupfte ich unter die Decke.

Im Frühlicht des nächsten Morgens betrachtete ich vom Fenster aus die Masten der in der Themse geankerten oder in den Docks liegenden Schiffe, welche ganzen Schaaren von unbemittelten Ausstellungs-

gästen als Schlafstelle dienten. Ich schluckte einen Thee, schlenderte herum und schlug alsdann die Richtung nach Göringer's Table d'hote ein. Nach dem Essen führte mich Dr. Meyen nach einer zweiten Flüchtlingsherberge, in welcher August Schärttner von Hanau, seines Zeichens ein Brauer, schaltete. Schärttner hatte im Aufstand das Bataillon der Hanauer Turner kommandirt, welches Schloß „Hirschhorn" im Odenwald gegen die bayrischen Reichstruppen tapfer vertheidigte. Schärttner, zuerst Göringer's Kellner, hatte eine allerliebste neben ihm bedienstete Schottin geheirathet und dann eine eigene Wirthschaft aufgethan. Hier traf ich die zwei Oesterreicher, den Ritter von Frank und Oberst Hauk*), dann Techow und Willich, von Schimmelpfennig, den pathetischen Gottfried Kinkel und Lothar Bucher, welcher in Preußen Steuerverweigerer gewesen, in London Korrespondent der „liberalen" Nationalzeitung war, und zu guter Letzt als Bismarck's „rechte Hand" sich nützlich zu machen bestrebte. Bei Schärttner verkehrten auch Graf Oskar Reichenbach und Albert Dammerow, der preußischer Gardemusiker gewesen, 1849 nach Baden geeilt und Schärttner's Adjutant geworden war. In London hatte er die Stelle eines Klarinettisten im Orchester der italienischen Oper des Covent Garden Theaters und ging nachmals als Militärkapellmeister nach Indien, wo ihn der Sonnenstich tödtete. Weiterhin sah ich Karl Schurz, Dr. Löwe, einen der drolligen „Reichsregenten", den Architekten Gottfried Semper, welcher die Zeichnung für den Leichenwagen des Herzogs von Wellington anfertigte, Professor Damm, Ex-Präsident der badischen Kammer, Dr. Heinrich Bernhard Oppenheim, Schmolze, einen jovialen Münchner Künstler vom Stabe der „Fliegenden Blätter", in London Mitarbeiter des „Punch", Franz Sigel, Härtle und Andere. Den Citoyen Ledru-Rollin mochte ich nicht stören; ich übersandte ihm den mir auf dem Schiff übergebenen Brief durch einen zuverlässigen Franzosen.

Manche deutschen Ausstellungspilger verbreiteten daheim die verlogensten Mären über uns Ausgestoßene; Andere sympathisirten mit uns und kamen oft nach Schärttner's Lokal, so Demmler, der Hofbaumeister des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, welcher recht beträchtliche Summen zur Unterstützung armer Flüchtlinge hergab, Heim, der frühere Straßburger Bürgermeister, und der Mannheimer Radikale Sachs. Auch ein blutjunger preußischer Fähnrich erschien und weihte mich ein, daß er eigentlich nur die Ausstellung und Kinkel sehen möchte; welchen Eindruck der Letztere, — für mich war er ein regelrechter poseur — auf ihn bewirkte, habe ich nicht erfahren.

Nach einiger Zeit wechselte ich mein Zimmer, nahm ein solches gegenüber Dammerow und freute mich wie ein Kind, wenn er auf seiner Klarinette die „Gnadenarie" aus „Robert der Teufel" blies. Uebrigens legte ich jetzt gehörig los, die Landessprache zu erlernen und zwar ohne eine Grammatik. Wie und wo es nur möglich war, knüpfte ich ein Gespräch mit Engländern an, las mit einem winzigen Wörterbuch bewaffnet die „Times" von der ersten bis zur letzten Zeile; die Leitartikel übertrug ich in's Deutsche, übersetzte sie wieder zurück in's Englische, verglich die Uebersetzung mit dem Original und erzielte so binnen zwei Monaten erkleckliche Fortschritte, von denen ich mich gewöhnlich bei Schärttner erholte. Einst ließ sich dort, während ich speiste, ein Herr neben mir nieder, dessen Aeußeres

*) Hier liegt wohl eine Namensverwechslung vor. Ludwig Hauk befand sich nie in London. Ein früherer Offizier, übernahm er 1848 in Wien die Redaktion der revolutionären „Konstitution", focht in den Oktobertagen mit Löwenmuth, entkam nach Ungarn, schwang sich durch seine Tapferkeit zu einem höheren militärischen Range auf, fiel bei der Uebergabe von Arad den Oesterreichern in die Hände und wurde 1850 gehenkt. Dagegen traf nach den Oktobertagen Tausenau, der bedeutendste deutsch-österreichische Redner, in London ein. Er verwendete sich dort kräftig für den braven Ritter von Frank, welcher als Maler und Musiker Ausgezeichnetes leistete, nach einigen Jahren aber, von materieller Noth gequält und im Schmerz über den Verlust von Frau und Kind, durch einen Sturz aus dem Fenster seinem Leben ein Ende machte.

den deutschen Offizier kennzeichnete; er blickte mit einer gewissen Gier auf ein von mir bei Seite geschobenes Stück Fleisch, zuckte und sagte, auf den Teller weisend: „Sie erlauben mir wohl, daß ich diese Ueberreste esse". Er habe, setzte er mir auseinander, seit zwei Tagen nichts Ordentliches gehabt und hungere. Natürlich ließ ich ihn erst speisen und forschte alsdann, was ihn nach London geführt. Nachdem er mir eine Visitenkarte mit dem Namen eines der ältesten ostpreußischen Adelsgeschlechter hingelegt, hob er an: „Ich war Offizier in einer ostpreußischen Garnison; wegen verhältnißmäßig geringer Ausschreitungen gerieth ich mit meiner Familie in Zerwürfniß, zog des Königs Rock aus und bin gewillt, irgendwo hin über's Meer auszuwandern. Das Geld ging mir aus; ich kam mit knurrendem Magen hieher, betrachtete Sie, las Gutmüthigkeit aus Ihren Zügen und hatte die Dreistigkeit, Ihnen einen Theil Ihres Essens zu rauben; ich bitte Sie um Verzeihung." Auf meine Verwendung bedachte ihn Schärttner mit einer ausgiebigen Portion. Ich stellte ihn, als er damit sich einverstanden erklärt, Willich und Techow vor; er fand sehr bald eine Stelle als Lehrer an einer Privatschule und einen Gehalt, der seine Lieutenantsgage überstieg; mit Techow ging er 1852 nach Australien, wo er noch als behaglich situirter Schulmeister leben und vierzehn Kinder haben soll, so daß dieser Zweig des ostpreußischen Adels in Australien noch lange blühen wird.

Die Ankunft Ludwig Kossuth's, welcher als lebendiges Ausstellungsobjekt herüberkam, wurde zu einer politischen Demonstration benutzt. Man beschloß, ihn in Prozession durch die Stadt zu begleiten, und an mich wurde das Ansinnen gestellt, als berittener Zugordner mitzuwirken. Ein reicher belgischer Enthusiast miethete für mich ein Roß und stiftete mir einen majestätischen Frack. In dem Gewühle der „Kossuth hip, hip, hip, hurrah!" heulenden Menschenmenge und dem Lärm der Musikbande ein Pferd zu reiten, das man nicht kannte, war gewagt, und richtig wurde dasselbe auch fast verrückt; es bockte, tanzte und schlug aus, so daß ich blutige Komplimente einzustecken hatte und ein Konstabler nachdrücklich verlangte, ich sollte schleunigst herunter. Allein ich verharrte im Sattel und ritt die Prozession bis zu Ende, war aber froh, daß die Kunstreiterarbeit erledigt war; ich hätte sie auch gegen das höchste Honorar nicht ein weiteres Mal exekutirt.

Des Flanirens wurde ich überdrüssig; selbst die Parlamentsreden, die ich fleißig studirte, kamen mir schließlich so fade vor wie die kontinentalen Tribünen-Ergüsse. Fatalerweise wurde mir nirgends Ermuthigung zu Theil; ich hatte mit meiner Bildung und meinen Neigungen weniger Anwartschaft auf Beschäftigung als der erste beste Schuhflicker oder Schneider. Wenn Otto von Corvin in seinen Memoiren behauptet, es sei ihm in England sauer geworden, sich durchzuschlagen, weil die früher dorthin gelangten Flüchtlinge Alles schon weggeschnappt hätten, so schneidet er auf oder schwatzt nach, was gewisse deutsche „Liberale" ihm in London vorplauschten. Ich habe nichts von Verwendung gespürt, keiner meiner „liberalen" germanischen Genossen nahm sich meiner an; im Gegentheil war ihnen, mehr noch als den Engländern selber, unsere Konkurrenz ein Greuel; sie hielten sich das „radikale Gesindel" vom Leibe. Was beginnen? Zum Kellner hatte ich nicht die Beine, zum Schullehrer nicht die Geduld; auf diesem Gebiete waren keine Rosen zu pflücken. Damals weilte in London der (1881 verstorbene) österreichische Flüchtling Dr. Max Schlesinger, mehrere Jahre hindurch Korrespondent der „Kölnischen Zeitung". Er schrieb gerade einen „Führer" durch die Weltausstellung. Ich wurde angefragt, ob ich das Manuskript kopiren wollte und sagte zu, — Bettler dürfen nicht wählerisch sein. Wohlhabend geworden, bewohnte Schlesinger ein geräumiges Haus nahe von Russel Square. Der Herr Doktor geruhte nicht direkt mit dem Exilskameraden zu verhandeln; sein Sekretär bezahlte mir achtzehn Pence für den Bogen (mehr war im Tage nicht zu leisten) und ich frohnte so lange, bis mir vom Lesen des „Werkes" denn doch zu dumm wurde. Ohne zu zaudern, verdingte

ich mich jetzt als Lastträger in den Docks, wo ich Schiffe leeren und laden half, Kaffee, Reis und Zucker auf kleinen niederen Rollkarren hin und her schob. Da es aber viele gewandtere und robustere Kerle gab, war mein Gewinnst schmal, doch schlief ich Nachts stets ausgezeichnet. Scham, solch niedrige Arbeit zu verrichten, wandelte mich nicht an, ich habe mich überhaupt niemals irgend einer Beschäftigung geschämt. Immerhin war ich manchmal wüthend, nur Latein und Griechisch gelernt zu haben.

Ich setzte erst aus, als Dr. Meyen mir aus einem Unterstützungsfonds für arme Exilirte wöchentlich annähernd acht Shillinge zu verabreichen anfing. Auch Gottfried Kinkel, dem aus Deutschland Hilfsgelder zugegangen waren, schickte mir zwei Pfund — um sie nach Verlauf von zehn Jahren für sich zurückzufordern. Ich war so frei, ihm rundweg zu erklären, ich betrachte mich nicht als seinen Schuldner und zwar aus Motiven, die ich ihm nicht zu erläutern brauche; ich legte ihm auch die schriftlichen Beweise vor, daß ich, inzwischen auf einen grünen Zweig gelangt, nothleidenden Kameraden nach Kräften ausgeholfen hatte. Herr Kinkel war beschwichtigt....

Wo Flüchtlingschaften existiren, nisten sich auch Horcher und Spione und Agents provocateurs ein. In London wirkten die deutschen Schnüffler unter der Direktion von Stieber, Greif und Goldheim; Letzterer war aus Glogau gebürtig und mein entfernter Vetter. Da sie nichts von irgend welchem Belang erlauschen konnten, — wir lachten ja meistens nur hinterm Bierkrug über die deutsche Politik, — so waren sie gezwungen, das Material zu erfinden. Innerhalb unseres Kreises bildeten sich indessen allgemach zwei Klubs, deren einer Agitation betrieb und zwar recht — harmlos. Man sann auf den Umsturz der deutschen Throne und heißblütige Patrioten schickten aus dem Vaterland an Kinkel, den Hauptmann dieser Umsturzpartei, annähernd 60 Thaler. Die Deutschen in Amerika waren generöser. Es wurden für eine angemessene Verwaltung des Schatzes eine Anzahl Garanten, unter denen auch ich mich befand, gewählt. Bis heute — 1882 — habe ich aber noch keine ordentliche Abrechnung vor Augen gehabt; ich weiß nur aus dem Marx'schen Pamphlete „Herr Vogt", daß 1600 Pfund Sterling zusammengekratzt wurden, daß Graf Oskar von Reichenbach den Posten eines Kassiers aus Gewissenhaftigkeit niederlegte, daß zirka 270 Pfund unter dem Titel „Reisespesen" von Kinkel abgefaßt worden sind, und daß dieser Herr schließlich 1000 Pfund bei der London- und Westminster Bank deponirte — wahrscheinlich zum Besten einer zukünftigen deutschen Republik mit Kinkel als Präsident. Im Jahre 1862 reiste ich durch die Schweiz, traf Fritz Annecke, den gewesenen Rebellenoberst, in ärmlichem Zustande, und wandte mich an Kinkel mit dem Ersuchen, diesem aus dem Fonds einen Beitrag zur Ueberfahrt nach Amerika zu verabfolgen; mein Brief weckte jedoch kein Echo in der Dichterbrust.

Je mehr ich mit den verschiedenen Schichten der Eingeborenen in Berührung kam, desto klarer ward mir, daß man uns Deutsche gerne vermißt hätte; die Wörter „Germany" und „german" wurden selten gebraucht; für die besser Unterrichteten waren wir „Dutchmen" und oft genug blökte man uns auf der Straße „damned Dutchmen" an. Von den Hunderten oder vielmehr Tausenden deutscher Handelsjünglinge, die da englische Pfunde zu erjagen kamen, brachten es wohl Einzelne zu hohen Positionen und vierspännigen Kutschen, Andere wenigstens zu Villen in den Vorstädten Londons, so daß sie in den rheinischen Badeorten die „Protzen" spielen konnten; unendlich Viele aber litten Schiffbruch und endeten buchstäblich im Rinnstein.... Von meinem Freund Dr. Bernhard Oppenheim an einen deutschen Getreidehändler gewiesen, der eines Korrespondenten für Frankreich bedurfte, präsentirte ich mich in vollem Ornat, verfaßte auf Geheiß des Herrn einen Probebrief, vernahm, das sei ein gutes Schul-, aber kein kommerzielles Französisch und organisirte einen raschen Rückzug. Den nächsten Tag klopfte ich in einem andern Bureau an und wurde vom Chef, einem Frankfurter, mit der Frage empfangen, ob

ich der einfachen und doppelten Buchhaltung mächtig sei. „Yes", antwortete ich mit christlicher Zuversicht und hätte so geantwortet, wenn selbst die hundertfache verlangt worden wäre. „Nun", versetzte der Patron, „dann reisen Sie nach Liverpool zu meinem Bruder; Sie übernehmen die Buchführung, erhalten jährlich sechzig Pfund, haben Kost und freie Wohnung; hier sind fünf Pfund für die Uebersiedelung." Er entließ mich mit einem bärenhaften Händedruck; schmunzelnd besah ich auf der Straße die Fünfpfundnote und eilte westwärts, Oppenheim für diese zweite Empfehlung zu danken. „Wo haben Sie die Buchführung denn eingepaukt?" meinte er. „Ich bin gänzlich unvertraut mit diesem Fach", gestand ich, „hoffe aber, mich rasch hineinzufinden und dabei so glücklich zu sein, wie im Gefechte bei Ubstadt, wo ich mich gehörig mit den Preußen herumschoß und meine Batterie reglementsgemäß aus der Schußlinie führte, was ich nie zuvor gethan." „Nu, an Draistichkeit gebricht es Ihnen nicht", sagte er jovial im breitesten Frankfurter Dialekt; „vergnügte Reise und machen Sie meiner Fürsprache keine Schande." Bei Schärttner wurden mehrere Gläser geleert und darauf fuhr ich nach Liverpool, wo mein Gebieter Herr S.... eine ausgebreitete Auswanderungs-Agentur hatte. Wie Oppenheim, war er nach dem bekannten Frankfurter Attentat zu Anfang der Dreißiger Jahre geflohen. Er nahm mich höflich auf, legte mir gleich die Bücher vor, erläuterte mir, wie er es haben wollte und ich bemerkte gleich, daß er selber in der verzwickten, doch auch nicht gerade sublimen Kunst nichts weniger als Meister war. Endlich stellte er mich an's Pult und machte mich mit der Hausordnung bekannt. Neben mir arbeitete ein Kommis, welcher drei Sprachen redete, doch keine recht schrieb; sein besonderes Metier war, auf den Quais, Straßen und in den Bureaux der Schiffsmakler herumzulungern und die Ueberfahrtstaxen herauszuschnüffeln. Zur Ueberwachung des für die Passagiere bestimmten Proviants 2c. engagirte mein Chef einen eigenen Verwalter und zwar in der Person jenes Thiebaut, der mit mir in Bruchsal gesessen, dann in die badische Kammer gewählt, sich einfältig an Brentano angenestelt und mit diesem gar zu früh sich auf die Flucht begeben hatte. Mein Vorgänger im Amt, zugleich auch Kassirer, war Martin Drosy, ein ungarischer Flüchtling und zeitweiliger Sekretär Ludwig Kossuth's gewesen; ich wurde nachmals abgelöst durch jenen Mannheimer Advokaten Friedheim, den mir die badische Regierung 1848 als Vertheidiger hatte schenken wollen und der dann schließlich auch noch zu emigriren sich veranlaßt sah. Wenn ich noch erwähne, daß im Geschäfte ferner zwei Israeliten waren, welche mit den ungarischen Rebellen gegen die Kaiserlichen und Russen gestritten, so erhellt daraus, daß Herr S.... mit einem sehr röthlichen Generalstabe operirte. Gewiß nach einem wohlüberlegten Plane! Er machte sich dadurch die damals meist radikalen Unteragenten geneigt und wollte im Stande sein, dem deutschen Konsul, falls Beschwerden bei diesem einliefen, jederzeit sagen zu dürfen: „Sie sehen, ich engagire nur verläßliche Leute"; drittens gewann er einen Stein im Brett bei den Liverpooler Radikalen, deren Leiter Rathbone sein Protektor war.

Die Rheingegend, Baden, Württemberg und die Pfalz stellten das stärkste Auswanderer-Kontingent; die rachsüchtige Reaktion trieb die intelligentesten, rührigsten Bürger fort, vornehmlich aus Baden. Aus der preußischen Rheinprovinz kamen nicht wenig gesunde, kräftige Burschen, welche sich dem Militärdienste entzogen. Mit einem solchen Emigrantentrupp erschien einer meiner Blousenkanoniere, der es sich nicht nehmen ließ, mich jetzt noch konsequent „Herr Hauptmann" zu tituliren. Auch mein Sergeant Schirmer entbot mir auf der Durchreise seine Grüße. Ich half dem Grafen Oskar von Reichenbach, der mit seiner Familie nach Amerika reiste, einen Dampfer auswählen und vermittelte Dr. Löwe den Posten eines Schiffsarztes. Argen Verdruß hatte ich von einer Gutthat, die ich einem abgebrannten preußischen Offizier erwies. Selbst auf dem Sand, als er mich inständig um ein Darlehen von zehn Pfund bat, schickte ich einen Diener mit meiner Uhr zu einem Pfandleiher. Der Bote blieb lange aus und kehrte endlich zurück, eskortirt

von zwei Konstablern, die mich zum Polizeirichter schleppten, weil meine Uhr, wie sich's ergab, eine gestohlene war; eine allerliebste Ueberraschung! Da ich durch Zeugen klar zu beweisen vermochte, daß ich das Objekt von einem Kollegen gekauft und mit fünfzehn Pfund bezahlt hatte, wurde ich rasch auf freien Fuß gesetzt, aber die Uhr war verloren. Mehr Behagen bereitete mir die Begegnung mit einem Landsmann aus dem Kreise Trier, der als preußischer Husar das Gefecht bei Wiesenthal mitgemacht, jenes Gefecht, in welchem Prinz Friedrich Karl eine Kugel in die Brust und sodann auf die Brust dafür den russischen St. Georgsorden erhalten hatte. Der rothe Prinz, theilte mir der Trierer mit, hatte sich an die Spitze der ersten Schwadron gestellt und diese in hellem Uebermuth auf einen zirka zweihundert Mann starken Haufen Freischärler geführt, die statt Quarré zu formiren, erst feuerten, dann mit Bajonnet und Kolben auf die Schwadron stürzten und ihr eine heillose Schlappe beibrachten; sie ließ drei Offiziere zurück und konnte sich Tags darauf bei Waghänsel nicht aktiv betheiligen. Der bei diesem Anlaß erbeutete Wachtmeister Strömel sowie der bei Großsachsen gefangene Oberst Hindersin vom preußischen Generalstabe wurden von den Aufständischen gegen ein Quantum Blutegel ausgetauscht, deren ihre Wundärzte bedurften. Wie viele Blutegel auf den Oberst und wie viele auf den Wachtmeister kamen, weiß ich nicht.

Ein Aufenthalt von einigen Monaten im Geschäfte des Herrn S.... reichte hin, mir dessen Gebahren zu verleiden. In Folge genauer Einsicht in die Bücher stieß ich auf diverse Geheimnisse, sah namentlich, wie man mit ehrlicher Miene die Armen zu rupfen und zu prellen verstand. Für die Fahrt von Liverpool nach Amerika war vertraglich die Beköstigung normirt, die Lebensmittel-Quantität auf den Kopf genau vorgeschrieben; Kinder unter vier Jahren zählten als Säuglinge, solche über zwölf Jahre wurden als Erwachsene eingereiht. Es hält nicht schwer zu begreifen, daß diese Altersentheilung leicht sich modifiziren ließ, um einen Erwachsenen in ein Kind, ein Kind in einen Säugling umzuwandeln, und durch diese Kniffe waren ganz reizende Profite zu erzielen. Zuweilen hatte ich meine deutschen Landsleute an Bord der Fahrzeuge zu begleiten und zu sorgen, daß sie nach Vorschrift bequem untergebracht wurden; zu meinem Bedauern mußte ich aber nur zu oft mich überzeugen, wie man sie zusammenpferchte und auf einander häufte, als wären sie Schweine. Ich reklamirte dann energisch beim Kapitän und dem Kommis des Schiffsmaklers, bis Remedur geschaffen wurde. Daß man Deutsche und Irländer nicht von einander sonderte, obwohl sie in der Regel einander anhaltend prügelten, bis ein kalter Strahl der Schiffsfeuerspritze sie ernüchterte, war das geringste Uebel. Englische Schiffseigenthümer offerirten mir wiederholt gegen hübsches Salair das Amt eines Führers und Dolmetschers der Deutschen; bei den Besuchen im Zwischendeck grinste mich aber so viel Unrath und Koth an und der deutsch-irische Duft umqualmte mich so erstickend, daß ich stets verzichtete. Dann hing ich auch noch sehr an dem alten dummen Europa und ahnte den Ausbruch des großen amerikanischen Bürgerkrieges, in dem es Verwendung für deutsche Kanoniere gab, natürlich nicht!

Die Buchhaltung beherrschte ich zu meiner Freude bald so, daß ich zu Ende 1852 die Bilanz des Hauses aufstellte; aber der Anblick der steten Schmutzereien vergällte diese Freude und da mein Vorgesetzter trotz meiner Einrede bei der unreinlichen Praxis blieb, erkalteten unsere Beziehungen und ich sehnte mich aus der Sphäre hinweg.... Es waren in Liverpool noch andere Auswanderungsfirmen, doch waren die Usancen überall so ziemlich dieselben und wie sehr ich mich, unterstützt von Hartmann, dem Sekretär der deutschen Hilfsgesellschaft und dem preußischen Konsul Otto Burchardt, auch anstrengte, das Loos der Passagiere zu mildern, — der Erfolg war minim und nie von Dauer. Mittheilungen, die mir über die frühere Praxis des Herrn S.... zuflossen, lauteten derart, daß mir der Austritt geboten erschien, — sein Höchstes war die Tasche. Ich

besuchte ihn in seiner Privatwohnung und entwickelte unerschrocken die Gründe, welche mich zum Austritt zwängen; zerknirscht sank er in seinen Lehnstuhl, bat mich, über die traurige Angelegenheit zu schweigen und ich gelobte dies. Wir trennten uns freundlich und ich habe mein Wort gehalten. Eine Zeit lang beförderte ich nun die Auswanderer des Agenten Konrad Renner in Mannheim und ging hierauf zu der neugegründeten Firma Bernhard Doctor über, welcher in Frankfurt a. M. und in Petersburg Korrespondent der Londoner „Times" gewesen war; er blieb mir bis zu seiner letzten Stunde ein edler Freund. Um die Natur der „Verpackung" der Auswanderer über England zur Kenntniß des deutschen Volkes und seiner Regierungen zu bringen, schrieb ich hierüber sehr frisch gehaltene Briefe an die Rudolstadter „Auswanderungs-Zeitung". Die deutschen Agenten und die Liverpooler Mogler fühlten sich empfindlich getroffen; bald wurde ich mit anonymen Drohschreiben bombardirt und der Redakteur des Blattes, Herr Fröbel, meldete mir, man schildere mich ihm als nichtsnutzigen Gauner. Ich ließ ihn wissen, er möchte einfach zwischen meinen dunkeln Denunzianten und mir wählen und Fröbel, selbst Auswanderungsagent, druckte meine ungeschminkten Berichte weiter. Gewissenhaft verfuhr ein gewisser Dessauer in Aschaffenburg, ferner Thiele in Hamburg und namentlich Wilhelm Rieger in Frankfurt a. M., welcher die stärksten Züge sandte und diesen stets intelligente wackere Begleiter mitgab.

Eines deutschen Bruders sei noch gedacht, des Dr. ..... mit dem ich in Liverpool oft in heimatlichen Erinnerungen schwelgte. Er ertheilte in Schulen und Privathäusern Musikunterricht und fand sein treffliches Auskommen. Saßen wir hinter einem neuentdeckten würzigen Bier, regte sich in ihm mit Macht der deutsche Student. Ohne auf die anwesenden Engländer zu achten, intonirte er sein Lieblings-Baßsolo: „Deutschland, Deutschland über Alles", wobei ihm, vielleicht weil er vom englischen Stoff nicht so viel Schoppen zu bewältigen vermochte, wie vom Erlanger, die Wimpern naß wurden; ich half ihm singen, konnte ihn aber beim Weinen nicht sekundiren, feuchtsentimentaler Patriotismus war nie meine Stärke. Er dauerte mich oft, das schlechte Klaviergeklimper und falsche Singen aus nebelbelegten oder von hitzigen Getränken verbrannten Kehlen, dem ich den Berliner Leierkasten vorzog, anhören zu müssen; es war schauerlich, was man vor dreißig Jahren in England zu hören bekam. Er überwand die Qual mit deutscher Geduld, — leichter als meine revolutionäre Theorie; kamen wir darauf zu sprechen, wurde seine Miene diejenige eines erschreckten Landpfarrers; aber gewankt hat unsere Liebe nie.

„Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland."

Von

Paul Ernst.

Das eben erschienene Buch mit dem obigen Titel von Julius Duboc, „Dr. phil.", ist sehr geeignet, eine Vorstellung von der Gedankenarbeit zu geben, welche gegenwärtig von unserer deutschen Bourgeoisie geleistet wird. Duboc besitzt eine Menge Vorzüge, welche ihn weit über das gewöhnliche Alexandrinerthum unserer Professorenkaste erheben; sein Interesse beschränkt sich nicht auf überflüssiges und nebensächliches Wissen, er ist kein banausischer Fachgelehrter, sondern er hat einen Ueberblick über ein verhältnißmäßig weites Feld; er schließt sich nicht in selbstgenügsamem Dünkel von der Gegenwart ab, sondern er studirt sie und sucht sie zu

verstehen; er ist nicht dumm, sondern in mancher Beziehung sogar intelligent; einer jener Menschen, welche man „geistreich" zu nennen pflegt. Wie sich das bei einem deutschen Gelehrten versteht, hat er eine Menge Bücher gelesen; aber er zitirt sie nicht zu viel; er hat Geschmack; er ist nicht pedantisch in der Form, allerdings sehr oft ein wenig zu leichtsinnig im Inhalt; kurz und gut: ein ganz angenehmer Schriftsteller. Was will man mehr? Man darf nicht unbescheiden sein.

Man wird also nicht den Vorwurf erheben können, daß die Probe unserer „Intelligenz" vom Bodensatz genommen ist; nein sie stammt von der Crême.

Ein Werk über den Zeitgeist der letzten hundert Jahre kann unmöglich eine wissenschaftliche Arbeit sein, wenn sie von einem Anhänger der bestehenden Gesellschaftsordnung herrührt. Das Beispiel von Duboc beweist das. Es ist ja durchaus nicht gesagt, daß er das höchst schwierige Thema hätte genügend bewältigen können, wenn er auf unserm Standpunkt gestanden hätte; aber wenigstens die Anlage und die Methode des Werkes wäre wissenschaftlich gewesen, während er uns so nichts bietet, als eine zum Theil sehr oberflächliche Schwätzerei über alle möglichen Dinge.

Seine Auffassung der Geschichte ist zugleich idealistisch und subjektiv — in schlimmere Fehler kann ein Historiker überhaupt nicht fallen.

Der Subjektivismus tritt uns schon auf dem Titelblatt entgegen in der Erläuterung zum Titel: Geschichte und Kritik, das heißt, Kritik des Geschehenen. Geschichte und Kritik in diesem Sinne sind zwei Dinge, die gar nichts mit einander zu thun haben. Die Aufgabe des Historikers ist die Darstellung des Geschehenen in seinem Kausalzusammenhang. Das Subjekt des Schriftstellers hat hier ganz zurückzutreten; er hat nur zu sagen: das ist die Ursache, das ist die Folge. Ansichten darüber braucht er nicht zu haben; er ist lediglich in der Lage des Mathematikers, der kaltblütig eine Rechnung löst, indem er die Faktoren aufstellt und das Resultat aus ihnen zieht. Der Kritiker, der sich die Aufgabe stellt, etwas Geschehenes zu beurtheilen, will dasselbe, nicht auf Ursache und Folge, sondern auf Mittel und Zweck, nicht auf den Kausalzusammenhang, sondern auf den teleologischen Zusammenhang prüfen. Da der Zweck niemals im Geschehenen liegt, sondern stets nur im Subjekt des Kritikers, so hätte an sich die Kritik auch nur Werth für das Subjekt, sie würde nichts aussagen, als: für das bestimmte Subjekt, etwa den Dr. phil. Duboc, sind diese und diese Zwecke erwünscht; das Geschehende also, welches als Mittel diese Zwecke fördert, ist gut, das andere Geschehene entweder indifferent oder schlecht. Die Kritik bekommt nur dadurch Werth für noch andere Menschen, daß noch andere Menschen unter denselben oder ähnlichen Verhältnissen leben, folglich dieselben Wünsche haben und dieselben Zwecke für erstrebenswerth halten; etwa: Dr. phil. Duboc ist nationalliberal, und was für ihn gut ist, das ist überhaupt für alle Nationalliberalen gut. Sicherlich hat eine solche nationalliberale Kritik ihre Berechtigung; aber mit der Geschichtswissenschaft hat sie nur insofern zu schaffen, als sie selbst Gegenstand der geschichtlichen Betrachtung werden kann.

Freilich geht das allgemeine Geschrei, daß es unmöglich sei, objektive Geschichte zu schreiben, und fast Alle, vom Hofhistoriographen bis zum rothesten Revolutionär stimmen darin ein. Aber dieses Geschrei hat nur dann Sinn, wenn die Geschichte idealistisch aufgefaßt wird, wenn Ideen und Persönlichkeiten als Träger der Geschichte bezeichnet werden. Hier ist natürlich dem Subjektivismus der weiteste Spielraum gelassen. Die Momente, welche eine Persönlichkeit zusammensetzen, sind so unendlich viele, daß der Historiker nicht den zehnten Theil von ihnen wissen kann, daß neun Zehntel seinem subjektiven Errathen überlassen sind; die Quellen, aus denen wir über Persönlichkeiten erfahren, sind fast stets schon subjektiv gefärbt; und so kommt es, daß über eine historische Person zwei gleich ehrliche und gleich unterrichtete Forscher die entgegengesetztesten Ansichten haben können. Aehnlich

verhält es sich mit den Ideen; von ihrer Verbreitung und Wirksamkeit ist meistens aus den Quellen nicht genug zu erfahren; ganz nothwendig wird der Historiker aus seinem Eigenen die Lücken ergänzen müssen und einer Idee eine große Wichtigkeit zuschreiben, die vielleicht nur auf wenige Köpfe beschränkt war, und umgekehrt. Zum Beispiel, wenn Duboc von der gegenwärtig herrschenden Literatur spricht, so weiß er nur von der naturalistischen Dichtung zu erzählen; von der allgemein herrschenden Familienblattliteratur berichtet er kein Wort; und doch sind unter hundert Lesern bei uns mindestens neunundneunzig, welche ihre Nataly von Eschstruth verschlingen, und Einer, der etwa Ibsen liest.

Wenn man die Geschichte idealistisch auffaßt, so ist allerdings keine Objektivität möglich. Allein anders steht die Sache bei der materialistischen Geschichtsauffassung. Hier handelt es sich um lauter feste, nicht umzudeutende Faktoren.

Das Geschichtswerk Duboc's ist zugleich subjektiv und idealistisch. In mancher Hinsicht bedingt der eine Fehler den andern; indessen ist bei allem Idealismus doch nicht der krasse Subjektivismus nothwendig, wie er sich in dem Werke findet; und man ist deshalb trotz des Kausalzusammenhangs zwischen den beiden vollauf berechtigt, sie als zwei selbständige Fehler zu betrachten.

Als eine Probe der Duboc'schen Geschichtsauffassung will ich folgendes Zitat geben (S. 60). Duboc zitirt eine Stelle aus Feuerbach, wo die „Konzentration auf's Diesseits" verlangt wird, und fährt dann fort: „Der Zeitgeist hatte darin den Ausdruck seiner eigenen Skrupel erkannt und ihm in allem Wesentlichen zugestimmt, die Konzentration auf das Diesseits war die Antwort darauf. Zwei große Gebiete traten mit dieser Wendung nothwendig in den Vordergrund und verändern von jetzt ab in allmäliger Umwandlung den ganzen Zeitkarakter. Diese beiden Gebiete sind die Natur und die Politik. Der unverwandt dem Diesseitigen zugewandte, von entlegener Spekulationsarbeit abgelenkte Blick des Menschen fällt zunächst natürlich auf die ihn umgebende Natur, auf diese nun aber nicht mehr als Objekt eines kühnen, über sie hinausgreifenden naturphilosophischen Enträthselungsversuchs ihrer idealen Bedeutung, sondern als Objekt einer zerlegenden, genau bestimmenden und beschreibenden Erkenntniß ihrer Verhältnisse und Formen, als Naturwissenschaft. Und in dem Mittelpunkt der Natur trifft er auf den Menschen, aber auch auf diesen nicht mehr als Objekt seiner an eine überirdische Wesensbestimmung anknüpfenden Anschauung und Erfassung, sondern auf ihn in seiner irdischen Qualität, als Sinnenwesen, als soziales Geschöpf, als Mittelpunkt der von ihm ausgehenden schaffenden und gründenden Thätigkeit, vor allem auf ihn als Zoon politikon."

Das ist eine echt „idealistische" Erklärung von Erscheinungen, deren Grund darin zu suchen, daß die sich entfaltende kapitalistische Produktionsweise neuer Erfindungen bedarf und daher ein intensiveres Naturstudium nöthig macht, und daß sie die hemmenden Schranken der Kleinstaaterei beseitigen muß, und daher eine politische Bewegung hervorruft — ein Zusammenhang der Erscheinungen, wie er nicht klarer sein kann. Feuerbach's Konzentration auf's Diesseits ist eine der Phänomene, welche in diesem Zusammenhang auftauchen; und dieses Phänomen stempelt Duboc zur Ursache!

Aber es kommen noch andere interessante Dinge in der Geschichtsauffassung des Philosophen vor. Nach der Art der Pfaffen wird die Geschichte sogar moralisch betrachtet. „Die Geschichte entfaltet sich als ein Rechts- und Gewissensvorgang, nicht als ein Prozeß des Faustrechts..." (S. 295.)

Zu dieser Entdeckung kommt Duboc auf folgende Weise.

„Die menschliche Entwicklung ist aus dem Kampf um's Dasein so abzuleiten, daß der Stärkere der Sieger bleibt, durch den auf den Schwächern geübten, knechtenden Druck diesen zur Gegenwehr aufruft, und damit eine Ausbreitung der kulturellen Entwicklung und eine Eindammung des Egoismus zu Gunsten der dem Ich entgegenstehenden Du's veranlaßt... Allein diese Auffassung rechnet noch mit zu groben

Faktoren; in der Menschheit spielt sich der Kampf um's Dasein in einer Weise ab, welche von vornherein etwas wesentlich Anderes als den bloßen Kraftbesitz zum Ausdruck bringt. Mit dem Kraftbesitz verbindet sich für die Auffassung des Besitzers das Moment des ihm Gebührenden, und damit ist zugleich ein ethisches Grundmotiv gewonnen.... An ihn knüpft sich das, was man das geschichtliche Gewissen der Menschheit nennen kann...." Der Kraftbesitz ist nun nichts Ausschließliches, und der Rechtstitel des Gebührenden kann folglich auch dem Du nicht geweigert werden, wenn er gleichmäßig kraftbegabt ist. Gleichberechtigt mit dem Starken ist „Seinesgleichen". Die Frage „wo ist Meinesgleichen?" wird uns beantwortet in der späteren Entwicklung, und im Lichte der Gotteskindschaft sind dann schließlich alle Menschen gleich. „Das Recht des Stärkern schlägt um in eine Stärkung des Rechts." Quod erat demonstrandum.

Man sieht, zu welchen geradezu unglaublichen Ideenverrenkungen ein Mensch getrieben wird, der einmal den Boden der Thatsachen verlassen hat.

Und doch zuckt ab und zu eine Erkenntniß der wahren Verhältnisse auf. So in der Partie über Schopenhauer, wo Duboc sehr richtig darauf hinweist, daß Schopenhauer erst während des politischen Katzenjammers beliebt wurde; und so noch an andern Stellen. Aber es kommt zu keiner Fortbildung dieser Ansätze.

Das wären einige Bemerkungen über die Methode Duboc's. Nach dem Bisherigen kann man schon schließen, daß das ganze Buch unwissenschaftlich ist; wenn es sich also hier um eine eigentliche Kritik handelte, so könnte ich schon an diesem Punkte meine Betrachtungen schließen. Ich möchte aber das Buch anders auffassen; nicht isolirt als ein Werk, welches gut oder schlecht, nützlich oder unnütz ist; ich denke es mir im Zusammenhang der gesammten literarischen Produktion unserer Bourgeoisie, und ich nehme es nur aus dem Zusammenhang heraus, um an seinem Beispiel den Geistesstand unserer Bourgeoisie zu zeigen.

Wenn schon die formale Betrachtung so viel Raum in Anspruch nimmt, so kann man sich vorstellen, daß es ganz unmöglich ist, eine erschöpfende materiale Kritik des 300 Seiten starken Bandes zu geben. Ich muß mich darauf beschränken, die Grundzüge zu studiren und höchstens das Eine oder Andere aus dem Speziellen besonders hervorzuheben.

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland! Als ich den Titel las, dachte ich naiver bei mir: Wie ist das nur möglich, ein solches Buch zu schreiben? Deutschland zerfällt geographisch in eine Reihe Bezirke, deren Einwohner geistig auf ganz verschiedenen Stufen stehen; man denke sich einen schwäbischen Stiftler und einen Berliner Referendar zusammen — die Beiden haben auch nicht die Spur Gemeinsames; der Zeitgeist in Württemberg ist ein ganz anderes Ding, wie der Zeitgeist in Berlin. Noch größer sind die gesellschaftlichen Unterschiede: was hat der Landjunker für Aehnlichkeit mit dem Fabrikanten, was hat der Fabrikant für Aehnlichkeit mit dem Arbeiter? Ebenso wie geographische Verschiedenheiten, so existiren auch soziale; und wenn man eine Geschichte des Zeitgeistes schreiben wollte, so müßte man zuerst alle diese soziale Schichten, diese geographischen Gruppen studiren — eine geradezu ungeheure Arbeit, da man sich von sehr Vielem durch den Augenschein unterrichten müßte.

Herr Duboc hat sich die Sache leicht gemacht. Für ihn giebt es nur eine einheitliche Gesellschaft; für ihn verschwindet der Pfaffe, der Spießbürger, der Großbourgeois, der Arbeiter, der Norddeutsche, der Süddeutsche, alle verschwinden in der höhern Einheit eines Idealdeutschen. Dieser Idealdeutsche lebt in Norddeutschland, in behaglichen Verhältnissen, ist gebildet, intelligent, nationalliberal; es ist Herr Julius Duboc, Dr. phil., selbst; es ist Herr Duboc, wie er aussieht, wenn er sich in die Zeit des Erscheinens von Kant's Kritik versetzt, es ist Herr Duboc, wie er aussieht, wenn er sich in die Zeit Feuerbach's versetzt, und es ist Herr Duboc, wie er jetzt aussieht. Der Titel sollte nicht heißen: Hundert Jahre Zeit-

geist in Deutschland, sondern: Hundert Jahre Julius Duboc.

Er erklärt das selbst in der Vorbemerkung: „Unter Zeitgeist verstehe ich, in Uebereinstimmung mit dem Sprachgebrauch, die in einem bestimmten Zeitabschnitte herrschend gewordene, tonangebende Gesammtrichtung des Wissens, Urtheilens, Empfindens, des Geschmackes, und, von ihnen beeinflußt, des Strebens und Wollens".

Die tonangebende Gesammtrichtung! Wer soll entscheiden, welche „Richtung tonangebend" ist? Man frage einen Pfaffen: er wird die erneute Hinneigung des Bürgerthums und der Aristokratie zum Christenthum als tonangebend finden; den Arbeiter: er wird den Sozialismus nennen; und so fort. Jeder hält das naturgemäß für tonangebend, was ihm in den Kram paßt; und deshalb drücken solche Worte, wie „tonangebend", niemals irgend etwas Objektives aus. Was Duboc tonangebend nennt, ist nichts, als was ihm als tonangebend erscheint, weil es der Ausdruck seiner Wünsche und Bedürfnisse ist.

Die hundert Jahre beginnen bei dem Erscheinen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft". Von dem mächtigen Einfluß der französischen revolutionären Ideen, welcher damals in ganz Deutschland lebendig war, von dem mit Rousseau gleichlaufenden theologischen Rationalismus, von der Popularphilosophie, welche dem französischen Materialismus in ihrer Wirkung entsprach, von alledem weiß Duboc natürlich nichts zu berichten; und so steht denn die Figur Kant's ziemlich unverständlich und unvermittelt mit einem Male da. Nach Kant kommt Fichte an die Reihe, Hegel's Name wird auf einer einzigen Seite einmal genannt, und dann — stehen wir mit einem Male bei Feuerbach!

Erst von Feuerbach an wird die Darstellung ausführlicher: die Kapitelüberschriften lauten: der realistische Idealismus der vierziger Jahre; der Pessimismus und der Zeitgeist; der ethische Materialismus und seine Einwirkungen; der naturalistische Realismus; rücklänfige Bewegung im Zeitgeist; Evolution und Revolution.

Ich werde zwei Punkte herausheben: die Ausführungen über die naturalistische Kunst und über die Frauenfrage. Die Auswahl ist durchaus willkürlich; ich hätte eben so gut etwas Anderes nehmen können; man muß also nicht etwa denken, daß die übrigen Abschnitte besser sind.

Der ethische Materialismus, welcher nothwendig in einer Gesellschaft herrschen muß, wie die gegenwärtige Bourgeoisie ist, vor allem die Bourgeoisie in Deutschland, steht in einem sehr nahen Verhältniß zum Pessimismus. Duboc hat das richtig erkannt; das eine bedingt das andere. Allein vollständig unrichtig ist die Ableitung des Naturalismus in der Kunst aus diesen Stimmungen. Duboc macht hier ein großes philosophisches Brimborium, das im Grunde nichts weiter bedeutet, als das bekannte Spießbürgergeschwätz: der Naturalismus ist unsittlich; der Naturalismus will nur den Schmutz darstellen; der Naturalismus raubt uns den Genuß an der Kunst; denn wenn der brave Bürger seinen Roman liest, so will er auch sein Vergnügen dabei haben. Mit dem Kunstwerk ist es eben so, wie mit dem Pfeifchen, wenn mir mein Pfeifchen nicht schmeckt, weshalb soll ich's dann rauchen? — Der Spießbürger verleugnet sich eben nicht, auch nicht unter dem Doktorhut und im Philosophenmantel.

Schon eine sehr simple Erwägung hätte Duboc auf ganz andere Gedanken bringen müssen. Da er sehr viel gelesen hat, so kennt er sicher auch etwas von den russischen Dichtern. Und da müßte ihm die eigenthümliche Erscheinung auffallen, daß die großen russischen Naturalisten gerade moralische Mystiker sind. Man denke an Gogol, Dostojewski, Tolstoi. Wie kommt es nun, daß solche Leute Naturalisten sind, wenn der Naturalismus der Ausfluß des Pessimismus und des ethischen Materialismus ist? Ja, wie erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß der Naturalismus in den übrigen Ländern sich fast durchgängig im Anschluß an die Russen entwickelt hat? Zola's ästhetische Schriften konnten nicht in französischen Journalen erscheinen; sie wurden zuerst in russischen Zeitschriften gedruckt; und

bis zum Erscheinen des „Assomoir“ stellte Rußland das größte Kontingent zu seinem Publikum; Turgenjew hat in Paris gewissermaßen Schule gemacht, und so fort; der Beziehungen sind unendliche.

Duboc stellt die Sache folgendermaßen dar.

Ein Kunstobjekt ist von zwei Seiten zu betrachten; erstens formal und zweitens material. Der Naturalismus betont nur allein das formale Moment. Er sagt: es ist einerlei, was dargestellt wird, es kommt nur darauf an, wie es dargestellt ist. Der Idealismus (nicht, wie er sich wirklich findet, sondern wie ihn Duboc auffaßt) zieht auch noch das materiale Moment hinzu. Er verlangt nicht nur schöne Darstellung, sondern auch Darstellung des Schönen. Schön ist nun das sittlich Erhebende. Deshalb verlangt die idealistische Kunst einen Stoff für ihre Darstellung, in welchem ein sittlich erhebender Zug liegt. Duboc macht das Verhältniß klar an folgendem Beispiel. Es sei ein Bild vorhanden, das einen Hund darstellt. Der Hund sei ein schiefbeiniger Teckel oder ein dicker Mops, kurz irgend ein häßliches Geschöpf. Wenn nur die formale Bedingung erfüllt ist, daß das Thier karakteristisch wiedergegeben wird, so ist das Bild ein naturalistisches Kunstwerk und eventuell das Höchste, was der Naturalismus erreichen kann. Der Genuß, welchen das Bild hervorruft, wird verursacht durch die überaus treue Wiedergabe des Originals. Nun, denke man sich ein zweites Bild. Hier ist ein Hund von einer edlen Rasse dargestellt, der ein ansprechendes Maßverhältniß der Glieder besitzt. Außer dem Genuß an der künstlerischen Darstellung hat der Zuschauer nun noch den Genuß an dem schönen Dargestellten. Stellen wir uns nun ein drittes Bild vor, wo ein Hund etwa aus Treue für seinen Herrn stirbt. Hier hat der Betrachtende noch das Moment der Erhebung; sicher also mehr, als im ersten Fall; und weil er hier mehr hat, so steht auch dieses Kunstwerk höher als das erste, und die Richtung, welche uns solche Kunstwerke hervorbringen, höher, als die erste.

Erstens ist in dieser Ausführung die Behauptung unrichtig, daß der Naturalismus prinzipiell nur das Häßliche und Niederdrückende schildert. Zum Theil sieht Duboc das auch selbst ein; aber die übliche Ansicht ist nun einmal so und deshalb fügt sich ihr der Herr Aesthetiker und sucht einige faule Redensarten, um sie zu begründen. Der Naturalismus will nichts, als die Dinge naturwahr darstellen; er würde das nicht können, wenn er eine Auswahl träfe und nur das darstellte, was dem Künstler oder dem Publikum sympathisch ist, wie es der Idealismus thut; das würde ein verzerrtes Weltbild ergeben. Er stellt also das Häßliche und das Schöne dar (um in der inkorrekten Ausdrucksweise eines Vulgärästhetikers zu bleiben). Was das sittlich erhebende Moment betrifft, so fehlt das nach meiner Ueberzeugung in keiner naturalistischen Dichtung, welche ich kenne. Man muß eben nicht so oberflächlich nachsuchen, wie unser Moralphilosoph; es braucht doch nicht im Stoff zu liegen, sondern man kann es doch auch in der Behandlung finden; Ibsen z. B. ist durchaus kein Pessimist. Irgend Jemand hat einmal für ihn den Ausdruck „Entrüstungspessimist“ gebraucht, im Gegensatz zu dem Bequemlichkeitspessimismus Schopenhauer's. Der Gegensatz ist doch so auffallend, daß ihn Jeder merken muß. Ich bin durchaus kein Freund Ibsen's und noch weniger ein Freund seiner Weltanschauung. Aber das ist keine Frage: Ibsen ist ein moralischer Idealist; und der pessimistische Zug kommt nur dadurch in ihn hinein, daß er kein positives Ideal hat und es nicht haben kann von seinem Bourgeoisstandpunkt aus; er ist nur Kritiker. Aber das ist doch eine ganz andere Gestalt, wie ein Schopenhauer, der sich hinsetzt und de omnibus rebus et quibusdam aliis räsonnirt, weil nicht alles nach der Bequemlichkeit eines Frankfurter Rentiers eingerichtet ist.

Zweitens aber, und das ist die prinzipielle Frage, die hier in Betracht kommt, vermengt Duboc, und noch dazu bewußt, zwei Dinge, die gar nicht zusammengehören. Das ästhetische Vergnügen ist etwas anderes, als das moralische Ver-

gnügen; und wenn beide zusammenkommen, so addiren sie sich durchaus nicht so einfach, wie der naive Duboc glaubt. Es fragt sich vielmehr: wird nicht durch das moralische Vergnügen das ästhetische gestört? Ist nicht das moralische Vergnügen nur dadurch zu erkaufen, daß die Darstellung nicht naturwahr genug ist — vorausgesetzt natürlich immer, daß man das moralische Vergnügen so haben will, wie es Duboc wünscht, im Stoff, und sich nicht daran genügen läßt, in der Darstellung die moralische Persönlichkeit des Dichters zu fühlen, wie es etwa bei Ibsen der Fall ist.

Ein letzter Punkt ist noch der, daß die Ansichten über schön und häßlich in der Natur, und über sittlich und unsittlich beständig wechseln; es ist sehr bezeichnend für Duboc, daß er ein Zitat von irgend einem deutschen philosophischen Schwätzer des vorigen Jahrhunderts anführt (S. 124; ich muß zu meiner großen Beschämung gestehen, daß ich von S. Mutschelle sonst noch nie gehört habe) — ein Zitat, in welchem von dem unwissenschaftlichen, unhistorischen Standpunkt des vorigen Jahrhunderts aus behauptet wird, daß die Menschen zu allen Zeiten dieselben Sittlichkeitsnormen gehabt haben. Das ist sehr bezeichnend für den ganzen Denker Duboc. Die Gesetze der Sittlichkeit sind stets der Widerschein der bestehenden materiellen Verhältnisse, sie ändern sich, sobald sich die materiellen Verhältnisse ändern. Es giebt eben keine ewigen Inhalte der Moral. Ebenso verhält es sich mit dem Schönen und Häßlichen in der Natur; auch darüber sind die Anschauungen nicht ewig, und es ist ja eine bekannte Thatsache, wenn ein Basuto eine Venus malen würde, so würde er sie mit schwarzer Hautfarbe, aufgeworfenen Lippen und Hängebrüsten malen. Die Sittlichkeitsvorstellungen und die Vorstellungen vom Naturschönen sind veränderlich. Die Kunst ist aber etwas Ewiges; an einem Kunstwerke hat man denselben Genuß, mag es die Ilias oder der neueste Roman von Zola sein. Das wäre offenbar nicht möglich, wenn dieser Genuß etwas mit der Sittlichkeit oder mit dem Naturschönen zu thun hätte, denn dann wäre ein Künstler schon nach hundert Jahren gänzlich veraltet. Der ästhetische Genuß ist nur formaler Natur, er wird nur erzeugt durch das Nachbilden der Natur, und deshalb ist der Genuß an einem Kunstwerk ewig; denn wenn auch alles schwindet: das Verhältniß des Kunstwerkes zur Natur bleibt immer dasselbe.

Man vergleiche nur einmal ein Bild von Frans Hals oder Jan Steen mit irgend einem Werke von Cornelius. Dort einfache Wiedergabe der Natur, hier Gedankenmalerei; und wie fremd muthet uns der Cornelius an, der noch vor einem halben Jahrhundert in der Blüte stand, während jene alten Bilder, die vor mehreren Jahrhunderten gemalt sind, noch heute dieselbe Frische, denselben Reiz haben, wie zu der Zeit ihres Entstehens. Man denke an den naturalistischen Don Quixote und die idealistischen Amanisromane, den naturalistischen ersten und den idealistischen zweiten Theil des Faust, und so fort.

So viel über den Naturalismus.

Besonders spaßhaft ist das Kapitel, wo unser Philosoph mit weiser Miene die Frauenfrage erörtert. Offenbar ist die Frauenfrage auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung nicht zu lösen; die Stellung des Weibes ist die Konsequenz der bestehenden Gesellschaftsordnung, und wenn nicht die Gesellschaftsordnung verändert wird, kann sich logischerweise auch die Stellung des Weibes nicht verändern. Man braucht nicht gerade ein sehr tiefer Denker zu sein, um das einzusehen; nur über etwas ganz gewöhnliche Logik muß man verfügen. Aber Herr Duboc sieht das nicht ein. Ebenso läßt sich die Frage natürlich auch nicht lösen, wenn man nur einseitig die Bourgeoisweiber im Auge hat; denn die Emanzipirung des Weibes wird gerade von den Schichten ausgehen, wo die Frauen produktiv thätig sind. Und das sieht Herr Duboc auch nicht ein.

So ist denn das Ganze, was er über die Frauenfrage beibringt, ein inhalts- und systemloses Gewäsch. Ohne eine Ahnung von dem Zusammenhang zu haben, in welchem alle sozialen Erscheinungen unter einander stehen, tappt er plump auf das ihm auffälligste Phänomen, auf die Be-

kämpfung der bestehenden Eheform. Natürlich wird auch diese Bekämpfung aus dem ethischen Materialismus abgeleitet.

Duboc stellt die Sache folgendermaßen dar. Es entsteht die Frage, ob nicht die Ehe etwa den Menschen überhaupt in seinem Anrecht auf Genuß und das Weib im besonderen in seinen Rechtsansprüchen schädigt.

Duboc giebt die Thatsache zu, daß „der Mann sich für sein in der Ehe verkürztes Genußverlangen durchschnittlich, wenn ihm Gelegenheit dazu geboten wird, außerehelich zu entschädigen sucht"; daß die Weiber dasselbe thun, fällt natürlich dem züchtigen Philosophen nicht ein; und doch setzt gar manche Frau ihrem Mann Hörner auf, ehe dieser nur daran denkt, sich einmal ein kleines Extravergnügen zu gestatten; das hängt eben auch mit der sozialen Lage der Bourgeoisweiber zusammen; denn da sie keine ernsthafte Beschäftigung haben und auch keine genügende Bildung besitzen, um irgendwelche geistige Interessen hegen zu können, so müssen sie natürlich mit den nichts weniger als geistigen Interessen für neue Hüte, Schimpfereien über die Dienstboten und eine möglichst amusante Liebelei fürlieb nehmen. Sie sind das, was man aus ihnen gemacht hat.

Duboc fährt fort. — Auch Mantegazza (der bekannte physiologische Schwätzer) behauptet, daß die außereheliche Liebe bei fast allen Männern der Erde polygam sei, woraus man das Genußverlangen, welches sich außerhalb der Ehe stellt, als ein Naturrecht deduziren kann. Daraus ergiebt sich nun, daß die „Halbwelt" (ein zarter Ausdruck!) als nothwendiges Ergebniß einer Zwangslage entschuldigt ist; die Ehe aber nicht, weil sie erst diese Zwangslage schafft. Ist also die Halbwelt unsittlich, so, sagt er, ist es die Ehe erst recht. Als Lösung bietet sich die „freie Liebe" an.

Duboc betrachtet nun eine Seite lang die freie Liebe von ihrer angenehmen Seite — natürlich nur als sentimentaler Spießbürger, nicht als wissenschaftlicher Kritiker. „Es ist zuzugeben, daß der freie Herzensbund als solcher, das poetische Grundwesen der Geschlechtsliebe in der Ehe, nicht selten auf prosaische Klippen gerathen kann"... „das gegenseitige Einverständniß, Rosenbanden nicht zu Ketten werden zu lassen, kann ein Vortheil sein".

Aber wehe, wehe, wehe! Wo bleibt dann die Familie? ruft jetzt, nach diesem idyllischen Bilde, unser Doktor der Philosophie aus, und triumphirt. „Der häusliche Zusammenhang der Eltern mit den Kindern und der Geschwister unter einander"... „eine der größten sittlichen Kapitalsanlagen"... „das Haus ist eine Erziehungsanstalt, eine Kirche im Kleinen, es wird später im Aneinanderschluß der Geschwister, die sich gegenseitig verbunden halten, ihre Kräfte messen, ihre Schroffheiten abschleifen, ein frühestes Abbild der Gemeinde"... „Stück Volksleben"... „Staat im Staat, zu dem es hinüberleitet".

Ich will nicht die ganze Lyrik dieses Psalms auf die Familie wiedergeben; man wird sich ja die Fortsetzung denken können, denn man hat ja diese Redensarten schon öfters gehört.

Von allen diesen schönen Dingen existirt leider in Wirklichkeit oft gar nichts. Die Eltern sind meistens unfähig, ihre Kinder zu verstehen, und die Kinder werden daher tyrannisirt; die Geschwister unter einander bilden gerade ihre schlechtesten Eigenschaften aus, weil naturgemäß ihre Interessen sich kreuzen; und das muß man bei Kindern gerade vermeiden, weil dadurch der Egoismus verstärkt wird; die Eltern endlich werden dadurch verdorben, daß sie Wesen haben, welche sie tyrannisiren können.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht zwischen dem Inhalt des Buches und seiner Form. Nirgends etwas Klares, Entschiedenes im Stil, alles verschwommen, undeutlich — das bekannte „Einerseits— andererseits" des nationalliberalen Spießbürgers. Es ist deshalb äußerst schwierig, Duboc bei Etwas zu fassen; er geht um seine Gedanken herum, wie die Katze um den heißen Brei. Das ist ja überhaupt die Sitte dieser Leute, welche zusammengesetzt sind aus einem Theil Angst und einem Theil Wissenschaft, aus einem Theil Unbefangenheit und einem Theil Vor-

nirtheit — man bezeichnet solche Leute in dem üblichen Jargon als „vorurtheilsfrei".

Ich hatte mir eine Reihe von Stilblüten (der Verfasser ist auf seinen Stil offenbar stolz) und Geistesblitzen notirt; leider verbietet es mir der Raum, sie hier anzuführen. Von dem energielosen, ledernen, zum Theil sogar fehlerhaften Ausdruck kann man sich übrigens nach den Zitaten eine Vorstellung machen. Nur eine Bemerkung Duboc's kann ich doch nicht unterdrücken, denn sie ist wirklich zu kostbar: „Die geschlechtliche Vereinigung ist nur der potenzirteste, erschöpfendste, am tiefst innerlichste Ausdruck des Geschlechtskusses". Das ist der ganze Duboc, der idealistische Philosoph, welcher in jener bekannten Welt lebt, wo

„Die Leute auf den Köpfen gehn,
Und mit den Beinen gen Himmel sehn."

Und Duboc gehört wirklich zu den Bessern und Intelligentern unserer deutschen Gelehrten!

Das sind die Leute, welche die Intelligenz der herrschenden Klasse bilden; noch dazu in einem Volke, welches sich selbst — und dann muß es ja wohl wahr sein — das Volk der Dichter und Denker nennt.

Bekanntlich müssen, nach dem Ausspruch eines der großen Geister, die jetzt unter uns wandeln, „tausend Sklaven arbeiten, damit ein Freier denken kann"; ich muß gestehen, wenn ich die Wahl hätte: lieber wäre ich einer von diesen tausend Sklaven, als jener eine — Julius Duboc, Dr. phil. Denn das höchste von allen Gütern ist die Freiheit des Geistes; und die kann nur der „Sklave" haben, und niemals der „Freie".

Nahrungsmittelfälschungen und Surrogate.

Von

Bernhard Zerbst.

So alt, wie der Waarenaustausch, der Handel, sind auch die Versuche, minderwerthigen Waaren das Aussehen von höherwerthigen zu geben, das heißt sie zu fälschen. Sobald die Nahrungsmittel zu Waaren wurden, begannen auch schon die Klagen, daß der gewinnsüchtige Handel sie in gewissenloser Weise verfälsche und dem Käufer unter betrügerischen Vorspiegelungen eine minderwerthige, ja oft genug geradezu gesundheitsschädliche Waare zu bieten suche. Aber noch nie haben diese Fälschungen eine solche Ausdehnung gewonnen, wie heut zu Tage, wo ihnen, Dank den Fortschritten der Wissenschaft, namentlich der Chemie, ganz andere Hilfsmittel zu Gebote stehen, als in früheren Zeiten; und wenn auch die Wissenschaft gleichzeitig neue Verfahren zur Entdeckung von Verfälschungen kennen lehrt, so ist doch naturgemäß „in dem Wettrennen zwischen Verfälschung und Nachweis die erstere stets voraus". Auch die an sich vollkommen berechtigten Surrogate, welche für gewisse Nahrungs- oder Genußmittel einen zwar minderwerthigen, dafür aber auch billigeren Ersatz liefern sollen, bieten eine oft benutzte Gelegenheit zu Täuschungen. Die Regelung und Beaufsichtigung des Verkehrs mit Nahrungsmitteln bildet darum eine der wichtigsten Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege; wirksamer noch wären jedenfalls internationale Maßregeln, doch scheitert die Gesetzgebung vorläufig noch an der Schwierigkeit der allgemeinen Feststellung des Begriffes der Verfälschung. An Vorschlägen fehlt es zwar keineswegs; das holländische „Journal gegen die Verfälschung der Nahrungsmittel" z. B. definirt die Verfälschung als „eine absichtliche und nicht mitgetheilte Aenderung der physikalischen und chemischen Eigenschaften der Waaren, welche die Tendenz hat, den

Käufer zu schädigen" — allein diese Definition hat keineswegs allseitige Zustimmung gefunden. Gegenwärtig ist es oft schon ein Erfolg, wenn die chemische Analyse auch nur bei den gröberen Fälschungen — und solche liegen allerdings in der Mehrzahl der Fälle vor — bestimmte Aussagen zu machen und eine Handhabe zur gerichtlichen Beurtheilung zu bieten vermag; Aufgabe der Nahrungsmittelchemie ist es, einerseits unsere Kenntniß der natürlichen Zusammensetzung der unverfälschten Nahrungsstoffe, andererseits den Kreis der analytischen Methoden zur Entdeckung von Fälschungen stetig zu erweitern. Die Kenntniß der häufiger vorkommenden Surrogate und Verfälschungen ist jedoch nicht minder für den Laien von Nutzen und Interesse; wir wollen daher im Folgenden einige derselben betrachten, ohne jedoch das weite Gebiet irgendwie erschöpfen zu können.

Geben wir der Milch, die ja eines der wichtigsten, für die ersten Lebensjahre das wichtigste aller Nahrungsmittel ist, den Vorrang. Der Verkauf von abgerahmter Milch anstatt Vollmilch — der Rahm, den größten Theil des Fettgehaltes der Milch in sich schließend, sondert sich bekanntlich beim ruhigen Stehen frischer Milch an deren Oberfläche ab — sowie der Zusatz von Wasser ist wohl so alt wie der Handel mit Milch überhaupt; je mehr Zwischenstufen die Milch vom ersten Lieferanten bis zum Konsumenten zu durchlaufen hat, desto verdünnter kommt sie naturgemäß bei dem Letzteren an. Eine von Jedermann ausführbare Bestimmung des spezifischen Gewichtes der Milch mit Hilfe des Aräometers oder des Rahmgehaltes mit Hilfe des Cremometers läßt zum Glück den Betrug meist ohne Schwierigkeit erkennen; leider aber haben sich unsere Hausfrauen bis jetzt noch wenig mit dem Gebrauch dieser einfachen Instrumente befreundet. Zum Zweck der Konservirung, d. h. um die Milch vor dem Sauerwerden zu schützen oder eine bereits gebildete Säure wieder abzustumpfen, wird derselben oft Natriumbicarbonat (doppelt kohlensaures Natron) zugesetzt, welches allerdings an sich vollkommen unschädlich ist; dagegen wirkt das auf diese Weise entstandene milchsaure Natron namentlich bei Kindern leicht abführend. Alaun und Borax, welche ebenfalls zur Konservirung der Milch empfohlen werden, sind unbedingt zu verwerfen; ihre Anwesenheit läßt sich, auch ohne chemische Einzelanalyse in der Regel aus dem abnorm hohen Aschengehalt der Trockenbestandtheile der Milch erkennen. Betreffs der Salicylsäure als Konservirungsmittel für Milch wie für andere Nahrungsstoffe herrschen bekanntlich sehr getheilte Meinungen; während die Einen in ihr nichts Schädliches erblicken können, wollen die Andern sie überhaupt aus dem Bereiche unserer Nahrungsmittel ausgeschlossen wissen. Einzig dastehen dürfte wohl eine von Thoms (Weimar) berichtete Verfälschung von Milch mit geringen Mengen Ultramarin, ein Zusatz, welcher übrigens auf eine sonderbare Vorliebe der Konsumenten schließen läßt, da gerade die abgerahmte Milch häufig die bläuliche Farbe hat, welche hier künstlich erzeugt oder verstärkt wurde, während Vollmilch viel öfter einen Stich in's Gelbliche zeigt.

Als eines Surrogates für frische Milch hätten wir auch der kondensirten Milch zu gedenken. Dieselbe soll alle Trockenbestandtheile der Milch enthalten, wird aber meist aus abgerahmter Milch unter Zusatz von Zucker hergestellt. Uebrigens ist die Milch, wie die Erfahrung lehrt, selbst weitgehender direkter Fälschung nicht unzugänglich; so z. B. wird über eine unter dem Namen „Milch" verkaufte Emulsion von zerdrücktem Kalbshirn in Wasser berichtet. Während der Belagerung von Paris soll dort ferner eine „künstliche Milch" hergestellt worden sein durch Schütteln oder Rühren von Oel mit Wasser, welches Zucker, die Salzbestandtheile der natürlichen Milch und Eiweißstoffe im richtigen Verhältniß enthält; durch das andauernde Schütteln zertheilt sich das Oel in kleine Tröpfchen, welche, ähnlich den Fettzellen der natürlichen Milch, in der Flüssigkeit schweben und derselben den Karakter einer undurchsichtigen, weißen, der Milch nicht unähnlichen Emulsion verleihen.

Die Betrachtung der Milch führt uns auf die Butter und deren Surrogat, die Kunstbutter. In Deutschland und ebenso in einigen andern Staaten hat die Kunstbutterfrage seit einigen Jahren ihre gesetzgeberische Erledigung gefunden und können wir uns daher, da die vorangegangenen Diskussionen sattsam bekannt sind, mit einer kurzen Beschreibung des Produktes und seiner Fabrikation begnügen. Die Kunstbutter wurde zuerst in den sechziger Jahren von dem französischen Chemiker Mège-Mouriès nach folgendem, seitdem ziemlich unverändert gebliebenen Verfahren hergestellt: Schweineschmalz und andere Fettsorten werden durch Ausschmelzen von den anhaftenden Muskelfasern befreit, dann durch Pressen in Stearin und Oleomargarin zerlegt; letzteres wird dann unter Zusatz von Milch, wohl auch eines wässerigen Auszuges der Milchdrüsen, in derselben Weise wie reine Milch verbuttert. Die Kunstbutter oder „Margarine", deren Fabrikation in Europa und in Nordamerika eine große Ausdehnung erlangt hat, soll bekanntlich einen billigeren Ersatz für Naturbutter bieten; in der That besitzt sie nahezu die gleiche Zusammensetzung wie diese, ist aber minder leicht verdaulich; man macht ihr ferner zum Vorwurf, daß etwa in dem Fett enthaltene Krankheitsstoffe durch den Prozeß der Fabrikation nicht zerstört werden; indessen wird dieser Vorwurf hinfällig, sobald eine geordnete Fleischbeschau besteht, welche nur für gesund erkannte Thiere zum Genusse und zur Verarbeitung zuläßt. In Nordamerika soll allerdings, nach dem vom Gesundheitsamt publizirten Material, mitunter Fett von kranken, ja von gefallenen Thieren zur Herstellung der Kunstbutter gedient haben.

Als anderweitiges Buttersurrogat hatte schon Liebig verschiedene Pflanzenfette, namentlich das Palmöl, empfohlen, doch war es nicht möglich, aus demselben ein dem Gaumen zusagendes Speisefett zu gewinnen. Erst neuerdings ist dies Dr. Schlunk in Ludwigshafen gelungen; sein Fabrikat als „Kokosbutter" in den Handel gebracht, scheint Anklang und Verwendung nicht nur zum Kochen und Backen, sondern auch zum direkten Genusse zu finden; nachtheilig für letzteren Zweck ist jedoch, daß die Kokosbutter schon bei 26—28° C., also bei Sommerhitze, vollkommen flüssig wird.

Speck und Schmalz sind ebenfalls häufig Gegenstand der Verfälschung durch Zusatz von Mehl oder auch von mineralischen Stoffen, sowie neuerdings besonders in Amerika durch Vermischen mit einem aus Baumwollsamenöl gewonnenen Fette. Die Baumwollsamen, welche früher als völlig werthlos weggeworfen oder höchstens als Viehfutter verwendet wurden, dienen seit einigen Jahren zur Bereitung eines Oeles, welches zunächst wegen seines unangenehmen Geruches und Geschmackes nur zu industriellen Verwendungen geeignet schien; nachdem man dasselbe jedoch zu raffiniren gelernt, findet dasselbe als Surrogat — und leider auch als Fälschungsmittel — eine steigende Anwendung und hat gewiß noch eine größere Zukunft vor sich. In gereinigtem Zustande völlig ohne Farbe, Geruch und Geschmack, könnte das Baumwollsamenöl recht wohl direkt als Speiseöl dienen; häufig aber, wenn nicht zumeist, ziehen die Fabrikanten vor, dasselbe als Olivenöl, vielleicht mit einem wirklichen Anteile dieses Letzteren gemischt, in den Handel zu bringen.

Ein bevorzugtes Feld für alle möglichen Verbesserungen und Fälschungen bildeten von jeher die alkoholischen Getränke, Bier und namentlich Wein. Hier finden sich alle Abstufungen: Manipulationen, welche, wie das sog. Pasteurisiren, d. i. das Erwärmen des Weines auf 60—70° C., lediglich bezwecken, denselben haltbarer zu machen; dann solche Zusätze, welche, ohne den Grundkarakter des Weines anzutasten, nur seine Säure vermindern, seinen Alkoholgehalt erhöhen sollen ꝛc. Aber schon die Geschmacksverbesserung durch Glycerin, Zucker und Alkohol segelt zumeist nicht mehr unter wahrer Flagge, während das zur Verminderung des Weinsteingehaltes dienende Gypsen dem Weine schwefelsaures Kali zuführt, welches in erheblicherer Menge

nachtheilig für die Gesundheit ist. Bei Rothweinen begegnen wir ferner allen möglichen Farbstoffzusätzen, nicht allein Pflanzenextrakten, sondern öfter sogar direkt giftigen Anilinfarben! Aber auch die unschädlichen Zusätze dieser Art führen mehr und mehr in das Gebiet der Weinfälschung, welche ein Produkt, das nur wenig oder gar keine direkt aus den Trauben stammende Bestandtheile enthält, als Naturwein ausgiebt. Verfasser kennt allerdings auch eine Kunstweinfabrik, welche ihr Produkt unter wahrem Namen als Ersatz für den immerhin theureren wirklichen Wein verkauft und dafür auch Abnehmer findet — meist direkte Konsumenten, da Wirthe durch den Ausschank von Kunstwein neben Naturweinen einen Schatten auf letztere zu werfen fürchten. Höher als ein derartiges Fabrikat von immerhin fraglichem Werthe stehen jedenfalls die mitunter als Weinsurrogate empfohlenen Obst- und Beerenweine, welche nur leider ebenfalls häufig zur Täuschung eines unerfahrenen Publikums dienen. In welch schwungvollem Maße in allen Ländern die Weinfälschung betrieben wird, dafür sprechen die alljährlich wiederkehrenden Prozesse, welche jedoch häufig genug resultatlos verlaufen, weil es ungemein schwer ist, die Grenze zwischen erlaubten und unerlaubten Manipulationen zu ziehen. Eine unzweideutige gesetzliche Regelung dieser Frage ist jedenfalls sehr zu wünschen.

Auch die Frage, ob Nahrungsmittel, und insbesondere Wein und Bier, zum Zwecke der Haltbarmachung geringe Zusätze von Salicylsäure erhalten dürfen, ist in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen. In Frankreich hat man energisch gegen die Verwendung der Salicylsäure protestirt, wobei man freilich zunächst die angeblich damit versetzten deutschen Biere im Auge hatte. Die „freie Vereinigung bayerischer Vertreter der angewandten Chemie“ sprach sich dahin aus, daß die Salicylsäure als Zusatz zum Biere nicht zu gestatten sei; von andern Chemikern dagegen wird dieselbe geradezu empfohlen, während wieder Andere die fäulnißhemmende Wirkung kleiner Mengen Salicylsäure überhaupt in Zweifel ziehen. Die Anhänger der Salicylsäure berufen sich darauf, daß dieselbe nicht gesundheitsschädlich sei, indessen ist dies zunächst nur für kürzeren Gebrauch nachgewiesen, während über die Folgen regelmäßigen Genusses noch keine Erfahrungen vorliegen; schon deshalb aber ist es geboten, dieselbe von unseren Nahrungsmitteln zunächst noch fernzuhalten.

Einmal im Gebiete der Getränke, dürfen wir auch den Kaffee nicht übergehen, der uns hier schon darum besonders interessirt, weil bei der Bereitung keines anderen Nahrungs- oder Genußmittels in so ausgedehntem Maße Surrogate Verwendung finden, wie beim Kaffee. In der That wird das unter dem Namen „Kaffee“ genossene Getränk bekanntlich oft genug ohne eine einzige Kaffeebohne hergestellt: Zichorienkaffee, Rübenkaffee, Feigenkaffee, d. i. geröstete Zichorienwurzeln, Zuckerrüben oder Feigen, eventuell noch mit Zusatz von Syrup, Stärke und Leguminosen, sowie eine Reihe anderer Surrogate haben bei uns volles Bürgerrecht erlangt und in vielen Haushaltungen den wirklichen Kaffee ganz verdrängt. Existirten doch nach der Statistik vom Jahre 1882 in Deutschland 340 Fabriken von Kaffeesurrogaten, davon 130 allein für Zichorienkaffee! Der Werth der jährlichen Zichorienproduktion in Deutschland erreicht 15 Millionen Mark, derjenige in ganz Europa gewiß das Fünffache! Geht man auch nicht so weit, wie Trillich, welcher all diesen Produkten lediglich den Werth eines Färbemittels lassen will, so ist doch die hohe Gunst, deren sich dieselben erfreuen, schier unerklärlich, wenn man erwägt, daß der Werth des Kaffees als Genußmittel in seinem Gehalte an Kaffeïn, einem Alkaloide, liegt, während keines der Surrogate eine ähnliche Substanz enthält. Die angeblichen Nährbestandtheile der Surrogate können ebensowenig zu ihren Gunsten sprechen, weil der Kaffee bekanntlich nur als Aufguß oder Absud genossen wird, während Stärkemehl u. s. w. unbenutzt im Bodensatze zurückbleiben. Neben den Surrogaten, deren schwindelhafte Anpreisung schon oft genug den Käufer schädigt, begegnen wir

übrigens auch qualifizirten Fälschungen. Beim Seetransport verdorbener Kaffee, der sich durch seine Farbe dem Käufer leicht verrathen würde, wird „glasirt", d. h. beim Brennen mit einem braunen Ueberzug von Zucker bekleidet; auf gleiche Weise werden auch Maiskörner in Kaffeebohnen „verwandelt", endlich sollen neuerdings aus gerösteten Mehlpräparaten mittelst besonderer Prägemaschinen „künstliche Kaffeebohnen" hergestellt werden. Bekannt ist ferner, daß auch der bereits erschöpfte Bodensatz der Kaffeeküchen mitunter seinen Weg zurück in die Fabriken nimmt, um als gemahlener Kaffee oder als Zusatz zu Surrogaten auf's neue im Handel zu erscheinen; auch die Surrogate selbst werden mit Mehl, mit Leguminosen, ja mit gemahlenen Dattelkernen und Steinnüssen, angeblich selbst mit Lohe und Torf verfälscht. Ganz ähnlichen Stoffen und Manipulationen begegnen wir ferner bei den Gewürzen, deren verhältnißmäßig hoher Preis Verfälschungen besonders lohnend erscheinen läßt.

Vom Kaffee gelangen wir naturgemäß zum — Zucker. Auch dieser ist, ebensowenig wie irgend ein anderes Nahrungsmittel, von den Surrogatbestrebungen unserer Zeit verschont geblieben. Für manche Zwecke z. B. hat man denselben durch den Trauben- oder Stärkezucker zu ersetzen gesucht, eine Zuckerart, die sich in der Natur in den Trauben findet, meist aber künstlich durch Behandeln von Kartoffelstärke mit Schwefelsäure gewonnen wird. Dieser Zucker steht an Süßigkeit dem Rohr- oder Rübenzucker nach, ist aber allerdings auch billiger als dieser, zumal er keiner Steuer unterworfen ist. Seinem Mangel an Süßigkeit soll nun neuerdings durch das Saccharin abgeholfen werden, jenes merkwürdige Produkt, welches uns der an Wundern so reiche Steinkohlentheer beschеert hat. Das Saccharin, nach seiner chemischen Zusammensetzung Anhydrosulfamin-Benzoësäure genannt, wurde vor einigen Jahren von Fahlberg und Remsen entdeckt; nach einem umständlichen Verfahren gewinnt man dasselbe heute fabrikmäßig aus dem Toluol, einem Bestandtheile des Steinkohlentheers. Seine versüßende Wirkung, die derjenigen einer 280fachen Menge gewöhnlichen Zuckers gleichkommt, ist geradezu wunderbar; in der That schien dasselbe nicht nur bestimmt, den Diabetikern, welche keinen Zucker genießen dürfen, die ersehnte Süßigkeit der Speisen wieder zu verschaffen, sondern dasselbe wurde auch als Zusatz zu Traubenzucker und ähnlichen minder süßen Präparaten empfohlen. Einmal auf diese Weise auf unseren Tisch und in unsere Speisen gelangt, würde das Saccharin ohne Zweifel den gewöhnlichen Zucker mehr und mehr zu verdrängen streben und bereits ist im Namen der Hygiene eine lebhafte Diskussion hierüber im Gange: die Freunde des Saccharins berufen sich darauf, daß dessen Unschädlichkeit durch Versuche festgestellt sei, während seine Gegner diese Versuche noch nicht als genügend zahlreich und beweiskräftig gelten lassen. Wohl sei nachgewiesen, daß das Saccharin, ohne seinerseits irgendwelche Veränderung zu erfahren, unsern Organismus passire; aber ebensowenig wie von der Salicylsäure, der dasselbe chemisch nahe steht, wisse man vom Saccharin, wie der fortgesetzte Genuß kleiner Quantitäten wirke. An dem Kampfe wider das neue Produkt chemischer Industrie betheiligen sich ferner die Finanzpolitiker, welche von seiner Einführung eine Abnahme des Ertrages der Zuckersteuer befürchten. Der Kampf ist also mit voller Heftigkeit entbrannt; wir glauben jedoch, die Frage, ob das Saccharin Diabetikern und Gesunden zuträglich oder schädlich sei, ruhig den Aerzten überlassen zu können. Der Schwerpunkt liegt unseres Erachtens in der Thatsache, daß der Zucker, wennschon zunächst ein Genußmittel, doch zugleich auch Nahrungsmittel ist, während das Saccharin, wie oben erwähnt, unseren Organismus einfach und unverändert passirt. Die Tendenz, unter dem Motive einer Ersparniß an Stelle eines Nahrungsmittels eine Substanz zu setzen, welche zwar unseren Gaumen befriedigt, für die Ernährung jedoch im besten Falle gänzlich werthlos ist, beansprucht unsere volle Aufmerksamkeit. Sie ist bezeichnend für

unsere Zeit, die an Stelle des Seins den Schein setzt.

Die Billigkeit der Nahrungsmittel unserer Zeit, die ihre Lobredner so gern rühmen und als Beweis dafür anführen, daß die Lage der Arbeiter gegen früher sich verbessert habe, ist zum großen Theil auch nur Schein, und beruht auf der weitgehenden Nahrungsmittelverfälschung. Billig und schlecht, ist auch da die Parole.

Literarische Rundschau.

„Die Familie Selicke“, Drama in drei Aufzügen von Arno Holz und Johannes Schlaf, ist im Grunde genommen kein Drama, sondern nur der erste Akt eines solchen, die Exposition als solche aber durch Schärfe der Beobachtung, Wärme der Empfindung und sittlichen Ernst ausgezeichnet. Ob das dramatische Talent der Autoren zur Gestaltung eines sozialen Dramas ausreicht, läßt sich nach dieser einen Probe schwer entscheiden. Die Stärke dieses Erstlingsdramas beruht in der Schilderung; sie ist mehr episch als dramatisch. Jedenfalls wissen die Autoren trotz der größten Einfachheit der Karaktere und Situationen zu interessiren.

Sonderbarer Weise ist es immer dasselbe Motiv, welches unsere jungen deutschen Naturalisten ihren Arbeiten zu Grunde legen: die Trunksucht und ihre entsetzlichen Folgen. Hier ist es die Trunksucht des Vaters, welche den ehelichen Frieden zerstört, die Familie materiell und moralisch schwer geschädigt hat und immer weitere Opfer heischt. Ein von Haus aus gutherziger, aber durch den Trunk verwilderter Mann; eine kränkelnde, nervöse, verbitterte Frau; Kinder, die, von den widerstreitendsten Empfindungen umhergeworfen, beständig zwischen Furcht und Mitleid schwebend, keine Kindheit, kein harmloses, freudiges Genießen des Augenblicks kennen. Das jüngste Kind, stets kränkelnd und in seiner Hilflosigkeit der Liebling, die einzige Freude der Eltern, siecht dahin und stirbt. Die älteste Tochter, eine rührende Gestalt voll keuschen Empfindens und selbstvergessener, hingebender Weiblichkeit, liebt einen jungen Kandidaten der Theologie, der seit Jahren bei ihren Eltern wohnt. Der junge Mann erhält eine Landpfarre und will das geliebte Mädchen heimführen. Jahrelang hat er sie leiden und sich opfern sehen und den Augenblick herbeigesehnt, der ihm die Möglichkeit geben würde, sie herauszureißen aus den drückenden Verhältnissen ihres Elternhauses. Er hat den Glauben an seinen priesterlichen Beruf, den Glauben an Gott längst verloren. Aber der Gedanke an das stille, ernste Mädchen, das sein Martyrium so ergeben, mit so viel ruhiger Würde und Selbstverleugnung trägt, hat ihm den sittlichen Halt wiedergegeben, der ihm Angesichts des großstädtischen Treibens, wo Begierde gegen Begierde kämpft und die nackte Selbstsucht ihre Orgien feiert, zugleich mit dem Glauben seiner Kindheit verloren gegangen war. So hofft er, mit ihr vereint, seiner Gemeinde mehr sein zu können als ein Pfarrer gewöhnlichen Schlages. — Das Mädchen aber, vor die Entscheidung gestellt, dem Manne ihrer Wahl zu folgen und damit die Eltern zu verlassen, die sie allein vor einander zu schützen vermag und die sie trotz der Brutalität des Einen und der Verbitterung der Anderen liebt, opfert ihre Liebe, ihr Glück. Sie läßt den Geliebten ziehen, um das Schicksal der Eltern zu theilen. Bewegt, erschüttert zieht der junge Pfarrer von dannen. Aber: „Ich komme wieder!“ mit diesen verheißungsvollen Worten des jungen Mannes entlassen uns die Autoren.

J. Z.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von den Professoren Dr. J. Conrad, W. Lexis, L. Elster und Edg. Löning. Halle, Gustav Fischer. In Lieferungen à 3 Mark.

Die ökonomische Theorie vom bürgerlichen Standpunkt hat in den letzten Jahrzehnten nicht nur keinen Fortschritt gemacht, sondern ist entschieden zurückgegangen. Das thatsächliche Material dagegen, statistischer, historischer, legislativer Natur ist enorm angewachsen, vergraben und zerstreut in Monographien und amtlichen Mittheilungen. Dieses Material in übersichtlicher Form dem großen Publikum zugänglich zu machen — und nicht nur diesem,

sondern auch dem Gelehrten, denn selbst der fleißigste Forscher und Sammler beherrscht heute auf diesem Gebiete nur einen Theil des Stoffes — ist sicher ein nützliches und dankenswerthes Unternehmen. Das vorliegende Handwörterbuch verspricht, ein solches zu werden, ein Nachschlagewerk, unentbehrlich für Jeden, der sich mit ökonomischen Fragen beschäftigt, am öffentlichen Leben Antheil nimmt.

Noch liegen zu wenige Lieferungen desselben vor, um ein Urtheil mit Sicherheit fällen zu können. Wir behalten uns vor, nachdem ein größerer Theil des Unternehmens erschienen, darauf zurückzukommen.

Es ist auf 30—36 Lieferungen von 10 Bogen à 3 Mark veranschlagt und soll binnen drei Jahren vollständig vorliegen.

Notizen.

Prostitution und Syphilis in Italien. Die Prostitution, das „nothwendige Uebel" unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, wie es mit Vorliebe Moralisten, Vulgärökonomen und Aerzte nennen, beschäftigt von Zeit zu Zeit Staatsbehörden und wissenschaftliche Kreise in den verschiedensten Ländern, wenn wieder einmal die Statistik die nahe Verbindung der Prostitution mit der Verschleppung infizirender Krankheiten in drohenden Zahlen der Gesellschaft vor Augen geführt hat. Unthätig und lethargisch steht sonst Staat wie Gesellschaft Jahrzehnte lang allen verderbnißvollen Seuchen gegenüber, unthätig, weil man einerseits die Schäden der modernen Wirthschaftsweise und deren Folgen nicht eingestehen will, weil man andererseits symptomatische, nie ursächliche Methoden zur Linderung und Besserung vorzuschlagen sich getraut. Der letzte und ursächlichste Grund, die „soziale Frage", bleibt auch auf diesem Gebiete eine Sphinx, deren Anblick Allen Furcht und Grauen einflößt.

In Italien, dem Lande, wo der geschlechtliche Verkehr gemäß dem Klima, den örtlichen Verhältnissen, der Rasse ꝛc. höher entwickelt ist — wenn man so sagen darf — als in nördlichen Ländern, hat die Prostitution von jeher eine kolossale Ausdehnung erreicht, der gegenüber alle noch so strengen Vorschriften und Verordnungen sich als völlig ohnmächtig erwiesen haben. Nun hat die Gesetzgebung in der jüngsten Zeit einen radikalen Frontwechsel hinsichtlich der Bekämpfung der Prostitution vorgenommen, um auf dem letzten der bürgerlichen Gesellschaft zu Gebote stehenden Wege ihr Heil zu versuchen. Wenn wir einen kurzen historischen Ueberblick über die italienische Gesetzgebung in der betreffenden Frage anstellen, müssen wir auf die ältesten Verhältnisse des Staates zurückgehen. Im alten Rom wurde bekanntlich die Prostitution auf's strengste überwacht und geregelt; trotzdem konnte weder die sittenstrenge Republik noch das moralisch defekte Kaiserthum das Emporwachsen derselben hindern. Mit der Einführung des Christenthums kam eine Zeit, wo die Prostitution freigegeben und jeglichen Zwanges entledigt wurde. Aber das Mittelalter brachte Vexationen und die Zeit der Zwangsmaßregeln, ja mitunter Folter und Galgen gegen solche arme Opfer vor, welche nicht zufällig ausschweifende Kirchenfürsten und heuchlerische Pfaffen sich als Maitressen ihres persönlichen Harems auserkoren hatten.

Der Anfang unseres Jahrhunderts schuf das Prinzip des reglementmäßigen Zwanges, das mit Ausnahme weniger Staaten und mit unbedeutenden, auf die territorialen Verhältnisse bezüglichen Abweichungen in ganz Europa durchgeführt ist. Dasselbe unterstellt die gewerbsmäßigen Prostituirten einer regelmäßigen sanitären wie polizeilichen Kontrole, verlangt die Anmeldung einer Jeden, die sich diesem Gewerbe ergiebt, und übt eine genaue polizeiliche Beaufsichtigung hinsichtlich der Wohnung, des Aufenthaltes auf Straßen, in Lokalen ꝛc. aus. Von diesem Prinzip hat sich Italien jetzt emanzipirt, indem es das Prostitutionsreglement vom Jahre 1860 in jüngster Zeit auf Grund der gewonnenen Erfahrungen aufgehoben hat. — Diese Maßregel hat in Italien zu einem reichen Austausch der wechselseitigen Anschauungen über die Prostitution, ihrer Ursache, ihrer Nothwendigkeit und Abschaffung geführt, und hat eine große Literatur über diesen Gegenstand gezeitigt.

Die hygienische und sanitärische Seite dieser Frage, die nächst der allgemeinen sozialen die wichtigste ist, hat bei der Aufhebung des Reglements vom Jahre 1860 den Ausschlag ge-

geben, und dazu beigetragen zu haben ist der hauptsächlichste Verdienst sachverständiger Syphilidologen und Aerzte. Aus der großen Zahl der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften sind besonders zwei erwähnenswerth, eine Studie der Prophylaxe der Syphilis von Verduzzi und eine Arbeit über Prostitution und Syphilis von Profeta. Ersterer, ein Anhänger der modernen bürgerlichen Oekonomie, die in der Prostitution eine Nothwendigkeit und ein natürliches Bedürfniß der Gesellschaft sieht, kann trotzdem auf Grund strengster wissenschaftlicher Beobachtungen sich dem Schaden, den die polizeiliche Ueberwachung anstiftet, nicht verschließen. Er konstatirt, daß nach Einführung des Reglements vom Jahre 1860 die überwachte Prostitution zwar abnahm, die Zahl der öffentlichen Häuser und der eingeschriebenen Prostituirten geringer wurde, daß dafür jedoch die heimliche Prostitution sich in erschreckender Weise ausbreitete. Während seiner mehrjährigen Praxis in der „Sifilicomî" (Spezialkrankenhäuser für Prostituirte) zu Livorno und Pisa machte er die Erfahrung, daß die Zahl der unter Kontrole stehenden erkrankten Prostituirten immer mehr abnahm, und daß namentlich die Syphilis in ihren verschiedenen Formen bei ihnen sehr selten vorkam; unter den heimlichen Prostituirten aber wurde sie häufig angetroffen. Das alte Reglement habe in moralischer Beziehung vielfachen Schaden angerichtet; so seien z. B. durch den Uebereifer der Sicherheitsorgane nicht selten ehrbare Frauen in die Sifilicomî eingesperrt worden; gegen die Winkelprostitution sei das Gesetz ohnmächtig und machtlos. Er begrüßt die Abschaffung des Reglements als einen großen Fortschritt und plaidirt für die Aufhebung der Bordelle, die nach den neuen Bestimmungen fortbestehen sollen.

Ein Freund der alten Ueberwachung der Prostitution und trotzdem einer der wenigen Vertreter der medizinischen Wissenschaft, der mit klarem Blick und Verständniß die letzten Konsequenzen der Prostitutionsfrage zu ziehen versteht, ist Profeta. Von Seiten der Gegner des bisherigen Systems waren hauptsächlich vier Argumente gegen dasselbe in's Feld geführt worden: 1. Durch die gesetzlichen Bestimmungen über die Prostitution sanktionire der Staat das Laster. 2. Das Gleichheitsprinzip werde verletzt, indem nur Weiber, nicht Männer überwacht würden. 3. Das Reglement schädige die Freiheit durch das Verbot, das dem Weibe die freie Ausübung eines Berufes entziehe. 4. Die Zahl der heimlichen Prostituirten habe durch das Gesetz bedeutend zugenommen.

Mit Leichtigkeit weist Profeta die drei ersten Bedenken, deren sentimental-ethische Begründung gegenüber den gesundheitlichen Nachtheilen, die die Verbreitung der Syphilis mit sich führt, in nichts zerfällt, mit dem Satze zurück, daß der Staat die Verpflichtung habe, alle Gewerbe und Berufsarten, die die Sicherheit und das öffentliche Wohl der Gesellschaft gefährden, zu überwachen; um das letzte Argument jedoch, das als einzig stichhaltiges unserer Ueberzeugung nach alle eventuellen Vortheile der sanitären Ueberwachung der Prostitution aufhebt, schleicht er sich mit der lendenlahmen Entgegnung herum, wenn auch die Zahl der Heimlichen, die man nicht beobachten könne, zugenommen habe, so dürfe man doch deshalb nicht auch die öffentliche Prostitution ohne Untersuchung herumlaufen lassen.

Profeta schließt mit den Worten, der Staat habe die Pflicht, durch Erlaß und Handhabung strenger Aufsichtsvorschriften die Gesellschaft vor Erkrankungen zu schützen, namentlich vor jenen, die wie die Syphilis ihren verderblichen Einfluß bis auf die Nachkommenschaft geltend machen. Der Staat müsse vor allem darnach trachten, die *Ursachen* der Prostitution zu treffen. Diese Ursachen seien hauptsächlich im *Pauperismus* zu suchen, der die Bevölkerung Italiens bedrücke.

Dies sagt ein Universitätsprofessor, kein sozialdemokratischer Agitator.

Wie furchtbar im Innern der Gesellschaft die Syphilis wüthet, wie sie Mann, Weib und Kinder, kurzum ganze Generationen vergiftet, davon erzählen nur die Archive fachwissenschaftlicher Anstalten. Der enge Zusammenhang zwischen Prostitution und Syphilis ist eine wissenschaftlich feststehende Thatsache, die enorme Ausbreitung der Prostitution als Folge der modernen gesellschaftlichen Wirthschaftsweise und der sozialen Zustände nicht minder! Ist also nicht der Weg jedem Denkenden vorgeschrieben, auf dem man der mörderischen Ausbreitung der Syphilis ein Ziel setzen kann? Im Rahmen der heutigen Zustände werden Polizeimaßregeln *nie* eine Besserung herbeiführen: Im Gegentheil, die sittenpolizeiliche Kontrole schafft eine, die öffentliche weit an Zahl überragende geheime Prostitution, deren Mitglieder nach kürzerer oder längerer Zeit fast durchgehend Trägerinnen des syphilitischen Giftes werden und damit zur allgemeinen Durchseuchung der Menschheit den Haupttheil beitragen. Schaffen wir gesunde Verhältnisse und wir werden auch im Stande sein, die Miasmen der Fäulniß von uns fernzuhalten.

Dr. Max Bylo.

Wirthschaftlicher Aufschwung und Krach, Rausch und Katzenjammer lösen einander bekanntlich in der kapitalistischen Produktionsweise ununterbrochen ab, die, in steter Revolution begriffen, eine ruhige, stetige Entwicklung nicht kennt. „Der karakteristische Lebenslauf der modernen Industrie, die Form eines durch kleinere Schwankungen unterbrochenen zehnjährigen Zyklus von Perioden mittlerer Lebendigkeit, Produktion unter Hochdruck, Krise und Stagnation" (Marx) wird trefflich illustrirt durch einige Ziffern, die wir im Londoner „Economist" finden: die Summen, die von Anleihen und Gründungen von Aktiengesellschaften in England in verschiedenen Jahren der letzten Jahrzehnte in Anspruch genommen wurden.

Diese Summen betrugen:

Jahre wirthschaftlichen Aufschwungs	Jahre wirthschaftlicher Depression	Pfund Sterling	Hauptrichtung der Gründungen
1864		140 000 000	Finanzgesellschaften und Eisenbahnen.
1865		136 000 000	
	1867	44 000 000	
1872		172 000 000 *)	Auswärtige Anleihen, Eisen- u. Kohlengruben ꝛc.
1873		155 000 000	
	1876	43 000 000	
1881		190 000 000	Amerikanische Eisenbahnen, Kanadischer Grundbesitz ꝛc.
1882		146 000 000	
	1883	81 000 000	
	1885	78 000 000	
1887		98 000 000	Südamerikanische Unternehmungen und Anleihen, Brauereien, Goldminen ꝛc.
1888		160 000 000	
1889		190 000 000	

Vergleichen wir die Differenzen zwischen den jeweiligen höchsten und tiefsten Punkten der wirthschaftlichen Entwicklung, dann finden wir, daß dieselben in den letzten Jahren geringer geworden sind. Die Summe der Anleihen und Gründungen stieg an (+), bezw. ging zurück (—)

von	1864—1867	— 69	Proz.
=	1867—1872	+300	=
=	1872—1876	— 75	=
=	1876—1881	+342	=
=	1881—1885	— 59	=
=	1885—1889	+144	=

Im letzten Jahrzehnt äußerte sich der Wechsel zwischen wirthschaftlichem Aufschwung und Krisis nicht so schroff, als in den zwei vorhergehenden. Es scheint, als könne die moderne Produktionsweise keine großen Sprünge mehr machen.

Der kleinbäuerliche Betrieb wurde und wird vielfach deswegen gepriesen, weil er im Gegensatz zu dem kapitalistischen Großbetrieb, der zur Entvölkerung des flachen Landes führt, die Tendenz habe, eine dichte Bevölkerung hervorzurufen. Aber vielfach sind die Zeiten hiefür vorbei. Bezeichnend dafür ist unter Anderem folgende Thatsache, die freilich nur ein kleines Gebiet betrifft, die Gemeinde Vensat (Puy de Dome); aber diese Gemeinde war seiner Zeit von dem Oekonomen Hippolyt Passy in seinem Buch „Systèmes de culture" als Mustergemeinde gepriesen worden, die am Besten die Vortheile des kleinbäuerlichen Betriebs darthue. Die neuesten Zahlen sprechen anders.

Man zählte in dieser Gemeinde

	1791	1842	1882
Kultivirtes Land (Hektaren) .	1035	1466	1567
Ackerland „ . .	550	?	1350
Brachland „ . .	350	?	20
Gartenland „ . .	50	?	132
Unkultivirtes Land „ . .	540	?	0
Bevölkerung	850	1213	872
Pachtzins für den Hektar besten Landes (Franken)	55	125	160

Die Bevölkerung hat also seit 1842 stark abgenommen, sie hat fast wieder das Niveau erreicht, auf dem sie zur Zeit der französischen Revolution stand, indeß gleichzeitig das unkultivirte Land völlig und das Brachland fast ganz verschwand und die Intensität der Wirthschaft zunahm. 1791 kamen auf den Bewohner 1,2 Hektaren Kulturland, ebensoviel 1842; 1882 dagegen 1,8. Die Zahl der Menschen, denen die Arbeit des Ackerbaus ihr Einkommen schafft, hat abgenommen. Dafür aber hat sich die Grundrente seit der Revolution verdreifacht.

---

*) Von der großen französischen Anleihe für 274 Millionen Pfund sind in der obigen Summe nur 20 Millionen enthalten.

Der Einfluß des Alkohols auf die Absonderung von Galle. Der russische Mediziner, Dr. Tscheltsoff hat an Hunden Versuche unternommen, um zu erfahren, ob und in wie weit der Alkohol die Erzeugung der Galle beeinflußt. Er erzeugte Gallenfisteln in den Thieren, und nachdem die Unregelmäßigkeiten vorüber waren, die die Operation hervorgerufen, flößte er ihnen Alkohol in verschiedenen Mengen bei. Die abgesonderte Galle wurde in Glasgefäßen gesammelt, die binnen wenigen Minuten immer wieder gewechselt wurden. Es zeigte sich, daß kleine Mengen Alkohols die Absonderung von Galle entweder gar nicht beeinflussen oder unbedeutend erhöhen. Große Quantitäten dagegen vermindern ihre Absonderung sichtlich, obwohl sie Anfangs für kurze Zeit entgegengesetzt wirken können. Mittlere Mengen ergaben schwankende Resultate.

Die Betheiligung an der Bildung nach dem Religionsbekenntniß. In Preußen befanden sich 1886 von je 10 000 Mitgliedern der Schulbevölkerung jedes Bekenntnisses

in der	Evangelische	Katholiken	Sonstige Christen	Juden	überhaupt
Volksschule	9163	9721	8826	5271	9302
Mittelschule	487	118	782	2440	387
Höheren Lehranstalten .	325	148	355	2129	289
Universität	25	13	37	160	22

Im Jahre 1887 waren von je 10 000

	Evangelische	Katholiken	Juden
Männern der preußischen Bevölkerung	6424	3415	129
Hörern preußischer Abkunft an preußischen Universitäten . .	6994	2012	958

Der geringste Bildungsdrang ist also in Preußen bei den Katholiken merkbar, der weitaus größte bei den Juden. Mit der Religion oder Rasse hat dies jedoch sehr wenig zu thun; es erklärt sich aus den ökonomischen Verhältnissen. Die Katholiken gehören vielfach ökonomisch rückständigen Landestheilen mit vorwiegender Ackerbaubevölkerung an; die Juden dagegen sind Stadtbewohner par excellence.

Es wohnten in Preußen 1885 von je 10 000 Mitgliedern der

	in den Städten	auf dem flachen Land
evangelischen Bevölkerung . . .	3989	6011
katholischen „ . . .	3089	6911
jüdischen „ . . .	8186	1814

Und in den Städten wieder finden sich die Katholiken mehr im Proletariat, die Juden mehr in den höheren Ständen, für die eine höhere Bildung nicht nur leichter erreichbar, sondern ökonomisch und sozial eine Nothwendigkeit ist.

Die Länge der gesammten Telegraphenleitungen der Welt — die unterseeischen Kabel eingeschlossen, wird von einem französischen elektrischen Journal auf fast eine Million Kilometer geschätzt. Vier Fünftel davon entfallen auf Europa und Amerika.

Der Irrsinn bei den Naturvölkern. Dr. Morton Manning, Generalinspektor der Irrenanstalten von Neu-Süd-Wales, hielt jüngst auf dem interkolonialen medizinischen Kongreß von Australasien einen Vortrag über dieses Thema, in dem er ausführte, daß Geisteskrankheiten unter den Ureinwohnern von Australien höchst selten waren, so lange sie wenig oder gar nicht mit der Zivilisation in Berührung kamen. Jetzt dagegen nehmen diese Krankheiten unter ihnen reißend zu. Schon 1881 zählte man beim Zensus auf je tausend Eingeborne fast drei Irrsinnige, während bei der europäischen Bevölkerung die verhältnißmäßige Verbreitung der Geisteskrankheiten weit geringer war. 1887 aber war das Verhältniß bei den Eingeborenen auf über fünf von tausend gestiegen. Die Hauptursachen des Irrsinns bei Wilden, die der Zivilisation unterworfen werden, sind der Schnaps und das Gefängniß.

Prof. Dr. Kraft-Ebing, ein berühmter Psychiater, konstatirt als „feststehende Thatsache", daß auf 200 erwachsene Menschen in einem Kulturstaate einer gerechnet werden muß, der geisteskrank ist.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Bodenbesitzreform und Sozialismus.*)

Von

Michael Flürscheim.

In der Novembernummer des letzten Jahrgangs dieser Zeitschrift findet sich in einer Besprechung eines kürzlich erschienenen Buches „Das Maschinenalter" die Andeutung, daß ich dessen Autor sei. So schmeichelhaft es für mich auch ist, die Autorschaft eines so gut geschriebenen Buches zugedacht zu bekommen, so beschämend ist es auf der anderen Seite, daß man mich für so eitel hält, von meinen Arbeiten in so anerkennender Weise zu sprechen, wie dies in dem betreffenden Buche geschieht. Ich habe dasselbe selbst nur durch Zufall erhalten und gelesen, und wenn ich auch meine Vermuthungen beziehentlich der Autorschaft habe, so weiß ich nur das Eine ganz bestimmt, daß ich selbst derselben vollständig fern stehe.

A. B., der Verfasser der betreffenden Besprechung nimmt darin Veranlassung, Stellung gegen die Reformbestrebungen zu nehmen, als einer deren Vertreter zu gelten ich mich glücklich schätze. Er meint, wir glauben den Zustand der heutigen Gesellschaft damit erklären zu können, daß jedes sittliche Unrecht darin in einem Gerechtigkeitsfehler, jedes wirthschaftliche in einem Rechenfehler zu finden sei, weswegen uns die treibenden Kräfte unbekannt seien. Auch könnten wir keinen Einfluß auf unsere Gesellschaftskreise erlangen, weil unsere Vorschläge diesen zu radikal; nicht auf die Massen, weil diesen nicht radikal genug. Auf den Grundmauern einer alten Gesellschaft ließe sich keine neue errichten.

Es scheint mir, daß A. B. in denselben Irrthum verfallen ist, der uns deutschen Bodenreformern schon so viel zu schaffen machte, nämlich die Verwechslung unserer Bestrebungen mit denen Henry George's. Der Irrthum entsteht aus der Gleichheit der beiderseitigen Endziele, zu denen wir aber auf total verschiedenen Wegen gelangen.

Die vom Sozialismus gegen die George'sche Theorie gemachten Einwände sind völlig berechtigte. Wenn die Zuweisung der Grundrente an die Allgemeinheit nur die Wirkungen hätte, welche George von ihr erwartet, dann wäre es auch für mich keinem Zweifel unterworfen, daß die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital nach wie vor ihren ungestörten Fortgang nähme und daß nur volle Verstaatlichung aller Produktionsmittel Besserung schaffen könnte. Wenn es mir jedoch zu beweisen gelingt, daß die Bodenverstaatlichung in ihren Wirkungen das Gleiche erreicht, wie wenn zugleich die übrigen Produktionsmittel verstaatlicht worden wären, so dürfte die Sachlage ein verändertes Bild darbieten. Es würde immer noch ein Differenzpunkt übrig bleiben, nämlich die Verwendungsart der staatlichen Produktionsmittel, welche der

*) Mit Vergnügen geben wir vorliegenden Ausführungen Raum, wenn wir auch den Standpunkt des Verfassers keineswegs theilen. Wir behalten uns vor, in einer der nächsten Nummern unsere Anschauungen in der in Rede stehenden Frage zum Ausdruck zu bringen; aber auch Ausführungen aus den Kreisen unserer Mitarbeiter darüber werden uns willkommen sein.

Die Redaktion der „Neuen Zeit".

Sozialismus — ich verstehe unter diesem Ausdruck im Laufe dieses Artikels die besondere Art des Sozialismus, welche von der deutschen Sozialdemokratie dargestellt wird — als unter staatlicher Zentralleitung geschehend verlangt, während wir die Verpachtung an in freier Konkurrenz arbeitende Unternehmer wünschen, ohne daneben die staatliche Produktion auszuschließen.

„Freie Konkurrenz!“ Es ist ein Wort, das einen bösen Klang in den Spalten dieser Zeitschrift besitzt, weil man gewöhnlich zwei Namensvettern mit einander verwechselt. Ist denn das, was sich heute freie Konkurrenz nennt, wirklich eine solche? Kann es eine freie Konkurrenz zwischen einem gefesselten, nackten Gefangenen und einem in voller Rüstung befindlichen bewaffneten Ritter geben?

Freie Konkurrenz führt stets zu solchen Verhältnissen, wird mir erwidert. Im freien Daseinskampf wird stets der Stärkere den Schwächeren unterdrücken und darum muß die Kooperation die Stelle der Konkurrenz im Zukunftsstaat einnehmen.

Die Theorie vom Daseinskampf setzt das Vorhandensein verhältnißmäßig ungenügender Nahrungsquellen voraus. Bei der Tendenz der Pflanzen und Thiere, sich über ihre Nahrungsgrenze hinaus zu vermehren, muß ein Daseinskampf zwischen den Individuen einer Art stattfinden, in dem der Tauglichste überlebt.

In Verbindung mit der bekannten, eigentlich schon darin enthaltenen Malthus'schen Theorie, daß alle Lebewesen die Tendenz haben, gegen ihre Nahrungsgrenze mit ihrer über diese hinauswachsenden Zahl anzudrücken, hat die Lehre vom Daseinskampf auf den Menschen angewandt, unsägliches Unheil gestiftet. Sie bildete eine willkommene Entschuldigung für den Reichen und Mächtigen, wenn er die Dinge ruhig ihren Gang gehen ließ. „Wofür auch sich unnöthig erhitzen? Kann der Mensch gegen Naturgesetze ankämpfen? Einerlei was wir auch thun mögen, das Endergebniß wird stets dasselbe sein müssen.“

Wir müssen die Betreffenden entschuldigen. Ihre ganze wirthschaftliche Erziehung ist das natürliche Produkt des Standes unserer wirthschaftlichen Wissenschaft, deren Träger bisher Generationen von Bücherwürmern waren, welche von dem, was im wirklichen Leben vorgeht, meist auch nicht die blasseste Ahnung hatten. Sozialisten jedoch dürfen nicht in das gleiche Horn stoßen. Sie, denen ein klarerer Einblick in das Leben gezeigt hat, daß Gesetze, welche auf die niederen Organismen passen, nicht immer auf den Menschen anwendbar sind, weil er das einzige Thier ist, welches mittelst seiner Arbeit in die natürlichen Verhältnisse eingreifen kann; sie müssen auch wissen, daß die genannten Lehren auf den Menschen nicht ausdehnbar sind, weil er im Stande ist, — bisher stets im Stande war und wohl auch stets sein wird, die Unterhaltungsgrenze nach Belieben hinauszuschieben. Heute schon, ohne jeden weiteren Fortschritt in der Agronomie, könnte diese Erde mehr als hundert mal so viele Einwohner ernähren, als thatsächlich der Fall. Da aber die Wissenschaft beständig fortschreitet, und da andererseits der Mensch das einzige Thier ist, welches seine Zeugungskraft in selbstgesteckten Grenzen zu halten vermag, so wird wohl nie die Zeit kommen, in der die Grenze der Unterhaltungsmittel die Bedingungen des thierischen Daseinskampfes für die Menschen in Geltung treten lassen wird. Daß heute anscheinend solche Bedingungen thatsächlich vorhanden sind, darf den oberflächlichen Philister am Biertisch, nicht aber den, der auf tieferen Einblick in die Verhältnisse Anspruch macht, in seinem Urtheile beeinflussen. Es wäre sonst gerade, als wenn wir die Verhältnisse in einer belagerten Stadt, in welcher ungenügende Lebensmittel vorhanden sind, auf das freie Land anwenden wollten.

Der freie Zugang zu den Produktionsmitteln, zur Urbedingung jeder Arbeitsmöglichkeit, muß aber einen noch viel mächtigeren Gegensatz als den zwischen der belagerten Stadt und dem offenen Lande darbieten.

Wenn in einem Saale, der ungenügende Ausgänge besitzt, Feuer ausbricht, so wird die freie Konkurrenz einen derartigen wilden Daseinskampf ausbrechen lassen, daß

die Schwächeren oder ungünstiger Situirten zu Grunde gehen werden. Niemand könnte es bestreiten, daß die Unterdrückung der freien Bewerbung durch irgend einen autoritären Eingriff, der die Betreffenden zwänge, ohne Drängen im geordneten Ausmarsch sich zu entfernen, entschieden günstigere Ergebnisse erzielen würde. Wie aber, wenn auf allen Seiten weite offene Thüren einem Jeden die Möglichkeit gewähren, ohne Drängen und Eilen sich ganz gemüthlich zu entfernen? Könnte man hier nicht die freie Konkurrenz ganz ruhig gewähren lassen? Wäre hier jeder Eingriff nicht eher vom Uebel, weil er kostbare Zeit rauben würde?

Die freie Zugänglichkeit der Produktionsmittel bietet uns das Bild des Saales mit den genügenden Ausgängen. Dürfen wir diesen mit dem vergleichen, der nur eine enge Ausgangsthüre bietet?

„Aber die freie Konkurrenz ist die Ursache der heutigen anarchischen Produktionsweise, welche an dem ganzen Elend Schuld trägt und unter allen Verhältnissen Schuld tragen würde."

„Anarchische Produktionsweise". Hier sind wir an einem wichtigen Stichwort angelangt, dessen Bedeutung eine nähere Untersuchung erfordert.

„Anarchisch" nennt man etwas, das ohne jede Regel und Eintheilung vor sich geht. Ist dies der Fall bei unserer heutigen Produktionsweise? Meiner Ansicht nach entschieden nicht. Angebot und Nachfrage sind Regulatoren für Gütererzeugung und Vertheilung, deren Feinfühligkeit und Unparteilichkeit nie von bezahlten Oberleitern erreicht würde. Ich behaupte, daß derjenige, welcher sich hiergegen auf das vom heutigen Weltmarkt gebotene tolle Bild der überproduzirten Waaren beruft, die Verhältnisse nur oberflächlich betrachtet. Vor Allem giebt es in der ganzen Welt, gab es, so lange sie besteht, keinen einzigen wirklich überproduzirten Artikel.

Die ganze sich auf 2 Milliarden Mark per Jahr belaufende Baumwollenproduktion Englands z. B. würde jedem der 200 Millionen Bedürftigsten Europas, welche keine 600 Mark Jahreseinkommen per Familie haben, zehn Mark Baumwollenwaaren zuwenden, welche sie gewiß noch recht gut verwenden könnten.

Wenn der Bedarf als Maßstab gilt, giebt es keinen einzigen Artikel, der heute nicht unterproduzirt wird; wenn die Verkäuflichkeit in Betracht kommt, giebt es dagegen keinen einzigen, der nicht überproduzirt ist.

Was könnte irgend eine Oberleitung hier bessern? Die Hauptfrage, warum Kauffähigkeit und Kaufwilligkeit nicht zusammengehen, hat mit der Produktionseintheilung nichts zu thun. Sie entspringt total verschiedenen Ursachen, welche auch der den Eindruck des Anarchischen wirklich machenden riesigen Vergeudung auf allen Gebieten der Produktion, Verwaltung und Vertheilung zu Grunde liegen. Ich komme nun zu dieser Hauptfrage, ohne deren Beleuchtung ein völlig klares Verständniß des Vorhergehenden nicht gut möglich erscheint. Warum ist der Kaufwillige nicht kauffähig und wie ist es möglich, daß auf allen Gebieten der menschlichen Arbeit fleißige, arbeitswillige Menschen müßig gehen müssen, während sie so gern im Tausch untereinander ihre Arbeitserzeugnisse auswechseln möchten? Der Umstand, daß das Geld heute meist das Zwischenglied des Tausches bildet, ist ohne Bedeutung; denn in den wenigsten Fällen wird wirkliches Geld verwandt. In den meisten ist es der Geldgedanke oder das Gedankengeld, welches den Tausch vermittelt. Worin besteht das Hinderniß, welches zwischen die Tauschwilligen tritt? Die Antwort auf diese Frage ist die auf die große soziale Frage.

Wenn der Arbeiter das ganze Produkt seiner Arbeit eigen würde, wäre das merkwürdige Problem nicht vorhanden; aber auch wenn er, — wie unvermeidlich, so lange Leitung, Vertheilung und Sicherheitsdienst bezahlt werden müssen, — einen Theil des Produkts oder seines Werthes Anderen zukommen lassen muß, kann die scheinbar unbegreiflich erscheinende Schranke zwischen Produktion und Konsum nicht vorhanden sein, wenn diejenigen, welche einen Antheil am Produktionsertrag er-

halten, damit tauschend und schließlich verbrauchend im Weltmarkt auftreten. Daß dies nicht der Fall, ist *der Urgrund der Weltkrisis*.

Es giebt eine wachsende Zahl von Menschen, deren Einkommen so groß ist, daß sie es nicht verbrauchen können, wenn sie noch so verschwenderisch damit hausen. Dies würde noch kein Hinderniß des Güteraustausches bieten, wenn sie ihre Ueberschüsse in der Form von Kapital, d. h. wirklichem Kapital zurücklegen würden, d. h. wenn sie dafür Produktionsmittel beschafften. Die Erstellung der letzteren würde gerade so gut Arbeit gewähren, wie wenn sie ihre Ueberschüsse verzehrten. Es gäbe keine die Löhne drückende unbeschäftigte Reservearmee; hohe Löhne wären die Folge, begleitet von entsprechendem Konsum, der, besonders in Folge der preisverbilligenden Wirkung der neuen Produktionswerkzeuge, die letzteren vollauf in Thätigkeit halten würde.

Aber wenn dies auch nicht der Fall wäre, müßte, wie es die herrschende Schule wirklich behauptet, der Ausgleich schnell erfolgen. Die in Folge der über Bedarf hergestellten Werkzeuge und Maschinen ꝛc. entstehenden Verluste würden die Großkapitalisten schädigen, aber die Güterzirkulation in keiner Weise beeinträchtigen.

Leider liegt die Sache ganz anders. Die Einkommenüberschüsse der Großkapitalisten werden nicht in neuen Produktionswerkzeugen angelegt, *nicht in wirklichem Kapital, sondern in imaginärem, aus kapitalisirten Tributrechten bestehendem*. Der wichtige Unterschied zwischen Kapital und Kapital, der hier erscheint, ist leider noch zu wenig erkannt, sonst wären wir schon in Manchem weiter. Sehen wir uns die Kursliste eines beliebigen Börsenblattes näher an, so werden wir sehen, daß der weitaus geringste Theil der darin aufgeführten Werthe wirkliches Kapital ist, d. h. wirkliche von der Arbeit erstellte Güter, welche zu weiterer Produktion Verwendung finden, oder auch nur überhaupt wirkliche Güter irgend einer Art. Ist der Grund und Boden ein solches Gut? Nein. Er ist nicht das Erzeugniß der Menschenarbeit, was auch jene Sophisten, welche das private Grundeigenthum auf Grund der von dem Menschen am Boden gemachten Besserungen rechtfertigen wollen, sagen mögen. Jeder wäre gern bereit, ein Stück des ursprünglichen Bodens mit seinem Waldbestand an Stelle des daraus entstandenen Kulturbodens zu nehmen, sei es gelegen, wo es wolle. Freilich giebt es eine Menschenarbeit, die seinen Werth vermehrte, die, welche Straßen, Eisenbahnen baute, Städte bevölkerte, Erfindungen ohne Zahl machte; aber diese Arbeit ist von der Gesellschaft, nicht von dem Besitzer oder Benützer des betreffenden Stückes Land gemacht worden. Also der Boden ist kein Erzeugniß der Menschenhand und das, was solche an dem einzelnen Stücke desselben direkt leistete, hat seinen Werth im Durchschnitt wohl eher vermindert als vermehrt. Was ist es aber, das ihm seinen Werth verleiht? Seine Unentbehrlichkeit, in Verbindung mit seiner beschränkten Menge. Diese Eigenschaften ermöglichen es demjenigen, der ihn eignet, denen, welche seiner bedürfen, einen Tribut für die Erlaubniß zur Benützung abzuverlangen. Der Marktwerth, zu dem dieses Tributrecht verkäuflich ist, d. h. der zu dem dafür üblichen Zinsfuß kapitalisirte Betrag der Grundrente, bildet den Kapitalwerth des Bodens. Alle aus Bodenwerthen bestehenden Kapitalien, worunter natürlich Hypotheken und Pfandbriefe ebenso zählen wie der direkte Grundbesitz, sind also nichts wie imaginäres, aus kapitalisirten Tributrechten bestehendes Kapital. Ihr Werth nimmt zu, nicht in Folge hineingesteckter Arbeit — wir haben gesehen, daß solche im Durchschnitt den Urwerth nicht einmal ersetzt, — sondern weil die Höhe des erlangbaren Tributs aus gesellschaftlichen Ursachen (Zunahme der sich um den Boden bewerbenden Einwohner, bessere Verkehrswege, die Produktionskraft erhöhende Erfindungen, bessere öffentliche Sicherheit und ähnliche der Gesellschaftsleistung entspringende Werthschöpfer) steigt und der Zinsfuß wegen der rasch zunehmenden Kapitalmengen, welche nach solchen Anlagen begehren, fällt. Es ist selbstverständlich, daß je rascher der Zinsfuß fällt, umso schneller der Betrag der

betreffenden Kapitalsummen zunehmen muß. 100 Mark Grundrente zu 5 Prozent ergeben 2000 Mark Bodenwerth, während sie zu 2 Prozent 5000 erzielen. Daß die Zunahme der Kapitalsummen, welche den Zinsfuß drückt, nicht in wirklichem, sondern in imaginärem Kapital stattfindet, werden wir gleich sehen. Gehen wir zuerst noch die übrigen Werthe des Kurszettels durch, um unsere Uebersicht zu vervollständigen. Nach den Bodenwerthen kommen die Staatsschuldscheine. Wie groß ist die Summe des wirklichen Kapitals, der Erzeugnisse aus Menschenhand, welche den ungeheuren Beträgen der Staatsschulden gegenübersteht?

Leroy-Beaulieu schätzt auf S. 484 seines „Essai sur la repartition des richesses" das gesammte französische Gesellschaftsvermögen, also das des Staates, der Departements und Gemeinden, auf 4 Milliarden Franken, denen über 30 Milliarden an öffentlichen Schulden gegenüberstehen. Von den 4 Milliarden geht aber noch der auf den öffentlichen Grundbesitz entfallende Betrag — wohl weit mehr als die Hälfte — ab, so daß etwa nur ein Fünfzehntel der französischen Staats- und Kommunalschuld aus wirklichem, $^{14}/_{15}$ aber aus imaginärem Kapital besteht, dessen ganze Grundlage der Marktwerth des Rechtes bildet, mittelst der Steuerschraube dem französischen Volke einen Tribut erpressen zu dürfen. Wenn das Kapitalangebot und die Kreditsicherheit des französischen Staates den Marktwerth, zu welchem das Recht durch den Staat für sich 4 Francs Tribut erpressen zu lassen, auf 100 Francs bringt, so sagt man, daß französische Rente 4 Prozent abwirft, oder daß 4prozentige französische Rente einen Kurs von 100 hat.

Nach den Staatspapieren kommen die Eisenbahnwerthe. Auch hier bildet das imaginäre Kapital einen nicht unerheblichen Bestandtheil. Der Grund und Boden, sowie der Werth des Verkehrsmonopols sind kein wirkliches Kapital. Bleiben nun noch die industriellen Aktien, und der Kurszettel, d. h. die Inventarliste des Weltkapitals, soweit es im Börsenmarkte den Besitz wechselt, ein sehr beträchtlicher Theil — wenn wir den ganzen Bodenwerth hinzurechnen, wohl mindestens $^3/_4$ desselben — ist fertig. Wie groß manchmal, von dem Grundbesitz der Aktiengesellschaften abgesehen, der aus Monopolwerthen, also auch aus imaginärem Kapital bestehende Theil des durch den Kurs dargestellten Kapitalwerthes derselben ist, zeigt am drastischsten ein jüngst stattgehabter Verkauf einer Aktie der Londoner New River Water Company, für welche ca. 195 000 Pfund erzielt wurden. Der Werth des auf eine Aktie entfallenden wirklichen Kapitals, d. h. der Röhren, Reservoirs u. s. w. soll hoch auf 10 000 angenommen werden, so sind 185 000 Pfund von den 195 000 imaginäres Kapital, aus dem Marktwerth des Rechtes bestehend, von den Einwohnern Londons eine Monopolsteuer erpressen zu dürfen.

Nachdem wir nun gesehen haben, wie groß der Betrag des eingebildeten Kapitals gegenüber dem wirklichen ist, wollen wir die Rolle in's Auge fassen, welche Beide im wirthschaftlichen Leben spielen.

Der erste, sehr wichtige und verhängnißvolle Unterschied zwischen ihnen ist der, daß sowohl der Bestand wie der Zinsertrag des imaginären, oder wie ich es von jetzt ab nennen will, des falschen Kapitals im Großen und Ganzen ein gesicherter ist, während beziehentlich des wirklichen Kapitals das gerade Gegentheil die Regel bildet. Es liegt dies in der Natur der beiden Kapitalarten selbst. Die Unentbehrlichkeit des Grundbesitzes, sowie seine Unvergänglichkeit, der ganze Kredit des Staates, die Macht seiner Gesetze sind es, welche die Grundlage des falschen Kapitals bilden, während vergängliche Werke der Menschenhand, allen Zerstörungsmitteln der Natur, der Menschen, der Ereignisse ausgesetzt, den Bestand des wirklichen Kapitals darstellen. Der Hauptfeind des wirklichen Kapitals ist jedoch das falsche, und hiermit komme ich zu dem Punkte zurück, von dem ich abschweifte.

Die Großkapitalisten, denen traditionelle Erfahrung den großen Unterschied zwischen beiden Kapitalarten wohl gelehrt hat, haben durch die Bank die Uebung, ihre Anlagen in falschem Kapital

zu machen. Ihre wirklichen Kapitalbestände bilden nur einen verschwindenden Bruchtheil des Gesammtbetrags.

Zufällig liegt mir gerade eine Aufstellung des Vermögensinventars eines gewissen J. D. Rockefeller, eines der vielen amerikanischen Großkapitalisten vor, welche in der Januar-Nummer von George's „Standard" gegeben wird. 68 Millionen Dollars des R.'schen Vermögens bestehen in Aktien der Standard Oil Company, einer Gesellschaft, deren Vermögenswerth beinahe ausschließlich in Monopolrechten besteht, welche ihr direkter oder indirekter Besitz von Eisenbahnrechten und Petroleumquellen verleiht. Also Boden- und Verkehrsmonopole, d. h. falsches Kapital. 10 Millionen sind in Grundbesitz angelegt, 2 Millionen im Blei-Trust, d. h. Boden- und Schutzzollmonopol, ohne welches der Trust nicht bestehen könnte. 4 Millionen in natürlichen Gasaktien, d. h. Grundbesitz. 4 in Bergwerken, d. h. ebenfalls Grundbesitz. Freilich ist in den beiden letzten Posten auch wirkliches Kapital enthalten, doch nur ein kleiner Theil. 5 Millionen in Bankaktien, deren Vermögensbestand zumeist in Immobilien oder amerikanischen Staatsschuldscheinen besteht. 3 Millionen in Gasaktien, deren Hauptwerth durch das den betreffenden Gesellschaften verliehene Monopol, sowie Grund und Boden gebildet wird. 20 Millionen in Eisenbahnpapieren, deren Hauptwerth in Landbesitz und Verkehrsmonopol besteht. Die letzte Million des 117 Millionen Dollars betragenden Gesammtvermögens ist in Aktien der Inman-Dampfschiffahrtsgesellschaft angelegt, die einzige ganz aus wirklichem Kapital bestehende Anlage, deren Risiko aber höchst wahrscheinlich, durch Versicherung bei mittelst Grundbesitzes genügende Garantie bietenden Versicherern, zum größten Theil auf Andere abgewälzt ist, so daß R. auch hier zum Theil die Sicherheit des falschen Kapitals genießt. Wie viel von dem etwa eine halbe Milliarde Mark betragenden Vermögen R.'s besteht also in wirklichem Kapital? Wie viel von dem auf weit über 4 Milliarden geschätzten Kapital der Rothschild's ist wirklich? Nur ein ganz unbedeutender Theil; und so geht es mit den unzähligen Milliarden ähnlicher Kapitalkolosse.

Die jährlich nicht verbrauchten Ueberschüsse dieser Herren werden wieder in der gleichen Weise angelegt, wie das Staumkapital, d. h. nicht in der Erstellung von Maschinen, Fabriken, Schiffen u. s. w., also nicht in Arbeit beschäftigenden Anlageformen, sondern in dem Kaufe weiterer Tributrechte, deren Ergebnisse in gleicher Weise Verwendung finden. Hier haben wir das sich ständig erhöhende Hinderniß, welches sich zwischen Produktion und Konsum stellt. Auf zehn Milliarden Mark wird gegenwärtig der Betrag des jährlich zurückgelegten und meist in falschem Kapital seine Anlage findenden Einkommens geschätzt. Nehmen wir nur die Hälfte als in die Kategorie des falschen Kapitals fallend an, so heißt das mit anderen Worten, daß in einem einzigen Jahre 5 Milliarden Mark Tribut von den Arbeitern — das Wort im weitesten Sinne, auch die Unternehmer einschließend, gebraucht — dieser Welt verlangt werden; daß diese für 5 Milliarden Erzeugnisse ihrer Arbeit im Weltmarkt zu verkaufen bemüht sind, um mit dem Ertrag ihre Schulden zu bezahlen; daß sich aber keine Käufer für diese 5 Milliarden finden, weil sie, die Arbeiter, zwar gern die betreffenden Waaren kaufen möchten, da sie derselben dringend bedürfen, aber diesen Kauf oder Tausch nicht ausüben können, weil sie den Ertrag nicht als Kauf oder Tauschmittel verwenden dürfen, sondern an die großkapitalistischen Gläubiger abliefern müssen; daß diese aber die betreffenden Erzeugnisse ebenfalls nicht kaufen, d. h. keine Waaren für ihr Guthaben an Zahlung nehmen, resp. im Weltmarkt damit kaufen, sondern neue Tributrechte erwerben und hierdurch im nächsten Jahr das Defizit zwischen Produktion und Konsum um die hinzugekommenen Zinsen der ersparten 5 Milliarden vergrößern, u. s. w.

Ich will versuchen der Deutlichkeit halber das Gesammtbild durch ein dasselbe verdeutlichendes Einzelbild in klareres Licht zu stellen.

Ein Fabrikant schuldet Rothschild 100 000 Mark, welche als Hypothek auf

den Grund und Boden der Fabrik eingetragen sind. Ein Jahr geht herum und 5000 Mark Zinsen werden fällig. Das Geschäft war schlecht. Sie wurden nicht verdient und unser Fabrikant muß 5000 Mark Staatspapiere verkaufen, oder an R. abgeben. Die Folge ist, daß er von nun ab seinen Konsum um die Zinsen dieser 5000 Mark einschränken muß, während R., der dieselben erhielt, deswegen um keinen Pfennig mehr ausgibt. So verläuft die Sache, wenn sie sehr günstig abgeht.

Häufig wird aber der Fabrikant die Scharte auszuwetzen suchen und wird neue Schulden machen — etwa durch eine Hypothek auf sein Wohnhaus — um die Fabrik zu vergrößern und durch größeren Umschlag mehr zu verdienen. Auch wird er neue Maschinen beschaffen, welche Arbeiter überflüssig machen.

Tausend andere in ähnlicher Lage befindliche Kollegen machen es ebenso und die natürliche Folge ist, daß die neuen Maschinen bald stillstehen müssen; denn der Absatz, statt sich zu vermehren, hat sich durch den Minderkonsum der tiefer verschuldeten Unternehmer und der entlassenen Arbeiter mindestens nicht im Verhältniß des verbilligten Waarenpreises vergrößert. Im Gegentheil bewirkt der billigere Preis, daß die Großkapitalisten jetzt noch mehr sparen können. Die natürliche Folge ist der Bankerott und die Verschlimmerung der Weltkrisis. Daß solche nicht viel rascher fortschreitet, daß es noch Zwischenräume des sogenannten Aufschwungs giebt — was man heute Aufschwung nennt, hätte vor 30 Jahren den Namen einer Geschäftskrise erhalten — wird durch die zunehmende Vergeudung aller Kulturstaaten in Kriegsrüstungen, sowie durch große öffentliche Bauten (Kanäle, Eisenbahnen, Festungen) 2c. bewirkt. Die Milliarden, welche hiefür ausgegeben werden, machen Arbeit für Handel und Industrie, aber auf Kosten der Zukunft; denn die dafür gemachten neuen Schulden erhöhen die Tributmacht der Großkapitalisten und vermindern dadurch die Konsumkraft der Massen ohne die der kapitalistischen Minderheit entsprechend zu erhöhen. Natürlich sind es wieder nur die sichersten der neuen Anlagen, welche mit dem Gelde der letzteren gemacht worden sind. Gilt es z. B. einen Panama-Kanal zu bauen, so sind es meist die kleinen Kapitalisten, welche herhalten und mit ihrem zukünftigen Minderkonsum die augenblickliche Vergrößerung der Arbeitsgelegenheit bezahlen. Da jedoch die wirkliche Ursache der Krisen nur Wenigen bekannt ist, so wird ein aus genannten Ursachen erfolgender Mehrverbrauch und Aufschwung durch die unberechtigte Hoffnungsseligkeit der Betreffenden bedeutend verstärkt, bis der Krach das alte Krisenniveau in tieferer Lage wieder herstellt.

Wir haben nun gesehen, in welcher Weise das falsche Kapital das wirkliche zerstören hilft; denn jede Liquidation einer Fabrik oder irgend eines geschäftlichen Betriebes bedeutet eine Zerstörung wirklichen Kapitals. Maschinen wandeln in den Kupolofen, Werkbänke werden zu Brennholz, Werkzeuge zu altem Eisen. Es braucht dies Niemand Wunder zu nehmen, der sich die fürchterliche Waffe etwas näher ansieht, mit welcher das falsche Kapital seinen Siegeslauf erkämpft, den Zins nämlich.

Der Zins, d. h. der reine Zins — der Theil, welcher das Risiko deckt, ist kein Zins, sondern Gefahrprämie — ist das Sichere in Mitten des Möglichen.

Schon Lord Bacon sagte, daß der Zins gegenüber den Ungewißheiten des Erwerbes nach und nach alles Geld in einen Kasten bringen müsse.

Wenn A. ein Dutzend Hühner hat, und B. sie ihm füttert, so ist es gerecht, wenn A. dem B. einen Lohn für seine Arbeit giebt. Es mag noch angehen, wenn B. die Hühner auf Nutzantheil füttert; aber B. muß sicher ruinirt werden, wenn er sich verpflichten muß, dem A. unter allen Umständen so und so viele Eier und junge Hühner jedes Jahr abzugeben und nebenbei noch die 12 Hühner zu schulden, einerlei, ob Eier gelegt werden, oder ob die Hühner überhaupt am Leben bleiben. Wenn ich sage, er *muß* sicher ruinirt werden, so meine ich damit den Durchschnitt aller B.'s; denn einer davon kann durch besonderes Glück ein gutes Geschäft machen.

Der Durchschnitt aber muß ruinirt werden, denn der Zins ist sicher, die Ergebnisse der Arbeit sind unsicher. Zins wird aber obendrein wieder zu neuem Kapital, das wieder Zins trägt, und die bekanntesten Regeln der Mathematik zeigen uns, wie unmöglich es der menschlichen Arbeit ist, gegen das Gesetz des Zinseszinses anzukämpfen. Wenn Resultate, wie sie durch das bekannte Beispiel des seit Christi Geburt auf Zinseszins angelegten Pfennigs geboten werden, in der Wirklichkeit, abgesehen von der thatsächlichen Unmöglichkeit, schon durch die Unsicherheit der Anlagen außer Betracht kommen müssen, so liegt die Sache bez. des letzteren Punktes doch sehr verschieden seit Beginn dieses Jahrhunderts, das dem Kapitalisten in Folge der allgemeinen Rechtssicherheit für gewisse Anlagen einen unfehlbar sicheren Zins gewährte. Die Folge sind unsere Rothschild und Genossen, deren Tributrechte trotz des sinkenden Zinsfußes, — der ja nur die Wirkung der sich häufenden falschen Kapitalmassen und also das Zeichen eines ständig riesig steigenden Gesammtzinses ist — bereits eine Höhe erreicht hat, daß eine weitere Steigerung bald zu den thatsächlichen Unmöglichkeiten gehört, weil sie im allgemeinen Bankerott ihr Ende finden müßte.

Im Zins und nicht im Unternehmergewinn liegt die Grundursache der sozialen Noth. Was dem Unternehmer über Zins, Grundrente und Gefahrprämie hinaus übrig bleibt, deckt im Durchschnitt nicht den berechtigten Lohn der Unternehmerarbeit. Die geringe durchschnittliche Lebensdauer eines Geschäftsbetriebs, wie sie sich aus den statistischen Aufstellungen der großen amerikanischen Auskunftsbureaus ergiebt, die sehr ungünstige Statistik der Aktiengesellschaften, und mehr noch als Alles die persönlichen Erfahrungen Aller, die im großen Geschäftsleben stehend, sich einen gewissen Ueberblick zu verschaffen wissen, beweisen die Thatsache, daß im Durchschnitt auch der Unternehmer, der Arbeitgeber, dem gleichen Verhängniß unterliegt, wie der Arbeiter. Die Minderzahl der Glücklichen drängt sich ständig unserem Auge auf; die Masse der Unterliegenden verschwindet unbeachtet in der Menge. Auch die Sieger würden sicher im Laufe der Zeit ihren Gewinn wieder hergeben müssen, wenn sie nicht bei Zeiten für eine Ueberleitung ihres Vermögens aus dem gefährlichen Bereich des geschäftlichen Strudels in den sicheren Hafen der soliden Anlagewerthe sorgten, aus dem Reiche des wirklichen Kapitals in das des falschen. Daß wir vergessen, wie oft schon sogar hierbei in so vielen Fällen das falsche Kapital vorherrschte, trägt ebenfalls sehr viel zur Trübung unseres Urtheils bei. Wie viel von dem Gewinn war in Wirklichkeit gar kein Unternehmergewinn, sondern Zins- und Grundrente! Hat bei den reichgewordenen Grubenherrn, den glücklichen Eisenbahnbesitzern der Unternehmergewinn den Fels gebildet, auf dem sich ihr Reichthum aufbaute, oder die Grundrente, der Zins ihres falschen Kapitals?

Weder der Unternehmergewinn, noch die Grundrente oder der Zins sind es jedoch, welche direkt dem Arbeiter den Löwenantheil seines Verdienstes wegnehmen. Erst in ihrer indirekten Wirkung sind es die beiden Letzteren, von denen ich die erst genannte, die Grundrente hier ebenfalls als falschen Zins figuriren ließ und lasse, welche die wirklichen Räuber sind; direkt ist es die in Zwischenhandel, Militarismus u. s. w. verursachte Vergeudung, und nur indem solche das Kind der durch den Zins hervorgerufenen Verhältnisse sind, ist es dieser, den die volle Verantwortung trifft.

Man kann ruhig annehmen, daß bei einer den wirklichen Bedürfnissen entsprechenden Organisation des Zwischenhandels mindestens so viel gespart werden könnte, daß eine Verdoppelung der heutigen Löhne ermöglicht würde.

Rechnen wir hinzu, was durch unseren bewaffneten Frieden, durch die müßig gehenden oder nicht richtig ausgenützten Arbeitskräfte vergeudet wird, so könnte damit aus der Verdoppelung eine Verdreifachung werden. Der Zins und Unternehmernutzen nehmen bei Weitem nicht solche Brocken weg. Wenn ich beim Unternehmernutzen den Gehalt, der für die

entsprechende Arbeit üblich ist, abrechne, beim Zins, wie bemerkt, die Grundrente zurechne, so komme ich, meiner Schätzung nach, auf höchstens die Hälfte des Arbeitslohnes, also auf ein Viertel dessen, was die Vergeudung kostet.

„Alles dies zugegeben, würde es sich aber doch vor Allem darum handeln, ob ohne unser System eine Vermeidung dieser Vergeudung möglich wäre", wird hier der Sozialismus einwerfen. „Wie läßt sich ohne Staatsleitung eine bessere Verwaltung der Gütervertheilung an die Konsumenten bewirken? Wie läßt sich ohne den Sieg des Volksstaats eine Erleichterung der Militärlast denken?"

Ganz einfach. Setzen sich denn heute aus reinem Vergnügen zehn Krämer in eine Straße, von denen jeder den ganzen Tag wie die Spinne in ihrem Netze auf die vereinzelte Kundenfliege wartet? Geschieht es aus Lust an solcher Vergeudung, daß tausend Fabrikanten und Großhändler der gleichen Branche zur gleichen Zeit ihre Reisenden — einer für jeden einzelnen — in die gleiche Gegend senden, um sich und den Kunden das Leben zu verbittern? „Gewiß nicht", erwidert der Sozialismus; „aber das ist ja gerade eine Folge unserer anarchischen Wirthschaftsmethode und ohne eine richtige Zentralleitung wird sich hier nie Abhilfe schaffen lassen". Gemach, meine Herren! Vielleicht läßt sich doch auch auf dem Wege der persönlichen freien Initiative das gleiche Ziel noch besser erreichen.

Ich behaupte, daß die genannten Vergeudungen die natürliche Folge des durch den Zins geschaffenen unnatürlichen Verhältnisses sind und mit diesem verschwinden müssen. Mit dem Aufhören des Tributrechtes, welches es einer übersättigten Minderheit ermöglicht, Andern das Essen zu verbieten, bis sie selbst wieder Hunger hat, wird die volle Tauschfreiheit der Gütererzeuger wieder hergestellt werden. Der Produktion wird stets entsprechender Konsum folgen; dem hierdurch riesig steigenden Konsum entsprechende neue Produktion. Man bedenke, daß eine Verdreifachung der Löhne einen jährlichen Mehrabsatz von über zehn Milliarden für Deutschland allein bewirken würde, mehr als dreimal so viel wie unser ganzer Export ausmacht. Auf allen Gebieten der Arbeit wird es leicht werden, lohnende Beschäftigung zu finden. Naturgemäß drängt ein Jeder in das Gebiet, das ihm bei seinen Befähigungen den besten Verdienst verspricht. Hierdurch muß eine schnelle Verschiebung aus unrentableren in rentablere Berufe stattfinden, sei es durch Berufsänderung der bereits Thätigen, oder durch entsprechende Berufswahl des Nachwuchses. Niemand wird dann den kaufmännischen Beruf auswählen, wenn er darin nicht ebenso viel verdienen kann, wie bei gleicher Kraftanstrengung auf anderen Gebieten. Die natürliche Folge muß sein, daß sich nicht mehr Leute hinzudrängen, als nöthig sind, um mit bester Eintheilung die von dem betreffenden Berufe zu leistende Arbeit liefern zu können. Finden sich unternehmende Kapitalisten oder Konsumvereine, welche mit geringstem Kraftaufwand und also bescheidenstem Nutzensprozentsatz die Vertheilungsarbeit eines Distriktes vornehmen, so wird Niemand so verrückt sein, sich darauf zu steifen, ihnen auf einem Gebiet, das sie in wirthschaftlichster Weise ausfüllen, eine beiden Theilen schädliche Konkurrenz zu machen. Eine solche würde sich nur in solchen Fällen finden, in denen der bereits etablirte Kaufmann ungebührliche Nutzenaufschläge macht. Ein Konsumverein oder ein sonstiger Konkurrent würde ihn bald in die richtigen Grenzen zurückbringen, vielleicht ihn zur Geschäftsaufgabe zwingen, da das bisher von ihm geprellte Publikum, auch wenn er sich bessern wollte, dem ehrlichen Bewerber treu bleiben würde. Bei unbeschränkter Absatzmöglichkeit würden sich die Fabrikanten die Ausgabe, Reisende zu unterhalten, ebensowenig machen, wie in früheren Zeiten, als in Folge der noch nicht so hohen Zinswälle sich Produktion und Konsum leichter begegnen konnten, sich einander mehr die Wage hielten. Ein Jeder hätte feste Abnehmer, welche seinen ganzen Bedarf abnehmen, und also nicht nöthig, sich weiter um den Absatz zu bemühen. Natürlich fielen auch die Großhändler fort. Ein großer Zentralbazar

wie der „Bon marché“ kauft schon heute meist nur direkt beim Fabrikanten. Heute sind solche Geschäfte ein wirthschaftliches Unglück. Sie entziehen den kleinen Kaufleuten das Brot, ohne daß diese solches auf einem andern Gebiete finden könnten. In einer Welt, in der die Noth aus der Ueberproduktion erklärt wird — sogar in einer Thronrede geschehen — ja wirklich in gewissem Sinne dieser entstammt, in der der Zins mit seinen Folgen Alles auf den Kopf gestellt hat, so daß *das Gute schlecht, das Schlechte gut, das Richtige falsch, das Falsche richtig* sein muß, in einer solchen Welt gilt der Grundsatz, daß in allen Fragen der praktischen Politik die Entscheidung, welche von der theoretisch richtigen am weitesten entfernt ist, die beste sein muß. Konsumvereine, Gefängnißarbeit, sind gute Dinge, folglich sind sie ein Unglück; sie machen Arbeiter brotlos.

Der Militarismus ist eine widersinnige Erscheinung; folglich ist er ein Segen. Ohne ihn wäre die Ueberproduktion noch viel schlimmer. Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Sparsamkeit, sind Tugenden; folglich sind sie ein Unglück. Sie vergrößern die Produktion und vermindern den Konsum. Das Thema ließe sich noch viel weiter ausspinnen. Die schroffen Gegensätze in den Meinungen sind zum guten Theil auf diesen Zwiespalt zwischen theoretischer Wahrheit und dem praktischen Werthe der daraus in der Praxis gezogenen Folgerung zurückzuführen. Gewöhnlich haben beide Theile Recht; nur fehlt ihnen ein wichtiges Glied in ihrer Schlußfolgerung: *die Betrachtung der Zinswirkungen*, welche erklären, wieso die richtige Theorie falsche Ergebnisse haben muß und warum die schlechten Resultate kein Beweis gegen die Richtigkeit der Theorie sind.

Mich erinnert dieser Zwiespalt immer an einen Spaß der „Fliegenden Blätter“. Ein Gärtner, auf seinen Spaten gestützt, sagt sinnend zu seinem Herrn: „Sehen Sie, Herr Baron; jetzt habe ich hier Bohnen gepflanzt und was meinen Sie, daß herausgekommen ist?“ „Na, Bohnen, selbstverständlich.“ „Nein, die Schweine sind herausgekommen und haben sie gefressen“, erwiderte der Gärtner. Hier war der Fehlermoment, welcher bewirkte, daß natürliche Voraussetzungen falsche Ergebnisse zeitigten, zufällig bekannt, und die Streitfrage war erledigt. Der Zins mit seinen Wirkungen ist leider nicht so klar zu demonstriren, wie der Ausbruch der Schweine mit den seinigen; aber mag A. B. mir auch spöttisch vorwerfen, daß ich unser wirthschaftliches Elend auf einen *Rechenfehler* zurückführe, so bleibt es doch wahr, daß, wenn in einer Rechnung ein wichtiger grundlegender Faktor außer Acht gelassen ist, solche unfehlbar falsche Ergebnisse erzielen muß, und wenn lauter Adam Riese's sich an die Ausrechnung machen. Jedenfalls ist es dann aber richtiger, nach dem Fehler zu suchen, als mathematische Grundgesetze zu leugnen, weil das Ergebniß nicht stimmt. Man ändere die falsche Grundziffer und mit Ueberraschung wird man sehen, wie leicht sich die ganze Rechnung zum Stimmen wird bringen lassen. Nehmen wir z. B. nochmals den Militarismus vor, den nur der Volksstaat abschaffen können soll.

So lange eine unbeschäftigte Reservearmee den Lohn drückt, so lange der Konsum nicht mit der Produktion Schritt hält, so lange wäre eine Entlassung unserer stehenden Heere ein volkswirthschaftliches Unglück; denn drei Millionen kräftiger Menschen würden in Europa der Gütererzeugung zufließen, ohne mehr zu konsumiren als heute. Ihr Konsum würde sogar geringer sein; denn der Durchschnittskonsum eines Soldaten als Zivilist ist nicht so groß, wie der auf ihn entfallende Ausgabenantheil des Kriegsbudgets. Die Ueberproduktion würde also riesig verschlimmert werden. Nehmen wir aber an, daß die Betreffenden sich unproduktiver Thätigkeit, z. B. dem Zwischenhandel zuwendeten — von dem nur der kleine Theil produktiv ist, der zur Befriedigung des Vertheilungsbedürfnisses absolut nöthig wäre — so haben wir eine einfache Verschiebung der Vergeudung, die gewiß nicht wünschenswerth wäre, da die jetzige Vergeudungsform immerhin noch Lichtseiten bietet, die der anderen vollständig fehlen.

Wenn einst der Arbeitsmarkt von dem

heutigen Ueberschusse des Angebotes befreit, wenn auf allen Gebieten ein dringendes Verlangen nach Arbeitskräften vorhanden sein wird, dann werden unsere Armeen von selbst verschwinden. Der Ueberschuß an Menschen, unter dem wir anscheinend leiden, stampft sie aus dem Boden, der Bedarf nach Arbeitern wird sie verschwinden machen, in Verbindung mit anderen sittlichen und politischen, aus der Reform von selbst entspringenden Folgen. —

Wie ist aber der Zins zu beseitigen? Dies ist die Hauptfrage, die mir noch zu erledigen bleibt. Meine Antwort ist, daß *der Zins das Kind der Grundrente* ist, und mit dieser verschwinden muß.

In dem beschränkten Raum, der mir gestattet ist, kann ich nicht mit gewünschter Gründlichkeit diesen Beweis liefern, der eine wesentliche Unterscheidung meines Standpunktes von dem George'schen begründet. Ich verweise diejenigen, welche genauere Darlegung wünschen, auf mein demnächst vollendetes, bereits seit einem Jahr bei J. Schmitt, Harxheim-Zell, Rheinpfalz, in Lieferungen erscheinendes neues Buch „*Der einzige Rettungsweg*".

Die Grundrente, d. h. das ohne Arbeit des Besitzers aus dem Grundeigenthum erlangte Einkommen, ist die wichtigste der Tributformen, auf welchen sich das falsche Kapital aufbaut. Noch mehr, ohne sie wären auch die übrigen nicht vorhanden. Der Staat, als Besitzer der Grundrente, hätte keine Schulden, besäße selbst alle Eisenbahnen und sonstigen Monopolbetriebe, auf welchen sich heute das falsche Kapital aufbaut. Der Besitz des wirklichen Kapitals ist total ungefährlich. Der Sozialismus begeht seinen größten Irrthum, indem er gerade auf ihn das Hauptgewicht legt, wenn er die heutigen Zustände angreift. *Alles wirkliche Kapital ist das Erzeugniß der Menschenhand, bedarf beständig der Menschenarbeit, um nicht zu Grunde zu gehen. Nie kann sein Besitz allein ein dauerndes Tributrecht gegen die Arbeit begründen.*

So lange der Zugang zu dem Erdboden, also zu den Naturkräften und Rohstoffen frei ist, — und er ist es, wenn der Boden der Allgemeinheit gehört (eine dieser gezahlte Grundrente kehrt in anderer Form in die Tasche des Pächters zurück), kann der Arbeiter jeder Zeit, nach Beseitigung der unnatürlichen Schranken, welche sich heute dem freien Austausch entgegenstellen, mehr Güter erzeugen als er braucht, nachdem er sogar den dem Staate zu entrichtenden Antheil abgeliefert hat. Statt der heute vor sich gehenden riesigen Zunahme des falschen Kapitals, wird das wirkliche in ungeahnten Mengen hergestellt werden. Wo Jeder, der arbeiten will, mit Leichtigkeit Kapital erzeugen kann, da werden bald diejenigen, welche eine gewisse Anzahl Jahre thätig sind, das Kapital, dessen sie zu ihrem Betriebe bedürfen, erspart haben, und von da ab sogar Kapital zur Ausleihung übrig haben. Die Anfänger, welche solches bedürfen, werden natürlich immer die Minderzahl bilden und das Angebot wird die Nachfrage um so mehr übersteigen, als die Großkapitalisten, denen der Weg der falschen Kapitalanlagen abgeschnitten ist, auch mit ihrem großen Angebot im Markte erscheinen müssen. *Der Zins wird in Folge dessen auf die Höhe der Gefahrprämie sinken.* Das wirkliche Kapital wird jedem ohne Zins zur Verfügung stehen, der Sicherheit für seine Erhaltung zu bieten vermag, der die Erhaltungsarbeit liefert, ohne die jedes Kapital zu Grunde gehen muß. Die Gefahrprämie, welche besagte Sicherheit bieten, für genannte Arbeit aufkommen muß, wird aber umso niedriger, je günstiger sich die Geschäftsverhältnisse gestalten, je geringer also die Verlustgefahr wird, und besonders der Arbeitergenossenschaft wird das Kapital so gut wie kostenfrei zur Verfügung stehen, weil sie beste Sicherheit bieten kann. Unternehmer werden neben der selbstständigen Arbeit nur dann bestehen können, wenn ihre besondere Verwaltungstüchtigkeit sie in den Stand setzt, dem Arbeiter so viel Lohn zu zahlen, wie er sich allein oder in der Genossenschaft verdienen kann. Was sie darüber herausschlagen, ist ihr berechtigter Unternehmerlohn, der ihnen

als Genossenschaftsleitern in Gehaltform gebühren würde.

Daß Kapital je zinsfrei ausgeliehen werden könnte, erscheint Vielen ganz undenkbar. Giebt es doch sogar Nationalökonomen, welche behaupten, daß ohne Zins nicht mehr gespart würde, wie wenn der Mensch weniger Voraussicht besäße als das Thier, das in vielen Fällen Vorräthe für die Zukunft zurücklegt. So stark ist die Macht der Gewohnheit, uns sogar die unnatürlichsten Verhältnisse natürlich, das Natürliche unnatürlich erscheinen zu lassen.

Nur dadurch, daß man für Kapital Landbesitz eintauschen konnte, mit dem Rente erzielbar war, wurde selbstverständlich für die Herleihung von Kapital eine der betreffenden Rente mindestens gleiche Vergütung als Zins verlangt und erlangt. Alle Zinsverbote mußten machtlos bleiben, so lange der Kapitalist auf dem Wege des Landkaufs sich Zins verschaffen konnte. Mit der privaten Grundrente wird auch der Zins verschwinden, und mit ihm auch seine unheilvollen Wirkungen. Mit der Verstaatlichung des Bodens werden wir in Wirklichkeit auch die Verstaatlichung oder wenigstens Freigebung der Produktionsmittel erhalten. Dann wird aber die nun erst wirklich freie Wettbewerbung nicht nur Jedem, der arbeiten will, reichlicheren Lohn seiner Arbeit verschaffen, als dies unter heutigen Verhältnissen der Fall, sondern auch als es bei sozialistischer Produktion bei heutigem Menschenmaterial der Fall sein könnte. Nicht nur würde, mindestens auf lange hinaus, der freie Markt eine viel billigere und reibungsfreiere Eintheilung von Produktion und Vertheilung bewirken, sondern auch die Leistung der für eigene Rechnung Arbeitenden würde eine weit größere sein, als die der für das Gemeinwesen Thätigen. Die große soziale Frage ist die der *Produktionsbefreiung*, nicht die der *Produktionseintheilung*. Es mag ja sein, daß einst eine Zeit kommen kann, wo die Gütererzeugung einerseits eine so große geworden sein wird, daß Jeder ohne besondere Mühe Alles im Ueberfluß erlangen kann, während andererseits die Menschen in ihrer Charakterausbildung derartig weitergekommen sein werden, daß jeglicher Neid, jede Habsucht und Mißgunst verschwunden sind, so daß die Genossen ebensowenig mit einander abrechnen, ob einer mehr, einer weniger das volle Aequivalent seiner Arbeit erhält, wie dies heute in manchen Familien der Fall, und daß dann sogar die Vergeudungen, welche die getrennten Verwaltungen der Privatproduktion und des Privatvertriebs gegenüber *perfekten* Zentralverwaltungen mit sich bringen, erspart werden können, indem die Menschen sich zum sozialistischen Staate zusammenschließen. Es kann dies sein; aber die genannten Grundbedingungen werden auch hierfür nicht besser erlangt werden können, als indem der der Bodenreform entstammende wirthschaftliche Fortschritt den Weg geebnet hat. *Evolution, nicht Revolution* ist der Weg, welcher dem Fortschritt nicht nur der Organismen als Individuen, sondern auch als gesellschaftliche Vereinigungen von der Natur angewiesen ist. Darum haben auch Revolutionen nie die Völker weiter gebracht, als ihr natürlicher Entwicklungsgang bedingte. Zur Förderung eines solchen Entwicklungsganges ist es aber nicht nur nöthig, *die Massen* mitzureißen, sondern auch jene *gebildete Minderheit*, welche so mächtig auf das, was man öffentliche Meinung nennt, einwirkt, daß man sie meist als deren Macher hinstellt. Ich weiß wohl, daß ein guter Theil dieser Minderheit durch das, was ihr fälschlicher Weise als ihr Interesse erscheint, so verblendet wird, daß sie keinen sonstigen Erwägungen offen ist. Bei Vielen dieser Klasse ging es mir genau, wie es Charles Wicksteed so richtig beschreibt, wenn er in seinem vorzüglichen Buche „The land for the people“ sich dahin ausspricht, daß er nur von den Arbeitern eine Förderung der Reform erwarte; denn ein Mann aus den mittleren oder oberen Klassen könne „keine zwei Minuten einem Argument über eine wirthschaftliche Frage folgen, ohne daß er es verläßt, um zu überlegen, wie

die Veränderung seiner Tante Kapitalanlagen beeinflussen könne, die er zu erben hofft, oder irgend eine besondere Geschäftshandlung, die er vorzunehmen gedenkt, während ein Arbeiter, der nichts von seinen Verwandten erwartet und nie Geld gemacht hat oder es zu machen gedenkt, außer mittelst seiner eigenen Arbeit, mir folgen kann, ohne rechts oder links zu sehen, einfach nach Gerechtigkeit zu suchen bemüht, in welcher er instinktiv seinen Freund fühlt".

Ich sage bei Vielen, ja bei den Meisten der betreffenden Klassen ging es mir genau gerade so; aber lange nicht bei Allen. Im Gegentheil fand ich, daß es ein wackeres Häuflein unter den mittleren und oberen Klassen unserer Gesellschaft giebt, die mit wahrem Enthusiasmus für eine Idee eintreten, welche ihnen einen Ausweg aus dem Dilemma bietet, nach dem sie sich so lange vergebens gesehnt und der ihnen schier unfindbar schien, den Ausweg zwischen der Scylla der, wie sie klar erkennen, sich immer verschlimmernden Sozialnoth und der Charybdis des Sozialismus, welche letztere ihnen um so gefährlicher erscheint, je mehr ihre Fähigkeiten ihnen im freien Wettbewerb Vortheile sichern, welche sie im sozialistischen Staat einzubüßen fürchten. Die Bodenreform mit ihren Folgen zeigte ihnen zum ersten Mal die Möglichkeit, den unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen, ohne mit allen Traditionen der Vergangenheit brechen zu müssen. Gerade das Einreißen der Grundmauern, welches A. B. als Grundbedingung eines Neubaus betrachtet, erschien ihnen zu bedenklich, der neue Bauplan viel zu unbestimmt in seinen Umrissen — Details fehlen ihm überhaupt — um sich der Gefahr aussetzen zu wollen, unter solchen Verhältnissen und in einer Zeit, die alles eher als Ruhe zum Bau verspricht, zu wagen das Ganze von Grund auf umzuwühlen. Viel leichter waren sie für einen Plan zu haben, der ihnen einen herrlichen soliden Aufbau verspricht, ohne die alten soliden Grundmauern zerstören zu müssen, deren Tauglichkeit ihnen nachgewiesen wurde. Groß ist die Zahl dieser Wackeren heute noch nicht. Ich glaube nicht, daß sie ein Paar Tausend übersteigt; aber Viele unter ihnen sind mehr werth, als tausend gedankenlose Nachbeter, welche dem Losungsworte eines Führers folgen. Man bedenke, daß der sozialistische Arbeiter mit dem Strome seiner Klassengenossenschaft schwimmt, während der uns folgende Vertreter der oberen oder mittleren Klassen mit Macht gegen die Strömung ankämpfen muß, in welcher Alles, was ihm durch Freundschafts- und Blutsbande lieb und werth geworden ist, dahin treibt, ihn mit den eisernen Fesseln der liebgewordenen Gewohnheit und der gewohnten Liebe mitzureißen suchend. Wer es selbst mitgemacht hat, der weiß, welche eiserne Festigkeit es kostet, unter solchen Verhältnissen den Muth nicht sinken zu lassen, sich weder von Weib, Mutter, Schwester, noch von Vater, Bruder, Freund zurückhalten zu lassen und, fest gegen den Strom die volle Kraft anstemmend, der Stimme der besseren Ueberzeugung zu folgen, gewiß, daß die Zeit noch kommen muß, in der ihm die, welche ihn geschmäht, Dank für sein opfermüthiges Aushalten wissen werden, und auch für den Fall, daß diese Hoffnung sich nicht erfüllen sollte, trotzdem glücklich im Gefühle der vollbrachten Pflicht. Solche Männer werden nicht gezählt, sondern gewogen. Sie sind es, die einst als Vorkämpfer ihren unterdrückten Brüdern den Siegespreis werden erlangen helfen, wenn auch im Augenblicke die Fahne, der sie folgen, eine andere Farbe zu tragen scheint. Ich sage „scheint"; denn in Wirklichkeit ist es nur Farbenblindheit, die einen Unterschied in der Grundfarbe erkennen will. Die Rückgewinnung des vaterländischen Bodens für die Söhne des Vaterlandes, steht die nicht auf dem Programme aller Richtungen, welche für eine wahre Reform unserer Zustände eintreten?

(Ich brauche in diesen Spalten nicht auseinander zu setzen, daß noch so wohlgemeinte Bestrebungen, welche nicht auf den Urgrund der Nothlage, auf die Beseitigung des die Nachfrage überwiegenden Arbeitsangebots losgehen, — natürlich in wirthschaftlicher Weise, nicht nach Heillehren, die gleichem Boden entstammen, wie Moltke'sche Kriegsverherrlichungen —

keine wahren Reformen sein können. Es sind Versuche, eine Maschine in Ordnung zu bringen, indem man den richtig gehenden Theil ändert, um ihn dem falschen anzupassen. Ein Arbeiter, der, wenn ein Schwungrad nicht auf eine Welle passen will, die richtig gedrehte Welle dünner feilt, weil ihm dies bequemer ist als das zu eng gebohrte Schwungrad frisch auszubohren, ist ein Pfuscher. Die Maschine mag ja noch eine Zeit lang laufen; aber die Nemesis wird und muß kommen, wenn die geschwächte Welle nachgiebt.)

Der Sozialismus hat die Bodenverstaatlichung auf seinem Programm gehabt, ehe wir sie aufnahmen. Was hindert uns, gemeinsam für dieses Kampfziel einzutreten? Unbedingt steht fest, daß hier das erste Fort liegt, in dem sich der Kapitalismus verschanzt hat, und daß sich daher hier der erste Angriffspunkt findet, wenn der Sieg erfochten werden soll. Warum nicht mit vereinten Kräften vor Allem auf diese Frohnfeste losstürmen?

Wozu uns heute schon den Kopf darüber zerbrechen, ob die Feste des Kapitals, d. h. der übrigen Produktionsmittel, von der des Bodenbesitzes beherrscht wird und mit ihr fallen muß oder nicht? Ist meine Voraussicht, daß dem Boden, als Fundament des eigentlich als arbeitsfeindlich zu betrachtenden falschen Kapitals dieses nachfolgen muß, d. h. daß durch des ersteren Rückgabe an die Volksgemeinschaft das falsche Kapital verschwinden, und das wirkliche im Besitz der Arbeit statt in dem eines müßiggehenden Ausbeuterthums sein wird; ist diese Voraussetzung richtig, so darf die weitere Frage, ob in Zukunft die Produktion für gemeinschaftliche oder für Privatrechnung stattfinden soll, keine Scheidung bewirken. Es würde an den Streit erinnern, den jener Projektenmacher mit seinem Sohne hatte, der von der Anschaffung einer Equipage gesprochen hatte, wenn ihm seine Spekulationen gelingen sollten. „Aber dann fahre ich auf dem Bock, Vater?“ meinte der Sohn. „Nein, das schickt sich nicht“, entgegnete der Vater mit der Würde des zukünftigen Equipagenbesitzers. „Ich fahre aber doch auf dem Bock“, meinte der auf die betreffende Erhöhung begierige Sprößling“. „Du fährst nicht auf dem Bock“. „Ich fahre ganz bestimmt auf dem Bock“. „Gehst Du gleich herunter von dem Bock“, rief nun der Vater im höchsten Zorn, die problematische Natur besagten Bockes, nebst des daran hängenden Wagens in der Hitze des Streites total vergessend. Oder es gleicht dem Streit von Hasemann's Tochter und Schwiegersohn über die Erziehung des ungeborenen Kindes.

Unter allen Umständen steht fest, daß unsere ganze Produktionsweise mehr und mehr die Tendenz hat, sich zu zentralisiren. Die Trusts und Kartelle beweisen dies. Es ist ebenso sicher, daß Staat und Gemeinden ständige Fortschritte in der Richtung des sozialistischen Betriebs machen. Eisenbahnen, Gasanstalten, Wasserwerke, Post, Telegraph und Telephone, Straßenbahnen, Tabakfabrikation, Waffenfabriken, Schiffsbau-Anstalten, landwirthschaftliche Betriebe u. s. w. finden sich bereits heute mehr oder minder im Staats- oder Gemeindebesitz. Sicher ist, daß diese Strömung in Folge der ungeheueren Kapitalmacht, welche der Bodenbesitz dem Staate gewähren würde, nur an Macht gewinnen müßte, und daß die zur Zentralisirung neigende der Trusts ꝛc. zur Verstaatlichung der betreffenden Betriebe führen würde. Ob auf die Dauer die individualistische Produktion nicht überhaupt der organisirten staatlichen weichen wird müssen, ist eine Frage, die wir ruhig der fernen Zukunft überlassen können. Wenn wir die Equipage haben, wird sich zeigen, ob es bequemer und angenehmer ist auf dem Bock der Staatswirthschaft oder im Innensitz der individualistischen Produktionsweise zu fahren. Haben wir sie nur erst einmal, die prächtige Equipage der gemeinsamen Bodeneignung. Im Fahren wird sich dann bald herausfinden lassen, welcher Sitz der beste ist. Lassen wir das Kind zur Welt kommen, wir werden schon für seine richtige Erziehung sorgen.

Die Zahl der Männer, welche es wirklich gut mit dem Volke meinen und zugleich den richtigen Weg zur Hilfe gefunden haben, ist wahrlich keine zu große,

sogar unter den Hilfsbedürftigen selbst, als daß Raum für Zwietracht vorhanden wäre. Gemeinsam sollte zur Erreichung des hohen Zieles vorgegangen werden, wenigstens bis zu dem Punkte, an dem sich vielleicht einst die Wege trennen werden, was möglicher Weise nie, jedenfalls aber noch nicht in absehbarer Zeit der Fall sein dürfte. Um ein solches Zusammengehen zu ermöglichen, muß jedoch vor Allem der Kampf aufhören ein Klassenkampf zu sein. Die geistigen Arbeiter der Nation, welche — ich möchte es möglichst bescheiden ausdrücken — sich zum Theile doch auch unter den mittleren und oberen Klassen finden, dürfen nicht zurückgestoßen werden, indem man sie als Außenstehende betrachtet, und sogar die gleichgiltig oder feindlich Gegenüberstehenden dürfen nicht durch die Standarte des Klassenkampfes zu sich unter sich umso fester zusammenschließenden Gegnern gemacht werden. Der Kampf gilt nicht den Personen, nicht den unschuldigen Vertretern eines falschen Besitzsystems, das sie nicht geschaffen haben, sondern diesem selbst. Eine derartig veränderte Kampfweise und vor Allem die Sammlung aller Reformstreiter unter einem direkten Allen gemeinsamen Ziele, dem der Bodenverstaatlichung muß die Armee der großen wirthschaftlichen Reformpartei zu einer so mächtigen und unwiderstehlichen machen, daß ihr Ansturm ein Alles vor sich niederwerfender würde, umsomehr, als der Sieg auf dem Wege friedlicher Durchführung unter Entschädigung der Besitzenden erreichbar ist, wie in meinem Buche näher auseinandergesetzt wird.

* * *

Was bis jetzt einem besseren Verständniß zwischen Sozialisten und Bodenverstaatlichern im Wege stand, ist die Identifizirung unserer Grundsätze mit den Ansichten unseres wackeren Vorkämpfers Henry George. Es ist dies ein Irrthum, der der Sache schon viel geschadet hat und der endlich ein Mal genügend klar gestellt werden sollte.

Henry George hat mehr für die Sache der Bodenbesitzreform gethan als irgend einer derer, welche je für diese Idee eingetreten sind, und es ist daher sehr erklärlich, wenn die Sache, welche der große Amerikaner so energisch vertritt, so vollständig mit seinem Namen verknüpft erscheint, daß unwillkürlich seine persönliche Auffassung als die allgemeine erscheinen muß. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, und besonders die deutsche Bewegung ist auf einem ganz anderen theoretischen Boden gewachsen wie die ganz im Georgeschen Fahrwasser segelnde amerikanische.

Vor Allem trennt uns schon prinzipiell unsere gegenseitige Stellung zum Sozialismus. Während George in der freien Konkurrenz einen so wichtigen Kulturfaktor sieht, daß er lieber die heutige Welt mit freier Konkurrenz als den sozialistischen Staat haben möchte, sind wir der Ansicht, daß letzterer entschieden den gegenwärtigen Zuständen vorzuziehen wäre, wenn es keinen anderen Rettungsweg gäbe. So weit ich die Ansicht unserer Freunde kenne, bin ich überzeugt, daß die meisten derselben Sozialisten würden, wenn sie nicht in der Bodenverstaatlichung ein besseres und vollständig ausreichendes Mittel erblickten. Es ist diese Ansicht ein ganz natürliches Ergebniß unserer Theorien, welche in wichtigen Punkten von den George'schen differiren. Unsere ganze Auffassung der wahren Ursachen der sozialen Krise, wie ich sie im Vorgehenden mich darzulegen bemühte, muß uns nothwendigerweise zu solchen Folgerungen führen; denn, wenn die Wirkungen des Zinses und der Grundrente wirklich die sind, welche wir behaupten, dann kann es auch keinen Augenblick in Frage stehen, daß ein Fortbestehen der heutigen Zustände unfehlbar in kurzer Zeit zu einer Katastrophe führen muß, daß also irgend ein Ausweg, auch wenn er sogar uns sonst so unsympathisch sein sollte wie der vom Sozialismus vorgeschlagene, einem Verharren in den heutigen Zuständen vorzuziehen sein muß.

Wenn George zu anderen Ansichten kam, so ist hieran vor Allem seine irrige Auffassung des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit schuld. Für ihn sind die Interessen beider identisch, was gerade so richtig ist wie die Behauptung wäre, daß wenn zwei Knaben einen Apfel zu

theilen haben, der Antheil eines jeden der Beiden um so größer sein muß, je größer der des anderen ist. Wenn es freilich fest stünde, daß der Antheil Beider ein gleich großer zu sein hat, so ließe sich eine solche Behauptung allenfalls rechtfertigen. Je mehr dann Beide einem Dritten gegenüber größere Apfelportionen bekommen, um so größer muß der Antheil jedes Einzelnen sein. Total anders liegt die Sache jedoch, wenn es zwar richtig ist, daß Beide zusammen um so mehr Aepfel erhalten, je weniger ein Dritter ihnen wegnimmt, dagegen durchaus nicht feststeht, wie das Theilverhältniß zwischen den Beiden stattzufinden hat. Unter solchen Umständen kann es sehr leicht vorkommen, daß der Gesammtantheil Beider zunimmt und doch einer davon weit weniger erhält, als vorher, weil eben der andere um so viel mehr für sich in Anspruch nimmt. Genau so liegt aber das Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit. Wenn es auch richtig ist, daß der Grundrente ein immer größerer Antheil zufällt, und dadurch verhältnißmäßig der der beiden Genossen verkleinert wird, so ist damit durchaus noch nicht bewiesen, daß bei einer Fesselung des genannten Räubers das Loos der Beiden verbessert würde. Das Argument des Sozialismus, daß in solchem Falle das Kapital um so mächtiger würde, und daß schließlich in Folge des zunehmenden Antheils desselben der Arbeit nicht einmal so viel übrig bliebe als vorher, ließe sich keinesfalls a priori abweisen.

George steckt eben in dem alten verhängnißvollen Irrthum der üblichen Kapitaldefinition, und wenn er auch eine Ahnung von dem Dasein des fiktiven Kapitals hat, so versteht er doch nicht die richtige Folgerung daraus zu ziehen, weil ihm eben das volle Verständniß des betreffenden Begriffes fehlt. Er sieht nicht ein, daß der Zinsanspruch des Kapitals ein ebenso arbeitfeindliches Ding ist, wie der Rentenanspruch des persönlichen Grundbesitzes und daß die Kapitalisirung eines solchen Anspruches, wenn derselbe durch irgend welches Mittel eine einigermaßen feste Gestaltung erhält, das Moment bildet, auf welchem das Wesen des auch von ihm angegriffenen falschen Kapitals beruht. Den Zins vertheidigen und die Rente angreifen ist das Gleiche, wie wenn das Niederschießen mit Revolvern als Verbrechen gebrandmarkt, das Niederstechen mit Degen oder das Erschießen mit Repetirgewehren dagegen als segensreiche Einrichtung angepriesen würde.

Für denjenigen, der das Wohl seiner Mitmenschen wahrhaft will, kann es nur einen Grundsatz geben und der ist, daß der Arbeit der volle Ertrag ihrer Thätigkeit gebührt. Dies kann aber nur in einer Weise erfolgen, nämlich indem dem Arbeiter das Recht auf den vollen Arbeitsertrag gehört, was nicht der Fall sein kann, wenn ein Anderer einen Antheil für sich in Anspruch nimmt. Dies geschieht nicht, wenn der berechtigte Unternehmergewinn von dem Produktionsertrag in Abzug kommt; denn Ueberwachungs- und Organisationsarbeit ist auch Arbeit, und Vergütung für die Unternehmergefahr ist, wenn sie nicht zu hoch bemessen ist, nichts als ein Ausgleich des durchschnittlichen Verlustes, kein Bereicherungs- und also auch kein Benachtheiligungsmoment. Die staatliche Grundrente ist aber nur eine Zutheilung des der Gesellschaftsarbeit entspringenden Antheils an die Gesellschaft, so daß der Produzent stets den ihm rechtmäßiger Weise zukommenden Antheil erhält. Es wäre eine Ungerechtigkeit anderen Arbeitern gegenüber, wenn der Bebauer eines Gutes in der Nähe von Berlin den vollen Bruttoertrag seiner Arbeit erhielte, während Jene sich mit dem spärlicheren Ertrag ihrer auf unfruchtbarem und von Verkehrszentren entfernten Heideboden ausgeübten Arbeit begnügen müßten. Der Ausgleich findet dann gerechtermaßen dadurch statt, daß der Mehrertrag, welchen der Berliner in Folge seiner günstigen Lage erzielt, in die Gesellschaftskasse wandert, wodurch direkt oder indirekt der Heidebewohner eine Entschädigung für seinen Minderertrag erhält.

Anders liegt aber die Sache, wenn dem Kapital ein Recht auf einen Theil des Ertrags zugesprochen werden soll. Wenn das Kapital aus sich selbst heraus Zinswerth erzeugen könnte, wie es George mit Trugschlüssen zu beweisen sucht, — deren nähere Beleuchtung in meinen

Schriften gefunden werden kann, hier jedoch zu weit führen würde, — dann wäre freilich sein Antheil kein Abzug am Arbeitsertrag. Wenn jedoch, wie ich mich zu beweisen bemüht habe, der Zins in jeder Form — insoweit er nicht nur dem Namen nach so heißt, in Wirklichkeit aber Gefahrprämie ist — ein Abzug am Arbeitsertrag sein muß, dann kann die Zinsberechtigung des Kapitals nicht im Interesse des Arbeiters liegen, und wenn auch noch so viele Fälle vorkommen mögen, in denen es Arbeiter sind, denen der Zins als besonderer Lohn für frühere Arbeit zufällt, so bringt es doch die Natur des Zinses mit sich, daß er in immer mehr zunehmendem Maße zum Ausbeutungswerkzeug des Müßiggängers und so zum schlimmsten Feind der Arbeit werden muß. Auch in der Auffassung, wie Letzteres der Fall, indem er nämlich die Wurzel bildet, aus welcher die kapitalistischen Riesenbäume emporwachsen, deren immer dichter werdender und sich immer mehr ausbreitender Schatten ständig unheilvoller für das Gedeihen der freien Arbeitsernte werden muß, indem die nicht arbeitsgewährend verwandten Zinseinkommen einen immer größeren Theil des Weltsarbeitsertrags absorbiren, — auch in dieser Auffassung differiren wir vollständig von George, dessen eigenthümliche Ansichten über die Ursachen der Geschäftskrisen nur auf amerikanischem Boden wachsen konnten und auch dort nur einer Verwechslung von Ursache und Wirkung entstammen. Diese amerikanischen Verhältnisse sind es auch, welchen die Hauptschuld zuzuschreiben ist, wenn George den direkten Wirkungen der Grundrente eine solche Bedeutung beimißt. Daß bei uns im alten Europa, in dem ein so großer Theil des Bodens nur noch dem Namen nach dem Grundbesitzer gehört, weil die Grundrente als Hypothekenzins dem Großkapitalisten zufällt, solche primitiven Anschauungen keinen Boden finden konnten und daher die Bodenbesitzreform nur dadurch einen immer zunehmenden Kreis von Anhängern, sogar unter Grundbesitzern selbst, bekommt, weil es gelang, die indirekte Wirkung der privaten Bodenaneignung als Mutter des Zinses und dadurch des Kapitalismus nachzuweisen, ist erklärlich, und ebenso erklärlich war die Anfeindung seitens des Sozialismus, so lange der riesige Unterschied zwischen amerikanischer und deutscher Bodenbesitzreform nicht verstanden wurde. Wenn die Bodenverstaatlichung nur das erzielen würde, was sie nach George'schen Theorien erzielen müßte, dann wären wir vollständig mit denen einig, welche in dieser ganzen Bewegung nur eine reaktionäre, von der wahren Richtung abziehende Tendenz wittern, und wir wären Sozialisten und keine Bodenbesitzreformer. Wenn aber, wie ich es hoffe, nach eingehendem Studium meiner Beweisführungen in sozialistischen Kreisen die Erkenntniß erstehen wird, daß unsere Bewegung in der wahren Richtung treibt, dann wird uns hoffentlich deren Unterstützung nicht fehlen, auch wenn es uns noch nicht gelingen sollte, die Ueberzeugung wachzurufen, daß mit einem solchen Eintreten für unsere Ziele auf weitergehende vollständig verzichtet werden kann.

Erinnerungen eines deutschen Achtundvierzigers.

(Sigmund Borkheim.)

Bearbeitet von **Reinhold Rüegg.**

IV.

Um mich geistig rege zu halten, warf ich mich in Liverpool auf das Studium des Spanischen; ich besuchte, da die Grammatik des Don José Gomez de Mier nicht völlig ausreichte, fleißig eine Kneipe in der Nähe der Docks, wo spanische Schiffs- und Kaufleute stets zu treffen waren; ich pries ihre Sprache und ihren Cervantes und genoß deshalb ihre Achtung, besonders

bei Kapitän Don Ramos, dessen großes Schiff zwischen den Philippinen und den englischen Häfen hin und her schwamm; ich liebte ihn trotz seines Knoblauchgeruches sehr, und er war erbötig, mich nach den Philippinen mitzunehmen, damit ich dort, von ihm empfohlen, mein Glück begründe. Ich hatte kein Zutrauen zu den Philippinen und sollte auf andere Weise mit dem Welthandel näher bekannt werden. Wie ich eines Abends die Wirthschaft eines braven Franzosen betrat, in welcher französische Seeleute verkehrten, sprang dieser leuchtenden Blickes auf mich zu und sprach von einer „famosen Gelegenheit", bei der ich „meinen Schnitt" machen und ihn hoffentlich nicht vergessen würde. Dann stellte er mich einem verwelkten, runzeligen, alten Landsmann vor, der mir eine Unterredung im Nebenzimmer proponirte und bei einer Flasche Rothwein hub dieser an: „Mein Herr, Sie sind mir vom Wirthe empfohlen worden, und ich schmeichle mir, daß wir uns verständigen werden. Ich wohne zu Algeciras bei Gibraltar und beabsichtige, Ihnen spanische Weine, Palmöl und Elfenbein zu konsigniren, wogegen Sie mir nachgemachtes Geld, Nottingham-Spitzen und Gemüse aus Rotterdam schicken. Sie werden dafür ein anständiges Salär beziehen.... Das Wichtigste ist das nachgemachte Geld, welches das Aussehen von alten verschlissenen Sixpencestücken haben soll; wie ist's, wollen Sie das Geschäft für mich besorgen?" Auf den Einwand, er möge, zumal es mir an Kapital gebreche, sich an ein Liverpooler Haus wenden, entgegnete er: „Sie passen mir gerade, weil Sie arm sind; ich brauche nur einen ehrlichen Mann, welcher den Rummel kennt; mit reichen Häusern lasse ich mich nicht ein, weil sie mich in die Ecke schieben und ausbeuten könnten". Ich habe mich hier und später noch dutzendmal überzeugt, daß Niemand von der Noblesse der Kaufmannschaft schlimmer denkt, als diese selbst. Einen Versuch wollte ich nicht unbedingt ablehnen, zumal mir der Edle unterm Siegel der Verschwiegenheit mittheilte, diese falschen Münzen seien nur für das Innere Marokkos bestimmt und werden dort von den Eingebornen ohne Schwierigkeiten angenommen. Es währte jedoch nicht lange, so merkte ich, daß ich es mit einem geriebenen Schmuggler zu thun hatte, einem jener Gentlemen, welche von den Engländern „Felsenskorpione" getauft worden sind. Ich löste daher die Verbindung rasch, — mir schien, es sei ihm dies nicht unangenehm, weil er in mir nicht den vermutheten nützlichen Kollegen gefunden — und etablirte vorübergehend einen Spielwaarenhandel. Zur Erholung wäre ich gerne in's Theater gegangen, allein die Mimen verleideten mir dasselbe, und schließlich bot eine Musikhalle, deren Publikum meist aus Matrosen bestand, noch ehrlicheren „Natur"-Genuß; Musik, Tanz und Gesang waren für die nebenbei wacker zechenden Seemänner berechnet, und wenn das Lied von der Schlacht von Trafalgar mit Nelson's berühmten Worten „England expects, that every man will do his duty" (England erwartet, daß Jeder seine Schuldigkeit thue) vorgetragen wurde, dann fuhren die Theerjacken, alte und junge auf, ließen sich die Gläser füllen, brüllten, daß man sich unter eine Horde von Wilden versetzt glaubte und soffen sich in den glühendsten Patriotismus hinein. Die anwesenden spanischen und französischen Matrosen verstanden nichts von dieser Poesie, sonst wäre es wohl zu Raufereien gekommen; sie blieben also stumm, während die nordamerikanischen, unter denen es viele Irländer gab, während der Nelson-Begeisterung oft demonstrativ mit einem Yankee-Gesang einfielen. Es war auch ein französischer Akrobat da, welcher sich ebenso durch Behendigkeit wie durch kolossale Körperkraft auszeichnete, in der Woche seine zwölf bis fünfzehn Pfund Sterling verdiente und Willens war, eine Tournée auf dem Kontinente anzutreten. Er weckte als trefflicher Fleuretfechter mein Interesse, und wir waren oft zusammen; obwohl er sich aber als eine gute brave Haut erwies, wies ich seine Proposition, ihn als Sekretär und Gehilfe zu begleiten, ab. Ich war einst Dolmetscher eines deutschen Müllergesellen gewesen, — den Posten eines Kornaks

mochte ich nicht bekleiden. Ich blieb in Liverpool, spielte in freien Stunden Schach und machte im deutschen Singverein von meinem Tenor Gebrauch. Wir sangen ganz hübsch, wurden deshalb von englischen Familien oftmals eingeladen, bis eine politische Note — die orientalische Frage — gewaltig ertönte. Liverpool war anfänglich ziemlich russisch gesinnt und haßte Gladstone. Das Benehmen der Friedensmeier, welche eine Versöhnungsdeputation an Zar Nikolaus entsandten, war närrisch; andererseits flößte ein Ministerium, welches mit dem in London von früher her berüchtigten Louis Napoleon eine Allianz abschloß, nur Ekel ein. Ueber dieses Ministerium und die öffentlichen Kundgebungen jener Zeit gewähren bündigen Aufschluß die Memoiren von J. C. Herries, welcher von Aufschneiderei, großschnauzigem Wichtigthun und Bankett-Geplapper spricht. Die Engländer sind trotz ihrer äußeren Kühle so eitel wie die Franzosen; wie diese 1870 „à Berlin!“ schrieen, so gröhlten jene 1853/54: „three cheers for Napier!“ „off to the Baltic!“ Wem daran liegt, die Details jener recht unsauberen Periode zu wissen, der greife zu Kinglake's „Invasion of the Crimea“, einem Buch, das trotz seiner Breite und unnützem Wortaufwand mit wirklichem Ernst und Wahrheitssinn geschrieben ist.

Sehr wohl erinnere ich mich, wie in der Liverpooler Börsenhalle die Baumwollen-, Talg-, Kohlen-, Eisen-, Palmöl- und Zucker-Krämer in dichten Haufen die Säule umstanden, an welcher die neuesten telegraphischen Berichte angeschlagen waren, und des Momentes, da die Kunde von dem räuberischen Einbruch der Russen in das türkische Sinope anlangte. Man machte sich auf das Schlimmste gefaßt und schimpfte wie besessen auf die Regierung. Diese Furcht legte sich später, weil es klar wurde, daß die Russen über keine Seehelden verfügten oder doch nur über solche, welche auf der Stufe Sir Charles Napier's standen. Letzterer bummelte bekanntlich in der Ostsee herum, bis in die Nähe St. Petersburgs; hätte eines seiner Schiffe gefeuert, so wäre der Knall bis zu den Ohren des weißen Engels Nikolaus gedrungen; aber Nelson der Kleine war großmüthig und bummelte wieder heimwärts.

Ermuthigt durch den geschäftskundigen Bernhard Doctor aus Frankfurt a. M. associirte ich mich 1854 mit einem Deutschen, dessen Onkel ein reicher Schiffseigenthümer in Hamburg war. Als man sich endlich zuflüsterte, die Westmächte würden an Rußland den Krieg erklären, erhielt unsere Firma aus Hamburg telegraphisch den Auftrag, das im Hafen von Liverpool liegende russische Schiff „Argus“ zu kaufen; es sollte dieses unter Hamburgische, somit neutrale Flagge gebracht und zeitig vor englischen und französischen Kreuzern geschützt werden. Der Kauf erfolgte zum Preise von siebentausend Pfund Sterling und wir hatten davon einen netten Gewinn. Leider gelang ein ähnlicher Fang nicht wieder. Der Ausbruch der Feindseligkeiten lähmte die Unternehmungen von London bis Melbourne und von San Francisco bis Odessa. Mein um zirka acht Jahre jüngerer Associé wollte sich gleichwohl nicht zur Einschränkung seiner Ausgaben bequemen und da ich Beschwerde erhob, so kam es rasch zur Trennung. Sie ging indessen friedlich vor sich und ich bekam von ihm vierhundert Pfund ausbezahlt.

Im Osten war inzwischen die Mine losgegangen. Die Alliirten waren in der Krim gelandet, hatten die Russen an der Alma, bei Balaklawa und Inkerman geschlagen und man freute sich in England darüber ganz unbändig — bis den Siegesberichten Trauermeldungen nachhinkten. Die Korrespondenten der Londoner Presse erzählten mit peinlicher Ausführlichkeit von den Leiden der vor Sebastopol lagernden, durch Frost und Nässe heimgesuchten Truppen, von der niederträchtigen Verwaltung des Kommissariats, und ihre zornigen Klagen weckten lauten Widerhall in England. Das Unglück wollte noch, daß durch einen Sturm auf dem Schwarzen Meere zahlreiche werthvolle Schiffsladungen — warme Winterkleider, Lebensmittel und Weihnachtsgeschenke jeder Art für Soldaten und Offiziere — vernichtet wurden und nun richteten die Blätter

an Privatspekulanten die Aufforderung, mit den nöthigsten Gegenständen nach dem Kriegsschauplatz zu reisen. Das war für mich ein Wink des Himmels; ich schaffte mir für meine vierhundert Pfund Waaren an und beschloß nach der Krim zu dampfen, bot sich doch vielleicht daselbst Gelegenheit, meine artilleristischen Kenntnisse zu verwenden, denn es hieß bereits, England werde eine Fremdenlegion anwerben....

Auf den Rath englischer Freunde ließ ich mich zu Birkenhead als „Bruder" in die Zetland-Loge aufnehmen; dann verpackte ich meine Waaren, zumeist wollene Hemden und Jacken, Handschuhe, Haarbürsten, Kämme, kleine Wachskerzchen, endlich Eßwaaren in Blechschachteln und verlud sie. Anfangs Januar 1855 fuhr ich nach London, um dort Weine und Spirituosen anzuschaffen und Herrn Lothar Bucher zu treffen, der damals für die Berliner „Nationalzeitung" korrespondirte. Im Rauchzimmer eines Restaurants entdeckte ich ihn neben Herrn Eugène Savoye, der, obwohl von Geburt ein Deutscher, als Franzose betrachtet, 1848 in die französische Kammer gewählt und als Vertreter der republikanischen Regierung nach Frankfurt a. M. entsandt worden war. Nach Louis Napoleons Staatsstreich entwich er nach England und erhielt eine Stelle bei der Militärakademie zu Woolwich. Auch Mazzini, ein langer, sehr hagerer Herr, dessen dunkles Haar in's Graue zu spielen anfing, weilte dort. Bucher sprach nicht italienisch und das Französische mit pommerschem Accent; Mazzini sprach nicht gern deutsch und das Französische in italienischem Flötenton; die Unterhaltung der Beiden — für's Ohr sehr interessant — gestaltete sich natürlich sehr erregt, wenn die Beziehungen Triests, des Trentino und Polas zu Oesterreich und Deutschland zur Debatte gelangten. Ich theilte Bucher den Wunsch mit, für ein deutsches Journal Berichte aus der Krim zu schreiben; er empfahl mich der „Nationalzeitung" und diese engagirte mich.

Darauf füllte ich einen aus Juchtenleder verfertigten geräumigen Koffer mit Wasserstiefeln, Unterkleidern, Toilettegegenständen, Seife, Pomade, Büchsen mit Fruchtsäften, Schuhwichse und Macassar-Oel, wartete die Nachsendung der Frachtbriefe für meine aus Liverpool nach Konstantinopel verschifften, in gewöhnlicher Weise versicherten Waaren ab und verreiste, da ich unwohl geworden, mit einem ausgedehnten Pflaster auf der Brust. Ich war ohne Paß; die Franzosen bestanden nicht mehr auf einen solchen Schein und man notirte in Calais blos meinen Namen, mein Alter und meine Beschäftigung, hieß mich aus dem Bureau verschwinden und ich gehorchte ohne Murren. Zu Paris gab's eine kurze Rast, die ich benutzte, meinen lieben Verbannungsgenossen Schily zu grüßen, und dann hatte ich, dem die englische Küche mit ihren enormen Fleischklumpen, klebrigen Puddings, steinigen Käsen, von Wasser triefenden Gemüsen, verpfefferten Suppen und geschmackertödtenden Saucen nie behagte, auch mein Vergnügen daran, wieder einmal ein französisches Mahl einzunehmen. Am 2. Februar war ich in Marseille und suchte gleich einen Herrn Hoth auf, an den mich Schily gewiesen. Es war dies ein hochaufgeschossener, breitschultriger Mecklenburger, der, nachdem er kaum gehört, daß ich an einer Erkältung leide, mir rieth, des Morgens in der Frühe aufzustehen, in eine mit kaltem Wasser gefüllte Wanne zu stürzen, alsdann mich tüchtig abzureiben und herumzulaufen. Ich dankte ihm gerührt, meinte aber, ich wäre nicht kräftig genug für diese Körperstärkung; er, wahrscheinlich ein Abkömmling der Obotriten, die sich nackt im Schnee wälzten, wetterfest, wie ein Eisbär, halte die Kur eher aus. Ich wähnte eine Liebenswürdigkeit anzubringen, er aber schien es anders auszulegen.

Im Bureau der „Messageries impériales" belegte ich einen Platz auf dem Dampfer „Sinai" und sah hierauf die von Soldaten wimmelnde Stadt an. In einer der schmalen Gassen quoll mir ein abscheulicher Geruch entgegen. Auf meine Frage nach der Ursache sagte ein Vorübergehender: „Aber mein Herr, sehen Sie denn nicht, daß wir hier bei einer Chocoladefabrik sind". Nicht belehrt, nur verblüfft, schritt ich fürder; wieder der-

selbe Gestank, wieder die gleiche Frage an einen Eingebornen und darauf die Antwort: „Nun, wir sind ja bei einer Chocoladefabrik“. Noch ein drittes Mal empfand meine Nase die Wonne, welche ich zuerst fälschlich den nahen Abzugskanälen gebucht hatte; bis zu jener Stunde war es mir nämlich freud gewesen, daß man zur Herstellung der Chocolade übelriechende Stoffe verwende, und von keinem der vielen Engländer, die in Marseille herumgestorcht waren, hatte ich je ein Wörtchen darüber vernommen. An den Stätten, wo die Matrosen des Abends sich letzten, ging's mit Schreien, Fluchen und Prügeln ähnlich her wie in Liverpool; da aber hier die Engländer und Amerikaner die Minderheit und Franzosen, Italiener, Spanier und Griechen die Mehrheit bildeten, war das „damn“ und „devil“ seltener, um so größer die Quantität der „sacré“, „maladetto“, „corpo di Baccho“, „carajo“ und „carambo“; die letzteren Flüche gefielen mir übrigens weit besser, als die den angelsächsischen Porter- und Schnapsgurgeln entquellenden Laute.

Auf dem „Sinai“, der am fünften Februar den Hafen von Marseille verließ, waren hauptsächlich französische, auch etliche englische Offiziere; ferner drei Londoner Kaufleute: Richards, Ramsden und Day, die mit mir und in gleicher Absicht sich nach der Krim begaben. Kaum waren wir an dem Chateau d'If vorübergedampft und war das Diner hergerichtet, begann ein wilder Wind das Schiff zu rütteln; es schien, als hätte der Verwalter absichtlich die Essenszeit so hübsch gewählt, — denn solche Kniffe wurden gelegentlich praktizirt. Je lieblicher die Suppe duftete, desto mehr entfärbten sich die Gesichter. Noch einige Minuten und wir Alle stürzten die Treppe hinauf auf's Deck, Neptun den üblichen Tribut zu entrichten. In allen Winkeln Großbritanniens bekommt man das chauvinistische „Britannia rules the waves“ (England gebietet den Wogen) zu hören, aber auf dem Wasser sind auch die Söhne Albions schwach; den meisten war hier äußerst schlapprig, die Wellen geboten *ihnen*. Nach beendigtem Opfer kehrten wir zum Tische zurück und ich entfaltete zum Aerger des Kochs einen Seehundsappetit. Das Wetter hellte sich bald auf, der Wind war günstig, wir erreichten Malta und gandirten uns nicht wenig ob den nackten Jungen, die uns schreiend und durch Zeichen aufforderten, kleine Geldstücke in's Wasser zu werfen; sie holten dieselben mit der Geschicklichkeit von Tauchern vom Grunde herauf. Deutsche Damen hätten wohl diesen entblößten Malteserlein nicht lange zugeschaut, die Engländerinnen aber weideten sich an dem von der Sonne hell beleuchteten Gemälde, kein einziges „shocking“ kam über ihre Lippen; vielleicht gehört dieser Anblick zu einer orthodoxen Mittelmeerfahrt.

Der nächste Landungsort war Messina. Das Wirthshaus, in welchem wir Quartier nahmen, war von einem Garten umgeben, dessen Orangen- und Zitronenbäume so schwer voll Früchte hingen, daß wir gegen eine Kleinigkeit essen und wegschleppen durften, so viel wir mochten. Im Hafen von Piräus, wo das Schiff mit Kohlen sich versah, stiegen wir zur Acropolis hinauf. Ruinen und Mauerstücke lagen in Menge umher; diese Vernachlässigung that mir recht weh. In einer Vorstadt Athens aßen und tranken wir herzlich schlecht, an sämmtlichen Gerichten entdeckte der Gaumen ranziges Oel und die Nase ächten Knoblauch; die Preise waren unverschämt. Die Griechen übten sich nicht für den „heiligen“ Kampf ein, sie lebten wie gewöhnlich. Was mir hier vor die Augen trat, die zerfallene Acropolis, die öden und leeren Straßen, die versengte Umgebung, wirkte deprimirend; und dennoch, als ich mitten unter den Trümmern stand, murmelte ich fast unwillkürlich die Anfangsverse der Odyssee vor mir hin. Die Kalypso hatte mich stets interessirt, die Musik des letzten Verses mir stets gefallen. Da ich den Homer zehn Jahre lang nicht mehr gelesen, war ich mit meinem Gedächtniß zufrieden.

Am vierzehnten Februar war Konstantinopel erreicht. Das Gepäck wurde aus dem Tiefraum heraufgeschafft und in meinem Koffer rasselte es dabei großartig. Schiffchen kamen herangeschwommen und die Bootsleute riefen so laut sie konnten:

„Come here, bono Johny!“ Bald befand ich mich sammt dem Koffer in einem der Kaiks und blitzschnell schoß dieser gegen Galata hin, wo die Packträger uns mit betäubendem Lärm empfingen. Einer derselben hob den Koffer auf seine Schulter und bedeutete mir durch eine grinsende Geberde, ihm zu folgen. Die englischen Offiziere und die meisten ihrer Landsleute stiegen in Missiris Hotel ab, das für sehr theuer galt; ich begab mich nach dem „Hotel de France“. Man wies mir ein niedliches sauberes Zimmerchen an, dessen Fenster nach dem Hofe gingen, wo mein Koffer niedergelegt worden war. Ich ging hinunter, öffnete ihn und begriff nun das Rasseln: sämmtliche irdene und gläserne Töpfe waren zerbrochen, Hemden, Bücher und Zigarren schwammen in einer Tunke, die aus Rowlands Macassar-Oel, Pomade, Wichse, Fruchtsäften und Cognac lieblich gemischt war!

Es lag mir daran, rasch zu erfahren, ob der kleine Liverpooler Dampfer mit meinen Waaren angekommen sei; ich eilte zu der Firma Ede & Cie., wies meinen Ladebrief vor und bekam hier brühwarm Folgendes zu vernehmen: „An Bord Ihres Schiffes ist Feuer ausgebrochen und an den Waarenzeichen Ihres Frachtscheins erkennen wir, daß das Feuer durch Ihre Ballen verursacht wurde; man hat Wachszündhölzchen drin gefunden, von denen Sie nichts erwähnten, so daß wir Sie festhalten und für allen Schaden verantwortlich machen werden“. Das war ein schlechter Anfang meiner Krim-Expedition. Ich erklärte den Herren, sie möchten nach Gutdünken handeln, Reichthümer wären keine auf mir zu finden. Damit verließ ich das Bureau, ohne daß sie mich zu halten suchten, woraus ich folgerte, daß die betreffenden Gesetzesparagraphen wahrscheinlich eine mir günstige Lücke enthielten. In der Verzweiflung rief ich die Verwendung des preußischen Konsuls, Herrn von Testa, an, und setzte ihm offen meine Lage auseinander. Er hörte mich freundlich an und hieß mich ruhig nach meinem Gasthof gehen. Von den Herren Ede & Cie. vernahm ich nichts Weiteres über die von mir durch Fahrlässigkeit veranlaßte Brandstiftung, aber mein Vermögen war verloren!

Englisch wurde damals in den Straßen Stambuls nicht viel gesprochen; man hörte Türkisch, Griechisch, Französisch, Spanisch und namentlich Italienisch. In einer dürftigen Buchhandlung trieb ich eine Broschüre auf, aus welcher ich ein Büschel türkischer Phrasen zusammenklaubte und auf der Gasse merkte ich mir von den Eseltreibern, daß „Haide, schabuck, schinde“ auf Deutsch „schnell vorwärts“ und „jawasch“ „langsam“ bedeutete. Belustigend war für mich, daß die Türken bei ihrem „pecki, pecki“ (ja, ja) die Köpfe schüttelten, bei ihrem „jock, jock“ (nein, nein) dagegen dieselben nach vorn neigten. „Hackscham, hairuschum“, das türkische „Wie gehts?“ war bald einstudirt, „Salem Aleikum“, „Friede sei mit Euch“ ebenfalls. Neugierig zu erfahren, ob ich nach der Krim zu gehen beabsichtige, stellten sich zuweilen türkische Krämer vor mich hin und fragten: „Sebastopol?“ Antwortete ich „pecki, pecki“, streckten sie den Arm aus wie beim Schießen und riefen: „Moskoff, puff!“

Die Wirthin miethete einen Hamal, der meinen Koffer reinigen sollte; die Sauce stand zwei Zoll hoch und Glas- und Thonscherben ragten draus hervor. Höchst possierlich war, wie der sich unbeachtet wähnende Bursche erst die Fingerspitzen in die von den Fruchtkonserven wohl süßlich schmeckende Brühe steckte, dieselben gierig ableckte und endlich voll Behagen die Flüssigkeit mit der Hand herausschöpfte und schlürfte. Da dieser Trank auch einen orientalischen Magen verheeren konnte, bat ich die Wirthin, ihn zu warnen. Sie that es; er aber schaute schmunzelnd zu uns auf, streichelte seinen Bauch, klopfte auf dessen Zentrum, sprach feierlich: „Bono Johny“, naschte fort und leckte schließlich ein Paar Pantoffeln aus. Nach zehn Minuten schnitt er aber plötzlich eine schauerliche Fratze und sprang wie ein Wilder herum, Allah anrufend. Da der Schweiß ihm in dicken Tropfen über's Gesicht rann, schickte ich nach einem Arzt. Dieser, ein junger Italiener, kannte die Ingredienzien des Macassar-Oeles, er-

klärte, es sei hier ein drastisches Verfahren nöthig und holte rasch eine Medizin, hatte aber nicht geringe Mühe, den Patienten zu bewegen, daß er sie hinunterwürgte. Derselbe kauerte in einem Winkel, brüllte uns Beiden allerlei türkische Kosenamen zu, nannte den Arzt speziell einen Hundesohn, fuchtelte mit der geballten Faust und versprach, wie der Italiener mir gütigst verdolmetschte, die Gräber unserer Mütter zu beschmutzen. Er ließ sich indessen etwas besänftigen, gurgelte einen massiven Fluch hervor, schluckte die Arznei und diese schien die Schmerzen zu stillen, namentlich als ihn der Arzt im Hofe herumzujagen anfing. Als er gewahrte, daß ich den Arzt bezahlte, kam er herangewinselt und hielt uns eine Ansprache, deren Sinn war: „Der Doctor hat Geld genug und keine Pein, Du brauchst ihm nichts zu geben, der arme Hamal hat kein Geld und schwere Pein, gieb daher ihm Etwas". Diese morgenländische Logik gefiel mir. Lachend bot ich ihm ein kleines Goldstück hin; er nahm es mißtrauisch entgegen und hätte lieber ein Fünffrancsstück gehabt; doch die Wirthin beruhigte ihn, es sei keine russische Münze. Die Türken haßten nämlich das russische Gold, behaupteten, es enthalte Kanonenmetall und spieen wohl drauf. Endlich war Hamal gesund, mein Koffer sauber und ich begab mich nach Missiris-Hotel zu meinen englischen Schiffsgefährten, und die Herren Ramsden, Richards und Day sagten mir, ihre Waaren seien eingetroffen, zum Theil schon unterwegs nach Balaklawa. — Beifügen will ich hier, daß einzelne Griechen so freundlich gewesen waren, zu versichern, es sei nutzlos, Waaren nach der Krim zu spediren. Die pfiffigen Schacherer suchten dieselben in Stambul festzuhalten, um sie billig zu erwischen und selber möglichst theuer abzusetzen. Einige Juden bezeichneten die Angaben der Griechen als Lügen. Juden und Griechen haßten sich, jene sahen aus wie heruntergekommene Gentlemen, diese wie Leute, die im Begriff sind, es zu werden. Die Griechen simulirten eine gewisse Gleichgiltigkeit, welche als Unparteilichkeit gelten sollte, gegenüber den kriegführenden Parteien; die Juden verhehlten ihren Haß gegen die „Rusos" nicht....

Obwohl der erlittene Verlust beträchtlich war, besuchte ich des Abends ein Café chantant; da noch keine öffentliche Beleuchtung existirte, schritt ein Diener mit farbiger Papierlaterne voraus. Bei der argen Finsterniß, dem noch ärgeren Straßenpflaster und dem unbeschreiblichen Schmutz war die Wanderung nicht angenehm; oft sanken wir fußtief ein. Das Lokal stand auf der Höhe der Berliner Tingeltangel. Das Publikum war ein vorwiegend griechisches; mit ihrem Goldschmuck und ihrem Benehmen erinnerten die Herren an Pariser Schneidergesellen im Sonntagsstaat. Die Musikanten, denen ich einige Gläser Bier und Wein bezahlte, waren österreichische Schlesier, die sich von Triest nach Konstantinopel durchgegeigt, geblasen und gepankt hatten. Die Tänzerinnen schienen ausrangirte „Weaner Madeln" zu sein; auch einige haremsbedürftige, paschasüchtige Spanierinnen waren darunter. Lechzte eine Sängerin nach einem Bravo, schlug die große Trommel ihr Bumm, das Publikum klatschte, die „Künstlerin" verabschiedete sich mit einem Knicks, und es watschelte eine andere heran. Das Vergnügen erreichte seinen Höhepunkt, als auf der Bühne ein kugelrunder Türke sich auf Befehl eines der Madeln auf den Bauch legte und einen Shawl um die Mitte seines Körpers schlang, worauf Jenes mit gespreizten Beinen quer über den Sohn Mohamed's sich stellte, ihn mehrmals in die Höhe hob und dann wieder plumpsen ließ, wobei es tönte, als zerbräche in dem Wanste ein Haufen Geschirr, ich dachte an meinen Koffer! In meiner Nähe saß ein intelligent aussehender, französisch sprechender türkischer Artilleriemajor; ich bat den Besitzer des Lokals, dem Herrn mich vorzustellen. Der junge Krieger gab mir, mit der Hand durch die Luft fahrend, das Zeichen, daß ich mich zu ihm begeben dürfe, worauf ich ihn ohne Umschweife interpellirte, ob ich als gewesener preußischer Kanonenstöpsel darauf rechnen könnte, unter die türkische Artillerie aufgenommen zu werden. Rund und bestimmt setzte er mir aus-

einander, daß nichts draus werden könnte, worauf ich mich empfahl und mit meinem Laternenträger abmarschirte. Aus den kleinen Nebengassen tönte es in einer Weise, die vermuthen ließ, verschiedene Nachtschwärmer prügeln sich heim. Es war damals in Konstantinopel mit der Sicherheit nicht glänzend bestellt. Ich war froh über meinen Stockdegen, außerdem war ich mit einem der sechs Revolver bewaffnet, die ein Lütticher Fabrikant zum Verkaufe mir anvertraut hatte.

Einen Tag wendete ich dran, die Umgebung Konstantinopels zu studiren. Ich miethete zwei Pferde und einen serbischen Diener, der sich in einigen Sprachen nothdürftig verständlich machte. In seiner Gegenwart lud ich den Revolver. Er erkundigte sich, ob ich ein Pole wäre. Nein, ein Deutscher, versetzte ich und er darauf: „Serr gutt". Wir machten uns auf den Weg, ich probirte auf freiem Felde das Geschoß, und meinem Serben stach dasselbe so in die Augen, daß er sich anerbot, gegen Ueberlassung desselben einen Monat lang umsonst mich zu bedienen. Da wir uns verloren, ersuchten wir uns begegnende Türken um Wegleitung. Aber sie alle hatten über Zeit und Raum so ungenügende Vorstellungen, daß keine richtige Auskunft zu erlangen war. Glücklich erreichten wir wieder die Stadt. Der Serbe bestürmte mich, ihn nach Balaklawa mitzunehmen; es schien mir jedoch, abgesehen von der ungewissen Zukunft, nicht gerathen, einen griechisch-orthodoxen Südslaven in's Lager einzuschleppen. Der Bursche war ob der Ablehnung sehr betrübt.

Von einem Buchhändler erfuhr ich die Adresse Moriz Hartmann's, der im Frankfurter Parlament zu der Linken gehalten und später in Genf gelebt hatte, wo ich flüchtig seine Bekanntschaft machte. Er lag krank im Bette und erhob sich nur unter Schmerzen, um seine Korrespondenz für die „Kölnische Zeitung" zu besorgen. Er schrieb blos nach dem Hörensagen, so daß seine Mittheilungen über den Kriegsschauplatz nicht gerade werthvoll ausfielen. Am Schluß unserer kurzen freundlichen Unterhaltung bat er mich, ihm gelegentlich aus der Krim einige Zeilen zu übermitteln.

Bei den zahlreichen in und um Konstantinopel wohnenden Griechen bemühte ich mich, ihre Ansicht über die Situation zu vernehmen; es war Nichts aus ihnen herauszulocken, sie zuckten die Achseln und bewahrten eine schlaue Reserve. Den Russen gaben sie sich als Freunde, dachten aber nicht daran, im Rücken der Türken einen Aufstand anzuzetteln; den Engländern und Franzosen schnarrten sie vor, sie seien Anhänger der westlichen Zivilisation, unterließen es aber weislich, ein Hilfskorps zu formiren, wiewohl sie wußten, daß die Engländer, nach den in den Schlachten, durch den grausigen Winter und die Cholera erlittenen Verlusten, eine Fremdenlegion warben, und eine Allianz mit Piemont abgeschlossen wurde. Die Hellenen beschränkten sich auf's Handeln, durften sich daher nicht wundern, wenn sie von den Türken Fußtritte, von den Westmächten und von Rußland Ohrfeigen bekamen. Der Oberkommandant der Franzosen, Marschall Saint-Arnaud, der als junger Offizier Philhellene gewesen, kannte sie sehr wohl; er entwaffnete daher nach der Einnahme von Eupatoria alle dort weilenden Griechen, während er die Tataren als Freunde behandelte.

Am letzten Februar betrat ich den Dampfer „Australasia". Es war nicht leicht gewesen, einen Platz zu bekommen. Ich besaß keinen Paß; die Fürsprache eines Herrn G. W. Wheatley, der mich den englischen Hafenbehörden als seinen Agenten bezeichnete, verschaffte mir ein Gratis-Passagebillet. Die Beköstigung war nicht billig und ich arm wie ehemals — immerhin unverzagt und voll Unternehmungslust. Türkische Polizisten musterten die Einsteigenden scharf; diese bestanden meist aus Griechen, Italienern, Bulgaren, Ungarn, Moldo-Wallachen, Kroaten, Anatoliern, welche Körbe oder Säcke voll Apfelsinen, Zitronen, Zwiebeln und Gemüse bei sich hatten. Langsam glitten wir den ruhigen Bosporus hinab; er war durch keine Batterien geschützt, die Türken bauten auf Allah und die Alliirten. Bei Einbruch der Nacht er-

reichten wir das Schwarze Meer, welches ich nicht dunkler fand als den grünen Rhein und die blaue Donau. Die Seekrankheit machte bei Vielen ihr Recht geltend, als der Wind die Wellen aufregte; ich wanderte unangefochten auf dem Deck herum und suchte mit einzelnen Reisenden ein Gespräch anzuknüpfen. Einem türkischen Soldaten in's Auge blickend, sagte ich: „Sebastopol?" Er legte das Gewehr an und antwortete: „Pecki, Moskoff, puff, krack, bono Johny!" Das war militärisch gesprochen und ich belohnte den Mann mit einem Glas Brandy.

Odessa war, wie ich von den Schiffsoffizieren erfuhr, nicht blockirt und auch nicht bombardirt worden. Wem die Russen diese zarte Schonung dankten, ob dem Mogler Palmerston oder dem Gaukler Napoleon, ist noch nicht konstatirt; ich hoffe, das Geheimniß wird einmal entschleiert. Oder war es pure Humanität, den angenehmen Ruheplatz für die von Omer Pascha verhauenen russischen Korps nicht zu belästigen, damit diese ungestört zur Unterstützung Mentschikoff's nach der Krim ziehen konnten? Freilich hatten auch die Russen keine Anstalten getroffen, den Bosporus zu blockiren. Die Kampfstellung der Flotten war genau diejenige der beiden mit geballten Fäusten aneinander stehenden Berliner Jungen, deren Einer schließlich den Andern anschreit: „Na, Lude, thu Du mir nischt, ick thu Dir ooch nischt!"

Mit Staunen und Grauen schaute ich auf die kolossalen Forts, denen wir nahten; es war von den Alliirten ein unerhört freches Wagniß gewesen, ihre Schiffe wider diese feuerspeienden Felsblöcke anlaufen zu lassen. Die Einfahrt zum Hafen von Balaklawa war, — eine merkwürdige Nachlässigkeit! — durchaus nicht armirt. Man setzte uns an's Land, wo viele provisorische Hütten zur Aufbewahrung von Montirungsstücken und Munition errichtet waren. Die hart am Ufer sich hinziehende schmale Straße erlaubte kaum, daß zwei Wagen an einander vorüber kamen. Ein Steinhaus war von dem englischen Chef der Lagerpolizei, Oberst Harding und einigen Offizieren bewohnt. Am Ende der Straße lag das Hauptpostbureau; die Verwaltung arbeitete prompt und gewissenhaft. Nahe dabei war das Zahlamt, wo ich nachmals hohe Beträge in klingender Münze einzahlte und Anweisungen auf das Londoner Schatzamt eintauschte.

Keiner der mit mir Angekommenen hatte sich über Namen, Beschäftigung oder Subsistenzmittel auszuweisen — als sei Balaklawa ein englischer und nicht ein russischer Hafen. Eine wahre Lotterei, wenn man bedenkt, daß die Besiedlung des Punktes mit russischen Spähern eine Leichtigkeit gewesen wäre! Oberst Harding und sein Hauptmann Johnstone hätten, falls nicht zarte Rücksichten walteten, über diese Spionage-Gelegenheit Pikantes berichten können; genug, die alliirten Generäle hatten mehr Glück als Verstand.

Für zehn Shillinge den Tag erhielt ich einstweilen Kost und Logis auf dem müßig liegenden Dampfer. Zuerst begann ich, die Gegend zu durchstreifen, immerhin mit gebührender Vorsicht, um nicht in die russische Zone hineinzutappen. Als ich Nachts starken Donner hörte, eilte ich verdutzt auf's Verdeck, wo ein Schiffsoffizier mir sarkastisch bemerkte: „Es ist Ihnen doch wohl bekannt, daß nicht allzufern von hier auf einen Platz gefeuert wird, welcher Sebastopol heißt; an dieses Geräusch werden Sie sich zu gewöhnen haben". Auf die Frage, ob es sich lohnte, der Sache „näher zu treten", wurde mir entgegnet, bis zu den Parallelen wären es an die zehn englischen Meilen; weiter käme ich nicht, hätte aber alle Chancen, niedergekegelt zu werden. Darum war es mir nun gerade nicht zu thun; ich suchte wieder meine Schlafstätte auf und genoß daselbst den Geschützdonner, bis ich darüber einschlief. Der folgende Morgen war regnerisch; dennoch beschloß ich nach dem nahen Kadikoi, dem Haupthandelsplatz des Lagers, zu pilgern. Der Weg war eine große Pfütze. Etwa hundert Schritte vor Balaklawa traf ich einen jungen englischen Offizier, dem meine hohen Stiefel sichtlich imponirten. Er wollte sie gleich haben; an eine Mauer gelehnt, zog ich einen derselben aus, da-

mit er sich von der Solidität überzeuge und lud ihn ein, mich nach dem Schiffe zu begleiten, um meine Schätze zu besichtigen. Er bezahlte ein Paar mit fünf Pfund Sterling und kaufte ferner einen Revolver, ein Eßbesteck, einen Trinkbecher und hundert Stück Havannah-Zigarren, wofür er weitere fünf Pfund erlegte. Unterm Brüllen der Kanonen servirte ich ihm ein Frühstück — steinhartes Schiffsbiskuit, ebenso harten Käse und Champagner.

Kadikoi war ein aus Holzhäusern bestehendes Dorf, von der aus dem Hafen nach dem Lager führenden Straße durchschnitten. Dicht dabei hatte Oberst Sir Colin Campbell, später Lord Clyde, sein Quartier. Englische Kaufleute hatten sich in Menge eingenistet. Gewiß waren sie alle des Profits wegen da, aber sie setzten außer ihrem Kapital auch Gesundheit und Leben ein, und erwiesen der englischen Armee Nutzen. Orden und Belohnungen gab es nicht für diese Höker, wohl aber verloren Viele nach dem unerwarteten Friedensschluß ihren ganzen Einsatz und waren ruinirt.

Es herrschte ein lebhaftes Kommen und Gehen, auch die Fuhrwerke der Tataren mußten aushelfen. Die französischen Offiziere fluchten über die englischen Preise, lachten und — kauften zuletzt. Viele Artikel waren sehr begehrt. Die Vorräthe der Herren Richards, Ramsden und Day waren eingetroffen; die Schiffe wollten Balaklawa binnen wenigen Tagen wieder verlassen, und so galt es die Sachen schnell loszuwerden. Flaschenbier, Konserven und Havannah-Zigarren waren stark verlangt; ich erwarb mir auf den Schiffen erkleckliche Mengen und setzte sie mit Vortheil ab. Mein Weizen blühte. Ich trat auch in nähere Beziehungen zu Herrn Oppenheim, dem aus Frankfurt a. M. stammenden Chef der Firma Oppenheim und Cie. Er war ein ausgezeichneter Kaufmann, der durch Scharfsinn und unermüdliche Thätigkeit sich hoch emporgeschwungen hatte. Eines Abends erklärte er, den Aufenthalt in der Krim satt zu haben und einen Käufer für sein gewaltiges Waarengeschäft zu suchen. Sofort benachrichtigte ich die Herren Richards und Ramsden, welche die Schiffe räumen sollten, keine Lokalitäten zur Unterbringung ihrer Kisten und Fässer hatten und daher übel dran waren. Ich rieth ihnen, mit Oppenheim sich zu vereinbaren, zumal sie dadurch auch zu ausreichenden großen Schuppen kämen. Sie überlegten die Geschichte und zeigten sich geneigt, falls ich der Dritte im Bunde sein wollte. Ich gestand, mittellos zu sein, allein sie erblickten darin kein Hemmniß für eine Verbindung, ermächtigten mich sofort zum Ankauf und war ich auf einmal westöstlicher Handelsherr, Miteigenthümer der Restaurants, der Lagerhäuser und Stallungen sammt vierzig Pferden. All das lag uns gegen 35 000 Pfund an. Meine beiden Partner verbrachten ihre auf annähernd 7000 Pfund gewertheten Waaren nach den Oppenheim'schen Schuppen als eine Art Faustpfand, und ein Neffe Oppenheim's blieb so lange bei uns, bis die Gesammtschuld durch wöchentliche Raten von 1000 Pfund getilgt war. Leider war ich so unbesonnen, in die Bedingung zu willigen, daß unsere Erwerbungen in Konstantinopel, dessen Markt mit Konsignationen aus England und Frankreich überfüllt war, durch Oppenheim und Cie. gegen eine Gebühr von 7 1/2 Prozent ausgeführt werden sollten; es resultirten hieraus Zwistigkeiten, die durch ein vom örtlichen militärischen Oberkommando eingesetztes Schiedsgericht zu unsern Gunsten beigelegt wurden. Ich habe Grund zu vermuthen, daß Oppenheim, wie er seinerzeit von hohen militärischen Würdenträgern nach der Krim berufen wurde, Winke erhalten hatte, mit dem Verkauf sich zu sputen.

Wöchentlich 1000 Pfund zu bezahlen, war keine Kleinigkeit; allein baar Geld war im Ueberfluß vorhanden. Da bestanden keine Bier- und Schnapshöhlen, wo die Soldaten lumpten, keine feinen Restaurants, wo die Offiziere spielten oder mit Dämchen sich vergnügten. Alles ging baar ab; unsere beiden Verkäufer, der Deutsch-Ungar Stelzer und der Bayer Erlenbach hatten 10 Prozent der Bruttoeinnahme, die täglich auf ca. 400 Pfund

stieg; ein recht nettes Salär. Der Konkurrenz wegen errichteten wir auch ein Depot mitten im Lager der vierten englischen Division; unweit der ersten Parallele und dort sah ich öfters Dr. W. H. Russel, den berühmten Korrespondenten der „Times", dessen Verpflegung die Militärbehörde bestritt. Natürlich sah er in mir nur den Schacherer, nicht den Korrespondenten der Berliner „Nationalzeitung" und ich verschmähte es, mich als Kollege zu präsentiren.

Ramsden und Richards besorgten den Verkehr mit Konstantinopel, England und Frankreich; mir fiel die Verproviantirung der einzelnen Läden zu. Außerdem erkundigte ich mich fleißig in den Häfen von Balaklawa, Kamiusch und Kasatsch nach den eingefahrenen Schiffen und den Preisen ihrer Waaren, und beim Transport der Gelder bediente ich mich der Blechbüchsen, in welchen uns die Straßburger Gänseleberpasteten geliefert wurden; jede derselben faßte genau 1500 goldene Sovereigns; der junge Oppenheim paßte tapfer auf, daß statt der Sovereigns keine französischen Zwanzig-Francsstücke sich einschlichen. Die vielen Touren bewogen mich auch zur Anschaffung eines Pferdes. Für dreißig Pfund erwarb ich einen famosen arabisch-anatolischen Schweißfuchs, der nur fast zu feurig war. Früher ohne Zweifel der Lieblingsgaul eines behäbigen Paschas, fand er sich in dem mitunter diabolischen Krim-Lärm vorerst nicht zurecht, tanzte mehr als er ging, und die Tataren schworen drauf, er sei verrückt. Aber er war so fein gebaut, daß mir Offiziere oft den doppelten Betrag anboten. Umsonst; wir gewöhnten uns an einander und wurden fast unzertrennlich.

Gegen Ende März war die Eisenbahn von Balaklawa bis Kadikoi hinaus vollendet, auf welcher nur Kriegsmaterial befördert wurde, — zum Leidwesen und Schrecken der Tataren, welche meinten, nun könnten sie Wagen und Ochsen in's Schwarze Meer werfen. Ich tröstete sie, doch das Schnauben der Lokomotive jagte ihnen immer wieder Furcht ein. Wer die gewaltigen Ladungen sah — gleichviel ob er auch nichts von artilleristischen Dingen verstand — staunte, daß die Alliirten, einmal Herren der Häfen von Balaklawa und Kamiusch, nicht gleich von dort aus eine Bahn nach dem Lager, der „Front", wie man sagte, anlegen ließen. Aber den englischen Ingenieuren, welche auf ihre Orientirungsgabe und praktische Geschicklichkeit so stolz sind, fiel Solches gar nicht ein, und als endlich die Nothwendigkeit klar vorlag, war es eine Londoner Gesellschaft, die auf den Kriegsminister einwirkte, worauf dieser auf Lord Raglan drückte. Der edle Lord war einst Adjutant des Herzogs von Wellington gewesen; es gab rüstigere und einsichtigere Generale — nur vornehme Vetterschaft hatte ihm den Posten eingetragen. Er war ein Hampelmann an der Schnur des Herzogs von Newcastle, einem Werkzeuge Palmerston's. Letzterer stand im Verdacht, über Paris, wo es von russischen Agenten wimmelte, mit Petersburg angebandelt zu haben. Der englische Hof war entschieden antirussisch, aber Palmerston, ein Gegner des Prinzen Albert, verfuhr mitunter so willkürlich, ohne sich um die Königin zu kümmern, daß diese, als jener den Staatsstreich Louis Napoleon's anerkannte, ohne von ihr autorisirt worden zu sein, ihm weidlich „die Leviten las". Morny, Napoleon's Halbbruder und Mitstrolch, und ebenso Walewski handelten ganz in moskowitischem Sinne und die Ansicht, es sei die Ernennung des abgelebten, in Algier aufgebrauchten Sünders Saint-Arnaud zum Befehlshaber der französischen Truppen vor Sebastopol von dieser Seite arglistig eingefädelt worden, fand ihren Ausdruck auch in der Presse. Die Unfähigkeit der militärischen Häupter und das geheime Treiben gewisser Kliquen in Paris und London verschuldete all das Unbegreifliche, was damals geschah. Das leicht zu nehmende Odessa blieb unversehrt, dagegen sollte die harte Nuß Sebastopol aufgeklaubt werden; man belagerte nicht zuerst die Nordseite, sondern die schwierigere Südseite. Kein Versuch, die Verbindungen zwischen Sebastopol, Simpheropol, Perekop mit dem Innern des Reiches zu unterbrechen oder in Kleinasien die Festung Kars zu entsetzen! Die Ex-

pedition nach Eupatoria, Kertsch und Taganrog waren nur Spritzfahrten größeren Stils.

Im Mai marschirten die Piemontesen durch Kadikoi. Die bequem und einfach uniformirten, elastisch einherschreitenden Bersaglieri entzückten mich ebenso wie ihre Musik, welche keine elenden Gassenhauer zum Besten gab wie die der Engländer. Unter diesen flößten mir die Blaujacken noch am meisten Respekt ein; ihre lustigen Beefsteakgesichter, die entblößten Hälse und ihr johnbulliges Aufstampfen beim Marschiren bereiteten mir mehr Spaß als die bunten Lappen und infernalischen Dudelsäcke der vielfach über Gebühr gepriesenen Hochländer. Die schlicht und dunkel gekleideten, stattlichen Schützen waren ebenfalls ein treffliches Korps und bildeten einen eigenthümlichen Kontrast zu den französischen Zuaven mit der Mütze übern Ohr und der Katze auf der gewehrfreien Schulter. Die langen englischen Gardesoldaten sahen mehr klobig als soldatisch aus und waren schwerfällig. Den Türken wurde, wohl aus Neid, von den christlichen Kriegern nachgeredet, sie wären in der Schlacht bei Balaklawa vor den Kosaken ausgekniffen, und später hieß es gar, die Frau eines schottischen Unteroffiziers hätte sie mit einem Waschlappen in's Gefecht zurückgetrieben. Das war eine Prahlerei; in der Krim wußte man nichts von dieser Heldin.

Dr. Russel flossen reichlich Mittheilungen zu; er wurde von den Offizieren umdrängt und man unterstützte ihn in jeder Art, so daß er um Material für seine „Times"-Briefe nie verlegen war. Ich hatte es schwieriger, den Stoff für meine Berichte an die Berliner „Nationalzeitung" zu beschaffen; die wenigen Offiziere meiner Bekanntschaft wußten selbst nicht immer exakten Bescheid, weshalb ich von Zeit zu Zeit nach der „Front" mich begab, um dort zu beobachten. Dabei mußte ich bei meinem Hang zur Spötterei sehr überlegen, was ich schrieb, um nicht etwa Leute zu verletzen, in deren Belieben es lag, mich aus der Krim hinauszustellen. Endlich widerstrebte es mir, den Russen über Berlin willkommene Aufschlüsse zu schicken. Einem Lande, das mir, dem gehetzten Flüchtling, ein Asyl gewährte, solche Possen zu spielen, wäre Verrath gewesen.

„Je mehr man sich die Festung Sebastopol anguckt, desto weniger gefällt sie Einem", — dieser Meinung des englischen Ingeniers en chef Sir John Burgoyne war auch ich. Es schien mir undenkbar, daß die Einnahme vor 1856 erfolgen werde. Mit meinen Associés bewohnte ich das steinerne Gebäude, welches Oppenheim vorher innegehabt; das Dach war stark durchlöchert, so daß Regen und Schnee ziemlich freien Zutritt hatten und wir oftmals unsere Betten hin und her zu schieben gezwungen waren. Der Komfort hielt sich gleichfalls fern von Uebermaß. Auf Brettern lagen unsere Eßwaaren herum, und die Ratten und Mäuse spektakelten Nachts oft so infam, daß ich wüthend einhieb und ein förmliches Gemetzel anrichtete. Im April war es schon beträchtlich warm, und dem Erdboden entstiegen, da Menschen- und Thierleichen massenhaft herumlagen, mephitische, tödtliche Gerüche. Um zum Postgebäude zu gelangen, mußte ich am türkischen Begräbnißplatze vorbei; da starrten unter der dünnen, vom Regen weggewaschenen Erdschichte hervor die nackten verdorrten Arme und Beine der armen Muhamedaner; für rechtgläubige Russen und hochkirchliche englische Pfaffen vielleicht eine Augenweide, für mich ein entsetzliches Bild. So fürchterlich war an einem andern Ort, wo man Haufen von Leichen eingescharrt, der Gestank, daß einst mein sonst so muthiges Roß zu zittern und zu keuchen anfing und nicht mehr von der Stelle zu bringen war. Kein Mensch befand sich in der Nähe und mir selber war zum Sterben. Da rettete mich meine Feldflasche. Ich goß mir Kognak ein, gab dem Thier mit Kognak befeuchtetes Brot zu fressen, hielt ihm einen Moment die mit der Flüssigkeit gefüllte hohle Hand vor die Nüstern, streichelte es und der Effekt stellte sich ein. Es beruhigte sich und trabte weiter. Mit Sicherheit war zu schließen, daß die pestilenzialischen Gerüche Epidemien erzeugen würden, und man sandte aus England, als ob die regulären Militärärzte und

Chirurgen nicht selber hätten Vorkehrungen treffen können, eine eigene Sanitätskommission her.

Von Zeit zu Zeit unternahmen die Russen von jenseits der Tschernaja her mit Kavallerie lahme Rekognoszirungen, wobei polnische Offiziere und Gemeine häufig desertirten. Das war eine kleine Zugabe zu der Konversation der Feuerschlünde; ich gewöhnte mich in solchem Grade an den Donner, daß ich ohne diese Musik fast nicht einschlafen konnte. Mit einem lustigen Schiffslieutenant besuchte ich zu Ostern einen Artillerieoffizier, der uns nach den Tranchéen geleitete; ich hatte kaum mein Glas auf die Fortifikationen gerichtet, so erwiderten die Russen diese Aufmerksamkeit mit einer Vollkugel, welche neben mir in die Erde fuhr. Es sei dies ein Amusement der Russen, belehrte mich der englische Artillerist, das ihnen noch keinen Mann gekostet; aber nun schlugen die ehernen Grüße neben, vor und hinter uns so kräftig ein, daß wir uns eilig bedankten und in genügender Distanz beim Champagner, — damals das gewöhnliche Getränk in der Krim — von der unangenehmen Empfindung kurirten.

Auf ihren Ritten durch Kadikoi sprachen die Armeehäupter öfters bei uns vor, und konnte ich sie genau betrachten. Lord Raglan, schon an einem leeren Rockärmel kenntlich — der eine Arm war ihm abgeschossen worden — saß für sein Alter recht fest im Sattel, hatte aber nichts Martialisches an sich. Er wäre leicht durch einen schneidigeren General, kaum aber durch einen gefügigeren zu ersetzen gewesen; war er beauftragt in vollendeter Eintracht mit dem französischen Oberkommandeur zu verharren, so kam er dieser Vorschrift buchstäblich nach, wie beschwerlich dies mitunter sein mochte. In den seither publizirten Briefen bezeichnete ihn St. Arnaud als seinen ächten Freund, kann es aber doch nicht lassen, bei jedem Anlaß die Superiorität der Franzosen hervorzuheben. „Kein Wunder", schreibt er, „daß wir uns auf die militärischen Angelegenheiten besser verstehen, da die Engländer seit 1815 keinen großen Krieg mehr geführt haben" — die Ausrottung der Araber in Algier war für ihn natürlich ein großer Krieg! Und dann heißt es ferner: „Ich muß mir auf die Engländer warten; wir laufen, sie marschiren". Pelissier, der Nachfolger Canrobert's, welch letzterem der erkrankte St. Arnaud das Kommando abtrat, war nichts weniger als eine distinguirte Persönlichkeit. Die Figur eines alten, beleibten, grauköpfigen Gensdarmen, wie deren in französischen Städten zu Dutzenden flaniren; er hing auch mehr am Pferde, als er drauf saß. Omer Pascha, anscheinend ein hoher Fünfziger, sah gesünder und rüstiger aus als die genannten Kollegen, und hatte den lebhaftesten, durchdringendsten Blick; war ein famoser Reiter und sprach mehrere Sprachen, so auch das Russische, von dem die Andern keine Silbe verstanden. In seinem Gefolge war Alexander Ilinski, besser bekannt unter dem Namen Iskander Bey; ein junger Vetter von ihm kam zehn Jahre später nach London, gab sich als polnischen Flüchtling, wollte Kammerherr Alexanders II. gewesen sein, that dick mit seinem intimen Verhältniß zu dem Grafen Schuwaloff, betrauerte das Elend seines Vaterlandes und ließ sich nachmals trotz dieser Schmerzen als russischer Agent nach Montenegro instradiren. Er ertheilte mir Unterricht im Russischen, den ich gut bezahlte, und borgte mir eine Summe ab, die ich von ihm nicht wieder erhielt.

Gerüchtweise verlautete, Omer Pascha habe den Plan einer Belagerung Sebastopols mißbilligt und drauf gedrungen, die Russen in offener Feldschlacht zu klopfen, wie er es ohne Hilfe der westmächtlichen Truppen vor Silistria und an der Donau gethan. Er und sein Stab hatten sich im Kriegsrathe zu Varna für den Einmarsch durch die Gegend am linken Donauufer ausgesprochen. Zwischen dem türkischen Generalissimus und den westlichen Helfern herrschte somit keine sonderliche Innigkeit. Lord Raglan hatte einen förmlichen Widerwillen gegen die Türken. Er sträubte sich gegen eine Vermehrung ihrer Streitkräfte, und der durch die Berührung mit einem lebenden Lord sich geschmeichelt fühlende Canrobert nickte verständnißinnig zu. Omer Pascha war der

Einzige, welcher das Kriegsmetier gründlich verstand. Genug, die Türken erhielten keine Nachschübe, und dafür kamen unter Lamarmora die Piemontesen, deren Generalstabsarzt Dr. Arena mich von der Cholera kurirte. Er verordnete mir täglich zwei bis dreimal dickgekochten Reis und dazu trank ich edeln Burgunder; ich empfehle dieses Rezept auf's Wärmste. Eines Tages stürzte ein italienischer Offizier auf mich zu, legte mir die Hände auf die Schultern und rief: „Bist Du es Borkheim?" „Ja", antwortete ich, ihn gleich wieder erkennend; es war jener Italiener, welcher 1848 aus der Heimat verbannt, in Zürich mein Hausgenosse war. Jetzt trug er die piemontesischen Kapitäns-Epauletten, wünschte aber, mit der Hand nach den Zelten seiner Landsleute weisend, ich möchte über seine revolutionäre Vergangenheit nicht plaudern. Ebenso traf ich den Ungarn Stephan Türr, dem sein von Johann Philipp Becker 1849 in Baden erhaltenes Oberstpatent recht wohl zu statten kam. Die Engländer hatten ihn unter Belassung seines Ranges engagirt. Er wollte damals nach der Moldo-Walachei reisen, dort Pferde anzukaufen. Er war ungarischer Soldat gewesen und weil ich wußte, daß die Oesterreicher noch immer in der Nähe der Donau standen, warnte ich ihn, sich dort nicht abfangen zu lassen. Umsonst; er wagte sich hin, wurde richtig erwischt und nur durch die besondere Fürsprache der Königin Viktoria freigegeben. Türr focht später unter Garibaldi, ward auf dessen Empfehlung General in der italienischen Armee, schiffte sich dann mit Lesseps nach Zentralamerika ein und bewarb sich nachmals in Athen um die Konzession zur Durchstechung des Kanals von Korinth.

Der Anlaß, Vergleiche zwischen englischen und preußischen Offizieren anzustellen, bot sich reichlich. Jene hatten eine minder geschniegelte Taille, waren weniger steif und besaßen schmälere Schultern; dafür erschien ihr Brustkasten runder und voller; flachbrüstige Herren gab es keine. Nicht sonderlich ausgebildet waren ihre Rückenmuskeln, Hüften und Lenden nicht so breit wie bei den Preußen; der Fußtritt eines englischen Offiziers hatte kaum die Wucht eines preußischen; dafür exzellirten die britischen Herren im Fauststoß. Auch ihre Börsen waren voller, gespickter, als diejenigen meiner Landsleute; ob sich's inzwischen geändert hat, weiß ich nicht. Die englischen Gemeinen, Engländer wie Schotten und Iren, lärmten und soffen ungleich mehr als die preußischen Soldaten meiner Generation; oft genug wurden deren ganze Rudel von der Lagerpolizei aus den Gräben geholt, wo sie sich im Rausche hingebettet, und zu ihren Regimentern geschleppt. An der Alma und bei Inkerman, auch während des gräulichen Winters 1854—55 bewiesen sie ächten Heldenmuth; sie waren wackere Kämpfer und ausdauernde Säufer. Dr. W. Russel erwähnte dieses Durstes selbstverständlich in seinen „Times"-Korrespondenzen nicht, wie laut er auch sonst tadelte, polterte und nörgelte. Blendend waren seine Darstellungen gewiß, in der Verläßlichkeit standen sie hinter denen zurück, welche ein ehemaliger preußischer Offizier, von Wenkstern, für die „Daily News" schrieb. An Diskretion hielt sich Russel nicht gebunden; er befliß sich einer frappirenden Ungenirtheit, so daß ihn Lord Raglan in einem Rapporte an den Kriegsminister geradezu des Verbrechens zieh. Jedenfalls hat er — unfreiwillig — durch seine detaillirten Angaben die Russen ergötzt!

Während der kalten Monate tranken die Offiziere ungezählte Flaschen Portwein, ein Gesöff, von dem die Engländer noch vor dreißig Jahren mit heiliger Ehrfurcht sprachen; die Soldaten spülten sich die Gaumen mit Whisky, Gin, Rhum oder sogenanntem Kognak, einem in Hamburg oder Cette gebrauten, wesentlich aus Kartoffelschnaps bereiteten Getränke. Mit der Hitze stieg auch der Konsum; die verschluckten Quantitäten Champagner waren enorm, so daß unsere riesige Zufuhr nicht mehr genügte. Wir bezahlten die Flasche mit zirka zwei Francs und bezogen das Vier- und Fünffache. Auch die Tataren holten wiederholt Champagnerladungen, wahrscheinlich für die russischen Offiziere.

Leben und Eigenthum waren im Lager

sicher, obschon auf verhältnißmäßig eng begrenztem Terrain an die 200000 Mann fünf verschiedener Nationalitäten sich bewegten und ein Haufen von Halsabschneidern und Dieben aus allen Räuberhöhlen der Häfen des Schwarzen und Mittelländischen Meeres Zutritt erlangt hatte. Dieses Gesindel besaß, obwohl mit Dolchen, langen Messern und Pistolen versehen, gehörige Achtung vor der englischen Lagerpolizei. Für mich, der ich oft mit einigen tausend Pfund in der Tasche nach Hause ritt, war dies sehr angenehm. Im Laden wurde uns dann und wann ein Korb Champagner oder ein Fäßchen Bier gemaust; von andern Waaren kam uns nie etwas abhanden. Dem schönen Geschlecht waren Balaklawa und Kamiusch verschlossen; nur unser ungarischer Angestellter durfte seine dralle jüdische Gattin bei sich behalten und sie war so gütig, meine Kleider zu flicken und meine Wäsche zu besorgen. Eine Französin, welche eine kleine Spielspelunke etabliren wollte, wurde rasch über die Linie befördert....

Eine grausige Gefahr sollte gnädig an mir vorübergehen. Schwer mit Gold beladen, trabte ich auf meinem Fuchse heimwärts; ich wich zufällig nach links ab und folgte einer Straße, die an einem über hundert Fuß hohen aus Ziegeln erbauten Thurm vorüberführte. Es lagen Zelte ringsum und drinnen französische Kanoniere. Ich war kaum eine englische Meile über diesen Punkt hinaus, als mir schien, mein Pferd werde emporgehoben und falle wieder auf die Füße; es hielt an, zitterte am ganzen Körper und es war, als bebe die ganze Erde. Noch sann ich über den unerklärlichen Vorfall nach, als ein französischer Reiter mich einholte und von ihm hörte ich, daß ein Pulvermagazin aufgeflogen sei. Ich ritt zurück und sah, was geschehen. Der hohe Thurm war verschwunden, — wie weggeblasen. Wo er gestanden, lag eine schwarze Ruine, — die Zelte wie weggefegt, hie und da Gliedmaßen und in einer Hütte stöhnende Verwundete. Ein feindliches Geschoß konnte das Unheil nicht bewirkt haben; es mußte durch Bosheit oder Nachlässigkeit angerichtet worden sein. In meiner Wohnung angekommen, versuchte ich das Ereigniß für die „Nationalzeitung" zu schildern; vergeblich, so sehr war ich im Innersten aufgeregt, daß ich nicht mehr als etliche Zeilen zu Stande brachte.

Auch an Komik wurden wir nicht verkürzt. Am Bord der Straße nach Balaklawa saß eines Morgens ein Türke, einen Korb vor sich und schrie mit dem vollen Aufgebot seiner Lunge auf gut Englisch: „Come here bono Johny! very good english rotten apples! very good english rotten eggs!" (Komm her, Engländer, sehr gute englische faule Aepfel, sehr gute englische faule Eier!) Ein irischer Soldat stieß, ärgerlich darob, den Korb um und einige seiner Kameraden machten dabei Beute. Nun aber brach der Türke in ein Gejammer aus, daß es Steine erweichte. Die Lagerpolizei intervenirte und es resultirte aus der Untersuchung, daß der Arme auf dem Schiff, das ihn aus Stambul gebracht, einen englischen Soldaten gefragt hatte, wie die Anpreisung auf Englisch laute und von diesem genarrt worden war.

Wenn ich von unserm Hausplatz aus die Umgebung musterte, die auf den Höhen über Kamara postirten Kosaken und Bedetten gewahrte, und unsere gesammte Lage erwog, so kam ich stets zum Schluß, daß letztere nichts weniger als befriedigend war. Hätten die Russen nächtlicher Weile uns nur an die zweihundert verwegene Kerle auf den Hals geschickt, es wäre uns schlimm ergangen; aber zum Glück waren sie zu faul oder von ihren Kundschaftern schlecht informirt; und als die Piemontesen anlangten, war ein solcher Ueberfall verpaßt. Letztere standen dem Feinde näher als alle übrigen Truppen und ließen es an Wachsamkeit nicht mangeln.

Dürftig gekleidet und unzureichend ernährt, hatten die englischen Soldaten im ersten Quartal des Jahres 1855 einen entsetzlich mühseligen Dienst. Schneidende Kälte, Schnee und Regen und Koth reizten nicht zur Lustigkeit; am fröhlichsten ertrugen die Irländer ihr Elend. Erst nach dem mißglückten Angriff auf den Malakoff hob das Murren an; man hatte das unaufhörliche Schaufeln satt und schalt auf die Krieg-

führung; schlau war diese nur nach den Begriffen der französischen Herren, die in Algier jene Strategie erlernt hatten, mit der sie 1870 so erbärmlich Fiasko machten. Die ungeheuren Verluste des Heeres am 18. Juni erschütterten Lord Raglan; er erkrankte und starb.

Bald nach Lord Raglan's Hinscheiden reiste ich, neue Einkäufe zu machen, nach England zurück. Meiner Kalkulation gemäß fiel Sebastopol während des Jahres 1855 noch nicht und verließen die Belagerer die Parallelen, um die Russen im offenen Felde zu packen; ich kalkulirte aber diesmal schlecht.

Der Postdampfer, der mich von Konstantinopel nach Marseille tragen sollte, hatte viele Türken und Griechen als Deckpassagiere an Bord, die nach Zwischenstationen fuhren. In rauhhaarige Ueberwürfe oder Teppichstücke gehüllt lagen die armen Kerle meist in einer jaucheartigen Sauce. Der Passagiere erster Klasse waren nur wenige. Zwischen Smyrna und Syra hatten wir Sturm, der die rohesten Späße mit unserm Schiffe trieb. Wir Kajütenbewohner flogen einer nach dem andern zu Boden, nach ihrem höllischen Gekreische zu schließen, waren aber die Deckpassagiere noch übler dran. Der französische Schiffsarzt beschwichtigte sie, indem er mit seinem rauhen, den Sturm übertönenden Baß ihnen zurief, sie möchten schweigen und sich ruhig halten. Er schwang dazu seinen Stock und dessen Sprache beschwichtigte wohl die seekranken Orientalen am meisten. Als ich aus meinem Kajüten-Elend heraufkletterte, bot sich begreiflich wenig Erfrischung. Türken und Griechen aßen Zwiebeln, Kürbisse und Melonen, spieen überall hin und der Wind vermochte die scheußlichen Duftwellen nicht zu verjagen. Die Erbfeinde vertrugen sich übrigens leidlich; sie plauderten und halfen sich brüderlich mit ihrer Zehrung aus. Einer der Türken bat mich um Neuigkeiten aus der Krim; ich radebrechte ihm Einiges, worauf er grinsend und die Achseln zuckend eine Anrede an mich hielt, die im Wesentlichen Folgendes besagte: „Die Franzosen schießen aus großen Kanonen, bumm! Die Engländer schießen aus großen Kanonen, bumm! Die Russen schießen aus großen Kanonen, bumm! All das ist unschädlich, Nichts kommt heraus".

Der dumme Türke traf den Nagel auf den Kopf. Als ich nach knapp bemessenem Aufenthalt in England wieder zurückkam, befand sich Alles beim Alten; es wurde fortgeschossen und dann raufte man sich einmal an der Tschernaja. Auf dem Schlachtfelde kaufte ich um wenige Francs eine Hand voll russischer Orden und Ehrenzeichen, welche französische Soldaten den todten Feinden von der Uniform getrennt. Eine Medaille wies auf dem Revers den heiligen Georg und ein phantastisches Thier, eine zweite stammte aus dem Jahre 1828; sie mußte also einem Streiter angehört haben, der bereits den türkischen Feldzug unter Diebitsch mitgemacht; gewiß war er kein Jüngling mehr. Eine dritte trug die nette Inschrift: „Für die Beruhigung Ungarns, 1849". Ziemlich bald darauf, während ich in Konstantinopel weilte, wurde Sebastopol erstürmt. Mit einigen Bekannten besuchte ich die eroberte Stadt, in welcher englische und französische Soldaten der Plünderung oblagen, jedoch mit dem Ergebniß nicht zufrieden zu sein schienen. An manchen Stätten sah es recht schlimm aus, die Batterien hatten ihre Schuldigkeit offenbar fürchterlich gethan, aber die Verwüstungen waren doch nicht derart, wie wir uns dieselben gedacht; ich habe im Frühling 1871 zu Straßburg Traurigeres wahrgenommen. Es ist viel zu viel Aufhebens von der durch Totleben geleiteten „genialen" Vertheidigung Sebastopols gemacht worden; die Russen prahlten, und die Alliirten ließen prahlen, weil ihre Gloire dabei nur gewann.

Im Spätherbst 1855 reiste ich abermals nach England, um frische Einkäufe zu machen. Mein Freund Schily in Paris warnte mich; die Pariser seien des Krieges müde, und der Hof, an welchem Rußland einen einflußreichen Vertreter habe, begünstige diese Strömung durch die offiziöse Presse. Vor Sebastopol hatte es anders getönt; dort war mit aller Zuversicht von einer Fortsetzung der Kampagne gesprochen

worden und in London dominirte diese Auffassung gleichfalls, namentlich auch unter den für die Fremdenlegion geworbenen deutschen Offizieren. In ihrer Runde wurde recht bitter über die Saumseligkeit geklagt, mit welcher die englischen Behörden die Organisation der Legion betrieben. Willich und Siegel, warf ich ein, würden rasch eine ausreichende tüchtige Schaar gesammelt haben; da erhob sich fauchend vor Wuth ein kleines Männchen, um mich zu belehren, er und seine Kollegen seien keine Radikale und noch weniger Republikaner und würden nicht unterm Kommando von ehemaligen Rebellenhäuptlingen fechten. Es kostete einige Mühe, den Liliputaner-Feldherrn zu besänftigen. Aus seiner Miene und seinen Argumenten mußte ich schließen, er sei mindestens Sprößling eines reichsgräflichen Hauses; es ergab sich jedoch hinterher, daß er — Unteroffizier in der Hamburger Feuerwehr gewesen. Die zur Annahme der Legionsoffiziere bestimmte Kommission war offenbar gehörig reingetappt; oder wähnte sie die Russen mit Feuerspritzen anzugreifen? Mehrere der Herren traf ich nach einiger Zeit in Konstantinopel wieder und ihrer Zwei pumpten mich vorurtheilslos an.

Weil denn überall eine kriegerische Stimmung durchklang, war ich bei meinen Einkäufen nicht schüchtern und schaffte in meinem heißen Spekulationsdrang kolossale Quantitäten Bier in Flaschen und Fässern an. Vorsichtshalber erwarb ich mir auch die englische Naturalisation und verreiste mit einem Paß in der Tasche nach Balaklawa. Dort trafen fortwährend so viele Schiffe aus England, Frankreich und Italien ein, daß der Hafen buchstäblich vollgestopft war und die Artikel auf dem Lande sich dermaßen stauten, daß man sie nicht zu bergen vermochte. Viele Händler wurden unruhig und fürchteten, der Markt werde vielleicht doch ein unerwartet Ende nehmen, und liquidirten. Da aber das Kommissariat mit uns auch einen Kontrakt für die Lieferung von Schlachtvieh abschloß, glaubte ich, warnende Andeutungen in den Wind schlagen zu dürfen, und daß ich es nur offen bekenne: ich wünschte den Russen eine weitere Portion rechtschaffener Hiebe und redete mir thöricht ein, der Friede stehe noch in weiter Ferne.

Er war schon vereinbart, als ich noch immer von neuen Schlachten träumte! Der russische Obergeneral ordnete eine große Parade seiner Truppen zu Ehren der alliirten Offiziere an, wahrscheinlich, um ihnen zu beweisen, daß noch genügend Kanonenfutter zur Disposition sei, und um einen leisen Druck auf die Schlußverhandlungen auszuüben. Die Schaustellung vollzog sich am östlichen Ende des Terrains, auf welchem im Oktober 1854 die Schlacht von Balaklawa getobt und die englische Kavallerie ihren berühmten Todesritt ausgeführt hatte. Die Parade fiel armselig und mager aus. Englische und französische Offiziere, mit denen ich darüber sprach, fanden, diese Mannschaften seien nicht mehr kampffähig. Lady Bloomfield, die Gemahlin eines Diplomaten, der in Petersburg, Wien und Berlin englischer Gesandter gewesen, erzählt in ihrem interessanten Buche „Court and Diplomatic Life“: Der Zar hielt einen Ministerrath ab; das Resultat war: Armee — giebt's nicht mehr; Flotte — giebt's nicht mehr; Geld — die in Hamburg erhobene Anleihe war heidenmäßig theuer und eine zweite nicht zu realisiren. „Also Friede“. In der That, der Zar aller Reußen bedurfte seiner. Nicht umsonst verschmähte Gortschakoff die Theilnahme am Pariser Kongreß von 1856; er wollte nicht einen ekligen Friedensvertrag unterzeichnen. Das Buch von Jomini verbreitet sich einläßlich über diesen Vorgang....

Bald kamen zwei russisch-jüdische Handelsmänner aus Simpheropol nach Kadikoi angewackelt, um Artikel zu suchen, mit denen im Innern Rußlands zu schachern wäre. Sie fanden das Meiste zu theuer, meinten aber, das massenhaft herumliegende Papier, die Tuchfetzen und ähnliches Zeug wäre zu gebrauchen. Ich übernahm es, dieses Material aufschütten zu lassen, erhielt die Kaufsumme in Papierrubeln ausbezahlt — russisches Gold- und Silbergeld kam gar nicht mehr zum Vorschein — und hatte nun Lumpen für Lumpen! Es war unnütz, dieses schmutzige Zeug nach Eng-

land zu schicken; ich wollte probiren, dasselbe in Odessa loszuwerden und ritt mit meinem Diener nach Simpheropol. Zu Bakschi-Serai wurde in einem jüdischen Gasthaus gerastet. Aber welche Rast! Wir hatten uns kaum ausgestreckt, so begann an meinem ganzen Körper ein scheußliches Jucken. Ganze Kolonnen von Wanzen rückten auf dem dreckigen Fußboden gegen uns an; seit meiner Haft zu Schopfheim im Jahre 1848 hatte ich Aehnliches nie mehr erlebt. Wir lärmten; die Zimmernachbarn murrten, da wir ob solcher „Kleinigkeit" spektakelten, und der Wirth eröffnete uns höhnisch, wenn es uns nicht bei ihm gefiele, möchten wir anderswo Herberge beziehen. Wir begaben uns nach dem Hof, breiteten unsere Mäntel aus und hofften, vom Monde hell beschienen, Ruhe zu finden. Wir täuschten uns; auch der Sand wimmelte von den blutgierigen Bestien, und nun blieb nichts übrig, als aufzustehen und herumzuschlendern, wobei wir uns dann und wann auf eine Steinbank niedersetzten. Im Morgengrauen trabten wir nach dem Neste Simpheropol. Dort wuschen wir uns, speisten, tranken famosen Karawanenthee und ich übergab die Rubelfetzen wohlverpackt und deklarirt gegen Bescheinigung der Post; sie waren an eine bekannte deutsche Firma in Odessa adressirt. Eine Antwort erhielt ich nie; das Papier war fort und ich hatte das Nachschauen....

Die Mailüfte säuselten. Die Franzosen brachen ihre Zelte ab und rüsteten sich zur Abfahrt; die Piemontesen säumten auch nicht und im Juni gedachten die Engländer sich einzuschiffen. Uns, dem Krämervolk, eröffnete sich eine düstere Perspektive. Gerade jetzt schwammen die von mir in England allzu waghalsig befrachteten Schiffe heran. Sie waren nur für die Hinreise gemiethet und ihre Kapitäne bestanden, weil lohnende Rückfracht in Sicht war, auf sofortigem Ausladen. Da wurden nun die Kisten, Fässer und Ballen auf den Strand gewälzt und lagen haufenweise im glühenden Sonnenbrand, dem Verderben und den Künsten der Gauner ausgesetzt. Ich stand da in der Attitude des Propheten auf den Trümmern Jerusalems. Dutzend- und dutzendmal hörte ich den Knall der aus den Fässern fliegenden Zapfen. Das Bier rann in Bächen auf die Straße und englische Matrosen und Soldaten, auf solch glücklichen Zufall harrend, warfen sich der ganzen Länge nach hin, verschlangen das kühlende Naß, schluckten, bis sie steif waren und weggerollt werden mußten. Solch garstige Szenen mehrten sich, während die Käufer schwanden, unser Geschäft täglich mehr verödete. Auch meine beiden Partner reisten ab und ließen mich allein auf der russischen Flur zurück. Eine beängstigende Langweile herrschte ringsum; über den bis vor Kurzem so belebten Ortschaften schien die Hand des Todes zu lasten. Die Postdampfer hatten den Dienst eingestellt, selten noch fuhr ein Dampfer nach Konstantinopel. Ich war allein mit meinen quälenden Gedanken und dem Fieber. Das englische Kommissariat hatte in die letzten Lieferungsverträge die Klausel eingeschwärzt, daß jene nichtig seien, falls vor Ankunft der Waaren die Friedenspräliminarien vereinbart wären; gut- oder übermüthig war ich drauf eingegangen und hatte nun den Salat. Stündlich schmolz zusammen, was ich erworben, mit Bangen dachte ich der einzulösenden Wechsel. Nach England zurück konnten, — zumal die Versicherung und der Transport Summen verschlungen hätten, — die Vorräthe nicht spedirt werden, nur die Spirituosen wanderten wieder westwärts; die gesammte übrige Last ließ ich auf ein Schiff laden und schickte dieses mit einem Angestellten nach Odessa, damit dort ein wohlrenommirtes Haus den Rest auf unsere Rechnung verkaufe.

Einer der letzten Dampfer — irre ich nicht, war's der letzte — trug mich Ende August nach Konstantinopel. Eben ertönte das Signal zur Abfahrt, als ein Herr und eine Dame in voller Hast heranrannten, verfolgt von zwei Uniformirten. Der Herr, den ich in meinem Leben nie gesehen, kam auf mich zu und richtete auf Deutsch die Worte an mich: „Herr Borkheim, ich bitte Sie, mich zu retten; ich bin ein Deutscher aus den baltischen Provinzen, mein Name ist Baron R.....,

war Oberst in der russischen Armee, meine Rechnungen wurden unrichtig befunden, ich floh und beschwöre Sie, mir zu helfen; die Beiden wollen mich arretiren!" Seine Gemahlin, wie er mir hastig sagte, eine Französin, nöthigte mir ihre Reisetasche auf, die zehn tausend englische Pfund in Gold enthielt. Was konnte und sollte ich thun? Ich rapportirte dem Kapitän auf Englisch. Dieser bedeutete die beiden russischen Polizisten, sie hätten auf einem englischen Schiffe nichts zu thun und möchten sich drücken. Sie lärmten, protestirten und wollten ihr Wild haben, aber nun begann die Schraube zu ächzen, und die Beiden, ohne Lust nach Konstantinopel mitzufahren, hüpften an's Land. Der Herr „Baron" war gerettet. Ganz dreist bestätigte er mir, daß er das Geld der russischen Regierung gestohlen. Es war ein ungeheuer geschwätziger, in mancher Hinsicht sehr unterrichteter, aber verschmitzter Kerl. Wie er meinen Namen erfahren, verrieth er mir merkwürdiger Weise nie; über seine Verhältnisse schwefelte er alles Mögliche. Ich wurde ihn auf der Reise gar nicht los, stets belagerte er mich, nahm meine Gefälligkeit bei jedem Anlaß in Anspruch; was aus dem Abenteurer, der sich in England als geriebener Schmutzian entpuppte, noch geworden, weiß ich nicht*). Seinen Raub deponirte er bei der London und Westminster Bank. Im Besitz eines anständigen Chequebuches ließ er sich nichts abgehen. Er hatte gestohlen und war berechtigt, vergnügt zu leben. Ich hatte gearbeitet und war auf dem Pflaster. Meine beiden Partner waren auswärts und ließen mich zappeln. Wir waren ruinirt, alle Anstrengungen halfen nicht aus der Klemme, der Kelch der Demüthigung mußte bis auf den letzten Tropfen geleert werden. Ich hatte die Ehre, alle Plackereien zu genießen, welche die Katastrophe mit sich brachte. Die definitive Abrechnung ergab, daß ich wieder so arm, beinahe noch ärmer war als 1851, als ich mit nur einem Sixpence zwischen den Fingern bei London Bridge ankam. Einem Andern hätte dieser Wechsel die Flügel geknickt, die Lust vergällt; mich ließ mein angeborner heiterer Sinn auch diesmal nicht in Stich. Ich wurde Kohlenagent, miethete ein billiges Stübchen in einer trübseligen Vorstadtgasse und summte dort mein altes Leiblied:

„Hoffnung, du sollst mich im Leben
Liebend und tröstend umschweben,
Und wenn Freund Hein uns beschleicht,
Mache den Abschied uns leicht."

* *
*

Hier muß ich Schluß machen....

Als drei Jahrzehnte später „Freund Hein" ihn beschlich, ist Borkheim das Scheiden wirklich leicht geworden; er begrüßte den Tod als Erlöser. Ein langes, schweres Siechthum war ihm zugemessen, 1876 traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nie wieder erholte, die ganze linke Körperhälfte blieb auf immer gelähmt. Er verlor seine Gattin, mußte sich von den Geschäften zurückziehen, nach Hastings, an's Meer, übersiedeln, und seinem einsamen Lager nahte oft die Noth. Doch in dem armen Lazarus wohnte bis zum letzten Stündlein ein lachender Philosoph, der die Freunde erheiterte, wenn sie kamen, um Trost zu spenden.

Borkheim hatte schon vor 1870 an die Abfassung seiner Memoiren gedacht und Manches vorbereitet; allein inmitten des Ringens und Wagens fand er nicht die rechte Muße, und als ihm diese endlich vom Schicksal aufgedrängt wurde, reichte leider die Kraft nur noch zum Theile aus, das Gestern lag ihm nicht mehr klar und offen, die Erinnerung war verblaßt; die Feder eilte wohl hastig über's Papier, doch mit dem sicheren Gestalten war es aus und einzelne hübsche Bildchen verschwinden in breitem Notizengestrüppe. Gegen das Ende hin namentlich liegt ebenso viel Gelesenes als Erlebtes vor. Hatte Borkheim, den Gang der Politik zu verfolgen, stets emsig in der zeitgeschichtlichen Literatur Umschau gehalten, so versenkte er sich in Hastings erst recht in die Lektüre und schob nun in seine Auf-

*) Dieser Baron R..... hielt sich lange in Zürich auf, kam gänzlich herunter und verschwand endlich spurlos.

zeichnungen so ziemlich Alles ein, was ihm bemerkenswerth erschien. Er spricht von dem großen Aufstand in Indien, von den Verhältnissen Irlands, von dem sozialen Leben der Engländer, von deren Abneigung gegen die Deutschen, über französische und preußische Angelegenheiten, und es beanspruchen diese Exkurse viele Dutzende von Seiten. Doch wie formlos und ungeordnet sie auch immer sind, sie bieten Material, scharfsinnige Glossen, und decken interessante Bezüge auf; es wäre mehr als nur ein tüchtiges Essay aus diesem Rohstoff zu formen.

.... Der Kohlenagent verwandelte sich eines Tages entschlossen in einen Weinhändler, der es im Kosten und Proben der verschiedenen Gewächse bald auf eine hohe Stufe brachte. Die große Londoner Firma, welche ihn 1857 engagirte, entsandte ihn schon im Jahre drauf nach Bordeaux und 1858 nach der Champagne; er rückte zum Repräsentanten bedeutender Bordeauxhäuser auf und richtete ein behagliches Heim ein, wo den Genossen des Exils gastliche Aufnahme wurde. Als wohlbestallter Weinhändler durchstreifte er Großbritannien nach allen Richtungen, sammelte werthvolle Beobachtungen, hatte aber auch vom Verkehr mit rohen und protzigen Kunden nicht wenig Verdruß; er verließ manches Bureau „mit Thränen der Wuth auf den Backen“ und diese Erfahrungen bewirkten schließlich, daß er sich aus „dem Lande der Nebel, der Frömmigkeit und des Schnapses“ leidenschaftlich wegsehnte. Im sonnigen Frankreich genas er dann wieder von solcher Stimmung, ebenso in der Schweiz, wo er nie vergaß, den alten Philipp Becker in Genf und den Buchhändler Jakob Schabelitz in Zürich aufzusuchen. Ein ganz wundersames Gefühl durchrieselte ihn, da er 1862 von Rorschach aus über den Bodensee nach dem deutschen Gestade fuhr und dort den heimischen Boden wieder betrat. Die Brust ward weit und jugendliche Träume erwachten drin. Aber nach Preußen hinüber getraute er sich doch vorerst nicht; er hatte triftige Gründe anzunehmen, daß ihm dort noch keineswegs verziehen sei. Der Wunsch, seine Vaterstadt Glogau und Berlin nochmals zu sehen, wurde später gleichwohl erfüllt. Er wandte sich an den „an der Quelle aller Gnade und Güte“ sitzenden Lothar Bucher; der Herr Legationsrath ebnete durch seine Fürsprache den Pfad, schrieb ihm, er möge in einer Eingabe direkt an's Ministerium gelangen und fügte mit diplomatischer Grazie bei: „Sie wollen gefälligst alle schnodderigen Redensarten vermeiden, deren Sie sich, wie mir bekannt, sonst gerne bedienen“. Die Erlaubniß zum „vorübergehenden Aufenthalt“ wurde behördlich gewährt, und so pilgerte er nach Schlesien und von dort nach Berlin, wo er seinen „Kanonier“ Liebknecht wiedersah und Bebel kennen lernte.

Mehrmals weilte er auch an den Ufern des Rheins und sodann bereiste er den Kriegsschauplatz von 1849, das schöne badische Ländle. Er war in Karlsruhe, wo er seine „Blousenbatterie“ formirt, in Freiburg, wo bekannte Figuren auftauchten; auch er wurde von einem Wirthe erkannt, der ihn ehrerbietig als „Herr Doktor“ begrüßte, und, als Borkheim diesen Titel ablehnte, meinte: „Oh, ich weiß sehr wohl, wenn Einer solche Narben im Gesicht hat, der muß Doktor sein oder irgend was Aehnliches“. Weiter besuchte er die Höhen des Schwarzwaldes, über welchen die Trümmer des Rebellenheeres marschirt und lud dabei einen badischen Amtsrichter, den dienstliche Angelegenheiten des Weges führten, zu sich in den Wagen. Die Flüchtlinge hätten 1849 nicht übel Geld gestohlen und nach der Schweiz geschleppt, bemerkte der Badenser und war verdutzt, als Borkheim — der natürlich an sich halten mußte — dies bestritt; er wurde es noch mehr, als Borkheim über die Oertlichkeiten alle genauen Bescheid wußte, und die Trennung erfolgte ohne Komplimente. Ein patriotisches Stürmchen provozirte er übrigens kurz nach 1870 an der Table d'hôte eines badischen Kurortes. Man feierte den Jahrestag der Schlacht von Sedan und es wanderte — zu einem „nationalen Zwecke“ — der Teller herum. Borkheim verneigte sich vor dem Sammler, erklärte, ein Scherflein und dazu ein erkleckliches, gedenke er erst herzugeben, wenn einmal die deutschen

Schwerter auf das russische Zarenthum, den Hort der europäischen Reaktion wuchtig eingehauen haben werden. Wie er das offizielle Rußland haßte und, um gewissen Prahlern der russischen Emigration heimzuleuchten, Russisch lernte, das ist in meinen Eingangs erwähnten Artikeln „Aus Briefen an Johann Philipp Becker", Heft 11 des sechsten Jahrgangs der „Neuen Zeit" nachzulesen und soll nicht repetirt werden.

Gewiß freute er sich ehrlich über die Zertrümmerung des französischen Kaiserreichs und er war stolz auf die Waffenthaten seiner Landsleute — bis es ihm der deutsche Chauvinismus denn doch zu bunt trieb und er ein Büchlein für die „Mordspatrioten" aufsetzte, (es ist mit einer Einleitung von Friedrich Engels als Nummer XXIV. in der „Sozialdemokratischen Bibliothek" erschienen) welches dem grollenden Philister auf Grund unanfechtbarer Dokumente zeigte, daß Preußen 1806 ganz ebenso schmachvoll unterlegen war wie 1870 der „fränkische Erbfeind" und gerade die „Edelsten und Besten" das Möglichste in feiger Niedertracht geleistet hatten....

Veranlaßt durch den erwähnten Oppenheim begab sich der rastlose Mann mit seinen Weinen bis nach Egypten. Da die Fahrt nicht den erhofften Gewinn abwarf, wechselte er auf kurze Frist den Beruf und wurde Roßhändler. Von Marseille aus lieferte er gemeinsam mit einem französischen Veterinär dem Vizekönig von Egypten einige tausend Pferde. Das war für ihn ein ergötzliches Intermezzo; mit seiner Keckheit und seinem in allen Situationen sich bewährendem Geschick besorgte er den Auftrag zur „allerhöchsten" Zufriedenheit.

Der deutsche Flüchtlingsschwarm in London war mittlerweile zerstoben, die Mehrzahl nach Amerika oder Australien ausgewandert. Die Zurückgebliebenen hatten das unfruchtbare Politisiren satt und das von Gottfried Kinkel begründete deutsche Wochenblatt „Hermann" war ein sanft plätscherndes Wässerlein. Als Lothar Bucher sich nach rechts schlug, um „Bismarck's rechte Hand" zu werden, soll Savoye gerufen haben: „Da verlohnte es sich, die Steuern zu verweigern!" Bucher stand zu Borkheim lange in vertrauten Beziehungen, war oft in dessen Hause, einige Male zusammen mit Karl Marx. „Bucher", sagt Borkheim, „hatte graue, pfiffige Augen. Er war ziemlich wortkarg; was er sprach deutete weder auf Tiefe noch auf besondere Gelehrsamkeit. Wenn Bismarck ihn eine „Perle" nannte, so beweist dies, daß der Reichskanzler in seinen Anforderungen auch bescheiden sein konnte. Marx hatte ein joviales, fröhliches, herzliches Lachen, das man nicht leicht vergaß; Bucher kicherte blos oder rümpfte die Nase...."

Mit Marx war Borkheim als ehemaliges Mitglied der Genfer „Schwefelbande" in Verbindung gekommen und dabei erneute sich auch die Freundschaft mit Engels. Ein Soldat der Revolution, zu äußerst auf dem linken Flügel marschirend, verpflichtete er sich keiner Schule und schwor auf kein Programm, aber der Sozialismus hatte seine feurige Sympathie und für Marx und Engels hegte er eine kindliche Verehrung. Mit zitternder Hand schreibt er nieder, wie edel sich Engels seiner angenommen und seine rührende Klage beim Tode von Marx endet mit den Worten: „Hat die gegenwärtige Generation einen Mann aufzuweisen wie ihn? Wird die nächste einen solchen haben? Ich will es hoffen und will es glauben...."

Und nun sei Abschied von dem zu Hastings schlummernden Achtundvierziger genommen.

Darwinismus contra Sozialismus.

I.

Die Frage, ob der Darwinismus den Sozialismus widerlegt, oder nicht, ist schon vielfach in Wort und Schrift diskutirt worden. Sie datirt vom Beginn der siebziger Jahre, als durch eine lange Reihe von rasch nacheinander erscheinenden populärwissenschaftlichen Schriften die Darwin'schen Theorien über die „Entstehung der Arten" und „Abstammung des Menschen" auch in nicht speziell fachgelehrte Kreise Eingang fanden. Die politischen Gegner des Sozialismus glaubten damals, in der Darwin'schen Lehre ein unwiderlegbares Argument gegen die verhaßten sozialistischen Gleichheitstheorien entdeckt zu haben, und seitdem kann man mit Sicherheit darauf rechnen, in allen neuerscheinenden, größeren oder kleineren „Widerlegungen" des Sozialismus auch eine Bezugnahme auf den Darwinismus zu finden; allerdings häufig in einer Form, die beweist, daß der Verfasser beinahe vom Darwinismus noch weniger versteht, wie vom Sozialismus.

„Die Darwin'sche Lehre", so ungefähr argumentiren diese Herren, „betrachtet als hauptsächlichstes Moment der Um- und Fortbildung der organischen Welt — den Kampf ums Dasein. In diesem Kampf, der aus dem Mißverhältniß entspringt, welches zwischen der Fortpflanzungsfähigkeit der meisten Lebewesen und den für ihre Existenz vorhandenen Mitteln besteht, gehen, wie Darwin nachgewiesen hat, stets die schwächlichen, widerstandsunfähigen Organismen zu Grunde, während die kräftigeren, durch irgend welche Einflüsse mit kleinen für ihr Fortbestehen günstigen Abweichungen versehenen Organismen erhalten bleiben. Diese letzteren übertragen dann die ihnen nützlich gewesenen Abänderungen auf ihre Nachkommen, welche sie ihrerseits weiter ausbilden und vervollkommnen: so entstehen neue Varietäten und Arten. Das ist ewiges Naturgesetz, ohne welches auch der Mensch die stolze Höhe, auf der er heute steht, nie erklommen hätte. Der moderne Sozialismus aber mit seinem Bestreben, das Spiel der freien Kräfte aufzuheben, verneint die Berechtigung dieses Kampfes; er will die Unterdrückung der Schwächeren durch die Stärkeren im heutigen Staatsleben verhindern und durch eine tödtliche, allem ferneren Fortschritt feindliche Gleichförmigkeit ersetzen. Deswegen ist es ein Nonsens, der sich nur aus einer einseitigen Autodidakten-Bildung erklären läßt, wenn viele Sozialisten sich als Anhänger der Darwin'schen Theorien bekennen."

Die Entgegnungen, die von sozialistischer Seite hierauf bisher erfolgt sind, zerfallen den in ihnen vertretenen Standpunkten nach in zwei Theile. Entweder wurde hervorgehoben, daß es in den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart nicht auf persönliche Eigenschaften, sondern lediglich auf äußere Machtmittel ankäme und daß demnach diese Kämpfe auch nicht als der „Kampf ums Dasein" im darwinistischen Sinne aufgefaßt werden könnten; oder aber man bestritt, daß die aus Vorgängen der Thier- und Pflanzenwelt abgeleitete Darwin'sche Entwicklungstheorie auch für die Menschheit unbedingte Geltung hätte, da die Menschen in Folge ihrer Vernunft die Fähigkeit besäßen, den schädlichen Wirkungen der Naturgesetze vorzubeugen.

Eine dritte, von den genannten gänzlich verschiedene Auffassung vertritt neuerdings Karl Kautsky in einem „Sozialismus und Darwinismus" überschriebenen Artikel des „Oesterreichischen Arbeiterkalenders für das Jahr 1890". Er legt dar, daß Sozialismus und Darwinismus zwei vollständig verschiedene Wissenszweige sind; der erstere beschäftige sich mit der menschlichen Entwicklung; der zweite mit der Entstehung der Arten bezw. mit der Herausbildung typischer Verschiedenheiten unter den Lebewesen. Es wäre deswegen, so

sagt er, eine absolut ungerechtfertigte Anmaßung, wenn die Darwinisten von ihrem naturwissenschaftlichen Standpunkt aus über den Sozialismus aburtheilen wollten; ebenso wie es umgekehrt eine Anmaßung seitens der Sozialisten sein würde, von ihrem Standpunkt aus über die Richtigkeit der Darwin'schen Lehre zu Gericht sitzen zu wollen.

Das ist unbedingt richtig; keineswegs aber folgt daraus, wie Herr Kautsky schließt: „Wir brauchen uns also nicht den Kopf zu zerbrechen darüber, wie Sozialismus und Darwinismus zu vereinbaren seien. Beide haben miteinander nichts zu thun". Die eine Wissenschaft kann sich nicht einfach über die Forschungsergebnisse der anderen hinwegsetzen und ihrerseits vielleicht Thesen aufstellen, die zu den erwiesenen Thatsachen eines anderen Wissenschaftsgebietes in scharfem Kontrast stehen. Wäre dies der Fall, dann hätten die Theologen entschieden Recht, die sich gegen alle neuen Entdeckungen in der Naturwissenschaft abschließen und sagen: „Was kümmert uns die Naturwissenschaft, die Theologie hat mit ihr nichts zu schaffen; wir lehren unsere biblischen Wundergeschichten nach wie vor!" Nein, jede Disziplin muß sich mit den Ergebnissen der anderen Disziplinen abfinden, sie kann dieselben nicht ohne Weiteres ignoriren; oder sie verliert jeden wissenschaftlichen Halt und wird, wie die Theologie, zu einer reinen Dogmenlehre. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß jedesmal, wenn die Resultate zweier Wissenszweige sich zu widersprechen scheinen, eines der beiden falsch sein muß; es würde in diesem Fall zu untersuchen sein: inwieweit sind die in Frage kommenden Gesetze der einen Wissenschaft auch für die andere giltig bezw. inwieweit werden sie durch Gegenströmungen in ihrer Wirkung verändert oder paralysirt. Fast alle bedeutenderen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte beruhen auf dem Prinzip, daß bei wissenschaftlichen Untersuchungen nicht nur die bisher auf dem eigenen Gebiet erlangten Resultate, sondern auch diejenigen anderer Wissenszweige in Berücksichtigung zu ziehen sind. Was wäre heute die Soziologie ohne die Ethnologie, die politische Oekonomie ohne die Geschichtswissenschaft! Selbst so weit auseinander liegende Disziplinen, wie die Sprachforschung und Ethnologie, haben gegenseitig auf einander mächtige Wirkungen ausgeübt.

„Aber", entgegnet Kautsky, „der Produktionsprozeß ist kein Kampf ums Dasein und die durch die Produktionsweise erzeugten Kämpfe sind es auch nicht; sie haben mit der Entwicklung der Arten nichts zu thun. Der Produktionsprozeß, weit entfernt, ein Kampf ums Dasein zu sein, bedeutet vielmehr gerade die Ausschließung des Kampfes ums Dasein, nicht bloß aus der menschlichen Gesellschaft, sondern auch aus allen denjenigen Gebieten der Natur, zu deren Beherrschung er gelangt ist". Auch das hat eine gewisse Berechtigung, ohne jedoch zu beweisen, was bewiesen werden soll. Die wirthschaftlichen und sozialen Kämpfe der verschiedenen Entwicklungsperioden, welche die Menschheit bisher durchlaufen hat, haben allerdings aus sich selbst keine neuen Arten hervorzubringen vermocht; aber neue Arten entstehen in der Menschengattung, wie ich später nachzuweisen versuchen werde, überhaupt nicht mehr, sobald die ursprüngliche Hordenbildung überwunden ist. Dagegen ist es ein unbestrittenes Faktum, daß alle diese Kämpfe von höchstem Einfluß auf die körperliche und geistige Ausbildung der vorhandenen Arten und deren Fortpflanzung sind, und insofern zählen sie zu jenen Momenten, deren Gesammtheit Darwin unter die Bezeichnung „Kampf um das Dasein" begreift; mit anderen Worten: sie sind nicht der Kampf ums Dasein selbst, aber sie sind Theile desselben, — einige der mannigfaltigen Formen, in welchen er sich innerhalb der Menschheit abspielt.

Mit dieser Auffassung steht die durch Marx begründete Lehre, daß die Physiognomie der menschlichen Gesellschaft durch die Produktionsform bedingt wird, durchaus nicht im Widerspruche. Die Produktion ist doch nicht eine geheimnißvolle, vom Menschen unabhängige Kraft, sondern sie ist das Machwerk des Menschen,

hervorgegangen aus dem Bestreben desselben, sich die nothwendigsten Bedingungen zur Erhaltung und Fortpflanzung seiner Art nach Möglichkeit zu sichern. Die hochentwickelte maschinelle Produktion ist nicht mehr und minder ein Mittel zur Beschaffung von Existenzbedingungen, wie der Pfeil und Bogen des vorgeschichtlichen Wilden oder die Krallen und Reißzähne gewisser Thierarten, nur sind in der modernen Gesellschaft diese Bedingungen andere, potenzirt höhere, wie in der primitiven Hordengemeinschaft. Wenn man sagt: „Der Produktionsprozeß bedeutet die Ausschließung des Kampfes ums Dasein aus der menschlichen Gesellschaft", dann muß man ohne Zweifel auch dort, wo z. B. eine Thierart eine für ihre Ernährung überreichlich genügende Vegetation vorfindet, eine Ausschließung des Kampfes ums Dasein annehmen. Und dann, wann tritt in der menschlichen Gesellschaft diese Ausschließung ein, ist sie bereits mit den ersten Anfängen von Ackerbau und Viehzucht perfekt, oder erst mit dem Beginn der Großproduktion? Wohl vermag die Produktion den Menschen gewissen bestimmenden Einflüssen der äußeren Natur mehr oder weniger zu entziehen, wie z. B. den Einwirkungen der Witterung, Bodenbeschaffenheit, Nahrung 2c., welche sich auf die Pflanzen- und Thierwelt in ungehindertem Maße geltend machen; aber sie schafft an deren Stelle andere, nicht nur die Konstitution der Gesellschaft, sondern auch der einzelnen Individuen beeinflussende Momente. Welche Veränderungen in der Atmosphäre hat beispielsweise nicht oft das Eindringen der Fabrikindustrie in bisher ausschließlich ackerbautreibende Distrikte zur Folge gehabt! Schon nach relativ kurzer Zeit ließ sich konstatiren, daß eine große Anzahl Individuen der neuaufwachsenden Generation mit erblicher Veranlagung zu Krankheiten der Athmungsorgane versehen war. Und die Spezialkrankheit unserer Tage: die Nervosität? Warum sollen diese Krankheitserscheinungen, welche wahrscheinlich die heutige europäische Kulturmenschheit weit stärker beeinflussen, als einst in früheren Perioden der Nahrungsmangel, nicht als auf die körperliche Entwicklung einwirkend anzusehen sein?

Der Fehler liegt meines Erachtens darin, daß die Politiker, sobald sie von einem Kampf ums Dasein in der Menschengattung sprechen, stets nur eine besondere Seite desselben ins Auge fassen: den individuellen Kampf um des „Leibes Nothdurft und Nahrung"; unsere Herren Nationalliberalen und Fortschrittler verstehen darunter gewöhnlich sogar nur den modernen Konkurrenzkampf. Der Kampf ums Dasein, wie Darwin ihn auffaßt, begreift aber nicht nur den Kampf zwischen Individuen derselben Varietät oder derselben Art in sich, sondern auch den Kampf gegen alle fremden Arten von Organismen und, last not least, den Kampf gegen die Naturgewalt oder, wie Darwin es nennt, den Kampf gegen die Elemente, und alle diese verschiedenen Kampfarten treten keineswegs in allen Gegenden und bei allen Arten von Lebewesen in gleicher Stärke und mit gleicher Wirkung auf. Bei der einen Pflanzenart ist der Kampf gegen Individuen der eigenen Art der hauptsächlichste: die jungen Sämlinge machen sich aufs hartnäckigste Terrain und Nahrung streitig und hindern sich selbst im Gedeihen; bei einer anderen ist wieder der Kampf gegen andere Arten, z. B. gegen sogenannte Schmarotzerpflanzen, die sich durch irgend welche Vorgänge bei ihnen anzusiedeln pflegen, am heftigsten; während bei einer dritten Art endlich, die in den arktischen Regionen ihr Fortkommen sucht, der Kampf sich fast ausschließlich gegen das Klima und die damit zusammenhängende Bodenbeschaffenheit richtet. „Bei jeder Spezies", sagt Darwin*), „thun wahrscheinlich verschiedene Momente der Vermehrung Einhalt; solche, die in verschiedenen Perioden des Lebens, und solche, die während verschiedener Jahreszeiten oder Jahre wirken. Eines oder einige derselben mögen im Allgemeinen die mächtigsten sein; aber alle zusammen bedingen die Durch-

*) Charles Darwin: „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl", deutsch von Bronn.

schnittszahl der Individuen oder selbst der Existenz der Art. In manchen Fällen läßt sich nachweisen, daß sehr verschiedene Ursachen in verschiedenen Gegenden auf die Häufigkeit einer und derselben Spezies einwirken."

Gerade der individuelle Kampf innerhalb derselben Varietät, dem die Verfechter des Dogmas vom Gegensatz zwischen Sozialismus und Darwinismus eine solche Wichtigkeit beimessen, daß sie sich ohne denselben den Kampf ums Dasein kaum vorzustellen vermögen, erscheint vielfach als rein nebensächlich. Innerhalb vieler Thierarten, und zwar besonders der höheren, ist von ihm auch nicht das Geringste zu verspüren, wie erbittert sonst auch immer der Kampf gegen andre Varietäten und Arten wüthen mag; vielmehr findet, wie schon Darwin in seiner „Abstammung des Menschen" erwähnt, ein Zusammenschaaren der gleichbeschaffenen Individuen zum Zweck der besseren Abwehr anderer Spezies und zur gemeinsamen Beschaffung der Nahrung statt. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf Einzelheiten eingehen, zumal diese Thatsachen jedem, der sich mit der Zoologie beschäftigt hat, bekannt sind; ich verweise hier nur auf die Gemeinschaften der Biber und der verschiedenen Affenarten, speziell auf die des Schimpanse, von dem Brehm sagt: „Sehr groß ist die gegenseitige Anhänglichkeit der Mitglieder einer Herde. Die Männchen lieben die Weibchen und diese ihre Kinder außerordentlich, und die Stärkeren vertheidigen stets die Schwächeren."

II.

In ähnlichen Vereinigungen oder Gemeinschaften, wie diese höheren Thierarten, lebten unzweifelhaft auch die ersten halbthierischen Menschen. Es ist eine wissenschaftlich ganz unhaltbare Annahme, daß das Menschengeschlecht ursprünglich aus einigen isolirten Einzelfamilien bestanden habe*). Nicht nur widerspricht dem die Thatsache, daß die monogame Familie das Erzeugniß einer verhältnißmäßig neuen Entwicklungsperiode ist, es setzen auch die von L. H. Morgan bei den verschiedenartigsten unzivilisirten Völkern entdeckten Verwandtschaftssysteme bezw. Familienformationen, die auf völlig freiem Geschlechtsverkehr beruhende Horde als nothwendige Vorstufe voraus. Ueberdies ist bisher kein Naturvolk, abgesehen von einigen versprengten Ueberresten aussterbender Völkerschaften aufgefunden, das nicht in gesellschaftlichen Vereinigungen lebte. Alle, die Feuerländer sowohl, wie die Neuholländer und Tasmanier, besitzen ihre sozialen Gemeinschaften; der ursprünglich „isolirte Mensch" ist nichts als ein Phantasiegebilde.

Ueber die Lebensweise dieser ersten Menschen wissen wir nichts Sicheres, selbst die primitivst entwickelten der uns heute bekannten Naturvölker sind längst über das Anfangsstadium hinaus. Offenbar muß sich dieselbe, da ihnen das Feuer und vorläufig auch noch jegliche Geräthschaften fehlten, ähnlich gestaltet haben, wie die der menschenähnlichen Affen. Von Knollen, Wurzeln, Früchten, vielleicht auch gelegentlich von dem Blut und Fleisch kleiner Thiere lebend, ist ihr Dasein ein ununterbrochener Kampf gegen die übermächtige Natur und die gewaltigen Thiere der präglacialen Erdperiode gewesen. Dagegen herrschte in der Horde selbst absolute Gleichheit; sie bildete eine homogene Einheit, in der alle Glieder als gleichberechtigt galten; für Unterdrückung und Knechtschaft war noch kein Raum.

Wie bildeten sich aber in dieser Menschheit die Varietäten? Genau nach den von Darwin für die Pflanzen- und

*) So stellt sich auch Darwin die erste Menschheit vor. Er betont zwar, daß der Mensch ein „soziales Thier" ist, und daß sich deswegen wahrscheinlich die einzelnen Individuen frühzeitig, wie viele Quadrumanen, zu Gruppen zusammengefügt hätten; aber das ist auch alles. Zur Auffassung dieser Gruppe als einer homogenen Einheit gelangt er nicht; sie ist ihm ein lose zusammengefügtes Konglomerat antagonistischer Einzelfamilien. In Folge dieser falschen Voraussetzung sind seine Ausführungen über die sexuelle Zuchtwahl in der Menschheit denn auch nach dem heutigen Stande der Wissenschaft fast werthlos.

Thierwelt aufgestellten Gesetzen, nur mit dem Unterschied, daß der Bildungsprozeß nicht innerhalb der Horde vor sich gehen konnte, da in dieser, wie schon erwähnt, absolute Homogenität herrschte; jede Horde bildete vielmehr entsprechend ihren besonderen Lebensbedingungen ihren speziellen Typus aus und entwickelte sich aus sich selbst zu einer von den anderen Horden oder Schwärmen abweichenden Varietät. Selbst wenn sich in der Horde durch irgend welche inneren oder äußeren Einflüsse kleine Abänderungen in der Konstitution einzelner Individuen herausbildeten, konnten dieselben doch niemals zur Varietätenbildung innerhalb der Horde führen; — in Folge der durch den allgemein freien Geschlechtsverkehr herbeigeführten stetigen Vermischung mußten diese Abänderungen entweder nach wenigen Generationen, mehr oder minder modifizirt, Gemeingut des ganzen Schwarmes geworden sein, oder sie gingen, was wohl noch häufiger der Fall, in der allgemeinen Kreuzung unter. Ebensowenig vermochte die mit der Zeit in einzelnen Horden eintretende Vermehrung der Personenzahl und die sich daraus ergebende Schwierigkeit, für alle Nahrung zu finden, oder, um mit Darwin zu reden: das Mißverhältniß, das zwischen der Fruchtbarkeit der organischen Wesen und den für ihre Erhaltung vorhandenen Existenzmitteln besteht, zu einer Unterdrückung der schwächeren Mitglieder der Horde und Besetzung der von ihnen eingenommenen Stelle durch eine kräftigere Abart zu führen, wie dies z. B. bei den Pflanzenvarietäten der Fall. War die Individuenzahl dermaßen in einer Horde angewachsen, daß deren Fortbestand durch das Zusammenleben in Frage gestellt wurde, so theilte sich, wie wir noch heute in analoger Weise bei den Gemeinschaften niedrigstehender Naturvölker sehen, die Horde, und jeder Theil setzte dann für sich seinen eigenen Entwicklungsgang fort und schuf mit der Zeit aus sich selbst wieder seinen speziellen Typus, bis sich die Horde aufs Neue spaltete und derselbe Entwicklungsprozeß sich wiederholte: so entstanden neue Varietäten und, falls die Lebensbedingungen sich änderten, z. B. der eine oder andere Theil die alten Reviere verließ und damit Klima und Nahrung wechselte, — neue, völlig von einander verschiedene distinkte Spezies. Darwin verneint allerdings im Gegensatz zu einer Reihe der bedeutendsten Naturforscher und Kraniologen, wie Blumenbach, Agassiz, Hunter, Vogt ꝛc., daß man in Bezug auf das Menschengeschlecht von einer Ausbildung distinkter Spezies reden könne. Zwar wären die Unterschiede, so sagt er, zwischen den Menschenrassen vielfach größer, als diejenigen zwischen den verschiedenen Spezies der Thier- und Pflanzenwelt, und es träfen auch fast alle sogenannten spezifischen Merkmale zu, die den Naturforscher sonst bestimmten, bei seiner Klassifikation eine Gruppe von Lebewesen als eine distinkte Spezies anzusehen; aber die Unterscheidungsmerkmale aller Rassen der Menschen wären in hohem Grade variabel, und was als das wichtigste aller Argumente in Betracht käme, die einzelnen Rassen gingen gradweise ineinander über*), ganz unabhängig davon — soweit wir es beurtheilen könnten — ob sie sich miteinander gekreuzt hätten oder nicht. Es sei deswegen, so schließt er, vorsichtiger und dem Gebrauch der Naturforscher, die überall, wo sich sichere Unterscheidungsmerkmale nicht feststellen ließen, Gleichartigkeit annähmen, entsprechender, in Bezug auf das Menschengeschlecht nur von einer Ausbildung von Varietäten oder Subspezies zu sprechen.

Wie diese Deduktionen beweisen, gelangt Darwin zu seiner Stellungnahme aus einseitig naturwissenschaftlichen Gründen; zieht man jedoch die Ergebnisse der ethnologischen Forschungen in Betracht, erhält man ein ganz anderes Resultat. Das gradweise Ineinanderübergehen der Rassen erscheint dann nicht als die Folge davon, daß sich bisher keine sicheren Unter-

*) Daß übrigens auch dieses Argument nicht ganz stichhaltig ist, gesteht Darwin später mit folgenden Worten selbst zu: „Nichtsdestoweniger muß man bekennen, daß es wenigstens im Pflanzenreiche Formen giebt, welche man Spezies zu nennen nicht umhin kann, welche aber unabhängig von einer zwischen ihnen auftretenden Kreuzung durch zahllose Abstufungen verbunden werden".

scheidungsmerkmale herausgebildet haben, sondern umgekehrt, man gelangt zu der Ansicht, daß in den ersten Entwicklungsperioden eine viel weitergehende Divergenz bestand, wie heute, daß aber, auf einem gewissen Punkt angelangt, die Entwicklung umschlug und der frühere Differenzirungsprozeß in den heutigen Amalgamirungsprozeß überging. Schon 1863 hat Karl Vogt in seinen „Vorlesungen über den Menschen" darauf hingedeutet, wie verkehrt es sei, fortgesetzt von einer sich erweiternden Divergenz der Rassen zu reden, während doch die Thatsachen eher das Gegentheil bewiesen. Aber Darwin verwirft Vogt's Einwendung. „Als die Rassen des Menschen", entgegnet er, „in einer äußerst entfernt liegenden Zeit von ihrem gemeinsamen Urerzeuger divergirten, werden sie nur wenig von einander abgewichen sein. In Folge dessen werden sie, soweit ihre unterscheidenden Merkmale in Betracht kommen, weniger Ansprüche gehabt haben, als distinkte Spezies betrachtet zu werden, als die jetzt existirenden sogenannten Rassen". — Ich will hier nicht weiter auf die nach meiner Ansicht grundfalsche Anschauung Darwin's: das Menschengeschlecht stamme von einem gemeinsamen Urerzeuger — einem ersten Adam — ab, näher eingehen; die Frage: ob der Monogenismus oder der Polygenismus die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist in den letzten Jahren so häufig und von so verschiedenen Standpunkten aus erörtert worden, daß ich mir darüber meine Ausführungen sparen kann; ich beschränke mich lediglich auf die Streitfrage: Haben die Rassen, was ihre Unterscheidungsmerkmale anbelangt, sich seit ihrem Entstehen nach und nach weiter von einander entfernt, wie Darwin annimmt, oder haben sie die Tendenz, ihre spezifischen Karaktere zu verwischen, zu konvergiren?

Es erscheint als so naheliegend, daß früher die Menschen in ihren Karakteren mehr übereinstimmten, als heute, und sich erst nach und nach mit fortschreitender Entwicklung die jetzigen Unterschiede einstellten, gerade wie es noch heute so Manchem als selbstverständlich dünkt, daß ursprünglich die Familie bestand, aus dieser sich die Sippe, der Stamm und schließlich die Nation entwickelte, — und doch ist das eine so falsch wie das andere. Die Differenzirung ging nur so lange vor sich, als die Menschheit noch aus in sich homogenen, nach außen aber festabgeschlossenen Horden oder Schwärmen bestand. Eine Vermischung des eigenen Typus mit demjenigen einer fremden Horde war in diesem Zustand vollständig ausgeschlossen. Freundschaft und Duldung erstreckte sich nur auf die Mitglieder der eigenen Gemeinschaft, die Angehörigen anderer Schwärme galten als unbedingte Feinde, die durch die Mitbewerbung um die Existenzmittel das eigene Dasein in Frage stellten und deswegen, wo es nur anging, zu vernichten waren. Als sich jedoch aus der Horde die Blutverwandtschaftsgruppe herausbildete, die strengen Moralsatzungen die Inzucht innerhalb großer Verwandtschaftskreise verpönten und mit dem steigenden Reichthum der Kauf und Raub fremder Frauen und weiblicher Sklaven entstand, besonders aber, als die Kriege nicht mehr zur Vernichtung des Gegners dienten, sondern die Besiegten als Sklaven oder dienstleistende Volksklasse in die Gemeinschaft der Sieger übergingen, — da war's um die Festhaltung des altangeerbten Typus geschehen; der Assimilirungsprozeß begann. Wäre die Darwin'sche Theorie, daß mit der Entwicklung zugleich die Differenzen zwischen den Rassen steigen, richtig, so müßte die weiße Rasse die weitaus größten Verschiedenheiten aufweisen, während im Gegentheil gerade die niedrigst entwickelten Rassen in die heterogensten Bestandtheile zerfallen. Von einer sich in der Menschheit vollziehenden weiteren Differenzirung bezw. von einer Entstehung neuer Varietäten ist auch nicht das kleinste Beispiel beizubringen, wohl aber gewahren wir ein langsames Ineinanderaufgehen heterogener Völkerschaften.

Einen anderen Standpunkt nimmt Dr. L. Gumplowicz, Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Graz, ein. Dieser in letzter Zeit vielgenannte Schriftsteller verwirft ebenfalls die Darwin'sche Ansicht, — aber der Amal-

gamirungsprozeß hat nach ihm nicht erst auf einer bestimmten Stufe der sozialen Entwicklung eingesetzt, er hat von Uranfang bestanden. Die Vielheit der Rassen ist ausschließlich die Folge der „mehrheitlichen, polygenetischen Abstammung der Menschheit".

„Mit diesen Thatsachen der Geschichte, die uns den Entwicklungsgang der Menschheit als einen ewigen Verschmelzungs- und Amalgamirungsprozeß ursprünglich heterogener Elemente zeigen", so sagt er*), „steht aber im grellsten Widerspruche die Hypothese, daß die heutzutage vorhandenen Varietäten von Menschen aus einer ursprünglichen Gleichheit sich herausdifferenzirt haben und daß diejenigen Gruppen und Gesammtheiten von Menschen, die wir heute als Menschheitsstämme oder Rassen bezeichnen, Resultate eines solchen Differenzirungsprozesses wären. Nach dieser Hypothese nämlich wäre der Entwicklungsgang der vorhistorischen Menschheit ein umgekehrter als derjenige, den wir in der geschichtlichen Zeit beobachten können, es wäre ein Entwicklungsgang nicht der Assimilirung des Heterogenen, sondern der Differenzirung des Homogenen. Nun, das von uns oben aufgestellte Gesetz der ewigen Wesensgleichheit im Zusammenhalte mit der bekannten Geschichte läßt eine solche Hypothese nicht zu. Denn die darnach nothwendig sich ergebende Annahme, als ob von Uranfang des Menschengeschlechts auf Erden bis zum Zeitpunkt bekannter Geschichte sich ein Differenzirungsprozeß — von da aber angefangen der umgekehrte, nämlich der Assimilirungs- und Verschmelzungsprozeß abspielte, wäre offenbar ein Unsinn."

„Bezeugt uns die bekannte Geschichte der Menschheit den Assimilirungsprozeß des Heterogenen, so müssen wir uns denselben, kraft des Gesetzes der ewigen Wesensgleichheit sozialer Vorgänge, von den ersten Uranfängen des menschlichen Geschlechts, von jenen ursprünglichen Menschenschwärmen an, als wirksam und kontinuirlich sich abspielend denken."

*) Dr. Ludwig Gumplowicz: „Der Rassenkampf". Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung, Innsbruck 1883.

Der Grund, der Herrn Dr. Gumplowicz veranlaßt, sich gegen den hier dargelegten Differenzirungsprozeß auszusprechen, ist, wie klar ersichtlich, lediglich der, daß diese Erklärung seinen Ideen von der „ewigen Wesensgleichheit der sozialen Vorgänge" widerspricht. Herr Dr. G. liebt es nämlich, sich ewige, stets gleichmäßig wirkende „soziale Naturgesetze" zu konstruiren. Kennen wir, so behauptet er, die sozialen Vorgänge einer bestimmten Spanne Zeit bekannter Geschichte, dann kennen wir auch diejenigen der Vergangenheit und Zukunft; denn die Vorgänge, aus denen der Entwicklungsprozeß der Menschheit besteht, „müssen immer und überall dieselben gewesen sein". „Und zwar müssen wir diese sozialen Vorgänge auch für jene unendliche Vergangenheit als wesentlich derartige anerkennen, wie sie sich seit den ersten Zeiten bekannter Geschichte und in der lebendigen Gegenwart vor den Augen der historischen Menschheit und vor unsern Augen abspielen. Denn es konnten das offenbar gar keine anderen, keine wesentlich verschiedenen Vorgänge sein, als die, welche sich in der Zeit bekannter Geschichte und in der Gegenwart auf sozialem Gebiete vollziehen".

Diese Idee von der „ewigen Wesensgleichheit" hat, wie wir später sehen werden, den sonst oft recht scharfsinnigen Soziologen zu einer Reihe grundfalscher Darstellungen verleitet, indem er die nur unter gewissen ökonomischen Bedingungen geltenden Gesetze einer bestimmten historischen Periode als allgemein giltig betrachtete und unbedenklich auch auf jene früheren Zeiträume übertrug, in denen diese Bedingungen noch nicht existirten.

In Wirklichkeit läßt sich gegen die von uns aufgestellte Hypothese nicht das geringste stichhaltige Argument anführen, vorausgesetzt natürlich, daß man nicht überhaupt die Umbildungsfähigkeit des Menschen bestreitet. Giebt man diese jedoch zu, dann ist es sozusagen selbstverständlich, daß in jenem unendlich langen Zeitraum, in welchem die Menschheit nur aus primitiven, fest in sich zusammengefügten Horden oder Schwärmen bestand, jeder

Schwarm entsprechend seinen besonderen Lebensbedingungen auch seinen besonderen, mehr oder weniger abweichenden Typus hervorbrachte. Uebrigens bin ich — das will ich hier nochmals ausdrücklich betonen — weit davon entfernt, alle Unterschiede auf den ursprünglichen Differenzirungsprozeß zurückzuführen; ich nehme ebenfalls eine mehrmalige parallele Fortentwicklung des Menschen aus den Quadrumanen an; aber die Universalursache aller früheren und heutigen Typenverschiedenheiten vermag ich darin nicht zu erblicken. Wenn man, wie Dr. Gumplowicz, eine seit dem ersten Auftreten des Menschen bestehende, sich immer mehr zuspitzende Konvergenz der Rassen supponirt, dann ist man unbedingt gezwungen, die Urerzeugung resp. die selbständige Entstehung neuer Menschenarten aus dem Thierreich sich in einer bestimmten Epoche fortgesetzt wiederholen zu lassen. Die Theoretiker jener Richtung, zu der sich Dr. Gumplowicz zählt, wird dies allerdings wenig in ihren Zirkeln stören; erachtet es der Herr Professor doch sogar für wahrscheinlich: „daß die Zahl der Menschen auf der Erde sich immer gleich bleibt, nur daß die einen Menschenagglomerate auf Kosten anderer wachsen!" Wie es möglich war, daß eine ackerbauunkundige Menschheit ohne Geräthschaften zur Beschaffung von Nahrung sich in gleicher Stärke auf demselben Raum erhielt, auf dem sich die heutige Gesellschaft nur unter Anwendung ihrer hochentwickelten Produktionsmittel erhalten kann, — das verräth er nicht.

Diese erste Entwicklungsperiode des Menschengeschlechts, die Epoche der fortschreitenden Differenzirung, hat sich jedenfalls über ungeheure Zeiträume erstreckt; aber wie lange sie in den verschiedenen Erdgegenden angedauert haben mag, entzieht sich jeder Schätzung. Die Beobachtungen, die Kollmann an diluvialen und modernen Schädeln gemacht hat, haben ihn zu dem Resultat geführt, daß der europäische Mensch seit der Diluvial-Periode „sich weder in seinen osteologischen Rassenkarakteren, noch in osteologischen Merkmalen der Varietäten verändert hat" und daß schon damals eine „Penetration" — gegenseitige Durchdringung resp. Vermischung — der Rassen bestand. Eine Ansicht, die meines Erachtens durch die dieser Zeit angehörenden Werkzeuge aus Stein und Knochen eine gewisse Bestätigung erhält; denn dieselben zeigen uns den sogenannten „europäischen Urmenschen" bereits auf einer Stufe der Entwicklung, die ungefähr derjenigen der Indianer an der Nordwestküste des amerikanischen Kontinents zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Europäern entspricht, — also in einem Zustand, der längst über die ursprüngliche Hordengemeinschaft hinaus ist. Kollmann verlegt deswegen ganz richtig die Periode der Differenzirung in die Tertiärzeit.

Die wichtigsten Ergebnisse dieser Periode sind außer der Hervorbringung neuer Menschen-Varietäten und -Arten — die Ausbildung artikulirter Sprachen, sowie die Gewöhnung des Menschen an die Benutzung von Werkzeugen. Zuerst hat er sich jedenfalls nur von den Bäumen abgerissener Aeste, an den Ufern der Seen und Flüsse aufgelesener Muschelschalen oder von der Natur kantig geformter Steine bedient, bis er nach und nach dazu gelangte, sich selbst rohe Werkzeuge herzustellen.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Versuch einer hygienischen Statistik der Volksschulen des Sanitätsbezirks Jicin. Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. F. C. Pressl in der österreichischen „Statistischen Monatsschrift" einen interessanten Artikel mit einer Fülle von Detailzahlen. Er fragt, woher das kommt, daß in den der Schulzeit folgenden Altersperioden eine so große Sterblichkeit herrscht. Im Mittel starben von 1873–82 in Oesterreich von je 100 000 Einwohnern 68 männliche und 68 weibliche Individuen im Alter von 15—20 Jahren, 97 männliche und 75 weibliche

im Alter von 20—25 Jahren. Die Ursachen dieser hohen Mortalität sieht er in den ungünstigen sanitären Verhältnissen der Schulen, die den kindlichen Organismus schwächen, so daß derselbe sich den Anstrengungen nicht gewachsen zeigt, die die Erwerbsarbeit bei den Meistern in den der Schulzeit folgenden Jahren mit sich bringt.

Die Details, die der Verfasser über die hygienischen Verhältnisse der Schulen in dem von ihm untersuchten Bezirk Böhmens bringt, sind höchst trauriger Natur. Es würde zu weit führen, dieselben zu wiederholen, da sie nur lokale, freilich leider typische Verhältnisse betreffen. Nur einige seien hier wiedergegeben, die den Stand der Schulen in den zwei Bezirkshauptmannschaften Neu-Bydzow und Semil beleuchten. Die erstere derselben ist von einer vorwiegend ackerbautreibenden Bevölkerung bewohnt, die zweite ist industriell. Es betrug in

	Neu-Bydzow	Semil
Zahl der Schulkinder . . .	9785	8910
Zahl der Schulräume . . .	136	141
Kinder auf 1 Schulraum . .	72	63.

In dem industriellen Bezirk ist also die Ueberfüllung der Schulen keine so große, wie in dem landwirthschaftlichen. Das zeigt sich auch, wenn man untersucht, wie viele Schüler in genügend, wie viele in ungenügend großen Schulräumen untergebracht waren. Es waren zur Zeit der Aufnahme Schüler in den Schulräumen, in denen auf einen Schüler entfielen

	Neu-Bydzow	Semil
weniger als 1 Kubikmeter . .	58	315
1—2 Kubikmeter	2763	1886
2—3 „	5510	4786
3—4 „	1276	1076
über 4 „	178	847.

Um die Bedeutung dieser Zahlen völlig zu erfassen, muß man wissen, daß in Oesterreich das gesetzlich vorgeschriebene Minimum des Luftraums für einen Schüler 3,8 Kubikmeter beträgt, für größere, stärker besuchte Schulräume, namentlich in Städten, 4,5 Kubikmeter. Diese Vorschrift, die das Minimum dessen enthält, was dringend nothwendig ist, soll die Schule nicht die Gesundheit der Kinder gefährden, besteht, wie man sieht, nur auf dem Papier. In dem industriellen Semil sind nur 9,5, in dem agrikolen Neu-Bydzow gar nur 1,8 Prozent (!) aller Schulkinder in Schulräumen untergebracht, die das vorgeschriebene Minimum überschreiten. Dagegen werden in dem erstern Bezirk 24,7 Prozent der Schulkinder, in dem letztern 28,8 in ihren Schulzimmern in einer geradezu mörderischen Weise zusammengepfercht, so daß nur die Hälfte oder noch weniger des vorgeschriebenen Luftraums auf das einzelne Kind entfällt.

Daß unter solchen Verhältnissen die Gesundheit der Schulkinder geradezu systematisch untergraben wird, ist klar. Freilich, ist es leider nicht die Schule allein, die ungünstig auf den Körper des Kindes wirkt. Die obigen Ziffern zeigen deutlich, daß die Schulverhältnisse im agrikolen Neu-Bydzow noch schlechter sind als in dem industriellen Semil. Die Sterblichkeit der Schulkinder war aber in beiden Bezirken dieselbe.

Es starben von 1883—87 Schulkinder (wir sehen hier ab von gewaltsamem Tod und unbekannten Todesursachen) an

	Neu-Bydzow	Semil
Infektionskrankheiten . . .	148	109
Allgemeinen Erkrankungen*) .	10	14
Organischen Erkrankungen**) .	26	32
	174	155.

In Neu-Bydzow, wie in Semil bildete die Zahl der verstorbenen Schulkinder 1,7 Prozent der oben mitgetheilten Zahlen der gesammten schulpflichtigen Kinder jedes Ortes; die günstigeren Schulverhältnisse des industriellen Semil werden jedenfalls durch dessen ungünstigere sozialen Verhältnisse aufgewogen. Nur die Infektionskrankheiten heischen in Neu-Bydzow mehr Opfer, und in Bezug auf diese dürften wohl die elenden Raumverhältnisse der Schulen in hohem Grade mitschuldig sein; dagegen weist das industrielle Semil trotz seiner im allgemeinen geräumigeren Schulen nicht blos relativ, sondern sogar absolut (bei bedeutend weniger Schulkindern) mehr Sterbefälle in Folge von allgemeinen und organischen Erkrankungen auf. Es ist dies ein neuer Hinweis auf die Schädlichkeit der Lebensverhältnisse, die in den industriellen Bezirken herrschen, und die den Einfluß besserer Schulverhältnisse mehr als paralysiren. Mit der Erbauung geräumiger Schulen allein ist also freilich noch nicht geholfen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß man nicht allüberall, wo ähnliche Schulverhältnisse, wie die geschilderten, bestehen, und man findet solche nicht blos in Oesterreich, sondern auch in Deutschland, mit der größten Energie auf deren Abstellung dringen soll. Es ist geradezu gewissenlos, die Kinder in die Schule zu zwingen, wenn man nicht gleichzeitig dafür sorgt, daß alle Einflüsse aus derselben entfernt sind, die ihren zarten, für alle Einwirkungen so empfänglichen Körper vergiften können. Neben dem Arbeiterschutz wird ein Schutz der Schulkinder immer nothwendiger.

*) Blutarmuth, Skrophulose u. dgl.
**) Entzündungen 2c.

Die Frauen- und Kinderarbeit in der Textilindustrie Englands. Das Gewerbedepartement des englischen Handelsministeriums hat kürzlich eine Lohnstatistik herausgegeben, die die Textilindustrie umfaßt. Das

Material wurde von den Fabrikanten geliefert; dasselbe giebt Auskunft blos über ein Viertel der beschäftigten Arbeiter; die Zusammenstellung der Zahlen besorgte Giffen. Da ist kaum zu erwarten, daß diese Statistik zuverlässiger sein wird, als Lohnstatistiken überhaupt zu sein pflegen, das heißt, man darf annehmen, daß sie, wie die Mehrzahl derselben, einfach unbrauchbar ist. Am interessantesten erscheinen uns die Zahlen, welche die Ausdehnung der Frauen- und Kinderarbeit in der englischen Textilindustrie veranschaulichen. Sie seien hier wiedergegeben. Von je 1000 Arbeitern waren 1886:

Industrie	Männer	Jungen	Frauen	Mädchen
Baumwolle . . .	225	167	444	164
Wolle	333	124	453	90
Kammgarn . . .	192	153	465	190
Leinen	172	105	554	169.

Am verbreitetsten ist die Frauenarbeit in der Leinenindustrie. Die Ausbeutung unreifer Arbeitskräfte wird am schwunghaftesten in der Kammgarnindustrie betrieben, wo mehr als ein Drittel der Arbeiter Kinder und junge Personen sind. Die Zahl der erwachsenen männlichen Arbeiter beträgt überall, mit Ausnahme der Wollindustrie, weniger als ein Viertel sämmtlicher Arbeiter, in der Leinenindustrie nur ein Sechstel.

Die Ueberproduktion an Intelligenz, wie sie heute in allen modernen Ländern herrscht, findet einen scharfen Ausdruck in folgenden Zahlen, die wir dem Februarheft des „Journal des Économistes" entnehmen. In den Elementarschulen der Seinepräfektur waren im letzten Jahr

	Posten frei	Kandidaten dafür
Lehrer (im Allgemeinen) . .	43	2021
Lehrerinnen (im Allgemeinen) .	54	6441
Zeichenlehrer	5	107
Zeichenlehrerinnen	5	96
Gesangslehrer	5	57
Gesangslehrerinnen	13	46
Turnlehrer	3	120
Turnlehrerinnen	1	44.

Besonders stark ist das Mißverhältniß zwischen der Zahl der Bewerber und der Vakanzen bei den Lehrerinnen. Von den männlichen Lehrern kamen 47 auf eine erledigte Stelle, von den weiblichen dagegen fast dreimal so viel, nämlich 119. Die Auflösung der bürgerlichen Familie und die dadurch bewirkte Freisetzung der Frau vollziehen sich schneller als die Eröffnung neuer Wirkungskreise für die Frau an Stelle der alten. Die Ueberproduktion an Arbeitskräften ist in Folge dessen in den sogenannten weiblichen Berufen eine noch intensivere als in den männlichen; die Frau leidet unter Mißständen der modernen Produktionsweise weit mehr als der Mann.

Ueber den Konsum des Pferdefleisches bringt die österreichische „Monatsschrift für christliche Sozialreform" einige interessante Daten. Es wurden Pferde geschlachtet in

	Wien		Berlin		Paris	
	absolute Zahl	1 Pferd auf Einwohner	absolute Zahl	1 Pferd auf Einwohner	absolute Zahl	1 Pferd auf Einwohner
1856	1090	434	—	—	—	—
1874	—	—	—	—	4682	—
1877	4056	167	4472	228	—	—
1881	4494	158	5484	210	6773	330
1882	5065	142	6141	194	7801	287
1883	5086	143	6057	202	9832	228
1884	5034	146	5508	230	10650	211
1885	5268	142	5770	228	11720	192
1886	5833	130	—	—	13708	165
1887	6271	123	—	—	—	—
1888	6277	124	—	—	—	—

Die Zahlen für Berlin erstrecken sich leider über einen zu kurzen Zeitraum, um eine entschiedene Richtung der Bewegung des Pferdefleischkonsums erkennen zu lassen. In Wien und Paris dagegen ist er unzweifelhaft in rascher Zunahme begriffen. In der französischen Hauptstadt ist dieselbe eine besonders rasche. In Folge des Wachsens der Nachfrage nach Pferdefleisch ist dessen Preis in höherem Grade gestiegen als der von Rindfleisch.

In Wien kostete durchschnittlich Kreuzer

1 Kilogramm	1869	1879	1883	1888
Rindfleisch . . .	43—68	44—80	50—95	40—85
Pferdefleisch . .	14—25	20—36	24—40	24—40

Die Preise des Rindfleisches sind seit 1883 zurückgegangen, die des Pferdefleisches nicht;

jene standen 1888 auf derselben Höhe, wie 1879, die letzteren dagegen erheblich höher.

Zwei Ursachen sind es, auf die die Zunahme des Konsums von Pferdefleisch hauptsächlich zurückzuführen: einmal die zunehmende Lebensmittelfälschung; namentlich bei der Erzeugung von Wurstwaaren spielt das Pferdefleisch von Jahr zu Jahr eine größere Rolle. Zweitens aber ist es die Zunahme des Pauperismus, welche immer weitere Volksschichten zwingt, das theure Rindfleisch durch Pferdefleisch zu ersetzen. Dies ist billiger, bietet aber unter den heutigen Verhältnissen auch eine viel schlechtere Nahrung, da nur alte, abgetriebene Thiere zur Schlachtung kommen. Die Zunahme des Konsums von Pferdefleisch bedeutet nicht das Schwinden eines Vorurtheils, sie ist ein Symptom des Niederganges breiter Volksschichten.

Die industrielle Entwicklung der Vereinigten Staaten wird gut illustrirt durch die rasche Zunahme der Produktion von Roheisen daselbst.

Dieselbe betrug:

	Tonnen		Tonnen
1881 . . .	4 144 000	1886 . . .	5 683 000
1882 . . .	4 623 000	1887 . . .	6 417 000
1883 . . .	4 596 000	1888 . . .	6 490 000
1884 . . .	4 098 000	1889 . . .	7 605 000
1885 . . .	4 045 000		

Von 1881 bis 1885 hielt sich die Produktion so ziemlich auf gleicher Höhe. Von da an schnellt sie rasch empor, von 4 045 000 auf 7 605 000 Tonnen. Das ist eine Vermehrung von 88 Prozent in 5 Jahren.

Am stärksten war die (absolute) Zunahme in Pennsylvanien, das überhaupt das meiste Roheisen in den Vereinigten Staaten produzirt. 1888 erzeugte es 3 204 000, 1889: 3 733 000 Tonnen. Bemerkenswerth aber ist, daß nächst Pennsylvanien das größte Anwachsen der Roheisenproduktion ein Südstaat aufzuweisen hat, Alabama, die daselbst 1888 401 300 Tonnen, 1889 bereits 706 600 Tonnen betrug. Ueberhaupt ist die Eisenproduktion der Südstaaten in raschem Anwachsen begriffen. Sie lieferten 1887 829 000 Tonnen, 1888 1 011 500, 1889 1 398 000. Die Eisenproduktion der Nordstaaten wuchs von 1887 bis 1889 um 11 Prozent, die der Südstaaten dagegen um 69 Prozent. Das ist wohl die bemerkenswertheste Erscheinung, die die vorliegenden Zahlen aufweisen. Aus Kunden wurden die Südstaaten zu Konkurrenten der Nordstaaten und müssen diese über kurz oder lang zwingen, auf dem Weltmarkt Ersatz für den zusammenschrumpfenden innern Markt zu suchen, was eine totale Revolution der bisherigen Zollpolitik der Vereinigten Staaten bedingen würde.

Verbesserung des Weines durch Elektrizität. Einem Artikel im „Pester Lloyd" von Baron Thumm entnehmen wir Folgendes: Nach Versuchen verschiedener Gelehrten, den Wein durch Elektrizität zu verbessern, deren Ergebnisse sich jedoch alle als für den praktischen Kellereibetrieb nicht verwendbar erwiesen, ist es dem Amerikaner Fraser gelungen, ein Verfahren zu finden, das es ermöglicht, den Wein in wenigen Tagen aus einem rohen Produkt zu einer flaschenreifen, abgelagerten Waare umzugestalten, dem frischen Kognak oder Branntwein den Geschmack eines alten, bouquetreichen Erzeugnisses zu geben. Er schlägt dabei einen Weg ein, der von dem der früheren Experimentatoren völlig abweicht. Während diese nämlich alle den elektrischen Strom direkt in den Wein einführten und damit zweifelsohne eine Wirkung hervorriefen, die des Guten zu viel that, eine allzu starke Zerlegung bewirkte, ließ Fraser die Elektrizität nur indirekt auf den Wein einwirken. Er ließ Fässer herstellen, die ungefähr 3 Meter lang waren und einen Durchmesser von $^5/_4$ Meter besaßen, demnach mehr die Gestalt einer starken Röhre als die einer gewöhnlichen Tonne hatten. Aehnlich, wie man einen elektrischen Magnet mit Draht umwickelt, so wurden diese Fässer vielfach mit Drahtwindungen überzogen, durch welche dann ununterbrochen zehn Tage lang ein starker elektrischer Strom geleitet wurde.

Gefüllt waren die Fässer mit verschiedenen Weinsorten, zum Theil auch mit ganz frisch erzeugtem Branntwein. Nach Ablauf der zehntägigen Einwirkung des Stroms waren die Gefäße so stark elektrisch geladen, daß man bei ihrer Berührung heftige Schläge empfand. Der eingefüllte junge Wein aber hatte all sein Eiweiß ausgeschieden und Farbe wie Bouquet eines vollständig abgelagerten, ausgereiften, wohlschmeckenden Produkts angenommen, so daß nur noch eine einfache Schonung nothwendig war, um ihn als völlig marktfähige Waare in den Handel zu bringen. Außerdem zeichnete dieser elektrisirte Wein sich — als ob er pasteurisirt worden — durch eine sehr große Haltbarkeit aus. Was den Branntwein anbelangt, so veränderte auch dieser sich durch die zehntägige Einwirkung der Elektrizität in ganz auffallender Weise zu seinem Vortheil und ganz frisches Brennprodukt hatte Geschmack und Blume eines alten, lange gelagerten Branntweins angenommen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Die sozialistische Bewegung in Frankreich von 1876—1890.

Von

Paul Lafargue.

Die blutige Maiwoche des Jahres 1871 war vorbei, da kündigte Herr Thiers den noch immer zitternden Bourgeois von Versailles an, daß der „Sozialismus in Frankreich todt sei“: es war nicht das erste Mal, daß diese groteske, widerliche Persönlichkeit das Ende des Sozialismus anzeigte; schon 1849, nach der Veröffentlichung seines Buches über das Eigenthum, erklärte er seinen Freunden der Rue de Poitiers, daß „die Irrthümer und Sophismen des Sozialismus ein für alle Male widerlegt seien“. — 1871 durften sich Herr Thiers und die Bourgeois Illusionen über das Schicksal des Sozialismus hingeben: Paris hatte eben eine revolutionäre Schlacht verloren; die Kämpfer, die nicht mit den Waffen in der Hand gefallen, waren auf der Flucht begriffen oder lagen im Gefängniß zu Versailles. Eine große Menge von Arbeitern hatte die terrorisirte Stadt verlassen müssen, um dem wahnsinnigen Wüthen der siegreichen Reaktion zu entgehen; einige Monate nach dem Fall der Kommune schätzte man die Zahl der in Paris fehlenden Arbeiter aller Professionen auf 100000; ein einziger Arbeitszweig machte davon eine Ausnahme: die Zahl der Setzer, welche an dem Kampf theilgenommen hatten, war so unbedeutend, daß die Lücke, die ihr Tod oder ihre Flucht in den Buchdruckereien zurückließ, eine unmerkliche war. Die Flüchtlinge nahmen mit in die Fremde ihr technisches Wissen und die manuelle Geschicklichkeit, welcher die Pariser Industrie ihre Ueberlegenheit verdankte; aber die Bourgeois trösteten sich damit, daß die Füsilirungen, das Gefängniß, die Deportation und die Emigration der Partei der Revolution alle Lebenskraft entzogen hätten, und Thiers konnte sich mit Recht rühmen, nicht, daß er den Sozialismus ertödtet, aber daß er dessen Entwicklung auf unbestimmte Zeit hinaus gehemmt habe.

Die sozialistische Bewegung erschien nach den Junitagen von 1848 während langer Jahre todt: erst zu Ende des Kaiserreichs, ungefähr um 1866, begann sie wieder Zeichen von Leben zu geben, aber in so schüchterner, fast kindlicher Weise, daß es kaum Sozialismus zu nennen war. Proudhon war der einzige Sozialist aus der Zeit vor 1848, dessen man sich erinnerte, und seine Theorien des rückständigen Kleinbürgers, der unfähig ist, die moderne Bewegung zu begreifen, kamen wieder in die Mode. Eine politische Bewegung, welche während einiger Zeit geschlummert, setzt ihren Lauf nicht von dem Punkt an fort, wo sie abgebrochen; die neuen Menschen, welche sie wieder aufnehmen, sind, ähnlich wie die kleinen Kinder, die ihre Lektion hersagen, gezwungen, zu den Anfängen der Bewegung zurückzukehren und die bereits zurückgelegten Etappen nochmals rasch zu passiren.

Aber wenn nach dem Juni 1848 der Sozialismus 18 Jahre gebraucht hatte, um aus seinem Schweigen und seiner Betäubung zu erwachen, so bedurfte es nach den Morden, den Deportationen und der Massenauswanderung von 1871 nur fünf Jahre der Erholung, und der So-

zialismus begann sich wieder zu rühren: 1876 fand in Paris ein Kongreß von Arbeiter-Produktivgenossenschaften statt. Trotz seines reaktionären Karakters muß dieser Kongreß als der Ausgangspunkt der neueren sozialistischen Bewegung betrachtet werden, obgleich die Wiener Weltausstellung in der Arbeiterklasse schon eine gewisse Bewegung gelegentlich der Wahl von Delegirten, die dahin entsendet werden sollten, veranlaßt hatte, eine Bewegung, welche die Regierung wider Willen hatte dulden müssen. Die internationalen Orgien der Bourgeoisie boten von jeher den Arbeitern die Veranlassung, eine Bewegung zu beginnen oder schärfer zuzuspitzen: die Weltausstellung in London brachte zum ersten Male die englischen und die französischen Arbeiter miteinander in Berührung, welche durch jahrhundertelange Vorurtheile und einen Haß getrennt waren, der viel blinder noch und mächtiger war, als derjenige, der heute die französischen und deutschen Chauvinisten trennt. Die Arbeiter Frankreichs und Englands waren ebenso erstaunt als glücklich, als sie fanden, daß sie durch dasselbe Elend, dieselbe Ausbeutung und dasselbe Emanzipationsbedürfniß vereinigt wurden, und daß sie in ihren Herzen nichts von jenem Nationalitätenhaß bewahrt hatten, der ihren Vorfahren so oft die Waffen in die Hand gedrückt hatte. Auf der Londoner Weltausstellung 1862 entstand jenes Gefühl der internationalen Solidarität, welches im verflossenen Jahr gelegentlich der Pariser Ausstellung so erhebend sich kundgab und welches dahin zielt, die arbeitenden Klassen aller Nationen der kapitalistischen Zivilisation zu einer einzigen für die Emanzipation der Arbeit kämpfenden Armee zu vereinen und zu organisiren.

* * *

Die Wahlen vom Januar 1871 hatten die Deputirtenkammer mit Monarchisten gefüllt, voll von Ideen, die man längst todt und begraben wähnte: die Bourgeois-Republikaner fürchteten, daß dieselben die in dem Tohu-wa-bohu einer Niederlage proklamirte Republik wieder unterdrücken könnten; sie begannen daher den Arbeitern zu hofiren, die ihre Wähler und die einzige Kraft waren, auf welche sie rechnen konnten, um der von Tag zu Tag frecher und unternehmender werdenden monarchischen Reaktion zu widerstehen; sie forderten die Arbeiter auf, sich um sie zu schaaren, um die wahre Republik zu gründen und um die Monarchisten, welche jede soziale Reform zu Gunsten der Arbeiter verhinderten, zu bekämpfen und zu besiegen. Die Floquet und die Lockroy, welche damals einfache Stadträthe von Paris waren, seitdem aber zu Ministern der Republik geworden sind, sprachen von Revolution und faselten von der Verbesserung der Lage der Arbeiter; der Arbeiterkongreß von 1876 wurde von den radikalen Republikanern organisirt: es war dies eins ihrer Mittel, um eine Bewegung zu erzeugen und sich populär zu machen. Das radikale Journal „La Réforme“ regte die Idee des Kongresses an, und Crémieux, ehemaliges Mitglied der Regierung der nationalen Vertheidigung während des Krieges, stellte die Mittel zur Verfügung, um die Absendung von Delegirten aus der Provinz nach Paris zu erleichtern. Dieser Arbeiterkongreß, der von Bourgeois-Politikern organisirt und subventionirt wurde, entsprach vollkommen ihren Erwartungen.

1876 hatte die Versailler Reaktion ihre Blutarbeit noch nicht beendet, man füsilirte noch Vertheidiger der Kommune, als der Kongreß eröffnet wurde; blasser Schrecken herrschte in Paris; die Männer, welche an der revolutionären Bewegung theilgenommen hatten und nicht geflüchtet waren, verbargen sich und mieden jede öffentliche Thätigkeit. Unter diesen Umständen konnten die Delegirten des Kongresses entweder nur ganz junge Männer sein, welche vom Sozialismus nichts wußten oder fertige Männer, welche, wie Chabert, sich nicht in den Kampf gemischt, sondern verstanden hatten, sich zu fügen, ja sogar aus all den Regierungen, die seit dem Falle des Kaiserreichs auf einander gefolgt waren, Vortheil zu ziehen. Die Arbeiter-Delegirten, die später der Führung von Brousse folgten, erklärten, um ihren Bourgeois-Gönnern zu gefallen, daß man das Loos der Arbeiter in der kapitalistischen

Gesellschaft durch Genossenschaften, durch gegenseitigen Kredit, durch Volksbanken 2c. verbessern könne. Dieser Kongreß mußte die philanthropische Seele des Herrn Schulze-Delitzsch mit Wonne erfüllen; man that dort nichts, als die Wunderwirkungen seiner sozialen Universal-Heilmittel anpreisen.

Aber in dieser Arbeiterbewegung, welche so bourgeoismäßig begann, sollte sich bald das Eingreifen eines Mannes fühlbar machen, der sie von diesem Wege abbrachte, sie zwang, die philanthropischen Reformbestrebungen aufzugeben und den Weg des revolutionären Sozialismus einzuschlagen. Dieser Mann war Jules Guesde.

Guesde war eben nach Frankreich zurückgekehrt, welches er hatte verlassen müssen, um einer Verurtheilung zu fünf Jahren Gefängniß zu entfliehen; er hatte sich dieselbe zugezogen, da er Partei für die Kommune in seinem, in Montpellier erscheinenden Blatte genommen: er griff jetzt in „Les droits de l'homme" die Verhandlungen und Beschlüsse des Pariser Kongresses an.

Guesde hatte in Italien und der Schweiz an der Bewegung der Internationale theilgenommen, welche ihm seine ersten sozialistischen Anschauungen eingab. Sein theoretisches Wissen war damals noch gering und unklar, wovon man sich durch die Lektüre der ersten „Egalité" überzeugen kann, die 1877 erschien, und deren theoretische Artikel er redigirte; aber eine Idee, die bereits auf den Kongressen der Internationale ihre Formulirung gefunden, hatte sich seiner bemächtigt, das war die Vergesellschaftlichung der Produktionsmittel. Mit einer bedeutenden polemischen Schärfe und einem Rednertalent ersten Ranges begabt, wurde Guesde sofort der Mann der Situation: er ist der Begründer der neuen sozialistischen Partei in Frankreich.

Sein propagandistischer Eifer hat ihn in alle Theile Frankreichs geführt, auf's flache Land ebenso, wie in die Städte; überall, wo er hinkam, provozirte er Debatten über die sozialen Fragen; in Paris und in mehreren Provinzstädten nahmen Advokaten, Oekonomen, Deputirte und andere hervorragende Persönlichkeiten den Fehdehandschuh auf, den er ihnen hinwarf, und traten auf, die kollektivistischen Ideen zu bekämpfen; aber sie wurden so übel zugerichtet, daß sie es nach der ersten Redeschlacht für immer aufgaben, mit ihm zu diskutiren. Ueberall, wo Guesde gewesen, hinterließ er begeisterte Anhänger der sozialistischen Ideen; er ist derjenige Propagandist, der die meisten Proselyten machte. Guesde schaarte in Paris einige Sozialisten um sich, der Mehrzahl nach Ausländer, hauptsächlich Italiener, Russen und Deutsche: einer der Männer, die ihn am eifrigsten unterstützten, war ein deutscher Sozialist, den die Verfolgungen Bismarck's nach Paris getrieben hatten; dieser war's, der Guesde mit den Marx'schen Theorien bekannt machte, die bis dahin in Frankreich völlig unbekannt waren, obgleich das „Kapital" übersetzt und veröffentlicht war. Unter Beihilfe dieser ausländischen Sozialisten und einiger junger Franzosen, die er gewonnen hatte, gründete Guesde die „Egalité", das erste sozialistische Blatt, das seit 1849 in Frankreich veröffentlicht worden ist.

Die sozialistischen Ideen, welche die „Egalité" verkündigte, waren in Frankreich neu, sie arbeiteten dem philanthropischen Geschwätz entgegen, aus dem der ganze Sozialismus der radikalen Bourgeois und der verbürgerlichten Arbeiter bestand: sie erschreckten die „guten" Arbeiter von der Richtung der selbsthilflerischen Genossenschaften des Pariser Kongresses; dieselben wagten nicht, offen mit Guesde und seinen Freunden zu brechen, aber sie begannen gegen diese einen Feldzug der stillen Opposition. Sie spielten sich als die einzig wahren Vertreter der „schwieligen Arbeiterfaust" auf, die „Praktiker", die blos durchführbare Reformen verlangten, ohne Umsturz der Gesellschaft und ohne Verletzung der Interessen Anderer; während sie Guesde und seine Freunde (Deville, Massard, Labusquière, Marrouck) als „deklassirte Bourgeois" hinstellten, mit extremen, undurchführbaren Ideen, als Streber im Bourgeoisrock, denen die Blousenmänner mit den schwieligen Händen mißtrauen sollten. Das Auftreten des

revolutionären Sozialismus und seines Apostels, Jules Guesde, machte für einige Zeit den Mogeleien zwischen den radikalen Bourgeois und den Arbeitern ein Ende: das war eines der Verbrechen, die Guesde beging; man ließ es ihn durch Beleidigungen und niedrige, schmutzige Verleumdungen theuer genug entgelten. Guesde wußte gleich bei seinem ersten Erscheinen sich Achtung zu verschaffen; er begann die sozialistische Agitation trotz der Versailler Schreckensherrschaft und schuf eine Vereinigung von Sozialisten, die zwar nicht stark genug war, zu dominiren, aber doch stark genug, den Arbeitern der genossenschaftlichen Richtung Respekt einzuflößen, die ob ihres revolutionären Gebahrens in Erstaunen und Schrecken geriethen. Diese Leute haßten ihn, betrachteten ihn als einen Despoten, als einen Menschen, der ihnen den Weg mit seinen kollektivistischen Theorien versperrte. Es ist wichtig, auf diesen Widerstand hinzuweisen, den Guesde von den Männern erfuhr, welche unter der Gönnerschaft von radikalen Bourgeois den ersten in Frankreich abgehaltenen Arbeiterkongreß zu Stande gebracht hatten; es wird die Spaltungen erklären helfen, die sich in der Folge bildeten; dies sind die Arbeiter, die Brousse zu sammeln und zu verstärken wußte, und die er dann gegen Guesde, Deville, Lafargue und den wissenschaftlichen Sozialismus in's Feld führte.

Die Propaganda der „Egalité" trug ihre Früchte; eine Partei bildete sich, deren Thätigkeit sich unmittelbar fühlbar machte, wie dies auch im Januar 1878 ein Bismarck'sches Organ, die „Berliner Korrespondenz", konstatirte: „Aus dem Chaos von Nachrichten, die wir aus Frankreich erhalten, geht die Thatsache mit immer größerer Klarheit hervor, daß daselbst die sozialistische Demokratie bereits eine Macht geworden.... Ohne Zweifel werden die Häupter der sozialistischen Bewegung in Frankreich, die so viel Eifer aufwenden, mit den sozialistischen Organen Deutschlands in Verbindung zu bleiben, die Thatsachen etwas übertreiben; aber die Bewegung kann nicht mehr geleugnet, noch mit Stillschweigen übergangen werden". „Eine Thatsache wird dem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen sein, nämlich die, daß die sozialistische Agitation in Frankreich seit dem Kongreß zu Gent mit großer Geschicklichkeit geleitet wird.... In den letzten Jahren hatte die Bewegung, die in Paris in Folge der Niederlage der Kommune erstickt war und streng überwacht wurde, die Segel streichen und beilegen müssen. Aber seit ungefähr sechs Monaten begeben sich die Sozialisten wieder offen an die Arbeit. Es ist interessant, zu beobachten, daß die Sozialistenführer in Frankreich ebenso wie in Preußen alle Mittel anwenden, um ihre Anhänger in die Gemeinderäthe hineinzubringen."

Die sozialistische Bewegung, die sich bis dahin im Dunkeln entwickelt hatte, trat plötzlich auf dem Kongreß zu Lyon, Februar 1878, offen zu Tage, der durch die Veranstalter des Pariser Kongresses einberufen wurde. Der Kongreß zu Lyon drohte eine Neuauflage des Pariser zu werden: während der ersten Sitzungen wurden nur Loblieder auf die Freiheit in allen Tonarten gesungen; es handelte sich nur darum, den Arbeitern die Freiheit zu geben, Gewerkschaften, Genossenschaften und Banken zu gründen, dann werde es in der besten aller Bourgeois-Welten herrlich bestellt sein. Die Freiheit, nur die Freiheit, verlangten die Arbeiterdelegirten.

Aber das Erscheinen der Kollektivisten unter Guesde brachte einen Mißklang in dieses harmonische Freiheitskonzert: sie entwickelten die kollektivistischen Theorien, und zur großen Entrüstung der Selbsthilfler fand sich eine Minorität von 20 Delegirten, die für folgende von zwei Pariser Delegirten vorgeschlagene Resolution stimmten: „In Erwägung, daß die ökonomische Emanzipation der Arbeiter erst dann eine vollendete Thatsache sein wird, wenn ihnen der volle Arbeitsertrag zu Theil wird; daß, um dieses Ziel zu erreichen, es nothwendig ist, daß die Arbeiter im Besitze der zur Produktion nöthigen Elemente sind, der Rohstoffe und der Arbeitswerkzeuge, fordert der Kongreß alle Arbeitervereinigungen auf, die praktischen Mittel zu studiren, um das Prinzip des Gemeinbesitzes von Grund und Boden, sowie

der Arbeitswerkzeuge in Durchführung zu bringen."

Um sich davon zu überzeugen, wie das Auftreten des Kollektivismus so recht das Hauptereigniß des Lyoner Kongresses war, muß man das Organ Gambetta's „La République Française" darüber vernehmen: „Ein Delegirter wagte zu behaupten, daß der französische Bauer, dessen Bild uns La Bruyère hinterlassen hat, nicht viel elender dran war, als der jetzige durch die Revolution emanzipirte Bauer, und daß man, um sein Loos zu verbessern, entschieden das individuelle Eigenthum abschaffen und an seiner Statt das kollektivistische Regime einführen müsse. Der Grund und die Werkzeuge würden zum untheilbaren Eigenthum der Gesammtheit, nur die Früchte der Arbeit sollten den Einzelindividuen zufallen. Diese seltsamen Ausführungen wurden von mehreren Delegirten lebhaft bemängelt und bekämpft.... Den Kollektivismus annehmen, hieße nach rückwärts schreiten, denn seine Blüthezeit war in der Kindheit der Gesellschaft; das hieße die am weitest zurückgebliebenen Völkerschaften Indiens und Rußlands nachahmen. Die Anhänger des so reaktionären Gemeineigenthums, das seit einiger Zeit von gewissen irregeführten Gemüthern als eine Art sozialen Universal-Heilmittels hingestellt wird, stießen auf dem Arbeiterkongreß zu Lyon auf Vertreter des gesunden Menschenverstandes im besten Sinne des Wortes."

Da aber der gesunde Menschenverstand sich als unzureichend erwies, die gesunden Lehren vom individuellen Eigenthum zu vertheidigen, so begann die Regierung ihre Verfolgungen gegen die „irregeleiteten" Gemüther der „Egalité", welche die kollektivistischen Lehren verbreitete. Sie behelligte sie in jeder nur möglichen Weise, aber da sie einsah, daß die Leute nicht einzuschüchtern und nicht zu bewegen waren, ihre Propaganda aufzugeben, entschied sie sich, das Journal zu unterdrücken, theils durch Geld- und theils durch Gefängnißstrafen, die den Redakteuren reichlich zugemessen wurden.

Die „Egalité" sagte in ihrer letzten Nummer: „Wir werden binnen Kurzem wieder erscheinen, wenn auch nicht entschiedener, aber stärker zu dem Werke, das wir unternommen, und das, man weiß es wohl, in der Herstellung oder Wiederherstellung der französischen sozialistisch-revolutionären Partei besteht. Und deshalb sagen wir unsern Lesern: Auf baldiges Wiedersehen!"

Die Bewegung war im Gange und nichts konnte sie aufhalten: die kollektivistische Propaganda arbeitete mit neuem Eifer trotz der Unterdrückung der „Egalité" und der Gefangensetzung Guesde's und mehrerer seiner Freunde. Wenn auf dem Lyoner Kongreß sich nur eine Minorität von 20 Delegirten gefunden hatte, um für eine kollektivistische Resolution zu stimmen, so wurden auf dem Kongreß zu Marseille im folgenden Jahr (Oktober 1879) die kollektivistischen Theorien mit ungeheurer Majorität angenommen.

Der Marseiller Kongreß ist von allen bis 1889 in Frankreich abgehaltenen der wichtigste, in Anbetracht der Zahl der Theilnehmer, der gefaßten Beschlüsse und des Einflusses, welchen diese auf die Bildung der sozialistischen Partei hatten.

Die Arbeiterklasse in Frankreich, die durch die kriegerischen Ereignisse, durch die Kommune und hauptsächlich durch die kolossale ökonomische Entwicklung, welche seit der Abtretung Elsaß-Lothringens vor sich ging, aufgerüttelt war, empfand das Bedürfniß einer Kundgebung und eines Beweises ihrer Kraft; daher vereinigte der Kongreß zu Marseille eine bedeutende Anzahl von Delegirten. Hundertunddreißig waren von siebenunddreißig in verschiedenen Industriebezirken gelegenen Städten gekommen: niemals zählte in Frankreich ein sozialistischer Arbeiterkongreß, ausgenommen den internationalen Kongreß von 1889, so viele Theilnehmer.

Bei Beginn einer Bewegung haben die Franzosen den Drang, alle Fragen lösen zu wollen, um sich eine Art Glaubensbekenntniß zu schaffen, das ihnen als Führer für ihre Tagesarbeit dienen soll. So war auch die Tagesordnung des Marseiller Kongresses ebenso wie die des ersten Kongresses der Internationale ungemein überlastet. Es hätte mehr als sechs Mo-

nate fortgesetzter und wissenschaftlicher Berathungen bedurft, um alle die Fragen zu studiren; man löste sie in acht Tagen. Man verhandelte in Marseille die Frauenfrage, welche die Franzosen sehr interessirt, die Frage der Gewerkschaften, der Genossenschaften, des gewerblichen Unterrichts, der Lohnarbeit, der gewerblichen Schiedsgerichte, der Streiks, der Organisation der Arbeit, des Eigenthums, der Steuern, der Grundrente, des Freihandels und Schutzzolls, der Vertretung des Proletariats in den gewählten Körperschaften, der Organisation der sozialistischen Arbeiterpartei. Die Lösungen dieser zahlreichen Fragen, wenngleich oberflächlich und etwas seicht und eingehüllt in die alte Phraseologie Proudhon's, im Tone eines moralisirenden Liberalismus, athmen einen neuen Geist, der sich bis dahin in Frankreich nie gezeigt hatte: einige dieser Beschlüsse sind hervorragend durch die bündige Klarheit, mit welcher sie die Fragen lösen.

Der Kongreß zu Marseille stürzte die Beschlüsse der beiden vorhergegangenen Kongresse zu Paris und Lyon um, welche die Genossenschaften als das wirksamste und einzige Mittel der Emanzipation der Arbeiter betrachtet hatten, und erklärte: „Die Produktivgenossenschaften und Konsumvereine können nur in ganz geringem Maße die Lage einer kleinen Anzahl von Privilegirten verbessern... und können keinesfalls mächtig genug wirken, um zur Emanzipation des Proletariats zu führen. Aber da diese Art Genossenschaften als Mittel der Propaganda zur Verbreitung der kollektivistischen und revolutionären Ideen dienen kann, deren Zweck es ist, die Arbeitsinstrumente in die Hände der Arbeiter zu bringen, so müssen sie nichtsdestoweniger angenommen werden, aus denselben Gründen, wie die andern Arten von Vereinigungen, nur zu dem Zweck, um durch die lebhafteste revolutionäre Agitation so schnell als möglich zur Lösung der sozialen Frage zu gelangen."

Die Resolution über die Frage der Lohnarbeit ist ebenso klar: „Da die Lohnarbeit das Ergebniß der Spaltung der Gesellschaft in zwei Klassen ist, von denen die Eine Alles besitzt und Nichts arbeitet, die Andere arbeitet und Nichts besitzt, und da dieselbe nur abgeschafft werden kann, wenn alle Arbeiter die Kapitalien besitzen, welche sie verwerthen, beschließt der Kongreß, daß das Ziel der Arbeiter die Nationalisirung der Kapitalien (Bergwerke, Eisenbahnen 2c.) sein muß, die denjenigen zum Betrieb übergeben werden sollen, die sie produktiv machen, d. h. den Arbeitern selbst". Der Kollektivismus wird noch energischer betont in der Resolution über das Eigenthum:

„Das Eigenthum ist die einzige soziale Frage."

„In Erwägung, daß das jetzige System des Eigenthums in Widerspruch steht zu den Rechten der Gleichheit, die der Ausdruck der künftigen Gesellschaft sein sollen;

„In Erwägung, daß es ungerecht und inhuman ist, daß die Einen Alles produziren, die Andern Nichts, und daß gerade diese es sind, denen alle Reichthümer, alle Genüsse zu Gebote stehen, wie auch alle Privilegien;

„In Erwägung, daß diese Verhältnisse nicht durch den guten Willen derjenigen geändert werden, die das größte Interesse an ihrem Fortbestand haben;

„Erkennt der Kongreß als das anzustrebende Ziel das Gemeineigenthum an Grund und Boden, der Arbeitsinstrumente und Rohmaterialien an, die, ohne veräußert zu werden, Allen zur Verfügung gestellt werden sollen von der Gesellschaft, an die sie wieder zurückkehren sollen."

Diese Resolution karakterisirt den Marseiller Kongreß. Redigirt von Guesde, vorgelegt von den Pariser Delegirten, wurde sie von einer Anzahl der Theilnehmer energisch bekämpft, namentlich von Finance, dem Vertreter der Positivisten, von der großen Mehrheit aber angenommen und diese Annahme mit langanhaltendem Beifall begrüßt.

Es war das erstemal, daß die Nationalisirung des Eigenthums auf die Fahne des französischen Proletariats geschrieben wurde. Wenn man sich erinnert, daß noch auf den Kongressen der Internationale die große Mehrheit der französischen Delegirten, namentlich die aus Paris, sich stets

für das individuelle Eigenthum ausgesprochen; wenn man ferner die große Schüchternheit bedenkt, die die Revolutionäre der Kommune in ökonomischer Beziehung an den Tag gelegt, ist man überrascht, acht Jahre nach der Niederlage von Paris und dem Gemetzel der „blutigen Woche" auf dem Marseiller Kongreß eine Majorität zu finden, die für die Nationalisirung der Produktionsmittel eintritt.

Die Resolution über „den Gemeinbesitz des Bodens und der Produktionsmittel" forderte die Witzeleien der im Solde der Bourgeoisie stehenden Lohndiener der Feder heraus, deren Gehirn unfähig war, dieses nothwendige Endziel der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise zu begreifen, und die daher die Kollektivisten als Narren behandelten und die auf dem Gemeineigenthum beruhende Gesellschaft für eine Kaserne erklärten. Auch Clemenceau, der Chef der radikalen Partei, kam über diese tiefe und geistreiche Kritik nicht hinaus. Heute wird allgemein anerkannt, daß die Nationalisirung der großen Produktionsmittel unvermeidlich einmal werde erfolgen müssen. Nur ihre unmittelbare Durchführung wird noch bekämpft.

Die sozialistische Bewegung hatte mit den Genossenschaften begonnen. An diese hatten sich bald die Anarchisten angeschlossen, die sich der Bewegung bemächtigen und sie leiten wollten: Genossenschafter und Anarchisten repräsentiren beide blos bürgerliche, freilich verschiedene Ideen: die Ersteren die Ideen der reformirenden Philanthropen; die Letzteren — soweit sie nicht Lockspitzel sind — die Ideen der Vertreter des laissez faire in ihren äußersten logischen Konsequenzen. Der Marseiller Kongreß nahm Stellung gegen die Einen wie gegen die Anderen; erklärte er auf der einen Seite die selbsthilflerischen Genossenschaften für unzureichend als Mittel der Emanzipation der Arbeiterklasse, so sprach er sich auf der andern Seite entschieden für die politische Thätigkeit aus, für den Eintritt von Sozialisten in die Vertretungskörper und die „Pflicht, mindestens die moralische, bei allen Wahlen, wo es nur möglich, sozialistische Arbeiterkandidaten aufzustellen".

Aber der Marseiller Kongreß hielt es auch für nothwendig, daß, ehe der politische Kampf aufgenommen werde, „das Proletariat seinen Bruch mit der Bourgeoisie vollende" und sich als Partei einer besondern Klasse unter dem Titel „Partei der sozialistischen Arbeiter Frankreichs" konstituire. Um sein Werk zu vollenden, arbeitete der Kongreß den Statutenentwurf einer Föderation der sozialistischen Gruppen aus. Darnach wurde Frankreich in sechs Regionen getheilt: 1. Paris oder das Zentrum; 2. Lyon oder der Osten; 3. Marseille oder der Süden; 4. Bordeaux oder der Westen; 5. Lille oder der Norden; 6. Algier. Jede Region sollte ihre eigenen Kongresse abhalten und ihre gesonderte Verwaltung haben; alle Regionen sollten vereinigt sein unter einem General-Exekutivkomite. Die Franzosen lieben es, Statuten auszuarbeiten, um das Vergnügen zu haben, sie verletzen zu dürfen; so beschäftigte man sich auch in Marseille mit der Abgrenzung der Rechte und Pflichten der einzelnen Gruppen gegenüber den Regionalorganisationen und dem Generalkomitee; alles war vorgesehen und gehörig geregelt; man vergaß auch nicht das Parteiorgan, dem man den Titel „Bulletin officiel de la fédération des travailleurs socialistes" beilegte. Daß alle diese schönen Resolutionen todter Buchstabe blieben, war unvermeidlich: zuerst mußte die Partei Leben gewinnen, bevor es sich darum handeln konnte, ihr Verhaltungsmaßregeln zu geben; aber es entsprach dem französischen Geist, der so erpicht aufs Reglementiren ist, vor allem diese Regeln festzusetzen.

Die kollektivistischen Resolutionen, obwohl mit großer Majorität angenommen, hatten eine höchst entschiedene Opposition im Schoße des Kongresses gefunden. Die Abstimmung über die Frage des Eigenthums brachte die Bombe zum Platzen; die Minorität protestirte lärmend gegen den Beschluß, den sie für einen unsinnigen erklärte, der dem Kongreß von den „Sektirern" von Paris aufgedrängt worden. Die republikanische Bourgeoispresse, die bis dahin die Arbeiterkongresse begünstigt und ihre zahmen Resolutionen veröffentlicht hatte, änderte plötzlich ihre freundschaft-

liche, gönnerhafte Haltung und erklärte offen ihre Feindschaft gegen die neue Bewegung: sie beeilte sich, den Protest der Minorität zu dem ihren zu machen, der Minorität, die natürlich den famosen „gesunden Menschenverstand“ repräsentirte, der diesmal noch besonders ausstaffirt war durch die „ewige Gerechtigkeit“ und die „Heiligkeit des Eigenthums“. Die Bourgeoispresse ermunterte die Minorität in ihrer Opposition und drängte zur Spaltung, die auf dem nächsten Kongreß, zu Havre, zu einem völligen Bruch führte.

Die „Egalité“ begann nach dem Kongreß von Marseille wieder zu erscheinen: die Redaktion der ersten „Egalité“ hatte sich um einige Flüchtlinge vermehrt, darunter Paul Lafargue, der ein fleißiger Mitarbeiter war und mit wenigen Ausnahmen fast alle theoretischen Artikel verfaßte. Die zweite „Egalité“ vollendete das Werk der ersten, sie verlieh der sozialistischen Propaganda einen wissenschaftlichen Karakter*). Diese zweite „Egalité“ und die wenig später erscheinende „Revue Socialiste“ wirkten in entscheidender Weise für die Verbreitung der ökonomischen und historischen Theorien von Karl Marx in Frankreich. Friedrich Engels veröffentlichte in der „Revue Socialiste“ den bekannten Auszug aus seinem in Deutschland erschienenen Buch gegen Dühring unter dem Titel „Socialisme utopique et Socialisme scientifique“.

Die „Egalité“ war nicht blos ein theoretisches Blatt, sondern auch ein energisches Kampforgan; sie eröffnete das Feuer gegen die Bourgeoispresse und gegen Clemenceau und die Radikalen, von denen man die Arbeiter trennen mußte, die sie bei der Nase herumführten. Sie hatte die Kühnheit, offen dem französischen Chauvinismus die Stirne zu bieten, der damals so übertrieben und so verbohrt war, daß man in einem hervorragenden radikalen Blatte nicht einmal bismarckfeindliche Korrespondenzen eines sozialistischen Abgeordneten aufzunehmen wagte, weil sie aus Berlin kamen, und man sich dadurch zu kompromittiren fürchtete. Dem beschränkten Philisterpatriotismus wurde scharf zugesetzt; man muß zugestehen, daß die Anarchisten sich den Kollektivisten in diesem Feldzug gegen den Bourgeoispatriotismus anschlossen, der Herrn Gambetta und seinen Genossen als politisches Sprungbrett diente, emporzukommen und sich auf Kosten des theuren Vaterlandes zu bereichern.

Energisch forderte die „Egalité“ die Amnestirung der verurtheilten Kommunards: Deville war einer der Urheber der Kandidatur Blanqui's, den man seit dem 18. März ganz willkürlicherweise eingekerkert hielt, obwohl er verhaftet worden war, ehe er noch an der Insurrektion Theil genommen, im Augenblick, als er sich von Perigueux nach Paris begab, das mitten im Aufstand begriffen war. Die Wahl des alten, unbeugsamen Blanqui in Bordeaux öffnete den Verurtheilten und Verbannten der Kommune die Thore Frankreichs. Die Amnestirung der Theilnehmer an der Pariser Insurrektion war die Frage gewesen, die vor allen andern ihre Lösung geheischt. Die Arbeiter in Paris und den Provinzen waren ganz von der Idee der Amnestie erfüllt; keine Feste vor der Amnestie, war der Refrain eines populären Liedes; man wollte die Sträflinge Neukaledoniens befreien, ehe man dem Sozialismus seine Aufmerksamkeit schenkte. Die den Reaktionären abgerungene Amnestie war ein Sieg des Volkes, die erste Revanche für die Niederlage vom Mai 1871; die Besiegten der Kommune kehrten im Triumph heim; die Aufnahme, die die Bevölkerung den ersten

*) Man bemerkt noch in den oben mitgetheilten Resolutionen, namentlich der über das Eigenthum, daß eine proudhonistische Ideologie in den Köpfen der Kollektivisten sich erhalten hatte: die Umwandlung der Gesellschaft wurde im Namen der Gerechtigkeit und Gleichheit verlangt, anstatt als das nothwendige Ergebniß der kapitalistischen Produktion dargestellt zu werden; eine Umwandlung, deren Kommen man nicht durch Deklamationen über die ewige Gerechtigkeit und die natürliche Gleichheit beschleunigt, sondern durch die Erforschung des Ganges der ökonomischen Phänomene. Die Kollektivisten der ersten „Egalité“ waren mehr von Gefühlen als der ökonomischen Wissenschaft geleitet, wie das unter anderem die Artikel über das Eigenthum beweisen.

der von Neukaledonien zurückkehrenden Sträflinge zu Theil werden ließ, war eine geradezu überschwengliche.

Nachdem die Erregung sich gelegt, die die Amnestie und die Rückkehr der Föderirten vom 18. März hervorgerufen, konnte man sich wieder der sozialistischen Propaganda zuwenden. Der Marseiller Kongreß hatte das Endziel festgestellt, dem die Bestrebungen des Proletariats gelten sollen; es blieb noch übrig, ein Programm der Partei für die Wahlkämpfe auszuarbeiten, denen sie entgegenging. Lafargue schlug Guesde diese Idee vor und setzte sich mit Malon in Verbindung, der gern die Gelegenheit benützte, die Stellung vergessen zu machen, die er in dem Kampf des Generalraths der Internationale mit Bakunin und den Bourgeois der Allianz eingenommen. Die Idee des Programms fand freudige Zustimmung und Guesde begab sich nach London, um den Wortlaut mit Marx, Engels und Lafargue festzustellen. Bei Engels wurde das Programm redigirt; Marx diktirte den Eingang, die „Erwägungen", der sich durch seine Präzision und vielumfassende Kürze auszeichnet. Das „Wahlprogramm der sozialistischen Arbeiter" lautet:

„In Erwägung,

„daß die Emanzipation der produktiven Klasse die aller menschlichen Wesen ohne Unterschied des Geschlechts oder der Rasse ist;

„daß die Produzenten nicht frei sein können, wenn sie nicht im Besitz der Produktionsmittel sind;

„daß es zwei Formen giebt, unter denen die Produktionsmittel ihnen gehören können:

„1. die Form des individuellen Besitzes, die niemals eine allgemeine Thatsache gewesen ist und die durch die industrielle Entwicklung immer mehr und mehr beseitigt wird;

„2. die Form des Gemeinbesitzes, deren materielle und intellektuelle Elemente durch die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft selbst gebildet werden.

„In Erwägung,

„daß dieser Uebergang der Produktionsmittel in den Gemeinbesitz nur hervorgehen kann aus der revolutionären Thätigkeit der als selbständige politische Partei organisirten produktiven Klasse, des Proletariats;

„daß eine solche Organisation mit allen dem Proletariat zu Gebote stehenden Mitteln angestrebt werden muß, inbegriffen das allgemeine Stimmrecht, das so aus einem Mittel der Prellerei, das es bisher gewesen, zu einem Mittel der Emanzipation wird;

„haben sich die sozialistischen Arbeiter Frankreichs entschlossen, indem sie sich als Ziel ihrer Bestrebungen in ökonomischer Beziehung die Rückkehr aller Produktionsmittel in den Besitz der Gesammtheit setzen, in die Wahlbewegungen als Mittel der Organisation und des Kampfes einzutreten, mit folgendem Minimumprogramm:

„A. Politischer Theil:

„1. Abschaffung aller Gesetze über Streiks, Versammlungen und Vereine und namentlich des Gesetzes gegen die Internationale Arbeiterassoziation. — Beseitigung des Arbeitsbuchs, das die Arbeiterklasse mit den Prostituirten auf eine Stufe setzt, und aller Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches, die eine Unterordnung des Arbeiters gegenüber dem Unternehmer oder der Frau gegenüber dem Manne festsetzen*);

„2. Unterdrückung des Kultusbudgets und Rückgabe des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums der sogenannten todten Hand, das im Besitz von religiösen Körperschaften ist (Dekret der Kommune vom 2. April 1871), inbegriffen deren industrielle und kommerzielle Unternehmungen, an die Nation;

„3. Unterdrückung der Staatsschuld;

„4. Abschaffung der stehenden Heere und allgemeine Bewaffnung des Volkes;

„5. die Gemeinde Herrin ihrer Verwaltung und Polizei.

„B. Oekonomischer Theil:

„1. Ein Ruhetag jede Woche oder gesetzliches Verbot für die Unternehmer,

*) Die gesperrt gedruckten Stellen sind auf dem Kongreß von Roanne 1882 hinzugefügt worden.

ihre Arbeiter mehr als sechs Tage von sieben arbeiten zu lassen. — Gesetzliche Verkürzung der täglichen Arbeitszeit auf acht Stunden für Erwachsene. — Verbot der Arbeit der Kinder vor dem 14. Jahr in den Privatwerkstätten und Verkürzung der täglichen Arbeitszeit junger Personen vom 14.—18. Jahr auf 6 Stunden.

„2. Schützende Ueberwachung der Lehrlinge durch die Arbeiterorganisationen.

„3. Ein Minimallohn, der jedes Jahr nach dem lokalen Getreidepreis durch eine Kommission für Arbeiterstatistik festgesetzt wird.

„4. Gesetzliches Verbot für die Unternehmer, ausländische Arbeiter zu Löhnen zu beschäftigen, die niedriger sind, als die der französischen Arbeiter.

„5. Gleichheit der Löhne bei gleicher Arbeitsleistung für die Arbeiter beider Geschlechter.

„6. Wissenschaftlicher und gewerblicher Unterricht für alle Kinder, deren Unterhalt der durch den Staat und die Gemeinde vertretenen Gesellschaft obliegt.

„7. Erhaltung der Greise und der Invaliden der Arbeit durch die Gesellschaft.

„8. Unterdrückung jeder Einmischung der Unternehmer in die Verwaltung der Arbeiterunterstützungskassen und ähnlicher Institute, über die den Arbeitern die völlig freie Verfügung gewährt werden soll.

„9. Haftpflicht der Unternehmer für die Folgen von Unglücksfällen, garantirt durch eine Kaution, die der Unternehmer bei einer Arbeiterunterstützungskasse zu deponiren hat, und deren Höhe durch die Zahl seiner Arbeiter und die Gefahren seines Betriebes bestimmt wird.

„10. Heranziehung der Arbeiter bei Festsetzung von Fabriks- oder Werkstättenordnungen; Unterdrückung des Rechts, das die Unternehmer sich angemaßt haben, ihre Arbeiter mit irgend einer Strafe unter der Form einer Geldbuße oder eines Lohnabzugs zu belegen (Dekret der Kommune vom 27. April 1871).

„11. Annullirung aller Verträge, durch die öffentliches Eigenthum (Banken, Eisenbahnen, Bergwerke u. s. w.) veräußert worden, und Uebergabe des Betriebs der Staatswerkstätten an die in ihnen beschäftigten Arbeiter.

„12. Abschaffung aller indirekten Steuern und Verwandlung aller direkten Steuern in eine progressive Steuer auf alle Einkommen über 3000 Franken. Unterdrückung aller Vererbungen an Seitenverwandte, sowie aller Vererbungen in direkter Linie, die 20 000 Franken übersteigen."

Guesde brachte das Programm nach Paris und machte sich ans Werk, seine Annahme durchzusetzen, was keineswegs leicht war. Die junge sozialistische Partei setzte sich aus drei verschiedenen Elementen zusammen, die nur schwach zusammengehalten wurden; da waren einmal die Kollektivisten, dann die Genossenschaftler alten Schlags, die sich dem Einfluß Guesde's und seiner Freunde nicht entziehen konnten, die neuen Theorien aber nur widerwillig aufnahmen; endlich die Anarchisten, nicht zahlreich, aber sehr lebhaft und, wenn auch verrückt, mit einer erstaunlichen Beredtsamkeit begabt, die ihnen erlaubte, über Alles zu sprechen, ohne das geringste davon zu verstehen. Malon nahm die Aufgabe auf sich, die Annahme des Programms in den Vereinen der Provinz durchzusetzen, mit denen er Verbindungen unterhielt. Malon, der später unter dem Einfluß von Brousse sich von dem Programm lossagte, that viel zu dessen Annahme.

Das Programm erschien in der „Egalité" vom 30. Juni 1880, wie auch in der „Revue Socialiste", wo es von den Redaktionen der „Egalité" und des „Proletaire", der eben neu erschienen war, und von den sozialistischen Komites von Courbevoie, Grenoble, St. Etienne, Montlugon, Creuzot, Vienne und Paris unterzeichnet war. Im folgenden Monat (Juli) genehmigte es der Regionalkongreß des Zentrums zu Paris; ebenso stimmte der Nationalkongreß von Havre dafür. Man war dahin gelangt, „das Schwert des kommunistischen Programms bis zum Griff zu verschlingen", wie der entsetzte Ausspruch des Possibilisten Labusquière lautete.

Das Programm entfesselte allgemeine Entrüstung: die Genossenschaftler und die Streber aller Art, welche hofften, die Arbeiterstimmen gewinnen zu können, ohne ihre profitablen Beziehungen zu den Radikalen aufgeben zu müssen, betrachteten es als ein Hinderniß für ihre Intriguen. Die Anarchisten, an ihrer Spitze Emile Gauthier, der heute zum Opportunismus übergegangen ist, wagten nicht, es offen und ehrlich anzugreifen, wozu ihnen auch die Kraft fehlte; sie verbanden sich mit den Genossenschaftlern, um es als unvollkommen und nicht genug vorgeschritten zu erklären: in den Erwägungen hieß es, daß das Wahlprogramm nur ein Minimum von Forderungen darstelle, sie verkündigten, daß sie kein Minimum annähmen, sondern nur durch das Maximum befriedigt werden könnten, und sprachen höchst verächtlich von den Vertheidigern des Programms als „Minimalisten". Die kollektivistischen Beschlüsse und das Londoner Programm, wie es Joffrin nannte, um die patriotische Gehässigkeit dagegen zu erwecken, hatten auch das Unglück, den Kommune-Flüchtlingen zu mißfallen. Der Aufstand vom 18. März, den die Aufregung der Belagerung und der patriotischen Kämpfe der National-Vertheidigung gezeitigt hatten, war weit entfernt, eine sozialistische Bewegung zu sein: der durch die Niederlage gedemüthigte und durch das verrätherische Benehmen Favre's und Thiers' aufs äußerste gereizte Patriotismus; das Gefühl des Schreckens, das sich der Republikaner in Folge der monarchistischen Intriguen der Versammlung zu Bordeaux bemächtigt hatte, endlich ein unbewußtes Bedürfniß nach sozialen und politischen Reformen: das sind die Hauptursachen, die den Zorn des Volkes am 18. März erregten. Die Kommune war nichts als eine Regierung von kleinen Bourgeois, revolutionären und romantischen Blanquisten und einigen Arbeitern, die an der Bewegung der Internationale theilgenommen hatten: kein sozialistischer Gedanke vereinigte diese verschiedenen Elemente, welche nur die Niederlagen und die Nothwendigkeit, sich vertheidigen zu müssen, zusammenhielten.

Aber die Kommune, zerschmettert von Versailles, verhöhnt und verleumdet von Soldschreibern der kapitalistischen Bourgeoisie, wurde durch den Generalrath der Internationale, in dem Marx und Engels maßgebend waren, vertheidigt. Dadurch erhielt sie einen sozialistischen Karakter, den sie während ihrer kurzen Existenz nie besessen. Die Flüchtlinge der Kommune hielten sich nun wirklich für die Vertreter des Sozialismus, von dem sie absolut nichts verstanden. Sie waren erstaunt über die kollektivistischen Beschlüsse des Kongresses von Marseille, das Gemeineigenthum hatte mit ihrem Gelegenheitssozialismus nichts zu schaffen: außerdem ärgerte es sie, neue Männer in Frankreich auftreten zu sehen, welche neue Ideen anregten: man nahm ihnen ja ihren Antheil an der Popularität. Die Unverschämtheit der Kollektivisten, eine sozialistische Partei zu bilden, die sie, die Männer der Kommune, nicht leiten sollten, und derselben ein Programm zu geben, das sie nicht aufstellten, überschritt das Maß dessen, was sie erlauben konnten. Die Flüchtlinge aus London und aus der Schweiz, welche entschlossen waren, sich auch weiterhin mit der Politik zu befassen, standen mit wenigen Ausnahmen der neuen sozialistischen Partei und den neuen kollektivistischen Ideen feindlich gegenüber. Die „Egalité" mußte den Kampf gegen die Männer der Kommune eröffnen, zu deren Amnestirung sie selbst beigetragen hatte. Longuet, der Schüler Proudhon's, der seit des Meisters Tod das Haupt der Schule geworden und sich zum Vorkämpfer der antikollektivistischen Ideen aufwarf, wurde in einer Redeschlacht von Guesde völlig geschlagen. Diese öffentliche Zusammenkunft, die kurz nach der Wiederkehr der Amnestirten stattfand, machte außerordentliches Aufsehen; sie ernüchterte die heimkehrenden Kommunarden, die erkannten, daß sie überholt seien und daß die vorgeschrittensten Arbeiter sie verließen, um den neuen Sozialisten zu folgen. Die Einen schlossen sich Gambetta an, der sie über ihre sozialistischen Enttäuschungen durch die Verleihung gut bezahlter Posten tröstete; die Anderen gingen zum Radikalismus über, unter Mitnahme eines so-

zialistischen Phrasenreichthums, der zur Zeit der Wahlen gute Dienste leistete. Andere, wie der romantische Felix Pyat, griffen die neue Partei wüthend an, indem sie die veralteten Phrasen aus der romantischen Rumpelkammer der dreißiger Jahre wieder hervorholten. Einige Männer der Kommune, wie Dereure, Pottier, der große revolutionäre Dichter, Bazin u. A. schlossen sich den neuen Ideen mit Begeisterung an. Die ein wenig aus der Fassung gebrachten Blanquisten hielten sich in einer gewissen Reserve und widmeten sich ausschließlich der Aufgabe, Soldaten zu sammeln und dieselben nach dem Plan der geheimen Gesellschaften, wie sie vor 1848 bestanden, zu organisiren. Etliche Amnestirte, an deren Spitze sich Jourde und Charles Longuet, gewesene Mitglieder der Kommune, befanden, versuchten unter dem Titel einer „sozialistisch-republikanischen Allianz" eine Partei zu schaffen, welche man der sozialistischen Arbeiterpartei entgegenstellen wollte; der Versuch mißlang kläglich, jedoch nicht, ohne den Radikalen, wie Clemenceau und Maret, gewisse Dienste geleistet zu haben.

Was im Jahre 1880 geschah, hatte sich schon früher einmal ereignet. Die Männer von 1848 glaubten, weil sie schon eine Revolution verloren hatten, die republikanische Agitation, welche sich am Ende des Kaiserreichs bildete, monopolisiren zu dürfen: sie waren wüthend über die Blanquisten und die Internationalen, weil diese eine Bewegung begannen, von der sie nicht viel verstanden; sie klagten sie an, vom Kaiserreich, ja sogar vom Papstthum gekauft zu sein. Man nannte sie die alten Herren (vieilles barbes) von 1848; die Kommune lieferte auch ihre alten Herren, obgleich diese nicht die Entschuldigung hatten, so weißbärtig zu sein, wie Garnier-Pagès und Ledru-Rollin von 1848.

Die Angriffe der Kommunards bewirkten das Gegentheil dessen, was sie anstrebten: anstatt der neuen Partei zu schaden, befestigten sie dieselbe, indem sich deren Reihen nur noch enger an das Programm schlossen. Die Genossenschaftler und die Streber, welche in den Wiedergekehrten der Kommune gefährliche Konkurrenten für die Wahlposten sahen, beeilten sich, als Kämpfer für die vorgeschrittenen Ideen aufzutreten. Paulard, Deynaud ꝛc., die später zum Possibilismus übergingen, wurden glühende Vertheidiger des Kollektivismus. Dieses vorübergehende Bündniß gegen die Kommunards, die als gemeinsame Gegner betrachtet wurden, trug zur Erlangung der Majorität bei, welche auf dem nationalen Kongreß zu Havre für das kollektivistische Programm stimmte.

Der Kongreß zu Havre (November 1880) hat eine historische Bedeutung, nicht nur wegen der Annahme des Programms, sondern auch wegen der Ausscheidung des regierungsfreundlichen Arbeiterelements, welches bis dahin in den sozialistischen Reihen mitgelaufen war.

Die Minorität des Kongresses von Marseille, welche lärmend gegen das Votum über das Gemeineigenthum protestirt hatte, versuchte, unterstützt von der ministeriellen und der Bourgeois-Presse, den Kongreß von Havre zu beherrschen. Zwei Streber, Lyonnais und Barberet, standen an der Spitze dieser Minorität. Sie mietheten den Saal des Kongresses und, indem sie vorgaben, die Mandate zu verifiziren, schlossen sie die ihnen mißliebigen Deputirten aus: den ausgeschlossenen Delegirten wurde, als sie protestiren wollten, von Barberet und Lyonnais, im Namen des Eigenthumsrechts, da sie den Saal gemiethet, in brutaler Weise die Thüre gewiesen. Achtundfünfzig Delegirte, welche die Majorität des Kongresses bildeten, zogen sich hierauf zurück und gingen in einen andern Saal, um dort einen andern Kongreß abzuhalten. Das Vorgehen Barberet's und seiner Spießgesellen war so unanständig gewesen, daß das Publikum und die Berichterstatter der Pariser Presse den Sezessionisten Recht gaben und ihnen folgten; auf dem Kongreß Barbaret's und der ministeriellen Arbeiter zeigte sich eine gähnende Leere.

Barberet wurde für seine Dienste durch einen Posten in dem Gewerbebureau des Ministeriums des Innern und Lyonnais durch einen Wahlsitz belohnt; aber die Bewegung, die sie in der Arbeiterklasse hatten schaffen wollen, mißlang. Die Kon-

gresse, die sie nach demjenigen von Havre einberiefen, wurden unter der größten Gleichgiltigkeit seitens der Arbeiterklasse, wie auch des Publikums überhaupt, abgehalten.

Die Barberetisten, wie man sie nennt, existiren nur noch, um das Budget zu belasten; es gelang ihnen, sich in öffentlichen Aemtern festzusetzen, und seitdem sie solcherart die soziale Frage für sich gelöst haben, beschäftigen sie sich nicht mehr damit vom Standpunkt der Allgemeinheit. So endigte ein Theil der Genossenschaftler vom Pariser Kongreß von 1876; der andere Theil ging im Possibilismus unter, der nur ein Barberetismus unter anderem Namen ist.

Die Genossenschaftler vom Pariser Kongreß, welche Barberet nicht gefolgt waren, und die den „Proletaire", den schwachen Abglanz der „Egalité" gegründet hatten, fanden in Paul Brousse den Mann, der ihnen nöthig war, um sie zu vereinigen und ihnen den Muth zu geben, das Joch der Kollektivisten, das sie nur ungeduldig ertrugen, abzuschütteln.

Brousse war der Administrator der „droits de l'homme" in Montpellier gewesen, die Guesde redigirte; und als er seinen Chefredakteur zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt sah, weil er die Sache der Kommune unterstützt hatte, wurde er von Furcht ergriffen und floh in die Schweiz. Aber kaum hatte er die Grenze überschritten, so fand er seine ganze Kourage wieder, und aus dem schüchternen Studenten wurde plötzlich ein glühender Anarchist, der den Tyrannenmord predigte und den deutschen Sozialisten Vorwürfe machte, daß sie von der „Propaganda der That" nichts wissen wollten. Als die Amnestie gewährt wurde, glaubte Brousse, es wagen zu dürfen, nach Paris zu kommen.

Brousse sah nun ein, daß er seine Zeit verloren hatte, indem er den wüthenden Anarchisten und Königsmörder in der Redaktionsstube gespielt, und daß er sein Wörterbuch der Dynamitphrasen verbrennen müsse. Sein lärmender Anarchismus war indeß zu frischen Datums, als daß er ohne weiteres von den Opportunisten hätte aufgenommen werden können; seine jesuitische Natur rieth ihm, einen Umweg zu machen und sich schrittweise zu „entwickeln". Er begab sich nach London und erlangte es, Marx und Engels vorgestellt zu werden, denen er gestand, daß er den Anarchismus und seine gräßliche Phraseologie abgeschworen habe; er verband sich mit Joffrin, damals einem entschiedenen Kollektivisten. Aufmerksam verfolgte er von London aus den stillen Krieg zwischen den Genossenschaftlern und den Kollektivisten, zwischen den Redakteuren des „Proletaire" und denen der „Egalité". Er entwarf seinen Plan, sich mit dem „Proletaire" zu verbinden, um die „Egalité" und das Gemeineigenthum zu bekämpfen, das er schon auf dem Kongreß von Gent 1878 angegriffen hatte, obwohl er damals in der dynamiterichsten Periode seines Anarchismus gewesen. Es ist wahr, daß die Anarchisten nichts sind, als Vertheidiger des individuellen Eigenthums, aufgeputzt mit revolutionären Phrasen.

Nach Paris zurückgekehrt, schlüpfte Brousse ohne viel Aufhebens in die Reihen der Kollektivisten, um sie besser angreifen zu können. Da Guesde die Seele der Bewegung war, wandte sich sein Haß vor allem gegen diesen, und während er sich als seinen Freund ausgab, verschärfte er tückisch die Eifersucht, die Guesde's überlegenes Talent in den Herzen ehrgeiziger Flachköpfe erregt hatte, die durch ihn verdunkelt wurden. Brousse ist nicht allzu intelligent und sehr unwissend, aber er gehört zu den gefährlichen Intriguanten; er ist geduldig und versteht es, die schlimmsten Leidenschaften auszunützen und sich der tiefststehenden Dummheit anzupassen: Er ist ein würdiger Schüler Bakunin's, dessen revolutionären Katechismus er fleißig studirt und genau befolgt hat*). Seine

*) Im „Revolutionären Katechismus" Bakunin's, den der Generalrath der Internationale im Auftrag des Haager Kongresses veröffentlicht hat, heißt es, daß ein Revolutionär „mit allen Mitteln diejenigen ausbeuten muß, die Reichthum, Verbindungen, Einfluß, Macht besitzen; er muß sie umgarnen und sich in den Besitz ihrer schmutzigen Geheimnisse setzen, um sie zu seinen Sklaven zu machen.... Wir müssen die Streber und die Liberalen in unsere

Lieblingswaffe ist die Verleumdung, die er aber von Andern schleudern läßt: Brousse gefährdet nie seine eigene Person. Schade, daß sich kein Romanschriftsteller vom Range eines Balzac gefunden hat, diese Intriguen zu studiren und zu verarbeiten, die so karakteristisch sind und in der einen oder der andern Form in der Kindheit jeder Bewegung auftreten, im embryonalen Stadium, in der Zeit der Kämpfe unter der Decke.

Der Plan von Brousse war der, sich eine Partei zu schaffen, die er mit Hilfe eines von ihm abhängigen kleinen Generalstabes leiten und ausbeuten konnte, und die er, sobald sie einmal gebildet war, der Reaktion verkaufte. Der Plan gelang.

Aber um dahin zu kommen, mußte er die intelligenten und ehrlichen Leute aus dem Wege räumen und das Programm unterdrücken. Vergeblich versuchte er auf dem Kongreß zu Reims, das Programm zu zerreißen; es gelang ihm dagegen auf dem Kongreß zu St. Etienne (1882). Dieser Kongreß, zum großen Theil aus Delegirten nicht vorhandener oder zwerghafter Organisationen bestehend — ähnlich den Delegirten auf dem internationalen Possibilistenkongreß von 1889 — führte zur Spaltung zwischen den Possibilisten und den Kollektivisten, die sich nach Roanne zurückzogen, wo sie einen Kongreß von 33 Delegirten abhielten, die 28 Städte vertraten.

Die Genossenschafter und die Streber der ersten Kongresse von Paris und Lyon, die den „Proletaire" im Gegensatz zur „Egalité" gegründet hatten; die auf den Kongressen von Marseille, Havre und Reims geschlagen worden waren, sahen sich nun endlich von den revolutionären Sozialisten befreit; sie durften nun ungescheut nach Aemtern und Subventionen durch die Gemeinderäthe und Ministerien jagen und in jeder Beziehung die Barberetisten nachahmen, die sie um ihre gute Pöstchen beneideten. — Guesde, Deville, Lafargue und ihre Freunde waren vor allem Propagandisten; sie hatten sich die Aufgabe gestellt, die Köpfe vorzubereiten, die wissenschaftlichen Theorien von Marx in die Massen zu bringen; wenn sie an den Wahlkämpfen für die Gemeinderäthe und die Kammer theilgenommen haben, so dürfen sie mit Genugthuung sagen, daß sie dadurch zur sozialistischen Erziehung des französischen Proletariats ein gut Stück beigetragen haben. — Die Possibilisten haben stets nur die zu erobernden Sitze gesehen. Der „Proletaire", sein Nachfolger, das „Proletariat" und der „Parti ouvrier" haben sich niemals mit dem theoretischen Sozialismus befaßt; dafür krönte der Erfolg ihre Bemühungen; neun Possibilisten saßen im letzten Pariser Gemeinderath, einer ist in die Deputirtenkammer gelangt.

Die Blanquisten, die in Folge der Amnestie zurückgekehrt waren, sammelten sich um ihren alten Chef, der eben das Gefängniß verlassen hatte, dessen Tod aber bald darauf eintrat. Ihm folgten in der Führung der Partei drei Männer, jeder in anderer Weise hervorragend: Granger, ein Organisator ersten Ranges; Endes, der Mann der That, ungestüm und stets bereit zu einer That, ohne ihre Gefahren und ihre Aussichten zu erwägen, und Vaillant, von enzyklopädischem Wissen und von einem Opfermuth und einer Ehrlichkeit, die jede Prüfung überdauerten und die kein Mißerfolg schwächen konnte. Mit diesen drei Männern bildete sich die blanquistische Partei rasch wieder in Paris. Auf Grund ihrer alten Taktik aus der Zeit vor 1848 organisirte sie sich zur Aktion, ohne sich mit theoretischer Pro-

---

Hände bekommen, uns ihrer Geheimnisse bemächtigen". (L'Alliance et la Democratie socialiste, veröffentlicht vom Generalrath 1873, S. 93.) Die große Macht von Brousse beruht in der Anwendung dieser Prinzipien; er hat die Vergangenheit jedes seiner Anhänger durchwühlt und wenn er ein Geheimniß entdeckte, ihn dadurch zu seinem Sklaven gemacht: er hat Manchen zu einem bedenklichen Schritt ermuthigt, wie z. B. zur Unterschlagung von Geldern, und den Diebstahl erst dann ans Tageslicht gebracht, als der Betreffende sich seinem Joch entziehen wollte. Meyer, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der possibilistischen Partei, wurde von Brousse wegen einer Unterschlagung beseitigt, die er mehr als ein volles Jahr vorher begangen. Brousse wird von seiner eigenen Partei verachtet, aber man fürchtet ihn wegen der Geheimnisse, hinter die er gekommen ist.

paganda abzugeben; ja, ohne auch nur die Diskussion der sozialistischen Ideen innerhalb der Gruppen gestatten zu wollen. Das Denken erscheint den Blanquisten als etwas Ueberflüssiges; sie wollen nur Soldaten sein, die dem Kommando blind gehorchen. Kommunisten aus Instinkt und Revolutionäre durch ihr Temperament, haben sie an den Volksbewegungen der letzten Jahre einen lebhaften Antheil genommen, wobei sie gemeinsam mit den Kollektivisten vorgingen.

Das sind die drei Fraktionen der sozialistischen Partei, die in Paris bestehen; in der Provinz haben die Blanquisten keinen Wirkungskreis gefunden, höchstens mit der Ausnahme Lyons und des Departement Cher, wo Vaillant's Persönlichkeit sich geltend macht. Die Possibilisten haben nach manchem vergeblichen Versuch, sich der Bewegung in den Provinzen zu bemächtigen, darauf verzichtet und sich auf Paris beschränkt. Die Provinz, die dem Sozialismus durch die Propaganda der „Egalité" gewonnen worden, ist den kollektivistischen Ideen treu geblieben oder vielmehr den Marxistischen Ideen, die an Stelle der konfusen aus Belgien importirten kollektivistischen Ideen getreten sind, die von Guesde Anfangs verbreitet wurden.

Ohne sich darüber verständigt zu haben, gingen Blanquisten wie Marxisten vor allem daran, eine Bewegung hervorzurufen, die die Volksmassen für die sozialistische Propaganda empfänglich machte und dem Sozialismus zuführte. Die Blanquisten organisirten die Agitation für die Abschaffung der stehenden Heere, und die Marxisten die Agitation für die Regelung der Preise der Miethwohnungen für Arbeiter und Kleinbürger. Später verständigten sich die beiden Fraktionen der sozialistischen Partei, um gemeinsam vorzugehen: die Possibilisten thaten nicht nur nicht mit, sondern arbeiteten ihnen sogar im Stillen entgegen.

Die Blanquisten und Marxisten haben zusammen an allen Volksbewegungen thätigen Antheil genommen, die durch die politischen und ökonomischen Ereignisse hervorgerufen wurden. Gemeinsam verlangten sie die Einstellung des Krieges in Tonkin und die Heimkehr der Truppen; sie traten ein für die Arbeitslosen, für die Grubenarbeiter von Decazeville, die einen der dortigen Sklaventreiber, den Ingenieur Watrin, gelyncht hatten; für die streikenden Erdarbeiter; sie halfen, Grevy zu stürzen und die Wahl Ferry's zu hindern. Die Possibilisten sind im Gegentheil allen diesen Bewegungen entgegengetreten; sie haben Alles aufgeboten, jede Bewegung zu unterdrücken, die in der Straße sich abspielte und nicht einen ausschließlich parlamentarischen, das heißt, bürgerlichen Karakter hatte. Gelegentlich des Krieges in Tonkin und der Wahl Carnot's zum Präsidenten machten sie gemeinsame Sache mit den Opportunisten, und gelegentlich des Streiks der Erdarbeiter mit der Polizei.

Neben der sozialistischen besteht eine reine Arbeiterbewegung, die seit einigen Jahren Zeichen großer Lebenskraft an den Tag legt. Fast überall haben sich Gewerkschaften gebildet; dieselben wurden durch die Bildung von Arbeitsbörsen unterstützt; diese Gewerkschaften suchen sich jetzt in einer großen nationalen Föderation zu vereinigen. Sie haben 1886 ihren ersten Kongreß zu Lyon abgehalten und dort die Einsetzung eines Nationalkomites beschlossen. Die Possibilisten suchten sich der Bewegung zu bemächtigen und die Verlegung des Sitzes der Zentralorganisation nach Paris zu erwirken, um sie unter ihren Händen halten zu können; zu diesem Behufe fanden sie sich auf dem Lyoner Kongreß in Massen ein; dennoch wurden sie von den Marxisten geschlagen, die den Beschluß durchsetzten, daß das Nationalkomite, um den Intriguen der Possibilisten entrückt zu sein, in der Provinz bleiben und jedes Jahr in eine andere Stadt verlegt werden solle. Montluçon, später Bordeaux, Städte, die für den Marxismus gewonnen waren, wurden zum Sitz des Komites gewählt.

Die Gewerkschaftsbewegung ist sozialistisch.

Im Verein mit den Gewerkschaften und den Blanquisten organisirten die Marxisten den internationalen Kongreß von 1889, auf dem alle sozialistischen Parteien Europas und Amerikas vertreten waren.

Deutschland allein hatte 81 Delegirte entsendet.

Die Jahre 1888 und 1889 waren in Frankreich von gewaltigen politischen Ereignissen begleitet, die die bestehenden sozialistischen Parteien tief erschüttert haben. Die Bourgeoisrepublik, von der die Arbeiter in ihrer Naivetät politische und soziale Reformen zu ihren Gunsten erwartet hatten, erwies sich als ein kolossaler Betrug. Alle bürgerlichen Parteien, Monarchisten, Opportunisten und Radikale, hatten nacheinander seit 1871 die Regierungsgewalt besessen und keine von ihnen hatte es verstanden oder vermocht, auch nur eine bedeutende Reform im Interesse der großen Volksmasse durchzuführen. Die Arbeiter haben an Stelle einer Verbesserung ihrer Lage vielmehr eine stetige Verschlechterung derselben zu fühlen bekommen, denn seit dem Krieg hat die Großindustrie eine riesenhafte Ausdehnung gewonnen, die kleine Industrie erdrückt und in die kapitalistischen Zwangsarbeitsanstalten eine immer wachsende Anzahl von Proletariern hineingedrängt, die dort zu langer, harter Arbeit für einen Hungerlohn verurtheilt sind. Das Kleinbürgerthum, Kleinhändler und Rentiers, hat ungemein durch die ökonomische Entwicklung, die Konkurrenz der großen Magazine und die Börsenkrisen gelitten, die Verluste von Milliarden mit sich brachten; der Krach des Panamakanals hat eine und eine halbe Milliarden Franken verschlungen, die den Börsen der kleinen Leute entnommen wurden. Eine allgemeine Unzufriedenheit war die Folge des Nothstandes, der alle arbeitenden Klassen der Gesellschaft getroffen hat. Aber statt die Wahrung ihrer Interessen in die eigene Hand zu nehmen, begannen die unklaren, leidenden Massen des Proletariats und des Kleinbürgerthums nach einem Erlöser auszuschauen, der ihnen aus der Noth hülfe; sie glaubten, ihn im General Boulanger zu finden und bereiteten ihm die erstaunlichste und lärmendste Popularität dieses Jahrhunderts.

Hätte in Frankreich eine zahlreiche und gut organisirte sozialistische Partei bestanden, wie in Deutschland, so wäre ihr die Situation zu Gute gekommen, hätten sich die Unzufriedenen ihr zugewendet, wäre sie die Vertreterin der Gesammtinteressen der Gesellschaft geworden, die die Bourgeoisrepublikaner im Interesse der großen Kapitalisten verrathen hatten. Aber leider hatten die Spaltungen und Kämpfe der verschiedenen Fraktionen der sozialistischen Partei den Sozialismus geschwächt, ja zur Unbedeutendheit herabgedrückt.

Die Haltung der sozialistischen Partei in der boulangistischen Krisis war gegeben: sie durfte sich weder dem Strom der blinden Unzufriedenheit hingeben und in den boulangistischen Krethi und Plethi aufgehen, noch sich mit den Bourgeoisrepublikanern alliiren, die den Boulangismus erst durch ihre Fehler und Verbrechen möglich gemacht hatten; sie durfte sich weder für Boulanger noch für Ferry erklären, um den sich die Bourgeoisrepublikaner schaarten: Man wählt nicht zwischen der Cholera und der Pest. Das begriffen die revolutionären Sozialisten von Paris, die auf einem Kongreß beschlossen, gelegentlich der Wahl vom 27. Januar ebenso gegenüber Herrn Jacques, dem Kandidaten der Bourgeoisrepublikaner, wie gegenüber dem General Boulanger eine sozialistische Kandidatur aufzustellen. Die Possibilisten, die sich ohne Bedenken den Opportunisten anschlossen, bekämpften den sozialistischen Kandidaten und legten sich mit aller Macht für Jacques ins Zeug, den Kandidaten der gesammten Bourgeoisie. Niemals hatten sie ihren Verrath und ihre Schande so zynisch zu Tage getragen wie bei dieser Gelegenheit; sie erklärten sich selbst als von der Bourgeoisreaktion erkauft. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß ihr Organ, der „Parti ouvrier", aus dem Dispositionsfond unterhalten wurde.

Bei den Kammerwahlen vom 22. September trat eine Spaltung in den Reihen der Blanquisten zu Tage: Ein Theil, geführt von Granger, Brenillé und Andern, schwenkte offen in das boulangistische Lager über; der größere Theil blieb jedoch der sozialistischen Fahne treu und stellte in Paris Vaillant und Chauvière als Kandidaten auf, die sowohl gegen die Bourgeoisrepublikaner wie die Boulangisten den Kampf aufnahmen. Im Einvernehmen

mit dieser Fraktion der Blanquisten hat die marxistische Partei ein Manifest veröffentlicht, in dem Ferry mit ebenso viel Abscheu zurückgewiesen wurde wie Boulanger. Dieses Manifest wurde von der gesammten sozialistischen Partei der Departements gut geheißen.

Die Kammerwahlen von 1889 wurden von dem Kampf der Bourgeoisrepublikaner gegen die Boulangisten beherrscht, in deren Reihen neben den unklar Mißvergnügten sich Bonapartisten fanden, Orleanisten und Legitimisten, die die boulangistische Strömung für ihre Kandidaturen ausnützen wollten. Ganz von diesem Kampf gefangen genommen, von dessen Ausgang das Schicksal der Republik abzuhängen schien, wollten die Wähler in Stadt und Land vom Sozialismus nichts hören; trotzdem befanden sich unter den gewählten Kammermitgliedern sechs gewesene Delegirte zum Pariser internationalen Kongreß, der kaum zwei Monate vorher seine Sitzungen geschlossen hatte: dieselben sind Cluseret, Baudin, Lachize, Ferroul, Boyer und Thivrier. (Thivrier war kein Delegirter; aber die marxistische Gruppe von Commentry, in der er eines der eifrigsten Mitglieder ist, hatte einen Delegirten zum Kongreß entsendet.)

Diese sechs Delegirten zum internationalen Kongreß, denen sich noch Couturier, Vertreter von Lyon, anschloß, haben in der Deputirtenkammer eine sozialistische Fraktion gebildet, die Guesde zu ihrem Sekretär ernannte. Die Bildung derselben wurde am 19. November von den Pariser Sozialisten in einer öffentlichen Zusammenkunft gefeiert. Sitzen auch die hervorragendsten Mitglieder der sozialistischen Partei, Vaillant, Guesde, Deville, nicht in der Kammer, so kann man doch sagen, daß diese Partei in Frankreich jetzt zum erstenmal ein parlamentarisches Haupt bekommen hat. Eine neue Aera beginnt für den französischen Sozialismus.

N. G. Tschernischewsky.

Von

G. Plechanoff.

I.

Wir haben keineswegs die Absicht, eine Biographie von N. G. Tschernischewsky zu schreiben; dazu ist das vorhandene Material noch zu ungenügend. Von seinem Leben haben wir bis jetzt nur sehr spärliche Nachrichten. Das Wenige, das wir von ihm in dieser Beziehung wissen, ist in der biographischen Skizze enthalten, welche der ausländischen Ausgabe seiner Werke beigefügt ist (s. seine Broschüre „Lessing“ und die zweite Auflage des Romans „Was thun?“). Diese Skizze ist sehr kurz. Aber sie enthält einige chronologische Angaben, und in derselben sind — was noch wichtiger ist — die Dokumente bezüglich des Richterspruchs über Tschernischewsky abgedruckt. Diese Angaben werden wir natürlich benutzen und sie durch einige Thatsachen, welche den Werken unsers Autors entnommen sind, ergänzen. Doch alles dieses ist sehr lückenhaft, und daher können wir nur wünschen, daß die, welche besser über das Leben Tschernischewsky's unterrichtet sind, möglichst bald ihre Erinnerungen, wie auch seine bei ihnen befindlichen Briefe und sonstige Papiere veröffentlichen. Damit würden sie dem Publikum und der Wissenschaft einen großen Dienst erweisen. Aber, vor Erfüllung dieses Wunsches müssen wir uns mit den Nachrichten, welche wir jetzt besitzen, begnügen. Und diese reduziren sich auf folgende Thatsachen. Nikolai Gawrilowitsch wurde als der Sohn eines Geistlichen an der Kathedrale zu Saratow 1829 geboren. Anfangs besuchte er das dortige Gymnasium, später kam er an die

Universität in Petersburg, wo er seine Studien im Jahre 1850 an der philologischen Fakultät absolvirte. Etwas später bekam er eine Lehrerstelle am zweiten Petersburger Kadettenkorps, dann ließ er sich als Lehrer an das Gymnasium zu Saratow versetzen. Dort, in seiner Vaterstadt, verheirathete er sich bald: wenn wir nicht irren, mit der Schwester des jetzt sehr bekannten gelehrten Schriftstellers Pipin. Doch dem jungen Tschernischewsky war, scheint es, die dumpfe Luft der Provinz unbehaglich; und schon im Jahre 1853 finden wir ihn wieder in Petersburg, wo er noch einmal eine Lehrerstelle am zweiten Kadettenkorps erwirbt und sich in seiner Muße mit Uebersetzungen und Besprechungen neuer Bücher für die periodische Zeitschrift „Otetschestwennije Zapiski" (Vaterländische Memoiren) beschäftigte, welche damals von Krajewski und Dudischkin redigirt wurden. Wir werden schwerlich irren, wenn wir behaupten, daß Tschernischewsky in dieser Uebergangsperiode seines Lebens viel Noth und Entbehrung litt. Er war damals ein einfacher literarischer Taglöhner, und es ist bekannt, daß so eine Taglöhnerarbeit von der russischen Presse in nicht beneidenswerther Weise bezahlt wird. Andere Existenzmittel besaß aber Tschernischewsky gar nicht. Doch er war jung, gesund und schreckte vor keiner Arbeit, vor keiner Entbehrung zurück. Außer den literarischen Arbeiten, welche er für seine Existenz nothwendig verrichten mußte, beschäftigte er sich auch mit einer Abhandlung zur Erlangung der Magisterwürde. Sie trug den Titel „Von den ästhetischen Verhältnissen der Kunst zur Wirklichkeit". Schon allein die Wahl eines solchen Themas für seine Abhandlung bezeugt zur Genüge, welche Aufgaben er sich für seine künftige Thätigkeit vorschrieb. Mit seinem Wissen, seinen Fähigkeiten, seinem beispiellosen Fleiß und der seltenen Gabe, selbst die trockensten und schwersten Gegenstände populär darzustellen, hätte er auf eine glänzende Gelehrtenkarrière rechnen können. Er brauchte nur zu wollen, und ein Katheder war ihm sicher. Aber sein Trachten ging in anderer Richtung. Die Thätigkeit eines Kritikers und Publizisten zog ihn an. Wie streng auch die russische Zensur war, so erinnerte man sich doch Bielinsky's*), welcher es verstanden hatte, trotz aller Schlagbäume der Zensur in der Literatur eine Menge der wichtigsten Wahrheiten in Umlauf zu bringen, und der die russische Kritik auf einen ganz neuen theoretischen Boden stellte. Wir wissen, daß Tschernischewsky diesen Schriftsteller heiß liebte und tief verehrte. Es ist also nicht zu verwundern, daß er in die Fußstapfen von Bielinsky treten wollte, um nach Kräften dessen Werk fortzusetzen. Die Regierungslaufbahn des Kaisers Nikolaus ging damals augenscheinlich ihrem Ende entgegen; die Unzulänglichkeit seines Systems wurde Jedermann offenbar, so daß man von einer neuen Regierung einen politischen Wetterumschlag erwartete, sowie auch eine Besänftigung des Gemüthes

„Der gottesfürchtigen alten Närrin,
Unserer gezierten Zensur",

wie sie Puschkin benannte. Die jungen Schriftsteller konnten somit nicht ohne Grund eine etwas bessere Zukunft erwarten. Ferner hatte noch Nikolai Gawrilowitsch seine eigenen Ansichten über die Aufgabe der Autoren, die ihre Thätigkeit dem Wohl Rußlands widmen wollten. Und in Folge dieser Ansichten konnte er keinen großen Werth auf die rein akademische Thätigkeit seiner Zeitgenossen legen. In seinen Essays über die Gogol'sche Periode der russischen Literatur drückt er sich sehr bestimmt über diesen Gegenstand aus. „Viele der großen Gelehrten, Dichter, Künstler" — schreibt er — „dienten der reinen Wissenschaft oder der reinen Kunst, und nicht etwaigen besonderen Bedürfnissen ihres Landes. Bacon, Descartes, Galilei, Leibnitz, Newton, Humboldt und Liebig, Cuvier und Faraday, arbeiteten stets im Dienste der Wissenschaft überhaupt, sie dachten nicht an das, was gerade in dieser Zeit dem Wohl eines bestimmten Landes, nämlich ihres Vater-

*) W. G. Bielinsky (1811—1848) war ein berühmter russischer Kritiker, dem Tschernischewsky immer die höchste Achtung zollte. Für die russische Literatur that Bielinsky vielleicht noch mehr, als Lessing für die deutsche. G. P.

landes förderlich wäre.... In ihrer Eigenschaft als wirkende Kräfte in der Gedankenwelt sind sie Kosmopoliten". Die intellektuellen Arbeiter in Rußland dagegen befinden sich nach seiner Meinung nicht in der Lage dieser Männer. Sie können noch keine Kosmopoliten sein, sie können noch nicht an die Förderung der reinen Wissenschaft, der reinen Kunst denken. In diesem Sinne müssen sie die Verhältnisse ihres Vaterlandes berücksichtigen, müssen sie „Patrioten" sein, d. h. sie haben zu allererst an die speziellen Bedürfnisse ihres Landes zu denken.

Für Tschernischewsky ist Peter der Große das Ideal eines „Patrioten" in diesem Sinne, ein Mensch, welcher sich die Aufgabe stellte, Rußland mit allen Wohlthaten der europäischen Zivilisation zu beglücken. Tschernischewsky hielt dieses Ziel auch zu seiner Zeit noch lange nicht für erreicht. „Bis jetzt kann ein Russe den erhabenen Ideen der Wahrheit, der Kunst und der Wissenschaft nur einen einzigen Dienst leisten, — wenn er an ihrer Verbreitung in seinem Vaterlande mitwirkt. Mit der Zeit werden bei uns, wie bei den andern Völkern, Denker und Künstler erscheinen, die rein nur im Sinne der Wissenschaft und der Kunst wirken werden; aber so lange wir nicht an Bildung den andern fortgeschrittenen Nationen gleichstehen, hat jeder von uns eine andere, näherliegende Arbeit — das ist, nach Kräften die weitere Entwicklung dessen zu fördern, was mit Peter dem Großen begann. Dieses Werk verzehrt bei uns jetzt und wird wahrscheinlich noch lange alle geistigen und moralischen Kräfte der begabtesten Männer unseres Vaterlandes verzehren" *). Und Tschernischewsky wollte alle seine Kräfte für die Verbreitung der erhabenen Ideen der Wahrheit, der Kunst und der Wissenschaft in seinem Vaterlande opfern. Wie er dies verstand, könnte man eigentlich bei der Besprechung seiner Werke darstellen. Aber bevor wir zu dieser Besprechung schreiten, möchten wir seinen Standpunkt überhaupt karakterisiren und sein Verhältniß zu seinen literarischen Vorgängern klarlegen. Nachher können wir uns leicht über den Werth dieser oder jener seiner Meinungen Rechenschaft geben. Und wir thun dies gerade hier am geeignetsten, da wir noch immer von derjenigen Periode seines Lebens sprechen, in der er noch nicht eifrig an der literarischen Bewegung theilnahm, seine Anschauungen entwickelte und „die erhabenen Ideen der Wahrheit, der Kunst, der Wissenschaft" zu begreifen und zu analysiren suchte.

Von allen seinen literarischen Vorgängern bezeugte Tschernischewsky die größte Achtung für W. G. Bielinsky und dessen Gesinnungsgenossen. Man würde sich also zu der Annahme berechtigt fühlen, daß er sich an den Schriften von Bielinsky und dessen Genossen ausbildete und daß er aus dieser Quelle sein Verständniß für „die Ideen der Wahrheit, der Wissenschaft und der Kunst" schöpfte. Doch ganz so verhält sich die Sache nicht. Obwohl Tschernischewsky in seinen Schriften den Gang seiner geistigen Entwicklung nicht berührt, so kann doch etwas Licht hierin sein kleiner Aufsatz über Dobrolinbow*) bringen. Wir sprechen nämlich von dem im Februarheft des „Sowremennik" erschienenen Briefe, welchen er nach dem Tode von Dobrolinbow schrieb, und der als Antwort auf einen Artikel eines gewissen S-n. erschien. In seinem Artikel sagte S-n. unter anderm, daß Dobrolinbow Tschernischewsky's Schüler war und ganz unter seinem Einflusse stand. Tschernischewsky verneint dies sehr energisch und sogar heftig; er betont die volle Selbständigkeit der Anschauungen Dobrolinbow's, welcher ihn selbst an geistiger Begabung und literarischen Fähigkeiten übertroffen hätte. Wir wollen jetzt nicht entscheiden, ob dieses bescheidene Bekenntniß mit der Wirklichkeit übereinstimmte. In dem Briefe Tschernischewsky's interessirt uns jetzt nur die folgende Stelle. Er erinnert zunächst an die Sprachkenntnisse Dobrolinbow's, welcher der deutschen und fran-

*) S. „Sowremennik" (Zeitgenosse) 1856, 4. Buch, Kritik S. 29—31.

*) Dobrolinbow ein frühverstorbener, sehr talentvoller Kritiker, ein Freund von Tschernischewsky und dessen Mitarbeiter im „Sowremennik".

zösischen Sprache mächtig gewesen, und also die berühmtesten französischen und deutschen Werke im Original kennen gelernt hatte, und fährt dann fort: „Wenn also ein talentvoller Russe während der für seine Entwicklung entscheidendsten Jahre die Werke unserer großen europäischen Meister liest, so können ihm die Bücher und die Artikel, welche russisch geschrieben sind, wohl gefallen, sie können ihn sogar entzücken, aber in keinem Falle können sie für ihn die wichtigste Quelle der Kenntnisse und Anschauungen sein, die er durch die Lektüre gewinnt“ *). Das ist vollkommen richtig. Doch auch Tschernischewsky war in den fremden Sprachen wohl bewandert, auch er las während der für seine Entwicklung entscheidendsten Jahre die Werke unserer großen europäischen Meister. Es ist daher erlaubt, anzunehmen, daß auch ihn viele russische Bücher und Artikel „nur entzücken konnten“, und daß sie auch für ihn nicht die erste Quelle seiner Anschauungen und seines Wissens waren. Es entsteht nun die Frage: welches war also die ursprüngliche Quelle? In welcher Literatur und in welchen Zweigen dieser Literatur müssen wir sie suchen?

In den dreißiger und vierziger Jahren war unter anderm die deutsche Philosophie eine der wichtigsten Bildungsquellen für junge Russen in den für ihre Entwicklung entscheidendsten Jahren. In den folgenden Jahrzehnten wurde dies schon anders. In den fünfziger Jahren verhielt man sich in Rußland zur deutschen Philosophie, wie es scheint, vollkommen gleichgiltig. In den sechziger Jahren wurde man gegen sie feindselig und sogar verächtlich gestimmt. Die deutsche Philosophie wurde abfällig als „Metaphysik“ erklärt, und die „denkenden Realisten“ fanden es nicht der Mühe werth, ihre Zeit bei ihr zu verlieren. Vor ihren Augen fanden unter den europäischen Philosophen nur die Positivisten Gnade. Der Krieg gegen die deutsche Philosophie ward in Rußland mit solchem Erfolg geführt, daß die „denkenden Realisten“ auf ihren Sieg über die „Metaphysik“ wahrhaft stolz sein können; mit gerechtem Stolze können sie sagen, daß sie von der deutschen Philosophie gar keine Idee hatten. Aber weder Tschernischewsky noch seine intimen Freunde gehörten zu diesen siegreichen Realisten. Sie interessirten sich für die deutsche Philosophie und studirten aufmerksam ihre Geschichte. Ihre Entwicklung und ihr damaliger Zustand übten auf sie unbedingt einen großen Einfluß aus, wie es früher mit den Freunden von Bielinsky der Fall gewesen war. Doch für welchen deutschen Philosophen konnte sich Tschernischewsky begeistern?

Natürlich weder für Fichte, noch für Schelling, noch für Hegel. Bielinsky konnte wohl noch zu seiner Zeit von diesen hingerissen werden, aber auch für ihn waren während der zweiten Hälfte seiner kritischen Thätigkeit die Systeme dieser Philosophen ein überwundener Standpunkt. Umsomehr stimmt dieses für Tschernischewsky. Zu der Zeit, welche gerade mit seiner wichtigsten Lebensepoche zusammenfällt, entsagte die Philosophie auf immer allen Formen des Idealismus. Wenn dem aber so war, welcher deutsche Philosoph konnte also auf ihn den größten Einfluß haben? Suchen wir nach irgend einer Andeutung dafür wiederum in seinen eigenen Schriften. In seinen „Polemischen Schönheiten“, einer Antwort auf die Angriffe der periodischen Zeitschriften „Russkij Westnik“ (der Russische Bote) und „Otetschestwennije Zapiski“ (Vaterländische Memoiren), welche sehr heftig über seine Richtung überhaupt und über seinen Aufsatz „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie“ herfielen, erklärt Tschernischewsky kategorisch, daß er Anhänger eines philosophischen Systems sei, „welches das letzte Glied in der Reihe der philosophischen Systeme bildet“ und „das aus dem Hegel'schen System sich ebenso herausbildete, wie das Hegel'sche aus dem Schelling'schen“. Denen, welchen die Geschichte der Philosophie nicht unbekannt ist, wird es schon ersichtlich sein, von welchem System er spricht. Wenn es aber noch nicht ganz klar ist, dem wollen wir noch einige Zeilen zitiren. „Sie möchten wahrscheinlich sehr

*) Dankbezeugung. Brief an Herrn S-n. „Sowremennik“ Februar 1862.

gerne wissen, was das für ein Meister ist, von dem ich spreche?" — fragt Tschernischewsky in demselben Artikel. „Um Ihnen das Suchen zu erleichtern, werde ich Ihnen wohl sagen müssen, daß er weder Russe, noch Franzose, noch Engländer ist; es ist weder Büchner, noch Max Stirner, weder Bruno Bauer, noch Moleschott, noch Vogt — wer könnte es also sein? Es geht Ihnen ein Licht auf...." Und wahrlich, es ist schwer, es nicht zu errathen: Tschernischewsky spricht von Feuerbach. Wir könnten aus seinen Schriften viele Beweise der hohen Achtung, welche er für Feuerbach hegte, anführen. Für ihn steht Feuerbach nicht unter Hegel, und das will viel sagen, denn Tschernischewsky hielt Hegel für einen der genialsten Denker. Somit ist also der philosophische Standpunkt unseres Schriftstellers gefunden. Als Anhänger von Feuerbach war Tschernischewsky Materialist. „Das Prinzip einer philosophischen Auffassung des menschlichen Lebens mit all seinen Begebenheiten" — schreibt er in dem oben erwähnten Aufsatze „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie" — „ist die Idee der Einheit des menschlichen Organismus, welche wir den Naturwissenschaften verdanken; jeder Gedanke an einen Dualismus im Menschen ist durch die Forschungen der Physiologie, der Zoologie und der Medizin beseitigt. Die Philosophie sieht im Menschen nur das, was die Medizin, die Physiologie, die Chemie in ihm sehen; diese Wissenschaften beweisen, daß sich kein Dualismus im Menschen offenbart, und — so setzt noch die Philosophie hinzu — wenn der Mensch außer seiner materiellen Natur noch eine andere hätte, so würde sie sich in irgend etwas kund geben, und da dies nicht der Fall ist, da alles, was im Menschen geschieht und sich offenbart, nur eine Folge seiner materiellen Natur ist — so giebt es auch in ihm keine andere Natur...." Das bedarf keiner weiteren Erläuterungen.

II.

Es würde jetzt am Platz sein, zu zeigen, welche Stelle der Meister unsers Autors in der Geschichte der Philosophie einnimmt. Feuerbach's Lehre entstand aus der Lehre Hegel's. Aber Hegel war Idealist — Feuerbach ein entschiedener Materialist. Das größte Verdienst Feuerbach's ist es auch, daß er dem Idealismus in der Philosophie für immer ein Ende machte. Hier müssen wir uns aber näher erklären. Materialisten gab es auch vor Feuerbach. Um nicht weit nach Beispielen auszuholen, weisen wir auf die französischen Materialisten am Ende des vorigen Jahrhunderts hin. Das „Système de la nature" ist ein vollkommen materialistisches Werk. Darf man aber behaupten, daß Feuerbach ganz einfach die Philosophie zu den Anschauungen des Barons Holbach und seiner Genossen zurückführte? Dies wäre unrichtig. Der neueste Materialismus unterscheidet sich sehr wesentlich von diesem früheren materialistischen Systeme vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Unterschied liegt hauptsächlich in der Methode des Denkens. Der jetzige Materialismus, — natürlich der seiner besten, geistvollsten Vorkämpfer — bedient sich einer speziellen Methode des Denkens, welche die dialektische heißt, und die den französischen Materialisten des vorigen Jahrhunderts viel weniger eigen war, als z. B. dem Deisten Rousseau. Wir erachten es nicht für nothwendig, dem Leser zu erklären, worin die Eigenthümlichkeit der jetzigen dialektischen Methode des Denkens besteht, da dies schon von einem Berufeneren als wir sind, geschehen ist. Folgendes sagt darüber Friedrich Engels, ein Mann, der durch seine Werke viel für die weitere systematische Entwicklung Feuerbach'scher Anschauungen gethan hat: „Für den Metaphysiker sind die Dinge und ihre Gedanken-Abbilder, die Begriffe, vereinzelte, eins nach dem andern und ohne das andere zu betrachtende, feste, starre, ein für allemal gegebene Gegenstände der Untersuchung. Er denkt in lauter unvermittelten Gegensätzen: seine Rede ist ja, ja, nein, nein, was darüber ist, ist vom Uebel. Für ihn existirt ein Ding entweder, oder es existirt nicht: ein Ding kann ebensowenig zugleich es selbst und ein anderes sein. Positiv und Negativ schließen einander absolut aus; Ursache und Wirkung stehen ebenso in starrem Gegensatz zu einander." Nicht so denkt

ein Dialektiker. Er nimmt Gegenstände und Begriffe, d. i. die geistigen Widerspiegelungen der Gegenstände „in ihrem Zusammenhang, ihrer Verkettung, ihrer Bewegung, ihrem Entstehen und ihrem Vergehen“. Daher haben in seinen Augen alle Phänomene und alle Begriffe einen ganz andern Karakter, als in den Augen eines Metaphysikers. Er wird nicht behaupten, wie es mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch erlaubt, der Metaphysiker thut, daß ein Gegenstand zu einer gewissen Zeit existirt oder nicht existirt. Im alltäglichen Leben behält der Metaphysiker natürlich recht, aber bei einer aufmerksameren und wissenschaftlicheren Untersuchung verliert er durchaus den Halt, und nun beginnt der Triumph des Dialektikers. „Für alltägliche Fälle wissen wir z. B. und können mit Bestimmtheit sagen, ob ein Thier existirt oder nicht; bei genauerer Untersuchung finden wir aber, daß dies manchmal eine höchst verwickelte Sache ist, wie das die Juristen sehr gut wissen, die sich umsonst abgeplagt haben, eine rationelle Grenze zu entdecken, von der an die Tödtung des Kindes im Mutterleibe Mord ist; und ebenso unmöglich ist es, den Moment des Todes festzustellen, indem die Physiologie nachweist, daß der Tod nicht ein einmaliges, augenblickliches Ereigniß, sondern ein sehr langwieriger Vorgang ist“. Weiter ist es für den Dialektiker ganz klar, daß ein Gegenstand zu ein und derselben Zeit er selbst und etwas anderes sein kann, da die Gegenstände sich ununterbrochen verändern, und die Veränderung ist ja eben der Prozeß, durch welchen ein Gegenstand aufhört er selbst zu sein und etwas anderes wird. „Ebenso ist jedes organische Wesen in jedem Augenblick dasselbe und nicht dasselbe; in jedem Augenblick verarbeitet es von Außen zugeführte Stoffe und scheidet andere aus, in jedem Augenblick sterben Zellen seines Körpers ab und bilden sich neue; je nach einer längeren oder kürzeren Zeit ist der Stoff dieses Körpers vollständig erneuert, durch andere Stoffatome ersetzt worden, so daß jedes organisirte Wesen stets dasselbe und doch ein anderes ist.“ Auf die gleiche Weise hat für den Dialektiker der Begriff vom Positiven und Negativen, von der Ursache und der Wirkung einen ganz andern Sinn, als für den Metaphysiker. „Auch finden wir bei genauerer Betrachtung, daß die beiden Pole eines Gegensatzes, wie positiv und negativ, ebenso untrennbar von einander wie entgegengesetzt sind, und daß sie trotz aller Gegensätzlichkeit sich gegenseitig durchdringen; ebenso, daß Ursache und Wirkung Vorstellungen sind, die nur in der Anwendung auf den einzelnen Fall als solche Giltigkeit haben, daß sie aber, sowie wir den einzelnen Fall in seinem allgemeinen Zusammenhang mit dem Weltganzen betrachten, zusammengehen, sich auflösen in der Anschauung der universellen Wechselwirkung, wo Ursachen und Wirkungen fortwährend ihre Stelle wechseln, das was jetzt oder hier Wirkung, dort oder dann Ursache wird und umgekehrt.“

Wenn wir jetzt nach dem Obengesagten die Methode, an die sich die französischen Materialisten zu Ende des vorigen Jahrhunderts hielten, untersuchen (und die Methode ist ja die Seele jedes philosophischen Systems), so sehen wir gleich, wie wenig sie mit den jetzigen Materialisten gemein haben. Im Gegensatz zu den letzteren sollte man die ersteren Metaphysiker nennen. Um sich davon zu überzeugen, möge der Leser z. B. das schon genannte Buch „Système de la nature“ durchblättern und Acht geben, wie Holbach und Genossen die Fragen behandeln, die sie selbst in dem Kampfe mit ihren Gegnern in den Vordergrund geschoben hatten, und die weder von ihnen, noch von der damaligen Wissenschaft gelöst wurden. Diese Fragen berühren die hauptsächlichsten Gegenstände der menschlichen Kenntniß: die Entwicklung des Weltgebäudes, die Entstehung des Menschen und seiner verschiedenen Begriffe, und endlich die gegenseitigen Verhältnisse der Menschen in der Gesellschaft. Gegenwärtig löst die Wissenschaft — Naturwissenschaft und Geschichte — alle diese Fragen vermittelst der Lehre von der Evolution, d. h. eigentlich vermittelst derselben dialektischen Methode, von der die heutigen Materialisten sprechen, von welcher aber auch die hervorragendsten Gelehrten, welche derselben ihre glän-

zendsten Entdeckungen verdanken, sehr oft keinen klaren Begriff haben. Es ist, als ob Holbach und seine Freunde sich zur Aufgabe gestellt hätten, den Begriff von der Evolution aus allen ihren Ausführungen auszuschließen. Sie betrachten nämlich die Gegenstände außer ihrem gegenseitigen Zusammenhang, einen nach dem andern und einen unabhängig von dem andern. Ihre Rede besteht wirklich aus ja — ja, nein — nein, was darüber, das ist vom Uebel. Daher gelang es ihnen nicht, viele der von ihnen selbst aufgeworfenen Fragen zu lösen, und überdies blieben sie in der Wirklichkeit nicht immer ihrem materialistischen Standpunkte treu, indem sie ihn oft durch ganz idealistische Betrachtungen durchkreuzten. In allem, was die gegenseitigen Verhältnisse und die Geschichte der menschlichen Gedanken betrifft, sind sie reine und dabei noch der wissenschaftlichen Erkenntniß bare Idealisten. Nach ihrer Auffassung ist die Geschichte der Menschheit blos eine Geschichte der Fehler ehrlicher Einfaltspinsel und der Missethaten habsüchtiger Bösewichter. Die Menschheit litt und schmachtete, weil sie dumm und unwissend war, aber im 18. Jahrhundert ging endlich die Sonne der Vernunft auf, und die Menschheit wird jetzt aufgeklärter und folglich glücklicher sein. — Das ist der Inhalt all ihrer Philosophie der Geschichte.

Doch in einer solchen Philosophie fehlt die allerelementarste Bedingung der Wissenschaftlichkeit: der Begriff von der Gesetzmäßigkeit. Die Menschheit litt in Folge ihrer Unwissenheit, und Dank der Aufklärung, die das 18. Jahrhundert mit sich brachte, wird sie zu leiden aufhören.... Das alles ist sehr schön, man möchte aber fragen, was wohl die Ursache der Unwissenheit der Menschen in den früheren Jahrhunderten war, und woher die Aufklärung des 18. Jahrhunderts kam? Fiel sie doch nicht vom Himmel herunter! In unserer Eigenschaft als Materialisten erkennen wir keine angeborenen Ideen an und sagen, daß die Begriffe des Menschen nichts anderes sind als die geistige Widerspiegelung der ihn umgebenden Gegenstände und der sich vor ihm abspielenden Phänomene. Wenn wir nun einmal solche Anschauungen uns aneignen, so müssen wir sie festhalten, und nicht vergessen, sobald von der Geschichte des menschlichen Gedankens die Rede ist. Da können wir ebenso wenig von einer Zufälligkeit, wie von einer göttlichen Fügung sprechen. Das sind vollkommen unwissenschaftliche und eines Materialisten unwürdige Begriffe. Für einen solchen ist die Geschichte des menschlichen Gedankens ein ebenso gesetzmäßiger und nothwendiger Prozeß, wie die Entwicklung des Sonnensystems. Erklärt also, gefälligst, den Gang und die Bedingungen dieses Prozesses! Wenn man aber die Geschichte des Gedankens als einen gesetzgemäßen und nothwendigen Prozeß betrachtet, so werden ihre Fortschritte schon nicht mehr als die erste und wichtigste Ursache der sozialen Entwicklung erscheinen. Unwillkürlich erinnert man sich dabei der dialektischen Lehre von der Ursache und der Wirkung, und man sagt zu sich: ja, es ist wahr, die Ursache und die Wirkung wechseln fortwährend ihre Plätze; das, was jetzt oder hier Wirkung ist, erscheint dort oder dann als Ursache, und umgekehrt. Die Erfolge des menschlichen Gedankens wirken unbedingt und entschieden auf die sozialen Verhältnisse der Menschen ein; aber sie sind zu gleicher Zeit von denselben bedingt, und schreiten bei einer bestimmten Gesellschaftsordnung mit Siebenmeilenstiefeln weiter, während sie bei einer andern sehr oft auf lange Zeit oder für immer aufhören. Noch mehr, — diese oder jene sozialen Verhältnisse entstehen durchaus nicht darum, daß sie den Mitgliedern einer gegebenen Gesellschaft als die vernünftigsten und gerechtesten scheinen. Im Gegentheil, — die Ueberzeugung der Menschen von der Gerechtigkeit und Vernünftigkeit ihrer sozialen Verhältnisse ist sehr oft eine einfache Folge dessen, daß sie sich an diese Verhältnisse gewöhnt haben, unter ihrem Einflusse aufwuchsen und erzogen wurden. Wie entstehen also, und wie entwickeln sich gewisse gegebene soziale Verhältnisse? Ihre Entstehung, ihre Entwicklung und ihr Verschwinden aus der Geschichte ist meistentheils der unbewußte Prozeß einer Grup-

pirung der Menschen in ihrem Kampfe ums Dasein. Wenn sich die Bedingungen des Kampfes ums Dasein ändern, ändert sich auch ihre soziale Gruppirung; ihre sozialen Verhältnisse bekommen eine andere Gestalt, obwohl die Menschen diese Veränderung gar nicht oder nur theilweise bemerken, und sie ersinnen dann zu ihrer Erklärung allerlei phantastisches Zeug, verweisen auf die göttlichen Gebote, auf den natürlichen Lauf der Dinge u. s. w. Hegel bemerkte sehr richtig, daß in der Geschichte der sozialen Verhältnisse „Minerva's Eule nur um Mitternacht zu fliegen beginnt", d. h. daß die Menschen erst dann ihre sozialen Verhältnisse zu untersuchen beginnen, wenn diese schon sich überlebt haben und unter den neugebildeten historischen Bedingungen unnütz und schädlich werden. Die Menschen streben dann, eine neue Ordnung zu schaffen, die ihnen dann immer die natürlichste und vernünftigste scheint, die aber in der Wirklichkeit nur einen unersetzbaren Vorzug hat: sie ist die passendste für die Menschen in den neuen, veränderten Bedingungen ihres Kampfes ums Dasein.

Wir sehen also, daß die Materialisten am Ende des vorigen Jahrhunderts einer materialistischen Geschichtsauffassung gänzlich fremd waren. Noch viele Reste des Idealismus schleppten sich in ihrer Weltanschauung fort. In ihren historischen Anschauungen blieben sie, wie wir bereits sagten, noch durchgehends Idealisten. Sie verneinten zwar die Existenz der angeborenen Ideen in dem Kopfe eines einzelnen Menschen, doch glaubten sie noch an eine, so zu sagen, *spontane Generation und Entwicklung der Ideen in der menschlichen Gesellschaft*. Sie hatten auch keine Ahnung davon, daß die historische Entwicklung des menschlichen Gedankens eine Wirkung von Ursachen ist, die mit dem Bewußtsein und dem Wollen der Menschen nichts gemein haben. Daher wurde ein wissenschaftliches Verständniß für die Geschichte der Menschheit nur seit dem Entstehen des neuesten Materialismus möglich. Vom Standpunkt des neuesten Materialismus aus „erschien die Geschichte der Menschheit nicht mehr als ein wüstes Gewirr sinnloser Gewaltthätigkeiten, die vor dem Richterstuhl der jetzt gereiften Philosophenvernunft alle gleich verwerflich sind, und die man am besten so rasch wie möglich vergißt, sondern als der Entwicklungsprozeß der Menschheit selbst, dessen allmäligen Stufengang durch alle Irrwege zu verfolgen, und dessen innere Gesetzmäßigkeit durch alle scheinbaren Zufälligkeiten hindurch nachzuweisen jetzt die Aufgabe des Denkens wurde".

Dieses Problem ist in einem gewissen Grade durch die Arbeit zweier großer Sozialisten, Marx und Engels, gelöst worden; ihnen fiel die Aufgabe zu, die Entwicklung des philosophischen Gedankens nach Hegel und Feuerbach fortzusetzen. Aber man soll nur nicht vergessen, daß wir keineswegs Feuerbach, sondern nur Marx und Engels (theils auch dem Amerikaner Morgan) die materialistische, d. h. die einzig wissenschaftliche Auffassung der Geschichte, verdanken. Zu Feuerbach's Zeit war die Aufgabe der Philosophie eine andere. Da galt es vor allem, dem Idealismus in allen seinen Gestalten und Abarten den Todesstreich zu versetzen. Dazu brauchte auch Feuerbach alle seine Kräfte. Seine philosophischen Anschauungen sind also nur als die Vorstufe zum neuesten Materialismus zu betrachten. Er stellte nur einige Obersätze fest; andere unumgänglich nothwendige Obersätze, sowie eine ganze Reihe der glänzendsten Folgerungen verdanken wir Marx und Engels. In Feuerbach's Weltanschauung blieb die historische Seite, welche die Stärke und den Ruhm des heutigen Materialismus ausmacht, noch unentwickelt. Von welcher Bedeutung wurde dieser Umstand in der geistigen Entwicklung N. G. Tschernischewsky's?

Wenn man von vornherein urtheilen wollte, könnte man wohl annehmen, daß er, der mit einem merkwürdigen, hervorragenden und thätigen Geist begabt war, die Lücken bemerken und die Mängel in der Auffassung seines Meisters ausfüllen, d. h. mit andern Worten, dasselbe thun konnte, was Marx und Engels thaten. Aber es genügt noch nicht, geniale Anlagen zu besitzen, um Epoche in der Geschichte der Wissenschaft zu machen: dazu

gehören noch günstige äußere Umstände, die diesen Anlagen eine geeignete Richtung geben können. Waren in dieser Hinsicht die Umstände, unter welchen unser Schriftsteller lebte, günstig?... Er wohnte in einem Lande, das weder ökonomisch noch politisch entwickelt war. Das rein wissenschaftliche und philosophische Denken zeichnete sich auch nicht durch eine allzugroße Entwicklung aus. Von keinem russischen Gelehrten war noch je ein Wort ausgesprochen worden, das einen entschiedenen Einfluß auf die europäischen Ideen und auf die Wissenschaft ausgeübt hätte. Wir sahen, wie N. G. Tschernischewsky diese Thatsache erklärte, und welche Aufgaben er den meist begabten Söhnen seines Vaterlandes stellte. Sie alle liefen darauf hinaus, dort „die erhabenen Ideen der Wahrheit, der Wissenschaft und der Kunst" zu verbreiten, welche in den Ländern, die in der Zivilisation voraus waren, ausgearbeitet wurden. Tschernischewsky hatte vollkommen Recht, wenn er seinen Mitbürgern nur diese und keine andere Aufgaben stellte. Aber die von ihm erwählte und anempfohlene Thätigkeit hatte ihre innere Logik, mit der auch die begabtesten Menschen zu rechnen haben. Wenn Jemand Ideen verbreitet, die von andern Menschen in andern Ländern ausgearbeitet wurden, so kann er wohl einzelne nebensächliche Entdeckungen machen, aber eine Umwälzung in der Wissenschaft wird er nicht verursachen und wenn er noch so begabt wäre. In einer solchen Lage war eben Tschernischewsky. In seinen Werken sind viele wichtige Bemerkungen zerstreut, die ein neues Licht auf verschiedene wissenschaftliche Fragen werfen. Solche Bemerkungen stimmen oft mit den wichtigsten Entdeckungen, die damals in der europäischen Wissenschaft gemacht wurden, überein. Aber diese Lichtstrahlen eines genialen Geistes sind nicht konsequent verarbeitet, sind in kein System gebracht; daher begegnen wir auch bei ihm solchen Anschauungen, die schon damals als veraltet gelten konnten, und die jetzt die Wissenschaft gänzlich verworfen hat. Um uns kurz zu fassen, wir sehen, daß die Lücken und die Mängel der Philosophie desjenigen Denkers, der auf ihn den größten Einfluß übte, von ihm weder ausgefüllt noch ausgebessert wurden. In der materialistischen Auffassung Tschernischewsky's blieb dieselbe Seite unentwickelt, die auch bei seinem Meister wenig entwickelt war. Ueberhaupt blieb noch Nikolai Gawrilowitsch der jetzigen materialistischen Auffassung der Geschichte fremd, und wo er kraft seines Genies ihr doch näher kam, giebt er ihr oft eine recht naive Form.

III.

Tschernischewsky's materialistischer Standpunkt wird weit mehr in seinen „anthropologischen" als in seinen historischen Anschauungen bemerkbar. Indem er den Menschen als ein unbewußtes Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse betrachtet, verhält sich Tschernischewsky ungemein human sogar jenen unschönen Aeußerungen der verdorbenen menschlichen Natur gegenüber, in welchen die Idealisten nur „den bösen Willen" sehen, der die strengste Strafe erheischt. „Alles hängt von den sozialen Gewohnheiten ab", erklärt er, — „und von Umständen, d. h. als endliches Resultat ist alles durch Umstände bedingt, da auch die sozialen Gewohnheiten ihrerseits durch die Lebensbedingungen geschaffen wurden. Ihr beschuldigt einen Menschen — untersucht doch vorher, ob er an dem Vergehen schuld ist, dessen ihr ihn beschuldigt, oder ob es seine Lebensbedingungen und die sozialen Gewohnheiten sind: prüft scharf, vielleicht ist es nicht seine Schuld, sondern sein Unglück". Die Reaktionäre wollten in diesen Worten Tschernischewsky's eine Vertheidigung der Zügellosigkeit der Sitten erblicken, aber sie bewiesen damit natürlich nur ihren Unverstand.

Die unvollkommene Ausarbeitung der materialistischen Auffassung Tschernischewsky's offenbarte sich schon in einigen Eigenthümlichkeiten seiner Lehre über die Ethik. Ihm, wie auch Helvetius, scheinen selbst die uneigennützigsten Thaten nur eine besondere Art eines vernünftigen Egoismus zu sein. „Man solle nur aufmerksamer", meint er, „eine That oder ein Gefühl, welches uns uneigennützig erscheint, analysiren; da würde man sehen,

daß im Grunde doch nur der Gedanke an den persönlichen Nutzen, an das persönliche Vergnügen, an das persönliche Wohl, mit einem Wort, der Egoismus das treibende Motiv ist.“ Oft haben die Betrachtungen von Tschernischewsky über diesen Gegenstand einen sonderbaren Karakter. „Lukretia erdolchte sich, nachdem Sixtus Tarquinius sie entehrt; sie handelte sehr überlegt.“ Nun folgen Beweise für die Richtigkeit der von Lukretia geübten Berechnung. „Kollatinus konnte zu seiner Frau sagen: ich betrachte dich als rein und liebe dich wie früher, aber in Folge der damaligen Ideen, welche sich auch bis jetzt wenig verändert haben, würde es seine Kräfte überstiegen haben, seine Worte in die That umzusetzen; unwillkürlich oder nicht, hätte er dennoch einen Theil seiner früheren Achtung, seiner früheren Liebe zu seinem Weibe verloren; er hätte wohl diesen Verlust durch eine absichtliche erhöhte Zärtlichkeit in seinem Umgange mit ihr zu verbergen suchen können, aber so eine Zärtlichkeit wirkt beleidigender als Kälte, ist bitterer als Mißhandlungen und Schimpf“ u. s. w. Es ist sehr zweifelhaft, daß Lukretia vor ihrem Selbstmorde sich in so vernünftigen Berechnungen ergangen hätte. Dazu gehört Kaltblütigkeit, und kaltblütig konnte sie nicht sein. Wäre es nicht richtiger zu vermuthen, daß in ihrer That die Vernunft eine viel kleinere Rolle als ihr Gefühl spielte, das ein Resultat der damaligen sozialen Gewohnheiten und Verhältnisse war? Die menschlichen Gefühle und Gewohnheiten passen sich dergestalt den existirenden sozialen Verhältnissen an, daß durch sie bedingte Thaten oft als eine Folge sehr vernünftiger Ueberlegung erscheinen, während sie in der Wirklichkeit keineswegs durch Berechnung hervorgerufen wurden. Ueberhaupt ist in Tschernischewsky's Auffassung des vernünftigen Egoismus jene allen Aufklärungsperioden anhaftende Tendenz bemerkbar, in der Vernunft die Stütze der Moral, und in der mehr oder weniger vernünftigen Ueberlegung jedes einzelnen Menschen die Erklärung seines Karakters und seiner Thaten zu suchen. Doch schon in den oben zitirten Worten Tschernischewsky's liegt eine Widerlegung solcher extremen Vernünftigkeit. Die Handlungen einzelner Individuen sind ein Resultat der sozialen Gewohnheiten, die nicht einer vernünftigen Ueberlegung, sondern der historischen Entwicklung der Gesellschaft ihre Entstehung verdanken. Wenn man die Frage richtig stellen wollte, müßte man sie folgendermaßen formuliren: Was ist die Moral jedes einzelnen Menschen? Ist sie das Resultat seiner Ueberlegung, oder eine unbewußte Folge der sozialen Verhältnisse? Endlich sollte man noch fragen, auf Grund welches Einflusses der Gesellschaft auf das einzelne Individuum entwickelt sich und kann sich in ihm das Interesse für das gemeine Wohl entwickeln? Solche Fragen haben eine große soziale Bedeutung. Doch ist es unwesentlich, darüber zu streiten, wie dieses Interesse für das allgemeine Wohl genannt werden soll: Altruismus oder edler Egoismus?

Dank der übertriebenen Bedeutung, die Tschernischewsky der menschlichen Berechnung beimißt, sieht er auch hie und da in einigen historischen Vorkommnissen ein Resultat einer vernünftigen Abwägung ihres Nutzens, während doch ihre Erklärung in dem Spiel der für die Menschen unbewußten Kräfte der ökonomischen Entwicklung liegt. Auf den ersten Blick könnten manche Anschauungen von Tschernischewsky den Gedanken rege machen, daß er in seinen geschichtlichen Theorien sich ganz den Standpunkt des neuesten Materialismus angeeignet habe. Aber man betrachte es nur aufmerksamer, und dann zeigt sich das direkte Gegentheil. Wer in der historischen Thätigkeit der Menschen nur die Einwirkung einer vernünftigen Berechnung sieht, der ist noch weit vom Verständniß der vollen Macht und der ganzen Bedeutung der Oekonomie entfernt. Wir sahen schon, daß die wichtigsten, die ausschlaggebendsten Faktoren der ökonomischen Entwicklung bis jetzt außerhalb jeglicher Einwirkung einer vernünftigen Berechnung stehen. Wir sahen auch, daß alle sozialen Verhältnisse, alle Sitten und alle geistigen Bestrebungen der Menschen sich unter mittelbarer oder unmittelbarer Einwirkung dieser blinden Kräfte der ökо-

nomischen Entwicklung gestalten. Sie bestimmen auch alle Arten menschlicher Berechnung, alle Aeußerungen des menschlichen Egoismus. Also, von einer vernünftigen Berechnung des Nutzens, als dem primären Hebel der gesellschaftlichen Entwicklung, kann durchaus nicht die Rede sein. Eine solche Auffassung der Geschichte widerspricht den Lehren des neuesten Materialismus, ein derartiger historischer Materialismus ist noch zu naiv.

Uebrigens sind die historischen Anschauungen Tschernischewsky's noch nicht in ein System gebracht und sehr mit einander im Widerspruch. Ohne viel Mühe könnte man in seinen Schriften derartige Anschauungen finden und aneinanderstellen, daß sie ganz verschiedenen Schriftstellern anzugehören scheinen. Man kann diese Widersprüche keineswegs durch die Vermuthung erklären, daß die Denkweise unsers Schriftstellers sich allmälig änderte. Er begann seine literarische Thätigkeit in einer Periode seiner geistigen Entwicklung, wo alle seine Anschauungen, der Hauptsache nach, schon endgiltig sich gestaltet hatten. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als die uns in seinen historischen Anschauungen begegnenden Widersprüche und Inkonsequenzen der theilweisen Unklarheit und Unbestimmtheit seines universalhistorischen Standpunktes zur Last zu legen.

Wir führen einige Beispiele an, die das Gesagte bestätigen sollen. Nachdem Tschernischewsky in seinen „Umrissen der politischen Oekonomie" die Gesetze der in den jetzigen fortgeschrittenen Ländern existirenden „dreigliedrigen Vertheilung der Produkte" erklärt und dann aus diesen seinen Erklärungen eine kurze Schlußfolgerung gezogen hat, äußert er sich auf eine sehr merkwürdige Weise über die inneren Triebfedern der neuesten Geschichte Europas: „Wir sahen, daß die Interessen der Rente zugleich denen des Profits und des Arbeitslohnes entgegengesetzt sind. *Die mittlere Klasse und das niedere Volk waren immer Verbündete gegen den Stand, dem die Rente zufiel.* Wir sahen, daß das Interesse des Profits dem des Arbeitslohnes entgegengesetzt ist. Wo also die Kapitalisten im Bunde mit der Arbeiterklasse den Sieg über den die Rente beziehenden Stand davongetragen haben, *bleibt der Hauptinhalt der Geschichte des betreffenden Landes der Kampf der mittleren Klassen mit dem Volke*" *). Diese Zeilen unterschriebe gern jeder heutige materialistische Dialektiker. Umsomehr, da die oben angeführte Meinung Tschernischewsky's über die Ursache des Kampfes der „mittleren Klassen" mit dem „Volke" weiter in seinen „Umrissen" noch durch den Hinweis auf den Untergang der kleinen Industrie und der kleinen Bodenkultur und auf den unvermeidlichen Sieg der großen kapitalistischen Produktion in der Industrie wie auch im Bodenbau ergänzt wird. Ebenso könnte jeder heutige materialistische Dialektiker mit nur geringen Einwendungen die Richtigkeit folgender Betrachtung Tschernischewsky's über die Geschichte der politischen und philosophischen Ideen anerkennen. „Die politischen Theorien und alle philosophischen Lehren überhaupt wurden bei ihrer Bildung sehr stark von der gesellschaftlichen Stellung, die ihre Begründer einnahmen, beeinflußt, und jeder Philosoph war der Vorkämpfer irgend einer der politischen Parteien, die zu seiner Zeit in der Gesellschaft, der dieser Philosoph angehörte, um die Herrschaft stritten. Wir sprechen nicht von den Denkern, die sich mit der speziell politischen Seite des Lebens befaßten. Ihre Angehörigkeit zu den politischen Parteien ist für Jedermann zu deutlich: Hobbes war Anhänger des Absolutismus, Locke war Whig, Milton — Republikaner, Montesquieu — Liberaler auf englische Art, Rousseau — ein revolutionärer Demokrat, Bentham — einfacher Demokrat, revolutionär oder irrevolutionär, wie es die Nothwendigkeit mit sich brachte; von solchen Schriftstellern brauchen wir ja nicht einmal zu reden. Wenden wir uns zu Denkern, die allgemeinere Theorien aufbauten, zu den

*) Die Hervorhebung der gesperrt gedruckten Stellen rührt von uns her. Siehe „Umrisse der politischen Oekonomie (nach Mill)". Werke von N. G. Tschernischewsky, Band IV, S. 205.

Schöpfern der metaphysischen Systeme, zu den eigentlichen sogenannten Philosophen. Kant gehörte der Partei, welche in Deutschland die Freiheit auf revolutionärem Wege einführen wollte, doch die terroristischen Mittel verwarf. Fichte ging einige Schritte weiter: er scheute sogar vor terroristischen Mitteln nicht zurück. Schelling — ein Vorkämpfer der Partei, welche durch die Revolution aufgeschreckt, in den mittelalterlichen Institutionen Ruhe zu finden hoffte, indem sie die feudale Herrschaft, die in Deutschland durch Napoleon I. und durch preußische Patrioten zerstört worden war, wieder einführen wollte. Hegel — ein gemäßigter Liberaler, sehr konservativ in seinen Endschlüssen, der sich aber im Kampfe gegen die äußerste Reaktion revolutionärer Prinzipien bediente, mit der Hoffnung, den revolutionären Geist, der für ihn das Werkzeug der Zerstörung des morschen Alten war, rechtzeitig eindämmen zu können. Wir behaupten nicht nur, daß diese Menschen als Privatleute solche Gesinnungen hegten — dies wäre noch nicht so wichtig; aber ihre philosophischen Systeme sind völlig von dem Geiste der politischen Parteien, denen ihre Schöpfer angehörten, durchdrungen" *). Wenn man von einigem Nebensächlichen in seiner Aeußerung über den oder jenen Philosophen absieht, ist man wohl berechtigt zu sagen, daß in den oben angeführten Worten ein sehr tiefes Verständniß der sozialen Verhältnisse, unter deren Einfluß die Entwicklung der philosophischen und politischen Ideen vor sich geht, sich kundgiebt. Der heutige materialistische Dialektiker könnte noch hinzusetzen, daß auch der politische Kampf, der die Richtung des menschlichen Gedankens bestimmte, nicht im Namen etwaiger abstrakter Ideen geführt wurde, sondern unter dem direkten Einfluß der Bedürfnisse und dem Drange der Klassen oder Schichten der Gesellschaft, zu denen die kämpfenden Parteien gehörten. Tschernischewsky würde dagegen kaum etwas einwenden. In seiner Auffassung der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft spricht sich sehr deutlich sein Verständniß für die Thatsache aus, daß die Anschauungen der Menschen von den sie umgebenden sozialen Verhältnissen abhängen. In seiner Rezension des Roscher'schen Werkes „Die Grundlagen der Volkswirthschaft" weist unser Autor auf das „psychologische Gesetz" hin, kraft dessen „jedem — sei es ein gewöhnlicher Mensch, oder ein Redner, oder ein Schriftsteller, sei es im Gespräch, in Reden oder in Büchern, ganz gleich — nur dies allein theoretisch gut, unbedingt nothwendig und ewig scheint, was praktisch der sozialen Gruppe, welche er repräsentirt, nützlich ist. Dank diesem psychologischen Gesetze erklärt sich auch die Thatsache, daß den Anhängern von Adam Smith's Lehren diejenigen Formen des ökonomischen Wesens sehr gut und der ewigen Herrschaft werth erschienen, die schon am Ende des vorigen oder im Anfange des jetzigen Jahrhunderts herrschten, oder die Herrschaft erstrebten. Die Schriftsteller dieser Schule waren die Repräsentanten der Börsen- oder Handelsklasse im weitesten Sinne dieses Wortes: der Banquiers, der Großhändler und der Industriellen überhaupt. Die jetzigen Formen der ökonomischen Einrichtungen sind der Handelsklasse nützlich, nützlicher als alle anderen Formen; darum fand auch die Schule, welche diese Formen repräsentirte, daß diese Formen auch theoretisch die besten seien.... Andere Menschen beschäftigten sich mit den Fragen der politischen Oekonomie — Repräsentanten nicht einer Klasse, der die heutigen ökonomischen Formen gerade günstig sind, sondern der Masse — und in der Wissenschaft entstand eine neue Schule, welche man, unbekannt aus welchem Grunde, die Partei der Utopisten nennt" *). Sein Verständniß für den Druck, welchen der Klassenkampf auf die Entwicklung der Wissenschaften ausübt, wird hier erstaunlich klar dargelegt. Aber gewaltig irren würde der, der daraus schließen würde, daß dies Verständniß Tschernischewsky nie verließ. Es liegt ein Abgrund zwischen dem bloßen Begreifen oder Anerkennen eines gewissen

*) „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie", Seite 2—3.

*) „Sowremennik", 1861, April. Neue Bücher. S. 431—432.

Prinzips und dessen folgerichtiger Durchführung durch ein ganzes System. Wenn Tschernischewsky vortrefflich die Bedeutung des Klassenkampfes in der menschlichen Gesellschaft begriff, faßte er den „Fortschritt" doch derart auf, daß er darin sich mehr der Lehre Buckle's als der Theorie der neuesten Materialisten näherte. Um davon einen Begriff zu geben, führen wir ein ziemlich langes Zitat aus seinem sehr interessanten Artikel an: „Die Ursachen von Roms Untergang", welcher gelegentlich der Ausgabe der russischen Uebersetzung von Guizot's „Geschichte der Zivilisation in Europa" geschrieben wurde. Tschernischewsky bestreitet in diesem Artikel die weitverbreitete Meinung, daß das weströmische Reich in Folge seiner inneren Unfähigkeit zu weiterem Fortschritt fiel, und daß die Barbaren neue Samen des Fortschritts mitbrachten. Einstweilen wollen wir nicht untersuchen, ob Tschernischewsky Recht hatte, indem er diese Meinung anfocht. Hier ist uns nur seine Auffassung über den Gang des Fortschritts wichtig. Sie ist folgende: „Aber, bedenken Sie doch", schreibt unser Autor, „was heißt Fortschritt, und was ist ein Barbar? Der Fortschritt ist von der geistigen Entwicklung bedingt: eine der allerwichtigsten Seiten ist ja die Entwicklung und Anwendung des Wissens.... Es entwickelt sich die Mathematik und daher auch die angewandte Mechanik: dank dieser werden auch Industrie und Gewerbe vervollkommnet ꝛc.... Die historische Wissenschaft wird vervollkommnet; dies bewirkt eine Verminderung falscher Ideen, welche die Menschen verhinderten, ihr soziales Leben befriedigend einzurichten, und es wird mit mehr Erfolg als früher geordnet. Endlich entwickelt ja die geistige Arbeit alle geistigen Kräfte des Menschen, und je mehr Menschen das Lesen erlernen, und ein Vergnügen im Lesen von Büchern zu finden sich gewöhnen... desto größer wird immer die Anzahl derjenigen, die die verschiedensten Angelegenheiten tüchtig durchführen können, und dann nehmen auch alle Seiten des Lebens im Lande immer einen besseren Verlauf. Also, — die Grundlagen des Fortschritts sind die Wissenschaften; der Fortschritt entspricht der Stufe der Vollkommenheit und der Verbreitung des Wissens. Das ist also der Fortschritt — ein Resultat des Wissens. Und was ist ein Barbar? Ein Mensch, welcher noch in der tiefsten Unwissenheit steckt; ein Mensch, der die Mitte zwischen einem wilden Thiere und einem geistig kaum entwickelten Menschen einnimmt.... Wie kann es also dem sozialen Leben nützlich sein, wenn Institutionen, gute oder schlechte, aber doch menschliche, die an sich etwas, wenn auch noch so wenig Vernünftiges haben — wenn diese Institutionen durch thierische Gebräuche verdrängt werden?"

Wir sehen, daß er hier mit keiner Silbe weder die inneren Verhältnisse Roms erwähnt, die seine Schwäche verursachten, und auf welche doch Guizot in seinem ersten Aufsatz „Essais sur l'histoire de la France" schon hingewiesen hatte, noch der Formen des Gemeinwesens gedenkt, die die Stärke der deutschen Barbaren zur Zeit der Eroberung des Römischen Reiches ausmachten. Tschernischewsky vergißt sogar den berühmten Ausspruch: Latifundia perdidere Italiam (die Latifundien haben Italien zu Grunde gerichtet). In seiner Auffassung des Fortschritts räumt er den inneren Verhältnissen des oder jenes „fortschreitenden" Landes keine selbständige Rolle ein. Alles wird auf die Menge und die Verbreitung der Kenntnisse zurückgeführt, und es kommt ihm nicht einmal in den Sinn, sich zu fragen, ob nicht die Geschichte der Wissenschaft von der Geschichte der sozialen Verhältnisse in den zivilisirten Ländern abhängig ist? „Man sagt: die eingewurzelten Formen wurden der Gesellschaft lästig" — sagt er weiter — „also, in der Gesellschaft war eine progressive Kraft, war ein Bedürfniß nach Fortschritt". Aber das Bedürfniß nach Fortschritt ist etwas ganz anderes als das Vorhandensein einer progressiven Kraft in der Gesellschaft, welche diesem Bedürfniß Geltung verschaffen kann. Diese zwei Begriffe, welche ihrem Karakter und ihrem Inhalte nach ganz verschieden sind, dürfen keineswegs verwechselt werden: der erste ist rein negativ („das Bedürfniß nach Fortschritt" zeugt ja nur von der Lästigkeit der exi-

stirenden Formen) — der andere ist positiv, da das Vorhandensein einer progressiven Kraft in der Gesellschaft, die eine nothwendige Umgestaltung der Lebensformen zu vollbringen im Stande wäre, von einer gewissen Stufe geistiger, moralischer und politischer Entwicklung der Klasse oder der Klassen, auf welche diese Formen den schwersten Druck ausüben, zeugt. Wenn diese Begriffe identisch wären, so wäre die Sache des menschlichen Fortschritts äußerst vereinfacht, und wir würden nicht in der Geschichte dem traurigen Anblicke von Gesellschaften begegnen, die der Last von Lebensformen erlagen, die ungeachtet ihrer unzweifelhaften Schädlichkeit nicht weggeräumt werden konnten, da in dem Volke keine lebendigen Kräfte mehr wohnten, die dies zu bewirken vermochten. Selbstverständlich sprechen wir hier nicht von solchen Formen, die allen Klassen einer gegebenen Gesellschaft schädlich sind. Solche Formen räumen sich so zu sagen von selbst weg. Aber meistentheils sind für den weiteren Fortschritt der Gesellschaft solche Formen besonders schädlich, die der Mehrheit lästig, und nur einer privilegirten Minderheit nützlich sind. Solche Formen lassen sich nur in dem Falle wegräumen, wo die darunter leidende Mehrheit irgend eine Fähigkeit zur politischen Selbständigkeit besitzt. Diese Fähigkeit besitzt sie aber nicht immer. Sie ist bei weitem nicht eine nothwendige Eigenschaft der unterdrückten Mehrheit. Sie selbst wird von der Oekonomie der gegebenen Gesellschaft geschaffen. Es scheint, daß für die römischen Armen nichts vortheilhafter gewesen wäre, als die Projekte der Gracchen zu unterstützen. Sie thaten es aber nicht und konnten es auch nicht thun, weil die sozialen Bedingungen, welche sie in Folge der ökonomischen Entwicklung Roms umgaben, ihre politische Entwicklung nicht nur hinderten, sondern sogar ihre Richtung zu einer absteigenden machten. Was die höheren Klassen anbelangt, so würde es erstens lächerlich sein, von ihnen politische Handlungen zu erwarten, die ihren ökonomischen Interessen entgegengesetzt waren, und zweitens verlotterten sie auch mehr und mehr unter dem Einflusse jener ungünstigen Seite der ökonomischen Entwicklung, welche, indem sie das römische Proletariat schuf, es in einen blutdürstigen, stumpfsinnigen Pöbel verwandelte. Zuletzt kam es so weit, daß die Römer, diese Welteroberer, sich als untauglich zum Waffendienst erwiesen, und daß ihre Legionen sich mit denselben Barbaren füllten, die später dem Dasein des lebendig verfaulenden Reiches ein Ende machten. Somit ist, entgegen allen Ausführungen Tschernischewsky's, im Untergange Roms nichts Zufälliges, da er das natürliche Ende eines schon lange begonnenen historisch-ökonomischen Prozesses war.

Wir wollen keineswegs, gleich vielen, besonders deutschen Autoren, behaupten, daß die Germanen einen ganz besonderen Geist und besondere Neigungen mitbrachten, die ihnen den ersten Rang in der Geschichte der Menschheit sicherten. Wir sagen nur, die Ursache von Roms Schwäche in seinem Kampfe mit den Barbaren ist vom Gange seiner ökonomischen Entwicklung herzuleiten, welche die Klasse der kleinen Grundbesitzer ruinirte, die einst Roms Stärke ausgemacht. Viele Bauernparzellen verschmolzen zu kolossalen Latifundien, die fast nur von Sklaven bevölkert waren. Sklaven sind aber eine schlechte Stütze für einen Staat überhaupt; von allen Enden der Welt zusammengetrieben, verschiedenen Nationen und verschiedenen Zungen angehörig, machten diese kein „Volk" im eigentlichen Sinne dieses Wortes aus. Sie waren und blieben eine zusammengelaufene Masse (wenn diese Benennung für eine Menge paßt, die wider ihren Willen zusammengebracht wurde), und kümmerten sich natürlich sehr wenig um die Interessen des Römischen Reiches. Tschernischewsky bemerkt zwar, daß die Sklaverei im Römischen Reich allmälig eine mildere Form annahm, und am Ende in das Kolonat ausging. Aber erstens beweisen die Verordnungen der Kaiser über das Kolonat nur das Streben des Staates, sich einen Theil des Mehrproduktes, das durch die unfreie Arbeit des Landarbeiters geschaffen wurde, anzueignen. Der Uebergang zum Kolonat konnte die Lage der Landarbeiter nicht verbessern, da zu dieser

Zeit alle Klassen der römischen Gesellschaft durch Staatssteuern und sonstige Staatserhebungen buchstäblich zermalmt wurden. Zweitens ist es ganz klar, daß Kolonen und Adskripten freie Landbebauer nicht ersetzen konnten. Endlich war auch die Zahl der Sklaven und Kolonen, wenigstens in den Dörfern, geringer, als die der früheren Bevölkerung des Italiens der freien Grundeigenthümer. Schon Titus Livius wunderte sich, auf welche Weise einige Gegenden Italiens, in welchen zu seiner Zeit nur einige Hirten mit ihren Heerden umherschweiften — früher, als sie noch unabhängig waren, tapfere und zahlreiche Armeen für die Kriege gegen Rom hatten aufstellen können. Dieser Umstand ist leicht erklärbar: als sie noch unabhängig waren, befanden sich diese Gegenden in ganz andern ökonomischen Verhältnissen, welchen sie ihre zahlreiche, kräftige und tüchtige Bevölkerung verdankten. Damals waren dort die Geschlechtsgenossenschaften noch stark; sie sicherten allen Mitgliedern der Genossenschaft eine gewisse Wohlhabenheit und theilten ihnen einen unabhängigen kriegerischen Geist mit. Gleiche Verfassungen existirten auch bei den Germanen, und nur ihnen verdankten die barbarischen Horden ihre Kraft und Stärke. Kurz, man kann sagen, daß in den letzten Jahren der Existenz des Römischen Reiches solche ökonomische Verhältnisse dort vorherrschten, welche seine Widerstandskraft auf das Minimum zurückführten. Umgekehrt, die damaligen Verhältnisse der Germanen steigerten ihre Offensivkraft auf das Maximum. Das ist alles: der Schwerpunkt liegt in der Oekonomie und nicht im Geiste oder in etwaigen geheimnißvollen Eigenschaften der Rasse.

Wenn wir uns bei der Erklärung der historischen Schicksale verschiedener Länder nur auf abstrakte Erwägungen über deren „Fortschritt" und die Menge der dort angehäuften Kenntnisse beschränken müßten, könnten wir z. B. nie die Geschichte Griechenlands verstehen, wo die gebildetsten „progressiven" Staaten einer nach dem andern vom Schauplatz abtreten, um Raum für minder und immer minder gebildete und „progressive" Länder zu schaffen. Wie erklärt sich ein solches Phänomen? Durch die Entwicklung der ökonomischen und hauptsächlich der ländlichen Verhältnisse Griechenlands. In den vorgeschrittensten Staaten führte diese Entwicklung früher zur Konzentration des Bodenbesitzes in wenigen Händen, zur ungeheuren Zunahme der Sklavenzahl, zur Entkräftigung und Demoralisation der niederen Klassen der freien Bürger. In demselben Verhältniß, in dem diese ökonomische Entwicklung fortschritt, verminderte sich auch die staatliche Kraft der „progressiven" griechischen Länder. In den minder „progressiven" Staaten begann dieser Prozeß später und vollzog sich langsamer; daher nahm auch ihre staatliche Kraft viel langsamer ab, sie nahm sogar in gewissen Perioden dieses Prozesses zu (was auch in „progressiveren" Ländern geschah); daher konnten sie auch, als die „progressiveren" Länder schon total durch die vernichtende Wirkung der zu jener Zeit (doch nicht zu unserer, wo es einen Ausweg giebt) aussichtslosen Klassenkämpfe geschwächt waren, noch eine hervorragende Rolle spielen. Aber auch die weniger „progressiven" Staaten entkräfteten durch den oben angedeuteten Prozeß; einer nach dem andern haben sie ihre Rolle ausgespielt, und sind vom Schauplatze abgetreten, bis endlich Roms eiserne Hand dem unabhängigen Dasein Griechenlands ein Ende machte. Als die Römer kamen, da hatten die griechischen Länder, mit nur wenigen Ausnahmen, buchstäblich keine Vertheidiger mehr. Dieser Umstand wurde noch von Polybius und Plutarch bemerkt.

In den historischen Anschauungen von Tschernischewsky nimmt überhaupt der Zufall einen großen Platz ein. Sogar die jetzige ökonomische Verfassung, deren Karakter, Gesetze und Ansprüche er, der Smith-Ricardo'schen Theorie folgend, ganz gut erklärt, scheint ihm das Produkt eines historischen Zufalls zu sein. „Die Geschichte bezeugt" — schreibt er in der schon von uns erwähnten Rezension des Roscher'schen Buches — „daß die heutigen ökonomischen Formen unter dem Drucke von Verhältnissen entstanden, die den Forderungen der ökonomischen Wissenschaft

widersprechen, die mit einem Erfolge der Arbeit und einer geregelten Konsumtion unvereinbar sind; sie sind, kurz gesagt, ein Resultat von Ursachen, die der Arbeit und dem Wohlstande Feind sind. Im Westen Europas z. B. begründete sich der ökonomische Zustand auf Eroberungen, Konfiskationen und Monopolien" *). Niemand wird leugnen, daß Eroberungen, Konfiskationen und Monopolien ihren Platz in der Geschichte des westlichen Europas haben. Doch fanden sie auch im alten Griechenland, in Indien und in China statt; dennoch blieb oder bleibt die ökonomische Verfassung jener Länder von der des heutigen Europa sehr verschieden. Wodurch entstand dieser Unterschied? Liegt er nicht darin, daß diese Eroberungen, Konfiszirungen und „Monopolien", weit entfernt, die Richtung der ökonomischen Entwicklung zu bedingen, selbst im Gegentheil durch sie in ihren Formen und weiteren sozialen Folgerungen bedingt waren? Die Richtung und der Lauf der ökonomischen Entwicklung im alten Griechenland, oder in Indien, oder in China unterschieden sich von denen des mittelalterlichen und heutigen Europas — daher führten auch dort die Eroberungen mit allen ihren Folgen zu anderen Einrichtungen, als im westlichen Europa. Angesichts der entschiedenen Bedeutung, die Tschernischewsky für die Erzeugung der ökonomischen Verfassung im heutigen Europa auf die Eroberung legt, können wir nicht umhin, der folgenden Worte von Engels zu gedenken: „selbst wenn wir die Möglichkeit alles Raubs, aller Gewaltthat und aller Prellerei ausschließen, wenn wir annehmen, daß alles Privateigenthum ursprünglich auf eigener Arbeit des Besitzers beruhe, und daß im ganzen ferneren Verlauf nur gleiche Werthe gegen gleiche Werthe ausgetauscht werden, so kommen wir dennoch bei der Fortentwicklung der Produktion und des Austausches mit Nothwendigkeit auf die gegenwärtige kapitalistische Produktionsweise, auf die Monopolisirung der Produktions- und Lebensmittel in den Händen der einen, wenig zahlreichen Klasse, auf die Herabdrückung der andern, die ungeheure Mehrzahl bildende Klasse, zu besitzlosen Proletariern, auf den periodischen Wechsel von Schwindelproduktion und Handelskrise und auf die ganze gegenwärtige Anarchie in der Produktion" *).

So urtheilen die jetzigen materialistischen Dialektiker. Doch Tschernischewsky urtheilte ganz anders.

Indem unser Autor die verschiedenen in der Geschichte dagewesenen ökonomischen Verfassungen den Eroberungen zuschreibt und sie mit den „Forderungen der ökonomischen Wissenschaft" in Widerspruch stellt, konnte er natürlich keinen großen Werth auf ein Studium der letztern legen. Indem er die sogenannte historische Methode in der ökonomischen Wissenschaft nur aus den Werken solcher Anhänger derselben wie Wilhelm Roscher und sonstiger „Zitaten-Professoren" kennen lernte, verhielt er sich ihr gegenüber sehr wegwerfend und hielt sie für eine Frucht der Reaktion gegen das Freiheitsstreben der arbeitenden Klasse. „Gegen die mittelalterlichen Institutionen, die den Vortheilen der Handelsklasse entgegengesetzt wären, kämpfte man... im Namen der Vernunft; und siehe da, nun kommen plötzlich Leute, die sagen: „die Vernunft erheischt wirklich das, was Ihr fordert, doch erheischt sie noch viel mehr; Ihr habt bis jetzt nur den Anfang der Formel, deren Schluß aber ist der und der; mit einem Worte, gegenüber den unlogischen Denkern entstanden logische.... Was bleibt zu thun?... Wenn die Vernunft gegen Dich ist, so greife zur Geschichte: sie wird Dir schon aus der Klemme heraus helfen". Wenn die Entstehung der historischen Methode derartig aufgefaßt wird, so bleibt den Vorkämpfern der arbeitenden Klasse in ihrem Kampfe gegen die „unlogischen Denker" nur eine einzige theoretische Aufgabe — die Entstehung der jetzigen ökonomischen Verfassung aus „Eroberungen, Konfiszirungen und Monopolien" klarzulegen. Nach Tschernischewsky's Meinung thun dies auch die Sozialisten. Unter

*) „Sowremennik", April 1861. Neue Bücher. S. 434.

*) F. Engels „Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft". S. 155.

ihren Händen „verdammt die Geschichte das, was zu vertheidigen man sie einlud“ *). Aber noch bevor Tschernischewsky das Feld der literarischen Thätigkeit betrat, also noch zur Lebenszeit seiner Vorgänger, d. h. Bielinsky's und seiner Gesinnungsgenossen, benutzten die besten theoretischen Vorkämpfer der arbeitenden Klasse die Geschichte nicht blos zu polemischen Hinweisen auf Eroberungen und Konfiszirungen. Marx und Engels stellten das Studium der ökonomischen Geschichte der Menschen auf festen wissenschaftlichen Boden, indem sie auf die innere Nothwendigkeit und strenge Gesetzmäßigkeit derselben wiesen**).

Aus allem ist ersichtlich, daß für Tschernischewsky diese Richtung unbekannt blieb, die aus den Theorien seines Meisters Feuerbach in derselben Weise erstand, wie diese aus dem Hegel'schen System.

Die historische Methode verwerfend, behalf sich unser Autor in seinen ökonomischen Forschungen mit einer andern Methode, welche er die hypothetische nannte. Wir karakterisiren dieselbe mit Tschernischewsky's eigenen Worten. „Diese Methode besteht darin“ — sagt er in seinen Anmerkungen zum ersten Buch von Mill's politischer Oekonomie — „daß wir bei der Bestimmung des Karakters eines gewissen Elements auf einige Zeit von den verwickelteren Beziehungen absehen, und nur jene berücksichtigen, die das uns interessirende Element in seinen Eigenthümlichkeiten auf die klarste Weise offenbaren, d. h. nur die allereinfachsten Thatsachen. Dann, nachdem wir die Eigenthümlichkeiten des uns interessirenden Elements erkannt haben, können wir schon leichter die Rolle begreifen, die es in den verwickelten Beziehungen spielt, von denen wir vorläufig abstrahirten. Z. B. anstatt der sehr verwickelten Frage: waren für England die Kriege mit Frankreich zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts nützlich, stellen wir die allereinfachste Frage: kann ein Krieg, nicht einer Bande, sondern einer zahlreichen Nation, nützlich sein? Nun, wie ist also diese Frage zu lösen? Es handelt sich um Vortheile, d. h. um die Menge des Wohlstands oder des Reichthums, um deren Verminderung oder Vergrößerung, d. h. um Größen, die durch Ziffern ausgedrückt werden können. Woher nun nehmen wir diese Ziffern? Keine einzige historische Thatsache giebt uns diese Zahlen in der Gestalt, wie wir sie haben müssen, d. h. in ihrer einfachsten Gestalt, so daß sie einzig nur von dem von uns zu bestimmenden Elemente, dem Kriege, abhängig seien.... Also müssen wir uns aus dem Kreis der historischen Thatsachen in den Kreis des abstrakten Denkens ver-

*) „Sowremennik“, April 1861. Neue Bücher. S. 432—434.

**) Indem sich Roscher und Genossen auf die Geschichte stützen, bleiben sie prinzipielle Feinde jeder revolutionären Bestrebung. Nach ihrer Meinung schließt die Evolution ganz die Revolution aus. Diese Auffassung ist ebenso falsch, wie die einiger Revolutionäre, die von der Evolution nichts hören wollen. Diese beiden Extreme verhindern gänzlich ein richtiges Verständniß der Geschichte. Mit der dialektischen Methode bewaffnet, fassen die jetzigen Sozialisten die Sache ganz anders auf. Für sie ist die Evolution ein ebenso nothwendiges Moment in dem Prozesse der ökonomischen Entwicklung wie die Revolution. Die Evolution bereitet die Revolution vor, die Revolution erleichtert den weiteren Lauf der Evolution. Die, besonders von den deutschen Gelehrten, angenommene „historische Methode“ begrenzt willkürlich den Horizont der Wissenschaft nur auf ein Moment, auf die Evolution, und sie muß daher unwissenschaftlich genannt werden. Von „gelehrten“ Repräsentanten derselben könnte man noch jetzt mit vollem Rechte dasselbe sagen, was Marx von ihnen im Jahre 1844 gesagt hat: „Sie rechtfertigen die Gemeinheiten von heute durch Gemeinheiten von gestern; sie sehen Rebellion in jedem Proteste des Leibeigenen gegen die Knute, wenn nur diese Knute eine historische ist; wie der jüdische Gott dem Moses, zeigt ihnen die Geschichte nur ihre Hinterseite; bei jedem Stücke, das sie aus dem Herzen des Volkes herausschneiden, beziehen sich diese treu-unterthänigen Shyloks auf historische Wechsel u. s. w.“ Das ist völlig richtig. Doch der Revolutionär Marx, der mit solchen kräftigen und treffenden Ausdrücken den Servilismus der offiziellen Repräsentanten der „historischen Methode“ geißelte, verkannte um so weniger die historische Evolution, da er ja zuerst auf ihre Triebfedern und ihre strenge Gesetzmäßigkeit hinwies.

setzen, welches anstatt der historischen Angaben mit abstrakten Zahlen operirt, deren Bedeutung man willkürlich bestimmt und deren Größe man so hoch annimmt, wie es am bequemsten. Es (das abstrakte Denken) geht folgendermaßen vor. Angenommen, eine Gesellschaft habe eine Bevölkerung von 5000 Menschen, darunter 1000 erwachsene Männer, mit deren Arbeit die ganze Gesellschaft sich erhält. Nehmen wir nun an, daß 200 in den Krieg gegangen seien. Nun erhebt sich die Frage, in welchem ökonomischen Verhältniß steht dieser Krieg zur Gesellschaft? Hat er den Wohlstand der Gesellschaft vermindert oder erhöht? Wenn wir nun so einfach die Frage gestellt haben, ist die Lösung so einfach und unbestreitbar, daß sie von Jedermann gefunden, und durch Niemand und durch nichts widerlegt werden kann.... Nach dem Ausdruck „Hypothese", heißt diese Methode die hypothetische" *).

Einer solchen Methode bedient sich Tschernischewsky in allen seinen ökonomischen Untersuchungen, die in Folge dessen einen ganz eigenthümlichen, äußerst abstrakten Karakter an sich tragen. Tschernischewsky's hauptsächlichstes Werk über politische Oekonomie ist theils eine Uebersetzung, theils eine Auslegung der Mill'schen politischen Oekonomie, der er weitläufige Bemerkungen und selbständige Zusätze beigiebt. Wenn man dieses Werk liest, ist es interessant, zu beobachten, wie die von unserm Schriftsteller angenommene Forschungsmethode ihn immer aus dem Kreise der wirklichen, existirenden ökonomischen Verhältnisse wegreißt und ihn in den des abstrakten Denkens versetzt. Was die existirenden Verhältnisse anbelangt, so bestreitet Tschernischewsky sehr selten die Ausführungen Mill's. Meistentheils giebt er sich mit dessen Analyse zufrieden, die bekanntlich in Bezug auf Klarheit und Folgerichtigkeit viel zu wünschen übrig läßt. Sogar in den wichtigsten Fragen, über den Werth, den Preis, das Geld, das Lohngesetz, weicht er nicht von Mill ab. In seinen Ansichten über die vorhandenen Verhältnisse hat Mill vollkommen Recht, so sagt gewöhnlich Tschernischewsky, doch wir müssen hier untersuchen, ob es auch so sein sollte, ob eine gesunde ökonomische Theorie solche Verhältnisse fordert. Mit einem „nehmen wir an 2c." leitet Tschernischewsky seine Beweisführung ein; es folgt gewöhnlich dann eine glänzende Kritik der existirenden Verhältnisse, die sich aber durchaus auf ganz abstrakte Erwägungen und Annahmen stützt. Die Mängel dieser Methode sind augenscheinlich, und kein einziger von den heutigen wissenschaftlichen Gegnern des Kapitalismus kann dieselbe annehmen, da diese Gegner sich jetzt nicht auf die Forderungen einer abstrakten Theorie, sondern auf die inneren Widersprüche in der ökonomischen Verfassung stützen, die in ihrer weitern Entwicklung nothwendig zu deren Beseitigung führen müssen.

Die Leser, denen die Methode der philosophischen Schule, zu deren Anhänger sich Tschernischewsky rechnete, bekannt ist, werden leicht bemerken, daß er ihr in seinen Forschungen untreu wurde. Und wirklich hat die „hypothetische Methode" nichts mit der dialektischen der deutschen Lehrmeister unseres Tschernischewsky gemein. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, sich derjenigen karakteristischen Eigenthümlichkeiten zu erinnern, die Tschernischewsky selbst im Hegel'schen System, der Mutter der Feuerbach'schen Lehre, erblickte. Der Hinweis auf diese Eigenthümlichkeiten wird uns sehr das Auslegen und die Kritik der Tschernischewsky'schen Anschauungen erleichtern, und daher bitten wir den Leser, seine möglichst größte Aufmerksamkeit dieser Materie zu schenken, die wohl trocken und langweilig, aber doch nicht nutzlos ist.

Das größte Verdienst des Hegel'schen Systems und der gesammten deutschen Philosophie überhaupt besteht in den Augen der neueren materialistischen Dialektiker, wie sich Engels ausdrückt, in Folgendem: „... worin zum erstenmal — und das ist sein großes Verdienst, die ganze natürliche geschichtliche und geistige Welt als ein Prozeß, d. h. als in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwicklung begriffen, dargestellt und der Versuch ge-

*) N. G. Tschernischewsky's Werke. III. B., S. 89, 90, 91.

macht wurde, den inneren Zusammenhang in dieser Bewegung und Entwicklung nachzuweisen". Bei seinem großen Geist und seinen gründlichen Kenntnissen in der Philosophie konnte Tschernischewsky dies unmöglich ignoriren. Er begriff die ungeheure Wichtigkeit der Hegel'schen Lehre von der Entwicklung, und legte sie sogar in energischen, tiefdurchdachten Ausdrücken nieder. Er schreibt in seinem Aufsatze „Zur Kritik der philosophischen Vorurtheile gegen das Gemeineigenthum an Grund und Boden": „Das ewige Wechseln der Formen, die ewige Negation derselben, eine Negation, die einem gewissen Inhalte, einem gewissen Streben entsprang in Folge der Verstärkung eben dieses Strebens, oder in Folge der höheren Entwicklung dieses Inhalts, — wer, sage ich, dieses höhere, ewige, allgemeine Gesetz begriff, wer es an jeder Erscheinung anzuwenden erlernte — o! wie ruhig erwünscht er das Eintreten von Verhältnissen, vor denen andere zurückschrecken! Indem er mit dem Dichter sagt:

Ich hab' meine Sach' auf nichts gestellt
Und mir gehört die ganze Welt,

beklagt er nichts, was sich abgelebt hat und sagt: komme was da will, auch wir werden noch schöne Tage erleben"*). Aber nicht dieses „höhere, ewige und allgemeine Gesetz" hielt er für das höchste Verdienst und die hervorragendste Eigenthümlichkeit der Hegel'schen Philosophie. Wenigstens in seinen „Umrissen der Gogol'schen Periode der russischen Literatur"**), wo er die Begeisterung des Stankiewicz-Bielinsky'schen Kreises für Hegel hervorhebt und sehr ausführlich über ihn schreibt, bezeugt er die größte Aufmerksamkeit für eine andere Seite seiner Philosophie. Dort stellt er es geradezu als das größte Verdienst Hegel's hin, daß er die Philosophie aus dem Kreise des abstrakten Denkens herausgerissen, und seine Beweisgründe aus der Wirklichkeit geschöpft habe. „Die Wirklichkeit zu erklären — das wurde die hauptsächlichste Pflicht des philosophischen Denkens. Daher auch die außerordentlich aufmerksame Beobachtung der Wirklichkeit, um die man sich früher wenig kümmerte, und die man ungenirt den eigenen einseitigen Vorurtheilen zulieb verunstaltete ... Aber in der Wirklichkeit ist alles von Umständen, von den Bedingungen des Orts und der Zeit abhängig, — daher erkannte auch Hegel, daß die Gemeinplätze, mit denen man früher über Gutes und Böses geurtheilt, ohne die Umstände und die Ursachen zu untersuchen, Dank welchen das gegebene Phänomen entstand, — daß eben diese allgemeinen abstrakten Redensarten nicht mehr befriedigten. Es giebt keine abstrakte Wahrheit, die Wahrheit ist konkret, d. h. ein bestimmtes Urtheil kann nur über eine bestimmte Thatsache gefällt werden, nachdem man alle Bedingungen, von denen sie (die Thatsache) abhängig ist, beobachtet hat" *).

In seiner Anmerkung zu den oben zitirten Zeilen, erläutert Tschernischewsky diesen Gedanken folgendermaßen: „Ist z. B. ein Regen eine Wohlthat, oder ein Uebel? Diese Frage ist abstrakt, eine bestimmte Antwort kann darauf nicht gegeben werden: zuweilen ist ein Regen nützlich, zuweilen, wenn auch seltener, schädlich; man müßte bestimmt fragen: nachdem die Aussaat beendigt war, regnete es stark volle fünf Stunden hintereinander — war der Regen der Saat nützlich? Nur jetzt ist die Antwort klar und hat einen Sinn: dieser Regen war nützlich.... Ist ein Krieg verderblich oder wohlthätig? Darauf kann überhaupt nicht bestimmt geantwortet werden: man muß wissen, von welchem Krieg die Rede ist, alles hängt von den Bedingungen des Orts und der Zeit ab.... Die Schlacht bei Marathon war das wohlthätigste Ereigniß in der Geschichte der Menschheit" u. s. w. Daraus geht hervor, daß bei einer gewissen aufmerksamen Beobachtung der Wirklichkeit, eine selbst scheinbar einfache Frage, wie

*) Tschernischewsky's Werke. B. V, S. 531.

**) N. W. Gogol (1809—1852), berühmter russischer Schriftsteller, welcher der Vater des russischen belletristischen Realismus genannt werden kann. Bielinsky war der „Kritiker" der Gogol'schen Periode und Gogol's Komentator.

*) „Sowremennik" 1856. Band IX. Kritik S. 12.

die von dem Nutzen oder Schaden eines Krieges nicht mit Hilfe der oder jener sinnreichen und ganz abstrakten „Hypothese" entschieden werden kann. Alles ist von den Bedingungen des Orts und der Zeit abhängig. Das ist vollkommen richtig. Aber nicht weniger richtig ist es leider auch, daß Tschernischewsky dieses sehr oft in seinen allgemeinen Untersuchungen, sowie auch in der Polemik über so konkrete Phänomene, wie das russische Gemeindeeigenthum an Grund und Boden, vergaß.

Wir werden später sehen, wie sich die von ihm vergessene Wirklichkeit nicht selten, ohne viele Umstände zu machen, vordrängte. Jetzt müssen wir aber die Karakteristik der historischen Anschauungen Tschernischewsky's weiter verfolgen, die uns in den Stand setzen wird, den Rang zu bestimmen, der unserm Autor in der allgemeinen Entwicklung der Philosophie in Europa zukommt.

IV.

Merkwürdig ist es, daß er den historischen Standpunkt, den er für unstatthaft in der politischen Oekonomie erklärte, doch auf dem Gebiete der literarischen Kritik für nothwendig hielt. In einem seiner ersten Aufsätze, nämlich in dem über die „Poetik" des Aristoteles in der Uebersetzung von B. Ordinsky, rechnet er es der Aesthetik als ein großes Verdienst an, daß sie in Rußland der Geschichte der Literatur nie feindselig gegenüberstand. „Bei uns machte sich immer die Forderung nach einer Geschichte der Literatur geltend; und die, welche sich besonders mit der ästhetischen Kritik abgaben, thaten viel für die Geschichte der Literatur — mehr als irgend einer von unsern heutigen Schriftstellern. Bei uns gestand die Aesthetik immer ein, daß sie sich auf das exakte Studium von Thatsachen stützen muß." „Die Geschichte der Kunst ist die Grundlage für die Theorie der Kunst*)." Es möchte scheinen, daß ein Mann, der diese Zeilen schrieb und der sich selbst treu bleiben wollte, ohne alle Umschweife bekennen mußte, daß die Geschichte der ökonomischen Entwicklung der Menschheit die Grundlage für eine ökonomische „Theorie" sein sollte. Wir sahen aber, daß er diese „Theorie" nicht so auffaßte.

Die große Richtigkeit der Tschernischewsky'schen Auffassung der Theorie der Kunst erklärt sich erstens durch den wohlthätigen Einfluß seiner Vorgänger: nach der „Aesthetik" eines Hegel, und nach den kritischen Arbeiten eines Bielinsky (wir erinnern nur an seine Aufsätze über Puschkin), wurde es schon ganz unmöglich, den historischen Standpunkt in der Theorie der Kunst zu ignoriren. Ueberdies konnten diesem Standpunkte nur die Anhänger der sogenannten Kunst um der Kunst willen feind sein, d. h. solche, die die „ewige" Kunst außer allem Zusammenhang mit der Wirklichkeit, mit ihren wichtigsten brennendsten Fragen wissen möchten. Indem er gegen diese kämpfte, mußte sich Tschernischewsky natürlich zum historischen Standpunkte auf dem Gebiete der Kunst neigen, da derselbe die Möglichkeit schuf, die Aufgaben der Kunst mit den wichtigsten sozialen Bestrebungen dieser Periode zu verbinden. Noch Schelling sagte: „verschiedenen Zeitalten wird eine verschiedene Begeisterung zu Theil" *). Bei der Fortentwicklung dieses Gedankens ward es nicht schwer, den Anhängern der „reinen" Kunst eine völlige Niederlage zu bereiten. Anders ist es in der politischen Oekonomie. Da waren der verknöcherte Roscher und seine Genossen die ärgsten Feinde der für Tschernischewsky so theuren Bestrebungen der arbeitenden Klasse. Sie waren die einzigen ihm bekannten Repräsentanten des historischen Standpunktes in der politischen Oekonomie. Es ist also nicht zu verwundern, daß er gerade im Kampfe gegen sie in eine derartige Stellung zu diesem Standpunkt hineingerieth, deren Falschheit ihm unter andern Umständen nicht hätte entgehen können.

Uebrigens kann man kaum sagen, daß es unserm Autor gelang, seine Auffassung der Geschichte der Kunst, als der noth-

*) Tschernischewsky's Werke. B. I. S. 3—4.

*) „Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur."

wendigen Grundlage der Theorie der Kunst, folgerichtig zu entwickeln. Wir bemerkten schon, daß es von einem bloßen Anerkennen eines gewissen Prinzips bis zur logischen, systematischen Durchführung desselben in einem entsprechenden Zweig der Wissenschaft noch sehr weit ist. Tschernischewsky hatte eine prächtige Gelegenheit, die Theorie der Kunst mit der Geschichte derselben in Zusammenhang zu setzen, nämlich in seiner Abhandlung „Ueber das ästhetische Verhältniß der Kunst zur Wirklichkeit", die er zur Erlangung der Magisterwürde im Anfang des Jahres 1854 der philologischen Fakultät der Petersburger Universität vorlegte. Dieses Werk behauptet den ersten Rang in der Reihe der Schriften unseres Autors; daher treten dort alle guten und schlechten Seiten seiner Anschauungen und seiner Denkweise sehr grell hervor. Seiner materialistischen Anschauung getreu, stellte er sich in seiner Abhandlung die Aufgabe, dem Idealismus in der Aesthetik ein Ende zu machen. Er verfolgt den Idealismus in alle seine ästhetischen Schlupfwinkel und Verstecke, von den allgemeinen theoretischen Fragen an, von der Entstehung der Kunst und ihrer Bedeutung für das Leben, bis zu solchen Einzelheiten, wie die Lehre vom Tragischen und vom Erhabenen. Wir wollen einige seiner Thesen anführen, da sie sehr gut den durchaus materialistischen Standpunkt Tschernischewsky's auf dem Gebiete der Kunst hervortreten lassen.

„Eine richtige Definition des Schönen" — schreibt er — „ist folgende: das Schöne ist das Leben; nur das Wesen hält der Mensch für schön, in dem er das Leben, wie er es gerade versteht, wiedererblickt; schön erscheint ihm der Gegenstand, der ihn an das Leben erinnert."

„Das Erhabene wirkt auf den Menschen keineswegs deshalb, weil es in ihm die Idee des Absoluten weckt; sie wird von ihm fast nie geweckt."

„Erhaben ist für den Menschen das, was weit größer ist, als die Gegenstände, und weit eindrucksvoller, als die Phänomene, mit welchen er es vergleicht."

„Das Tragische hat keinen wesentlichen Zusammenhang mit der Idee des Schicksals oder der Nothwendigkeit. Im wirklichen Leben ist das Tragische meist zufällig, entspringt nicht dem Wesen der vorhergehenden Momente. Die Form der Nothwendigkeit, in welche es die Kunst kleidet, ist entweder eine Folge des banalen Prinzips aller Kunstschöpfungen: des Prinzips, welches die Entwicklung aus der Verwicklung entspringen läßt; — oder es ist eine übel angebrachte Unterwerfung des Dichters unter den Schicksalsbegriff."

„Das Tragische ist, nach den Begriffen der neuen europäischen Bildung, das Furchtbare im Leben des Menschen."

„Die Wirklichkeit ist nicht nur lebendiger, sondern auch vollendeter als die Phantasie. Die Gestalten der Phantasie sind nur kümmerliche und fast immer mißrathene Nachahmungen der Wirklichkeit."

„Das Schöne in der objektiven Wirklichkeit ist vollkommen schön."

„Das Schöne in der objektiven Wirklichkeit befriedigt vollkommen den Menschen."

„Die Kunst entsteht durchaus nicht aus dem Bedürfniß der Menschen, die Mängel der Wirklichkeit zu ergänzen."

„Das Bedürfniß, welches die Kunst im ästhetischen Sinne dieses Wortes gebiert (die schönen Künste), ist dasselbe, das sich sehr deutlich in der Porträtmalerei kund giebt... Die Kunst erinnert uns durch ihre Schöpfungen an das, was uns im Leben interessirt, und sucht uns gewissermaßen mit solchen interessanten Seiten des Lebens bekannt zu machen, die zu erfahren oder zu beobachten wir in der Wirklichkeit keine Gelegenheit hatten."

„Die Wiedergabe des Lebens — das ist das allgemeine karakteristische Merkmal der Kunst, ist deren Wesen; oft haben die Kunstwerke auch eine andere Bedeutung — sie erklären das Leben; oft haben sie auch die Bedeutung von Urtheilssprüchen über Phänomene des Lebens."

Mit einigen von diesen Thesen kann man nur dann einverstanden sein, wenn man sie in einem weiteren Sinne auslegt. Mit einer kann man sogar keineswegs übereinstimmen: man kann nämlich nicht sagen, daß „das Tragische nach den Be-

griffen der neuen europäischen Bildung das Furchtbare im Leben des Menschen ist". Es ist vollkommen wahr, daß „das Tragische nicht nothwendig mit der Idee des Schicksals verknüpft sein muß". Aber zweifellos ist sein Zusammenhang mit der Idee des Nothwendigen. Nicht alles Schreckliche im Leben eines Menschen ist tragisch. Schrecklich ist z. B. das Loos der Menschen, die unter den Mauern eines im Bau begriffenen Hauses begraben werden; aber tragisch ist es nur für einige derselben, nämlich für die, deren Leben sich durch gewisse Umstände auszeichnete (hohe Pläne, weitgehende politische Bestrebungen), die ihrem zufälligen Tode durch einen Haufen Steine einen tragischen Karakter beilegen. Doch ist in unserm Beispiel das Tragische noch eng mit dem Zufälligen verbunden, daher ist es noch nicht das Tragische im ächten, eigentlichen Sinne dieses Wortes. Das wahrhaft Tragische stützt sich auf die Idee der historischen Nothwendigkeit. Wahrhaft tragisch ist das Loos der Gracchen, deren Pläne, ja, deren Leben der mangelnden politischen Selbstthätigkeit der römischen Proletarier zum Opfer fielen. Wahrhaft tragisch ist das Loos von Robespierre und St. Just, die an den nothwendigen und unvermeidlichen Widersprüchen ihrer historischen Stellung zwischen verschiedenen, um die Herrschaft streitenden Klassen der französischen Gesellschaft zu Grunde gingen. Ueberhaupt entsteht ein wahrhaft tragisches Verhältniß aus dem Zusammenstoß des bewußten Strebens eines menschlichen Individuums, welches nothwendig begrenzt und mehr oder weniger einseitig ist, mit den blinden Kräften der historischen Bewegung, die wie Naturgesetze wirken. Tschernischewsky beachtete nicht, und konnte auch diese Seite nicht beachten, da er in seinem Kampfe gegen die Gegner des Materialismus sich noch auf das Gebiet der abstrakten philosophischen Anschauungen beschränkte. In diesem Kampfe gerieth er wieder in das Extreme seiner Theorie von der „Ueberlegung", und warf einfach das Tragische mit dem Schrecklichen zusammen. Wenn er sich aber an die Erklärung des Tragischen, die Hegel an dem Beispiele der Sophokles'schen „Antigone" giebt, erinnert hätte, so würde er gesehen haben, daß man wohl ohne Idealist zu sein, von einer Nothwendigkeit sprechen kann. Hegel sieht in der „Antigone" den Zusammenstoß zweier Prinzipien — des Geschlechts- und des Staatsprinzips. Die Vertreterin des ersten ist Antigone, der Vertreter des zweiten Kreon. Der Kampf zwischen diesen zwei Auffassungen spielte zweifellos eine große Rolle in der Geschichte, und man kann, ohne in den Geruch des Idealismus zu kommen, das Tragische aus einem solchen Kampf herleiten. Tschernischewsky sieht dies nicht ein, weil er in seiner Untersuchung die Geschichte, wie es scheint, vergessen hat. Das ist um so bedauerlicher, da, wenn Tschernischewsky sich rechtzeitig an seine Regel erinnert hätte: die Theorie der Kunst soll sich auf die Geschichte der Kunst stützen, es ihm vielleicht gelungen wäre, eine ganz neue theoretische Grundlage für die Aesthetik zu liefern.

Indem er seine These beweist, daß das Schöne das Leben ist, macht er die sehr treffende Bemerkung, daß verschiedene Gesellschaftsklassen auch verschiedene Ideale der Schönheit haben, und daß diese durch die ökonomischen Bedingungen ihres Daseins bedingt sind. Diese Ausführung ist so wichtig, daß wir sie fast vollständig zitiren wollen.

„Ein gutes Leben, ein Leben, wie es sein soll, besteht nach der Meinung des gemeinen Volkes darin, daß man sich satt ißt, in einem guten Hause wohnt, und nach Genüge schläft; beim Bauer ist aber der Begriff vom „Leben" mit dem der Arbeit aufs engste verknüpft: ohne Arbeit ist kein Leben denkbar, und ein solches wäre auch langweilig. Die Folge eines Lebens in Wohlhabenheit, bei großer, jedoch nicht erschöpfender Arbeit, ist bei den jungen Burschen oder Bauernmädchen eine sehr frische Gesichtsfarbe und rothe Wangen — die erste Bedingung der Schönheit nach Volksbegriffen. Wegen großer Arbeit auch stark gebaut, wird das Bauernmädchen bei ausgiebiger Kost recht rund, dies ist auch ein nothwendiges Attribut einer ländlichen Schönen; eine städtische „ätherische Schön-

heit" scheint dem Bauern durchaus unansehnlich, macht sogar auf ihn einen unangenehmen Eindruck, weil er die „Magerkeit" nur als die Folge der Krankhaftigkeit oder eines „bitteren Lebens" zu betrachten gewöhnt ist. Arbeit läßt das Fettwerden nicht zu; wenn nun ein Bauernmädchen fett ist, ist es eine Art Krankheit, ein Anzeichen einer „fettig-schwammigen" Natur, und das Volk hält eine große Fettleibigkeit für ein Gebrechen; eine ländliche Schöne kann keine kleinen Hände und Füße haben, da sie viel arbeitet — von diesem Zubehör der Schönheit singen auch die Volkslieder nicht. Man findet, mit einem Worte, in der Beschreibung der Schönen in den Volksliedern kein einziges Attribut der Schönheit, das nicht der Ausdruck einer blühenden Gesundheit und eines Gleichgewichts der Kräfte im Organismus wäre, — der jedesmaligen Folge eines behaglichen Lebens bei einer fortwährenden, sehr großen, aber doch nicht übermäßigen Arbeit. Ganz anders ist aber eine städtische Schönheit: schon einige Generationen ihrer Vorfahren lebten ohne physische Arbeit; bei einer müßigen Lebensweise ist der Blutzufluß zu den Händen und den Füßen gering; mit jedem neuen Geschlecht werden die Muskeln der Hände und der Füße schwächer, die Knochen werden dünner; eine nothwendige Folge davon sind kleine Hände und Füße — sie sind das Anzeichen eines Lebens, welches die höheren Klassen der Gesellschaft allein für Leben halten — eines Lebens ohne physische Arbeit; wenn eine Weltdame große Hände und Füße hat, so gilt sie für schlecht gebaut, oder man nimmt an, daß sie nicht von alter guter Familie abstamme.... Doch die Gesundheit kann nie ihren Werth in den Augen der Menschen verlieren, weil auch im Reichthum und Luxus ein Leben ohne Gesundheit traurig ist; daher sind auch Wangenröthe und eine gesunde blühende Frische für Leute „von Welt" noch immer anziehend; aber auch Krankhaftigkeit, Schwachheit, Schlaffheit, Mattheit, haben in ihren Augen den Werth der Schönheit, wenn sie eine Folge einer müßig-luxuriösen Lebensweise sind. Bläße, Mattheit, Krankhaftigkeit haben noch eine andere Bedeutung für diese Leute: wie der Bauer Ruhe sucht, so suchen die Menschen der höheren Gesellschaft, welche keine materielle Noth und physische Müdigkeit empfinden, welche aber durch Nichtsthun und durch die Abwesenheit materieller Sorgen sehr oft gelangweilt werden, „starke Empfindungen, Erregungen und Leidenschaften", welche dem monotonen und farblosen Gesellschaftsleben Farbe, Abwechslung und Reiz geben. Von heftigen Empfindungen, von glühenden Leidenschaften wird der Mensch bald verbraucht: wie also soll man von der Mattigkeit, der Bläße einer Schönen nicht entzückt sein, da ja ihre Mattigkeit und ihre Bläße Zeugen sind, daß sie viel „gelebt" hat?"*)

Die Schönheitsbegriffe der Menschen offenbaren sich in Kunstwerken. Diese Begriffe sind, wie wir sahen, bei verschiedenen gesellschaftlichen Klassen sehr verschieden, zuweilen auch entgegengesetzt. Die Klasse, welche zur Zeit in der Gesellschaft die Herrschaft in der Hand hat, übt diese auch in der Literatur und in der Kunst aus. Sie bringt in diesen ihre Anschauungen und Begriffe zum Ausdruck. Aber in einer sich entwickelnden Gesellschaft herrschen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Klassen. Ferner hat auch jede Klasse ihre eigene Geschichte: sie entwickelt sich, kommt zur Blüthe und Herrschaft und neigt sich endlich ihrem Ende zu. Dem entsprechend wechseln auch ihre literarischen Anschauungen, und ihre ästhetischen Begriffe. Daher begegnen uns auch verschiedene literarische Anschauungen und verschiedene ästhetische Begriffe in der Geschichte der Menschen: die zu einer Epoche herrschenden Begriffe sind in einer anderen schon veraltet. Tschernischewsky wies nach, daß die ästhetischen Anschauungen der Menschen sich im engen ursächlichen Zusammenhang mit ihrer ökonomischen Stellung befinden. Diese Entdeckung ist genial im vollen Sinne des Wortes. Hätte er nur das von ihm entdeckte Prinzip durch die ganze Geschichte der Menschen, in der Aufeinanderfolge der verschiedenen

*) Tschernischewsky's Werke. Band I, Seite 44, 45, 46.

einander ablösenden herrschenden Klassen verfolgt, so würde er eine gewaltige Umwälzung in der Aesthetik verursacht haben, indem er die Theorie der Kunst mit der neuesten materialistischen Geschichtsanschauung eng verbunden hätte. Wir wissen aber, daß ihm eine derartige Geschichtsanschauung im hohen Maße fremd war. Daher konnte er auch nicht das so glänzend begonnene Werk vollenden; daher finden wir auch in seinen „Aesthetischen Verhältnissen der Kunst zur Wirklichkeit" weit weniger wirklich materialistische Bemerkungen über die Geschichte der Kunst, als z. B. in der „Aesthetik" des „absoluten Idealisten" Hegel*).

In Tschernischewsky's Dissertation treten, wie wir schon gesagt haben, alle guten und schlechten Seiten seiner Denkweise grell hervor. (Schluß folgt.)

*) So z. B. Hegel's Bemerkungen über die Geschichte der holländischen Malerei, mit welchen beinahe unbedingt jeder der neuen materialistischen Dialektiker übereinstimmen kann. (Aesthetik I. Band, S. 217, 218; II. Band S. 217—223). Viele solcher Bemerkungen sind in seiner Aesthetik verstreut.

Darwinismus contra Sozialismus.

III.

Neben dem hier gezeichneten ununterbrochenen Kampf um die Existenz, der den Menschen unaufhörlich zur höchsten Anspannung und weiteren Ausbildung seiner physischen und geistigen Fähigkeiten trieb, ist es in erster Linie „die sexuelle Zuchtwahl", welcher er seine Fortentwicklung verdankt. In der Weise, wie Darwin sie sich in der Menschengattung vorstellt, hat sie sich jedoch nicht vollzogen. Sein Fehler liegt darin, daß er sich die Vorgänge ebenso abspielen läßt, wie in der Thierwelt, ohne die Gegenströmungen, die dem entgegenstehen, zu berücksichtigen, d. h. auf den vorliegenden Fall angewendet, — ohne die Sozialität und die Reflexionsfähigkeit des Menschen in Betracht zu ziehen. Man muß indeß, wenn man gerecht sein will, eingestehen, daß vor zirka 20 Jahren, als Darwin sein Werk über die „Abstammung des Menschen" schrieb, nur ein äußerst unzureichendes Material für die Beantwortung jener Frage vorhanden war: Wie hat sich in der Menschengattung die geschlechtliche Zuchtwahl vollzogen? Wenn aber heute, nachdem die jüngsten Forschungen die Unhaltbarkeit der Darwin'schen Erklärung nachgewiesen haben, viele liberale Nachfolger Darwin's aus albernem Personenkultus noch immer an seiner Darstellung festhalten, so ist das einfach lächerlich. Sie erweisen dem Andenken des großen Naturforschers dadurch sicherlich keine Ehre; ihm, dem bescheidenen Manne, war jegliche, auch die wissenschaftliche, Dogmatik verhaßt.

Darwin nimmt an, daß der kräftigere und schönere Mann sich stets auch das kräftigere und schönere Weib zur Gefährtin ausgesucht habe und daß die schwächlicheren Individuen beiderlei Geschlechts an der Nachzucht entweder ganz verhindert, oder doch bedeutend beschränkt gewesen seien; — eine Annahme, die erstens voraussetzt, daß der Urmensch in der Einzelfamilie gelebt hat; zweitens, daß die Begriffe über weibliche Schönheit unter den Männern ziemlich gleich waren; und drittens, daß in den verschiedenen Gegenden immer das eine Geschlecht dem anderen hinsichtlich der Individuenzahl überlegen gewesen ist, denn bei gleicher Stärke beider Geschlechter ist nicht einzusehen, warum sich das schwächere männliche nicht mit dem schwächeren weiblichen Individuum gepaart haben soll.

Der Vorgang war ein anderer. Das Verdienst, ihn klargelegt zu haben, gebührt einem amerikanischen Forscher: Lewis H. Morgan.

Schon früher waren verschiedene Eth-

nologen darauf aufmerksam geworden, daß die Verwandtschaftssysteme sogenannter Naturvölker vielfach nicht mit dem unserigen, d. h. dem bei zivilisirten Völkern gebräuchlichen, übereinstimmen; aber man sah darin nur eine zufällige Erscheinung, oder führte, wie J. J. v. Tschudi, dies auf den in vielen unausgebildeten Sprachen thatsächlich vorhandenen Mangel an Ausdrücken für abstrakte Begriffe zurück.

Auch Morgan gelangte erst nicht über diesen Standpunkt hinaus. Als er 1846 zuerst mit dem weitläufigen Verwandtschaftssystem der Irokesen bekannt wurde, glaubte er gleichfalls, darin nur eine spezielle Erfindung dieses Volkes vor sich zu haben. Selbst in seinem 1871 erschienenen, mit geradezu erstaunlichem Fleiß zusammengetragenen Werke „Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family", (XVII. Band der Smithsonian Contributions to Knowledge) betrachtet er noch die von ihm aufgefundenen Verwandtschaftssysteme als unabhängig von einander entstandene Benennungsmethoden bestimmter gleichartiger Völkerfamilien. Er theilte deswegen alle Systeme in zwei Haupttheile: die deskriptive und die klassifizirende Form. Die erste zerfällt in das arische, semitische und uralische; die zweite in das amerikanisch-indianische, turanische und malaiische System. Wie wenig Morgan damals noch selbst ahnte, was er eigentlich entdeckt hatte, beweist seine Bemerkung: „Nachdem die differirenden Formen der Konsanguinität und Affinität, welche jetzt in den verschiedenen Völkerfamilien herrschen, dargelegt und diskutirt worden sind, wird sich die wichtige Frage aufdrängen: Wie weit verändern sich diese Formen mit der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft? Ob die Verwandtschaftssysteme von Nutzen dafür sind, die genetischen Zusammenhänge der Völker festzustellen, das wird erstens auf die Struktur der Systeme und zweitens auf die Stabilität ihrer Grundformen ankommen. Sie müssen fähig sein, wenn einmal eingeführt, sich durch unbeschränkte Zeiträume in gleicher Form und Richtung fortzusetzen. Die Frage ihrer Nützlichkeit (für die Untersuchung der genetischen Zusammenhänge der Völker. D. Verf.) dreht sich darum, ob ihre Grundzüge stabil sind. In den Tafeln, in welchen die Vergleichung der Verwandtschaftsformen in sehr ausgedehntem Maße vorgenommen ist, sind eine große Menge Erweiterungen und Modifikationen enthalten, aber man wird bei genauer Prüfung bemerken, daß die Veränderungen nur weitere Fortentwicklungen der ursprünglichen Konzeptionen sind, welche das Fundament dieser zwei Originalsysteme bilden."

Erst nachdem er weiter nachgeforscht und gefunden hatte, daß die Verwandtschaftssysteme in einander übergingen und die bei dem einen Volk vorgefundenen Ausdrücke für Verwandtschaftsbeziehungen genau auf die Familienformation eines anderen Volkes paßten, gelangte er dazu, in diesen Verwandtschaftssystemen die entsprechenden Bezeichnungen für eine Reihe aufeinander folgender Familienformationen zu sehen und die einzelnen Phasen dieser Entwicklung festzustellen.

Darnach war die erste Form, in welcher sich die sexuelle Zuchtwahl durchsetzte, die, daß die bisher auf völlig unterschiedsloser Vermischung basirte Horde sich in mehrere Generations- oder Altersgruppen sonderte und daß zwischen Personen einer älteren und jüngeren Gruppe der Geschlechtsverkehr aufs Strengste untersagt wurde, d. h. alle Großeltern bildeten innerhalb der Horde für sich eine Ehegruppe, deren Kinder die zweite Gruppe, deren Kinder, wenn sie erwachsen, die dritte Gruppe u. s. f.*) Alle zu derselben Generation gehörenden Mitglieder waren unter einander Mann und Frau; dagegen stand den Angehörigen einer jüngeren Generation nicht mehr, wie bisher, der Geschlechtsverkehr mit älteren Personen frei.

Aus welchen Gründen diese Eintheilung hervorgegangen ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden. Wahrscheinlich war es die Beobachtung, daß die Be-

*) Sehr trefflich dargelegt sind die Ergebnisse von Morgan's Forschungen durch Friedrich Engels in seinem Buch „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats", Stuttgart. J. H. W. Dietz.

gattung zwischen Personen zu sehr verschiedenen Alters häufig resultatlos blieb oder schwächliche Kinder zur Folge hatte. An der sonstigen Verfassung der Horde wurde dadurch nichts geändert.

Indeß blieb es nicht aus, daß nachdem einmal der Anstoß zur Zuchtwahl gegeben war, diese mit der Zeit weiter fortschritt. Es folgte die Ausschließung der Geschwister vom gegenseitigen Geschlechtsverkehr, d. h. der Kinder einer und derselben Mutter, denn der Vater war nur in den seltensten Fällen bekannt. Darauf wurde die Begattung zwischen Schwesterkindern, Cousins und Cousinen ersten Grades, verboten u. s. w., bis nach und nach selbst unter Kollateralgeschwistern vierten, fünften, sechsten Grades ꝛc. jeglicher Geschlechtsverkehr verpönt war. Auf diese Art entstanden innerhalb der Horde engere Blutsverwandtschaftsgruppen, in welchen keine Inzucht stattfinden durfte. Dagegen blieb vorläufig zwischen den Individuen verschiedener Blutsverwandtschaftskreise — den Punalua familien, wie Morgan sie nennt — freier Geschlechtsverkehr bestehen, dergestalt, daß die männlichen Mitglieder der einen Familiengruppe mit sämmtlichen Weibern der andern Gruppe, die natürlich nie ihre Schwestern und Cousinen sein konnten, in Ehegemeinschaft lebten, und umgekehrt. Die Kinder, die diesem Verhältniß entsprangen, blieben in der Gruppe, zu welcher ihre Mutter gehörte.

Die Horde wurde durch diese sich in ihr vollziehenden Neubildungen vollständig gesprengt. Die Blutsverwandtschaftskreise bildeten sich zu festen Gemeinschaften, den für die Urgeschichte so bedeutungsvollen Geschlechtsgenossenschaften oder, wie die Römer sie nannten, Gentes aus. Solidarität und Gleichberechtigung, früher auf alle Mitglieder der Hordengemeinschaft ausgedehnt, galten jetzt nur für die engere Blutsverwandtschaft. Der Zusammenhang zwischen den Genossenschaften oder Gentes zerfiel und artete nicht selten in erbitterte Feindschaft aus, zumal sich die Gentes, wenn ihre Mitgliederzahl zu sehr angewachsen war, wieder spalteten, denn die Rücksicht auf Nahrung verhinderte eine zu große Anhäufung von Menschen auf einem beschränkten geographischen Raum. Erst nachdem der Ackerbau sich so weit entwickelt hatte, daß das Zusammenleben einer größeren Menschenmenge ermöglicht war, bildeten sich zur Abwehr fremder Völkerschaften dauernde Bündnisse zwischen mehreren verwandten Gentes und Stämmen.

Mit dieser selbständigen Konstituirung der Blutsgemeinschaften war eine Aenderung im Geschlechtsleben verbunden. Die Trennung erschwerte die gruppenweise Paarung zwischen den verschiedenen Gentes: die Einzel-Paarung wurde Sitte. Der Mann blieb eine Zeit lang — manchmal für mehrere Monate oder Wochen, manchmal nur für bestimmte Tage im Jahr — in der Familie seiner Frau, hatte aber sein eigentliches Domizil stets bei seinen Schwestern und konnte jederzeit zu seiner Gens zurückkehren, oder anderswo, d. h. in einer anderen Gemeinschaft, eine neue Ehe eingehen; nicht selten war ihm sogar gestattet, gleichzeitig in verschiedenen Gentes auch verschiedene Eheverhältnisse zu beginnen. Dasselbe Recht in Bezug auf Schließung und Auflösung der Ehen stand der Frau zu. Die Kinder gehörten ihr.

Diese Form der Paarung ist bei einer großen Anzahl von Volksstämmen bis in das Eingehendste nachgewiesen und findet sich noch heute bei mehreren indischen und amerikanischen Völkerschaften.

Als jedoch Ackerbau und Viehzucht sich mehr und mehr entwickelten und der Mann dadurch eine ökonomisch überlegene Stellung über das Weib gewann, stürzte er die Gynaikokratie und ersetzte sie durch die Androkratie*). Die Frau wurde gezwungen, dem Manne in seine Gens resp. Dorfschaft zu folgen und sich seiner Autorität unterzuordnen. Sie wurde so zu sagen ein Theil seines Besitzes. Die Kinder, die sie gebar, gehörten nicht mehr ihr, sondern ihrem Manne; er war es, dessen Namen

*) Näheres darüber in der Abhandlung Paul Lafargue's „Das Mutterrecht", Heft 6 und 7 der „Neuen Zeit", Jahrgang 1886, sowie in meinem Artikel „Eheschließung und Eherecht ꝛc.", Heft 12 des vorigen Jahrgangs.

sie führten und der über sie zu verfügen hatte. „Der Mann ergriff", sagt Engels, „das Steuer auch im Hause, die Frau wurde entwürdigt, geknechtet, Sklavin seiner Lust und bloßes Werkzeug der Kindererzeugung".

Zugleich mit der Vaterherrschaft entstand meistens eine andere Herrschaftsinstitution: die Sklaverei. So lange Ackerbau und Viehzucht noch wenig entwickelt waren, hatte das Sklavenhalten keinen Zweck, der Nutzen wurde durch die Unterhaltungskosten aufgewogen. Die Kriegsgefangenen wurden deswegen entweder getödtet oder, was seltener der Fall, nach Erfüllung gewisser Bedingungen in die Gens aufgenommen bezw. adoptirt. Erst als sich ihre Dienste im Feldbau oder zur Wartung der Herden benutzen ließen, wurden sie ein Werthobjekt. Den Kriegsgefangenen aus fremden Stämmen gesellten sich — wenn auch fast stets etwas höher stehend — die Schuldsklaven aus dem eigenen Stamme bei; meistens aus ärmeren Dorfgenossen bestehend, die dem Häuptling gegen Ueberlassung einer gewissen Anzahl Rinder oder Schafe ihre Arbeitskraft auf Lebenszeit verpfändet hatten. Begünstigt wurde die Schuldsklaverei durch die nach Einführung des Vaterrechts sich fast überall ungemein rasch herausbildende patriarchalische Familienform und das daraus sich ergebende Erstgeburtsrecht, dem zufolge der ganze, oder doch der bei weitem werthvollste Besitz dem ältesten Sohn des Erblassers zufiel.

Wir sehen, wie in dem weitaus größten Zeitraum, den die menschliche Entwicklung bisher durchlaufen hat, jene individuellen Kämpfe, welche unseren liberalen Darwinianern gewöhnlich als die Haupt-, wenn nicht gar als die einzige Form des Kampfes ums Dasein in der Menschenwelt gelten, thatsächlich nicht vorhanden waren, wie aber trotzdem die Menschheit sich aus halbthierischen Anfängen zu verhältnißmäßig hoher Entwicklungsstufe emporarbeitete. Während ursprünglich innerhalb des ganzen Schwarmes der individuelle Kampf ausgeschlossen war, verengerte sich allmälig mit der Vermehrung und Ausbildung der Menschen dieser Kreis mehr und mehr; aus der häufig die ganze Varietät umfassenden Horde ging die engere Gentilgenossenschaft hervor, bis endlich mit den im weiteren Verlauf der Entwicklung eintretenden Ungleichheiten in der wirthschaftlichen Stellung der Weg zur „freien Entfaltung der Individualität" geebnet wurde, d. h. mit anderen Worten: das rücksichtslose Einzelinteresse die Solidarität der Gentilordnung vernichtete.

Herr Dr. Gumplowicz allerdings faßt die Sache wieder anders auf. Er hält es für höchst unwahrscheinlich, daß jemals in einem Lande die „Kultur" „autogenetisch" entstand. Mit richtigem Blicke hat er erkannt, daß aus der Unterwerfung eines Volksstamms durch einen andern Volksstamm vielfach ein höherer Kulturstand erblüht ist, wie derjenige war, den bisher jedes der beiden Völker für sich eingenommen hatte. Anstatt nun aber die Bedingungen zu untersuchen, auf welchen dieses Ergebniß beruht, schließt er daraus einfach, daß zufolge der „ewigen Wesensgleichheit der sozialen Vorgänge" auch in den früheren vorgeschichtlichen Epochen die Kulturentwicklung sich durch Aufeinanderplatzen heterogener Völkerschaften vollzogen haben; unterstellt also, daß auch durch das Aufeinanderwirken primitiver Horden eine staatliche Herrschaftsorganisation herbeigeführt werden könne. „Aus diesem Zustand der gleichen Freiheit und Unabhängigkeit und des gleichen Elends", sagt er in seinem „Grundriß der Soziologie"*), „kommt die primitive Horde nur heraus, wenn eine fremde Horde in ihren Bannkreis gelangt, was meistens in Folge eines Wander- und Eroberungszuges geschieht. Unterwirft sie sich die fremde Horde, dann geht wohl die bisherige primitive Bedürfnißbefriedigung leichter von Statten, dann erhebt sich ihr wirthschaftliches Leben auf eine höhere Stufe — es beginnt die „Mehrarbeit" der Einen zu Gunsten der Anderen".

Es ist wirklich stark, was Herr Dr. Gumplowicz sich leistet! Hätte er sich ent-

*) „Grundriß der Soziologie". Wien 1885. Manz'sche Buchhandlung.

schließen können, für einige Momente die „ewige Wesensgleichheit“ kaltzustellen und mit freiem, unbefangenem Blick, ohne vorgefaßte Meinungen, an die Thatsachen heranzutreten, er wäre sicherlich zu einem anderen Resultat gelangt. Wenn es lediglich auf das Zusammenstoßen verschiedener Volksstämme ankommt, warum waren dann zu Cäsar's Zeiten in Nordeuropa keine Kulturreiche vorhanden, warum hatten dann z. B. die Germanen oder die Kelten keine Staatsgründungen vorgenommen, oder meint Herr Dr. G. vielleicht, daß dort vorher noch niemals feindliche Volksstämme auf einander gepralt waren? Warum fanden die Europäer dann in Nordamerika, in den Niederungen des Mississippi, keine Indianerstaaten vor, warum haben sich beispielsweise die mächtigen Irokesen damit begnügt, die sogenannte „neutrale Nation“ aus ihrem Gebiet zu vertreiben, anstatt sich dieselbe dienstbar zu machen und auf diesem Fundament ein großes Irokesenreich zu gründen? Die Antwort ist: weil die betheiligten Volksstämme sich autogenetisch noch nicht bis zur erforderlichen Kulturstufe entwickelt hatten und demgemäß die Bedingungen für die Errichtung einer Staatsorganisation nicht vorhanden waren.

Aber Herr Professor Gumplowicz hat sich vollständig in seine Theorie verrannt. Nachdem er glücklich die „ewigen Ideen“ seiner liberalen Herren Kollegen überwunden hat, bleibt er in den selbstkonstruirten ewigen Gesetzen hängen. „Das alte Inkareich“, so führt er aus, „ist nach Garcillasso de la Vega von einem Eroberstamm, der sich die Altperuaner unterwarf, begründet worden; von dieser Gründung an datirt Garcillasso, und nach ihm die bisherige Geschichtsschreibung, den Beginn peruanischer Kultur. Lippert (es ist hier der bekannte Kulturhistoriker Julius Lippert gemeint. D. Verf.) verwirft diese Auffassung und stimmt der Ansicht eines englischen Reisenden (Hutchinson) bei, der „aus dem Augenschein die Ueberzeugung gewonnen haben will, daß wir es auch hier mit einer langsam fortschreitenden Kulturarbeit zu thun haben, die lange vor den Inkazeiten ihren Anfang genommen hat“ *). „Diese Auffassung“, meint Lippert, „wird zweifellos immer mehr Boden gewinnen, und wir halten uns schon jetzt für berechtigt, das Inkareginent unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, unter dem sich uns das verwandte Tolteken- und Chichimekenreich darstellte, als die Herrschaft eines energischen Eroberers über Völker, die eine seßhafte Kultur vor jener Eroberung begründet haben“. Nun, letzteres kann ja auch vollkommen richtig sein, ohne deswegen die Lippert'sche Theorie zu rechtfertigen. Wir sehen ja überall, wie auch Kulturstaaten immer wieder von mehr oder minder „barbarischen“ Eroberern unterworfen werden, so China von den Mongolen, das römische Italien von den Gothen und anderen germanischen Stämmen. Die Inkas müssen ja nicht die ersten Eroberer von Peru gewesen sein — sie müssen nicht die Angelsachsen, sie können auch die Normannen Perus gewesen sein. Dadurch allein wird die Lippert'sche Theorie von der generatio aequivoca der Kultur noch nicht bestätigt.

Das stimmt; die Lippert'sche Theorie wird durch dieses Beispiel allein noch nicht bestätigt; aber noch viel weniger die Theorien des Herrn Professor Gumplowicz. Mit „sie müssen nicht — sie können auch“ widerlegt man keine wissenschaftlichen Darlegungen. Wenn Herr Dr. G. die Lippert'schen Ausführungen für unrichtig erklärt, dann hätte er wenigstens den Beweis antreten und versuchen sollen, nachzuweisen, daß die Inkas schon ein Staatsgebilde in Peru antrafen.

Vor der Unterwerfung durch die Inkas hatte sich nur bei den Quitustämmen eine Art primitiver Staatsform**) herausge-

*) Dies ist übrigens nicht allein die Ansicht Hutchinson's, sondern auch vieler anderer Forscher. Clements R. Markham, der bekannte Sprachforscher und Geograph, geht noch weiter; er bestreitet, daß überhaupt eine Invasion des Inkastammes stattgefunden hat; nach seiner Ansicht hat derselbe lange vor der von Garcillasso de la Vega genannten Zeit im Lande gesessen.

**) Die Gentilinstitutionen bestanden jedoch — wie ich nicht unerwähnt lassen will — in Quitu ebenso fort, wie im Inkareich; es waren

bildet, beruhend auf der Oberherrschaft des Kara-Stamms und dessen Häuptlingsgeschlechts; die Yunka-Nation bestand aus einem Bund mehrerer eingewanderten Stämme, — sie bildete also, wenn man mit Dr. G. den Staat als den „Inbegriff von Einrichtungen" definirt, welche „die Herrschaft der Einen über die Anderen zum Zweck haben", kein eigentliches Staatswesen; die übrigen Stämme, speziell die der Inka-Region, besaßen — soweit sich aus den verstreuten Berichten der spanischen Chronisten ersehen läßt — nur Stammesorganisationen, d. h. alle zum selben Stamm gehörenden Gentes oder Ayllus bildeten eine Bundesgenossenschaft. Trotzdem hatte sich, entgegen der Theorie des Herrn Dr. Gumplowicz, bei vielen dieser Stämme schon vor der Unterjochung durch die Inkas eine relativ bedeutende Kultur entwickelt; die Tschankas, Whuankas, Rukanas, vornehmlich aber die mächtigen Yunkas, trieben Viehzucht und Ackerbau, und zwar müssen diese schon vorher eine gewisse Intensivität erreicht haben, denn nur so ist es zu erklären, daß Stämme von 30 000—50 000 Köpfen auf einem so kleinen Raum zu existiren vermochten.

Darin hat Dr. Gumplowicz indeß unzweifelhaft Recht, daß er die Anschauungen unserer bürgerlichen Rechtsideologen, nach welchen der Staat bald die „organisirte Volkspersönlichkeit", bald „ein zum Zweck der allgemeinen Wohlfahrt aus sich selbst entstandenes organisches Gemeinwesen" oder sonst dergleichen vorstellen soll, als alberne philosophische Abstraktionen verwirft und den Staat als „Herrschaftsorganisation" bezeichnet. Ebenso richtig ist es, wenn er betont, daß noch niemals ein Staat aus einer Volks- bezw. Stammesgemeinschaft von selbst herausgewachsen ist, sondern daß bisher jeder Staat durch Gewalt entstand und als untrügliches Merkmal dieses Ursprungs „die ethnische Heterogenität der Herrschenden und Beherrschten" aufweist.

Wir haben vorher gesehen, wie mit dem Anwachsen des Privateigenthums innerhalb der Gentes verschiedene Stände entstehen und die auf Gleichberechtigung aller Mitglieder basirte Gentilverfassung dadurch eine wesentliche Schwächung erfährt; aber ganz vermögen diese Vorgänge die alte Ordnung nicht aus eigener Kraft zu sprengen. Das beste Beispiel hierfür liefert Irland. Dort hatte sich bereits im vierzehnten Jahrhundert durch das Verleihen von Vieh ein mächtiger Herren- bezw. Häuptlingsstand, ein freier Bauernstand, ein halbfreier Bauernstand und ein von den Häuptlingen gänzlich abhängiger Hörigenstand entwickelt, und doch bestanden die Gentilverfassungen bis zur Unterwerfung durch die Engländer fort. Ueberall, wo Staaten selbständig entstanden sind, haben sie sich auf der Unterwerfung der einen Völkerschaft durch die andere erhoben; so in Rom auf der Unterwerfung der anwohnenden latinischen Stämme seitens der eigentlichen Römer, in Frankreich auf der Unterdrückung der eingesessenen gallischen und germanischen Bevölkerung durch die Franken, in England auf der Unterjochung der alten Britten durch die Angelsachsen u. s. w. Nicht anders sind die Staatsgründungen in Asien vor sich gegangen, sowohl was die alten längst untergegangenen Kulturstaaten anbetrifft, wie die noch heute bestehenden Reiche. Den Beweis dafür liefert die ethnische Verschiedenheit der Kasten.

---

nur gewisse Funktionen zum Zweck der Ausnutzung der unterworfenen Völkerschaften den Gentilvorstehern entzogen und auf die von den Herrschern neubestellten Verwaltungs-, richtiger Aufsichtsorgane übertragen. Datirt man, wie Engels und Morgan, die Entstehung des Staats vom völligen Verfall der Gentilverfassung, dann bildete das Reich der Quitonen ebensowenig, wie das der Inkas, einen Staat; faßt man aber, wie Dr. G., den Staat als die Herrschaftsorganisation einer Volksgruppe über eine andere, von ihr ethnisch verschiedene Gruppe zum Zweck der „Dienstbarmachung" der unterworfenen Masse auf, dann muß man beide Reiche als Staaten gelten lassen. Ein prinzipieller Unterschied existirt zwischen diesen beiden Auffassungen nicht. Aus der Unterwerfung einer fremden Bevölkerung geht überall nothwendig die Auflösung der Gentilverfassung hervor. Die Unterdrückung und „Dienstbarmachung" der Besiegten ist das Primäre, der Zerfall der Gentilinstitutionen das Sekundäre.

IV.

Entsprechend diesem Ursprung der Staaten, finden wir stets, daß ursprünglich die Volksmasse in zwei heterogene Bestandtheile zerfällt: in die herrschenden Sieger und die beherrschten, in irgend welcher Form zur Dienstleistung gezwungenen Besiegten. Sobald allerdings die Heerführer sich zu absoluten Oberherren über ihre eigenen Volksgenossen aufwerfen und als Gegengewicht gegen deren Auflehnung sich eine ihnen rückhaltlos ergebene Dienstklasse (Lehnsgefolge, Hofadel, Beamtenstand) zu schaffen suchen, kann es vorkommen, daß die Herrschaftsstellung der Sieger mehr und mehr unterdrückt und theilweise durch einen aus der besiegten Völkerschaft hervorgegangenen Dienstadel eingenommen wird, der sich dann als ein ganz fremdes Element in das Staatsgebilde einschiebt. Es ist unmöglich, diesen Vorgang, der in allen Staaten in verschiedener Form vor sich gegangen ist, in dem engen Rahmen dieser Zeitschrift zu erörtern; ich will hier nur ganz kurz auf die Ständebildung in den wichtigsten europäischen Kulturstaaten eingehen.

Im Anfang der Staatsgründung finden wir, wie schon erwähnt, vornehmlich zwei Stände: den aus den Siegern hervorgegangenen Herren- und freien Bauernstand, später theilweise durch den nenaufkommenden Lehnsadel verdrängt, und den abhängigen hörigen Bauern- und Pächterstand, bestehend aus den Besiegten und den aus dem Freibauernstand hinausgedrängten Elementen. Der Handwerkerstand ist erst in seinen Anfängen vorhanden und hat sich von dem Bauernstand noch nicht abgesondert. Mit der durch die weitere Entwicklung bedingten Arbeitstheilung vergrößert er sich jedoch nach und nach und konstituirt sich als selbständiger Stand in eigenen Gilden und Zünften. Gleichzeitig mit ihm bildet sich zum Zweck des Austausches der verschiedenen Produkte der Handelsstand. So entsteht allmälig neben dem Herren- und dem abhängigen Bauernstand eine neue Klasse: das Bürgerthum, das rasch an Bedeutung gewinnt. Besonders der Handelsstand weiß sich durch seine Reichthümer eine dominirende Stellung zu schaffen. Im dreizehnten Jahrhundert hatte er, wie die deutschen Städte-Chroniken beweisen, fast allenthalben in den deutschen Städten das Stadtregiment an sich gerissen und sich gegenüber den Zünften die weitgehendsten Privilegien gesichert. Erst mit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, als sich das Zunftwesen mehr und mehr hob, trat darin eine Wendung ein. Die Handwerkskorporationen verlangten Antheil an den städtischen Verwaltungen und wußten an vielen Orten — wenn auch häufig erst nach wiederholten blutigen Aufständen — ihre Forderung durchzusetzen.

Aus dem handwerksmäßigen Betrieb entwickelte sich nach und nach die Manufaktur, und aus dieser durch Einführung von Werkzeugmaschinen, besonders nach Entdeckung der Dampfkraft die industrielle Großproduktion. Neben dem grundbesitzenden Adel reckte und dehnte sich eine neue Gesellschaftsklasse, deren mächtige Interessen sich größtentheils in schroffem Gegensatz zum bisherigen Wirthschaftssystem befanden: die Bourgeoisie. Die alten Zunftschranken und Feudalprivilegien hinderten ihre freie Bewegung; gebieterisch forderte sie eine ihren Interessen entsprechende Umgestaltung der Staatsordnung und maßgebenden Einfluß auf die Staatsgewalt. Die Periode der sogenannten „Verfassungskämpfe“ begann.

In England zuerst. Die wirthschaftliche Entwicklung war dort weiter vorgeschritten, wie auf dem Kontinent. Beginnend unter Karl I. erstreckten sich die bald im Feld mit den Waffen, bald im Parlament ausgefochtenen Kämpfe über die ganze Regierungszeit der Stuarts, bis Wilhelm III. durch die „Deklaration der Rechte“ die Unterwerfung des Königthums unter das Parlament besiegelte. Das Parlament gehörte zwar vorläufig noch der Gentry*), doch war die Macht der

*) Der englische Adel befand sich übrigens von vorneherein nicht in jenem grellen Widerspruche mit den Entwicklungsbedingungen der Bourgeoisie, wie der französische Feudaladel; der Grundbesitz hatte im Großen und Ganzen schon den Karakter eines bürgerlichen Eigenthums angenommen.

Bourgeoisie durch den mächtig aufblühenden Welthandel und die sich stetig ausdehnende Industrie dermaßen im Steigen begriffen, daß der Grundbesitz gezwungen war, auf ihre Bedürfnisse die ängstlichste Rücksicht zu nehmen; noch während der Regierungszeit Wilhelm III. wurde die Bank von England gegründet und eine für die damalige Industrie außerordentlich günstige Schutzzollgesetzgebung inaugurirt. Die Reformbill von 1832 überlieferte dann endgiltig die Gesetzgebung dem Bürgerthum. In Frankreich erlangte die Bourgeoisie ihr Uebergewicht durch die große französische Revolution; die Julirevolution war eigentlich nur eine Restauration ihrer früheren Machtstellung, in erster Linie zu Gunsten der reichen Geldbourgeoisie. In Deutschland begann die Bewegung, entsprechend der politischen Zersplitterung, mit kleinem lokalem Gepränkel nach Beendigung der sogenannten Befreiungskriege. Ihren Höhepunkt erreichte sie in den Aufständen der Jahre 1848/49. Nach deren Niederwerfung setzte sie sich in den Einzel-Landtagen fort, bis endlich durch die „Norddeutsche Bundesverfassung" und durch die „Reichsverfassung" ein definitiver Abschluß hergestellt wurde. Zu jener unbedingt ersten, tonangebenden Stellung, welche die englische und französische Bourgeoisie einnimmt, ist unser vielgerühmtes deutsches Bürgerthum übrigens auch heute noch nicht gelangt, und wird es auch nie gelangen; — es ist eine Spätgeburt und hat Neigung zum Wasserkopf.

Aber noch eine andere Wirkung war mit der Entwicklung der Großproduktion verbunden; die Schaffung einer besonderen Lohnarbeiterklasse. Wohl gab es auch schon im Mittelalter Lohnarbeiter, aber als Ausnahme. Wer sein Handwerk ordentlich gelernt und sich als Geselle die Welt besehen hatte, der gründete sich sein eigenes Geschäft und die Zunftgesetze garantirten ihm seine Existenz. Heute jedoch ist dem größten Theil der Arbeiterschaft die Gründung eines eigenen Geschäfts versagt. Die Errichtung eines konkurrenzfähigen Betriebes erfordert in den wichtigsten Industriezweigen Kapitalien, die dem gewöhnlichen Arbeiter nur sehr selten zur Verfügung stehen; er muß Lohnarbeiter bleiben. Und doch hat die Entwicklung der Großindustrie noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht; unablässig dringt sie in ihr bisher verschlossene Gebiete über und wirft die selbständigen Kleinproduzenten in die Lohnarbeiterklasse hinab. Mit dieser Tendenz zu immer größerer Ausbreitung geht die Tendenz zu immer weiterer Vervollkommnung der Produktionsmittel Hand in Hand. Der stetige Fortschritt der Technik erfordert immer größere Betriebskapitalien, der einzelne Industrielle erweist sich den steigenden Anforderungen gegenüber nicht mehr als „kapitalkräftig" genug, — die Aktiengesellschaft muß helfen. Gewiß sind viele der Ueberführungen von Privatbetrieben in Aktienunternehmungen, welche die Statistik der letzten Jahre aufweist, als reine Schwindelmanipulationen zu bezeichnen; man hoffte durch den Vertrieb der Aktien ein „feines Geschäft" zu machen; aber noch häufiger erwies sich der Einzelne als zu schwach, mit seinen Geldmitteln die erforderlichen neuen maschinellen Einrichtungen vornehmen zu lassen.

Daneben eine aus der Planlosigkeit der Gesammtproduktion entspringende Unsicherheit der wirthschaftlichen Stellung, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten fast unbekannt war. Eine wilde Spekulationswuth greift um sich. Sobald sich nur einigermaßen günstige Konjunkturen zeigen, fabrizirt jeder Fabrikant, der in sogenannten Konsumartikeln für die große Masse arbeitet, frisch darauf los, ganz unbekümmert darum, was seine Herren Konkurrenten machen. Erweist sich dann die Konjunktur als trügerisch, oder ist bereits von anderen Seiten der Bedarf gedeckt, so wird verschleudert; wer's nicht aushalten kann, macht „pleite". Ganze Industriezweige stehen oft vor dem Bankerott. Die Produktion fordert ungestüm eine Regelung, — und diese Regelung ist denn ja auch in letzter Zeit häufig eingetreten, allerdings auf Kosten der Konsumenten und zum Vortheil der Großproduzenten; sie heißt: Kartell, Trust, Ring 2c.

So treibt unsere wirthschaftliche Ent-

wicklung einer unvermeidlichen Katastrophe entgegen. Die mit ihrer Lage unzufriedene Lohnarbeitermasse wächst von Tag zu Tag. Noch steht der sogenannte „loyale", d. h. der noch nicht zur Erkenntniß seiner Klassenlage gekommene Landarbeiterstand abseits von der Bewegung, aber auch ihm schlägt seine Stunde. Revolutionirend dringt die kapitalistische Betriebsweise in die Landbezirke vor; die Anwendung von landwirthschaftlichen Maschinen einerseits, und die Verlegung von Fabrikbetrieben aufs flache Land zur Ausnützung der billigeren Arbeitskräfte andererseits treiben das so oft besungene „patriarchalische Verhältniß" zwischen Landarbeiter und Gutsherr immer mehr in die Enge. Langsam, sehr langsam, aber sicher greift die Arbeiterbewegung auch aufs flache Land über.

Und die Bourgeoisie, wie verhält sie sich dieser Entwicklung gegenüber? Sie vermag es nicht zu fassen, daß die von ihr in den rosigsten Farben gemalte bürgerliche Gesellschaftsordnung ebenso unrettbar dem Untergange geweiht ist, wie einstmals die auf Sklavenarbeit beruhende antike Gesellschaftsform und wie das mittelalterliche Feudalwesen. Es ist, als wenn die herrschenden Klassen niemals die Lehren der Geschichte verstehen sollen. „Sobald eine Reform nothwendig geworden und der Moment ihrer Durchführung gekommen ist," schreibt Mignet, der ausgezeichnete Historiker der französischen Revolution, „so hält sie nichts auf und alles wird ihr förderlich. Glücklich dann die Menschen, wenn sie sich verstehen könnten, wenn die einen abträten, was sie zu viel haben, wenn die anderen sich mit dem begnügten, was ihnen fehlt; die Revolutionen verliefen friedlich und der Geschichtsschreiber hätte weder Ausschweifungen noch Unglück zu berichten, er brauchte nur zu zeigen, wie die Menschheit weiser geworden ist, freier und glücklicher. Aber bis jetzt bieten die Jahrbücher der Völker kein Beispiel einer solchen Klugheit dar, wenn es sich um Opfer handelt; wer sie bringen sollte, verweigert sie; wer sie wünscht, ringt sie ab . . ." Und so ist's auch heute; die Bourgeoisie steht den Bestrebungen der Arbeiterklasse ebenso verständnißlos und verbohrt gegenüber, wie vor Beginn der französischen Revolution der Feudaladel dem tiers-état. Weil die Forderungen der Arbeiter ihrem Rechtsgefühl und ihren Moralbegriffen widerstreiten, folgert sie ebenso naiv, wie einst der Feudaladel, daß die sich gegen ihre Gesellschaftsordnung richtende Bewegung nur aus der Aufreizung gewissenloser Agitatoren hervorgegangen sei und unbedingt früher oder später im Sande verlaufen müsse.*)

Die Arbeiterbewegung — das kann nicht oft genug betont werden — ist das

---

*) So ergeht es auch Herrn Professor Gumplowicz. Seite 154 seines „Grundrisses der Soziologie" meint er, daß das „Falsche und Unhaltbare" der Ideen des vierten Standes immer mehr zu Tage tritt, und dann prophezeiht er — ganz in der Manier des Nationalliberalismus — wie der Emanzipationskampf des vierten Standes, wenn er wirklich gelänge, unter allen Umständen zur Anarchie und darauf, wenn die Gesellschaft „revolutionsmüde" geworden sei, zur Reaktion führen müsse. „So erfüllt sich," sagt er wörtlich, „auf dem Gebiete der sozialen Kämpfe der Kreislauf der Entwicklung, von Freiheit und Gleichheit der anarchischen Horde durch Macht und Ungleichheit, durch Recht und Gesetz zur Freiheit und Gleichheit der Revolution und zur staatauflösenden Anarchie, und aus diesem unhaltbaren Zustande wieder zurück zur Macht und Herrschaft der Reaktion und Restauration und neuer Entwicklung ins Unendliche entgegen!"

Wo sich bisher dieser Kreislauf immer wieder „erfüllt" haben soll, erfahren wir leider nicht. Wahrscheinlich ist der Herr Professor der Ansicht, weil nach der französischen Revolution eine Restaurationsperiode eintrat, müsse nun gemäß dem Gesetz der ewigen Wesensgleichheit dieser Vorgang sich bis in alle Zukunft wiederholen. —

Uebrigens mag er sich beruhigen; dem französischen Volke ist es nach der großen Revolution gar nicht eingefallen, den von ihm in allen einzelnen Phasen aufgezählten Entwicklungsgang nochmals von vorne zu beginnen; es hat einfach seinen Karl X., als er es gar zu bunt machte, aus dem Lande gejagt. Das Bürgerthum besitzt dort heute einen mächtigeren Einfluß, wie in irgend einem anderen Staate des Kontinents. So ganz nutzlos ist der Emanzipationskampf des dritten Standes doch nicht gewesen, Herr Professor!

Erzeugniß der historischen Entwicklung. Sie mag durch Maßnahmen der besitzenden Klassen in ihrem Entwicklungsgange aufgehalten oder durch eigene Verirrungen zeitweilig von der ihr durch die wirthschaftliche Entwicklung vorgezeichneten Richtung abgeleitet werden, nach kürzerer oder längerer Frist wird die Konsequenz der Thatsachen sie mit eiserner Nothwendigkeit wieder auf den richtigen Weg bringen jenem Ziele zu, auf welches unsere gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse hindrängen: der Ueberführung der privatkapitalistischen Produktion in die gesellschaftliche.

Wird dadurch der Kampf ums Dasein aufgehoben? Keineswegs. Der individuelle Einzelkampf allerdings schwindet; aber er ist nicht der Kampf ums Dasein selbst, er ist nur eines der speziellen Momente desselben, das erst auf einer bestimmten Entwicklungsstufe eingesetzt hat und demgemäß auch auf einer bestimmten anderen Stufe verschwindet. In seiner heutigen Nebenform, dem Konkurrenzkampf, ist er sogar erst Erzeugniß der allerletzten Epoche; das Mittelalter wußte davon noch nichts. Aber der Kampf um die Lebensbedingungen bleibt. Selbstverständlich nicht um die Bedingungen für eine rohe thierische Existenz, sondern um die Lebensbedingungen für eine in ihren Bedürfnissen außerordentlich gesteigerte, hochentwickelte Gesellschaft. Es gilt, der Natur immer weitere Garantien für die Erhaltung und Fortpflanzung der Menschengattung abzuringen, jene Emanzipation, die mit dem ersten Gebrauch von Werkzeugen begann, in immer höherer Form fortzusetzen.

Aber werden wirklich in der aus der Vergesellschaftung der Produktionsmittel hervorgehenden sozialistischen Gesellschaft alle inneren Kämpfe aufgehoben sein? Ich bezweifle es. Der neuen Gesellschaft wird die Aufgabe zufallen, die individuelle und gesellschaftliche Gleichberechtigung des Weibes durchzuführen. Man hat häufig die Frauenfrage als einen Theil der sozialen Frage bezeichnet, das ist meines Erachtens nur dann zutreffend, wenn man unter dieser Bezeichnung die heute vielerörterte Frage versteht, wie durch die Eröffnung neuer Berufe oder dergl. der Nothstand unter einem großen Theil der weiblichen Bevölkerung gehemmt bezw. abgeschafft werden kann; versteht man darunter aber die völlige Gleichstellung des Weibes mit dem Mann in jeder Beziehung, dann ist die Frauenfrage nicht ein Bestandtheil der sozialen Frage, sondern deren Nachfolgerin. Die Hörigkeit der Frau ist entstanden aus der ökonomischen Ueberlegenheit, die der Mann im Laufe der Entwicklung über die Frau erlangt hat und noch heute besitzt. Als Bedingung ihrer Befreiung ist die Vernichtung ihrer ökonomischen Abhängigkeit vom Mann, d. h. volle Antheilnahme an der sogenannten Erwerbsarbeit, unerläßlich. Diese Bedingungen kann die gegenwärtige Entwicklungsperiode nicht herstellen; sie bahnt wohl die Erwerbsthätigkeit des Weibes an, aber dieselbe allgemein, für die große Mehrheit aller verheiratheten Frauen, zur Geltung zu bringen, vermag sie nicht. Es sind in letzter Zeit aus sozialistischen Kreisen mehrfach Angriffe gegen die Gleichstellung der Frau mit dem Manne hervorgegangen, man hat ihre Verfasser einfach als „Philister" bezeichnet. Ich muß aufrichtig gestehen: ich glaube, es giebt unter den Arbeitern sehr viele solcher Philister, und deren Zahl wird sich bedenklich vermehren, wenn erst die Arbeiterpartei die Macht in Händen hat und es sich nicht mehr um die Theorie, sondern um die Praxis handelt. Nach meiner Auffassung steht es mit der Frauenfrage nicht anders, wie einstmals mit der Arbeiterfrage. Wie bereits in den Kämpfen der Bourgeoisie um ihre Herrschaft überall — in England und Frankreich sowohl, wie in Deutschland — die Arbeiterfrage auftauchte, so taucht heute in den Kämpfen der Arbeiterklasse gegen die Bourgeoisie die Frauenfrage auf; wie aber erst die bürgerliche Gesellschaft die Vorbedingungen für die Umwälzung der Produktionsweise zu entwickeln vermochte, so vermag auch erst die sozialistische Gesellschaft die Vorbedingungen für die Emanzipation des Weibes herzustellen. Und

noch eins: — keiner der geistreichen Utopisten, die sich zur Zeit der Kämpfe zwischen Adel und Bourgeoisie mit der Arbeiterfrage beschäftigten, hat geglaubt, daß sich dereinst diese Frage zu einem harten Kampf zwischen Bürgerthum und Arbeiterklasse zuspitzen würde; sie alle rechneten auf die Einsicht und Opferwilligkeit der neuaufstrebenden Klasse. Sollten wir uns nicht bezüglich der Frauenfrage in einem ähnlichen Irrthum befinden? H. C.

Die Kohlenkrisis in Belgien.

Unter diesem Titel veröffentlicht ein Herr M. L. Strauß eine längere Abhandlung im „Journal des Économistes“, die auch für deutsche Leser von Interesse ist, selbst wenn die vom Verfasser gelieferten Zahlen nicht ganz exakt sein sollten. Er will beweisen, daß die jetzigen Forderungen der belgischen Kohlengräber unberechtigt seien; wir dürfen daher annehmen, daß seine Zahlen in der für die Interessen der Unternehmer günstigsten Weise zusammengestellt sind.

Beim ersten Anblick erscheint auf Grund dieser Ziffern die Lage der belgischen Kohlenbarone allerdings als eine ziemlich traurige, die ihnen nicht erlaubt, weitere Opfer zu bringen. Man zählte in Belgien Kohlengruben

	Zahl	mit Gesammtprofit		Zahl	mit Gesammtverlust	
1873	142	96 997 695	Frcs.	35	3 502 798	Frcs.
1879	70	8 049 000	„	96	8 223 000	„

Die fetten Profite von 1873 sind rasch verflogen, 1879 war die Summe der Verluste größer als die der Profite! Das hat sich seitdem allerdings etwas gebessert.

Die Entwicklung von 1879 an zeigt folgende Tabelle:

Jahr	Kohlengruben			
	Zahl	mit Gesammtprofit Francs	Zahl	mit Gesammtverlust Francs
1879	70	8 049 000	96	8 223 000
1880	85	10 862 000	79	7 016 000
1881	77	8 723 000	83	10 192 000
1882	85	10 965 000	73	6 189 000
1883	80	11 277 000	73	6 719 000
1884	78	10 298 000	71	4 030 000
1885	81	10 489 000	69	3 559 000
1886	77	8 749 000	67	3 598 000
1887	90	10 829 000	50	2 088 000
1888	91	15 151 000	42	2 625 000

Von 1881 ist die Summe der Verluste im Sinken, indeß die der Profite so ziemlich auf gleicher Höhe bleibt, mit Ausnahme des Jahres 1888, das eine entschiedene Besserung aufweist. Aber es giebt kein Jahr, selbst nicht das so glänzende 1873, in dem nicht mehrere Gruben mit Verlust gearbeitet hätten. Wie ist das zu erklären? Ist es wahr, daß die belgischen Kohlenbarone nur aus Mitleid mit den Arbeitern den Betrieb vieler ihrer Gruben aufrechthalten, wie sie behaupten; daß sie lieber Verluste erleiden, als ihre Arbeiter auf die Straße werfen, und daß es schnödester Undank ist, wenn letztere unzufrieden sind und weitere „Opfer“ verlangen?

Die Sache wird erklärlicher, wenn man erwägt, daß die Arbeit nicht nur die Eigenschaft besitzt, Werthe zu schaffen, sondern auch die, vorhandenen Werth zu erhalten. Der Arbeiter, der eine Waare herstellt, erzeugt nicht nur einen gewissen Neuwerth, sondern überträgt auch auf das Produkt den Werth der verbrauchten Produktionsmittel. Der Kapitalist bedarf der Arbeit — Anderer — nicht blos, damit sie ihm Mehrwerth schaffe, sondern auch, daß sie ihm den Werth des in Produktionsmitteln angelegten Kapitaltheils erhalte. Eine Maschine verschleißt, ein Gebäude wird baufällig, ob benutzt oder nicht benutzt. In letzterem Falle geht aber ihr Werth verloren.

Der Kapitalist muß daher seinen Betrieb im Gang zu erhalten suchen, selbst wenn er momentan dadurch keinen Mehrwerth ergattern kann, um wenigstens sein fixes Kapital und den bereits in Rohstoff u. dgl. angelegten Theil seines zirkulirenden Kapitals nicht unverwerthet zu Grunde

gehen zu lassen. Die Nothwendigkeit, auch ohne Profit, ja selbst mit einem gewissen Verlust fortarbeiten zu lassen, ist umso größer, je rascher der Verschleiß oder Verderb der Produktionsmittel und je größer deren Werth. Bei den Kohlengruben sind beide Vorbedingungen in hohem Grade vorhanden. Die leicht zugänglichen, nahe der Oberfläche liegenden Flötze sind längst erschöpft. Man ist gezwungen, in bedeutende Tiefen vorzudringen, was kostspielige Anlagen zur Förderung des Gesteins, Ventilation, Entwässerung 2c. mit sich führt, Anlagen, die durch Ersaufen der Gruben 2c. rasch werthlos werden, wenn der Betrieb eingestellt wird. Es geht nicht an, eine Kohlengrube heute, wenn sie nicht mehr rentirt, zu verlassen, und sie etwa nach fünf Jahren ohne weiteres wieder in Betrieb zu setzen. Wenn in vielen belgischen Kohlengruben noch fortgearbeitet wurde, trotzdem sie nur mit Verlust betrieben wurden, so deswegen, weil die Herren Kohlenbarone bei Einstellung des Betriebes fast das ganze darin steckende fixe Kapital verloren hätten, während sie bei dessen Fortführung doch die Aussicht hatten, durch eine günstige Wendung der ökonomischen oder technischen Verhältnisse dies Kapital verwerthen und neuen Mehrwerth dazu gewinnen zu können, was denn auch in den letzten Jahren geschehen.

Der Zwang, eventuell auch mit Verlust fortarbeiten zu lassen, wird aber in den Kohlengruben von Jahr zu Jahr stärker; denn immer tiefer und tiefer muß man dringen, immer kostspieliger werden die Anlagen, immer größer ihre Gefährdung durch Einstellung des Betriebs. Für die westeuropäischen Kohlengruben kann man daher heute den paradoxen Satz aufstellen, daß ihre Besitzer um so mehr gedrängt sind, ihre Ausbeutung fortzusetzen, je weniger sie sich rentiren.

Wie rasch die Vermehrung des fixen Kapitals in den belgischen Kohlengruben vor sich geht, deuten folgende Zahlen an, die nur ein Element desselben, die Maschinen, umfassen. Man zählte in Belgien

	Kohlengruben	Dampfmaschinen	mit Pferdekräften	Auf 1 Grube kamen Pferdekräfte
1870	169	1391	75 600	447
1875	175	1663	92 213	526
1879	166	1916	110 507	666
1888	133	2704	123 258	926

Nach dem Gesagten erscheint die „Fürsorge" der belgischen Kapitalisten für ihre Arbeiter schon etwas weniger zart. Sie gewinnt nicht, wenn man zusieht, wie sich die Lage der Arbeiter unter ihrem Regime gestaltet. Wir haben auf Grund der von Strauß gelieferten Zahlen folgende Tabelle zusammengestellt, die die Entwicklung der Arbeiterverhältnisse veranschaulichen möge:

Jahr	Zahl der Arbeiter	Jahreslohn Durchschnitt	Kohlenproduktion (in Tonnen)		Per Tonne Kohle (im Durchschnitt)		
			Gesammtsumme	per Arbeiter	Verkaufspreis	Lohn	Profit
		Francs			Frcs. Cts.	Frcs. Cts.	Frcs. Cts.
1850	?	476[1]	5 820 588	?	7 81	?	1 06
1860	?	701	9 610 895	?	11 14	?	1 24
1870	91 993	878	13 697 118	149	10 86	5 88	— 91
1873	?	1317	15 778 401	?	21 40	?	5 93
1875	110 720	1127	15 011 331	135	15 31	8 34	— 86
1879	97 714	809	15 447 292	132	9 39	6 13	— 01[2]
1880	102 930	920	16 886 698	164	10 06	5 61	— 23
1881	101 351	931	16 873 951	166	9 70	5 60	— 09[2]
1882	103 701	926	17 590 989	169	10 00	5 47	— 27
1883	106 252	1006	18 177 754	171	10 17	5 88	— 25
1884	105 282	914	18 051 499	171	8 53	5 34	— 35
1885	103 095	812	17 457 603	169	8 87	4 80	— 40
1886	100 282	783	17 285 543	168	8 25	4 66	— 30
1887	100 739	815	18 378 624	182	8 04	4 48	— 48
1888	103 477	869	19 218 481	188	8 43	4 62	— 65

[1] 1851. [2] Verlust.

Bezüglich dieser Tabelle ist vor allem eine Bemerkung über die in ihr enthaltenen Lohnangaben zu machen. Diese Zahlen sind nicht etwa dadurch gewonnen, daß man die Summen der wirklich im Jahre bezahlten Löhne durch die Summe der beschäftigten Arbeiter dividirte, sondern Herr Strauß hat einfach einen „durchschnittlichen Taglohn", von dem wir nicht wissen, auf welcher Grundlage er festgestellt worden, mit 292, der Zahl der Arbeitstage im Jahr multiplizirt. Wir haben also da nicht den wirklich verdienten, sondern blos einen möglichen durchschnittlichen Jahreslohn. Wie „durchschnittliche" Löhne von dem Unternehmer in der Regel berechnet werden, ist bekannt. Wenn er von 100 Arbeitern Einem täglich 5 Mark und den andern Neunundneunzig je 1 Mark zahlt, so rechnet er: $5 + 1 = 6 : 2 = 3$, den Durchschnittslohn auf 3 Mark, worauf dann der Statistiker die täglich vom Unternehmer verausgabte Lohnsumme auf 300 Mark und die jährliche auf 90 000 angiebt, wenn auch das Geschäft vielleicht ein Saisongeschäft ist, das nur einige Monate im Jahr arbeitet. So lange die Statistiker nicht Einsicht in die Bücher der Unternehmer gewinnen, um die jährlich gezahlten Lohnsummen festzustellen, kann in der Lohnstatistik von Massenbeobachtungen nur schwer die Rede sein. Sie kann ihre großen Zahlen nur durch mehr oder weniger willkürliche Konstruktion auf Grundlage vereinzelter, isolirter Fälle gewinnen. Kein individueller Fall ist aber völlig typisch; jeder enthält Besonderheiten, die bei der Massenbeobachtung einander aufheben und verschwinden. Bei der individuellen Beobachtung werden sie Quellen von Fehlern, die, wenn multiplizirt, ins Ungeheure anwachsen können.

Angaben von Durchschnittslöhnen sind daher im Allgemeinen mit Mißtrauen aufzunehmen, wenn man nicht genau weiß, wie sie zu Stande gekommen. Wenn wir trotzdem mit den von Herrn Strauß gelieferten Zahlen operiren, so deswegen, weil man, wie schon erwähnt, annehmen darf, daß sie auf keinen Fall zu Ungunsten der Unternehmer gefärbt sind. Um so schlimmer für diese, wenn trotzdem ihre „Fürsorge für die Arbeiter" durch die gegebenen Zahlen eine nicht allzu schmeichelhafte Beleuchtung erfährt.

Was uns vor allem auffällt, ist das Anwachsen der Produktion seit 1875, ohne daß die Arbeiterzahl zunimmt; sie wird eher verringert. Man sucht eben die Vermehrung der Ausgaben, die durch das immer tiefere Eindringen ins Erdinnere verursacht wird, auf Kosten der Arbeiter wett zu machen. Trotzdem die Entfernung der Arbeitsstelle vom Einfahrtsorte immer mehr wächst, trotzdem die Arbeit immer mühsamer wird, die Grubenluft immer schlechter, die Temperatur immer höher, trotz alledem verstehen es die Grubenherren, nicht blos einen Rückgang der Produktivität des einzelnen Arbeiters zu hindern, sondern sie sogar zu steigern durch Ausdehnung der Arbeitszeit und Vermehrung der Intensität der Arbeit.

Der Lohn des größern Fleißes bleibt aber nicht aus. Wie gern predigen kapitalistische Menschenfreunde den Arbeitern die Tugend des Fleißes, die allein ihre Löhne steigern, ihr Einkommen vergrößern könne! Die belgischen Grubenarbeiter zeigen deutlich das Resultat größeren Fleißes, das eintritt, wenn er nicht Ausnahme bleibt, sondern Regel wird. Von 1875—1888 hat die jährliche Produktion des Arbeiters um 53 Tonnen, d. i. um 38 Prozent zugenommen, die Bezahlung ist dagegen per Tonne von 8 Francs 34 Centimes auf 4 Francs 62 Centimes, d. h. um 44 Prozent, fast um die Hälfte, gefallen. Das Sinken der Profite hat nur bis zum Jahre 1881 gedauert; von da an sind sie in stetem Steigen begriffen. Die Bezahlung des Arbeiters dagegen sinkt ununterbrochen bis 1887. 1888 steht die Bezahlung des Arbeiters per Tonne um 1 Franc tiefer als 1881, der Profit dagegen per Tonne um 74 Centimes höher.

Man sieht, die Bewegung der Löhne und der Profite ist keine parallele, wie die Vertheidiger der Harmonie von Kapital und Arbeit behaupten, die uns gerne glauben machen möchten, daß, wenn es den Kapitalisten gut gehe, auch die Lage

der Arbeiter eine günstige sei. Beides kann zusammentreffen, das Eine bedingt aber nicht nothwendig das Andere. Und wenn ein wirthschaftlicher Aufschwung kommt, dessen Früchte das Kapital nicht völlig monopolisiren kann, so bleibt ihm doch der Löwenantheil daran gewiß. Von 1870—1873 stieg der Jahreslohn des Kohlengräbers von 878 auf 1317 Francs, also um 50 Prozent. Welch' unerhörte Lohnaufbesserung binnen drei Jahren! Da müssen ja die Kapitalisten zu Grunde gehen! werden die Vertreter des Kapitals ausrufen. Der Profit stieg aber gleichzeitig von 91 Centimes pro Tonne auf 5 Francs 93 Centimes, um mehr als 550 Prozent! Die Steigernng des Profits war elfmal so groß als die des Lohnes! Man sieht, die Unersättlichkeit der Arbeiter ruinirt die Kapitalisten.

Heute ist die Situation für die Kohlenbarone ebenso günstig, vielleicht noch günstiger, als 1873. Wir stehen wieder in der Zeit eines wirthschaftlichen Aufschwungs, aber auf einer höhern Stufe der Entwicklung, als 1873. Die gewaltige ökonomische Revolution, die sich seitdem, namentlich auf dem Kontinent Europas, vollzogen, kommt in ihren Wirkungen jetzt erst voll zur Geltung. Große Gebiete und zahlreiche Betriebszweige sind von der Großindustrie erfaßt worden, das Regime des Dampfes hat sich kolossal erweitert. Damit ist auch der Bedarf an Kohle gewachsen und die Nachfrage nach ihr schnellt sofort enorm empor, wenn die Industrie anfängt, mit voller Kraft zu produziren.

Zu dem Aufschwung der großen Industrien, namentlich der Eisenindustrie, gesellte sich im Vorjahre noch eine Gestaltung der landwirthschaftlichen Verhältnisse, die den Kohlenkonsum förderte. So war unter anderem, in Folge einer glänzenden Zuckerrübenernte, die Zuckerproduktion 1889/90 eine außerordentliche, was allein eine Vermehrung des Kohlenkonsums um zwei Millionen Tonnen gegenüber 1888/89 bedeutete.

Wie überall, stiegen auch in Belgien unter diesen Verhältnissen die Kohlenpreise außerordentlich. Anfang 1889 stand der Preis der Tonne auf ungefähr 9 Francs, im Oktober auf 12 Francs, Anfang 1890 auf 19—20 Francs, so hoch, wie 1873. Die Löhne sind aber seit 1873 außerordentlich gefallen, die Produktivität der Arbeit gestiegen.

Daß die Arbeiter an der Steigerung der Erträge auch einen Antheil haben wollten, trat um so eher ein, je mehr ihre Löhne seit 1875 herabgedrückt worden, je mehr ihre Schinderei gewachsen war. Sie verlangten nicht blos eine Erhöhung des Lohnes, sondern vor allem eine Verkürzung der Arbeitszeit. Sie suchten aus der günstigen Position, die der ökonomische Aufschwung ihnen gab, vor allem in der Weise Nutzen zu ziehen, daß sie die physischen und moralischen Schäden verringerten, welche das immer tiefere Vordringen in das Erdinnere bei wachsender Intensität der Arbeit für die Arbeiter mit sich bringt. Aber bei diesem Versuch kamen sie schön an! Die Lohnerhöhung ließen sich die Herren Kohlenbarone eher noch abringen, wenn auch nur in höchst ungenügendem Maße. Aber eine Verkürzung der Arbeitszeit, wenn auch nur um eine Stunde! Wenn man von ihnen verlangt hätte, sie sollten ihre eigenen Kinder schlachten, hätten sie und ihre Partisane in der Presse kein ärgeres Wuthgeheul ausstoßen können. Aber die Arbeiter ließen, und mit vollem Recht, von ihren Forderungen nicht ab: für eine zielbewußte Arbeiterschaft, die auf ihre dauernde ökonomische und moralische Haltung bedacht ist, nicht auf den Gewinn von Augenblicksvortheilen, ist die Verkürzung des Arbeitstags wichtiger, als die Erhöhung des Lohnes. Die Kapitalisten anderseits erklärten, diese Verkürzung bringe ihren Ruin mit sich (ähnlich wie 1873!): „So lange haben wir (d. h. einige von ihnen einige Zeit hindurch) mit Verlust produziren lassen, blos um den Arbeitern Beschäftigung zu geben. Nun kommt eine günstige Chance, nun wollen dieselben undankbaren Arbeiter uns hindern, sie voll und ganz auszunutzen!" So schrieen die Herren unisono, nicht nur die, welche mit Verlust, sondern auch die, welche mit Profit produzirt hatten. Die Arbeiter haben eben immer die Pflicht, sich zu schinden:

Sind die Zeiten schlecht, dann müssen sie zur Ueberarbeit sich bequemen, weil man ihnen sonst nicht den vollen Lohn auszahlen könnte; und sind die Zeiten gut, dann müssen sie Ueberarbeit leisten, weil die Geschäftslage aufs rascheste ausgenützt werden muß. Und weil sie in schlechten Jahren bei Jammerlöhnen sich schinden durften, um das stehende Kapital der Unternehmer zu erhalten, haben sie die moralische Pflicht, in guten Jahren sich zu schinden, damit das Kapital, das sie erhalten haben, sich auch rentire; und dafür sollen sie noch dankbar sein obendrein.

Da die Arbeiter dieser Logik nicht zugänglich waren, kam es zu hartnäckigen Arbeitseinstellungen, zu Konflikten, die hie und da durch einen Kompromiß momentan beigelegt, keineswegs aber endgiltig erledigt sind.

Daß die Verhältnisse in Deutschland ganz ähnliche sind und sich ganz ähnlich entwickelt haben, brauchen wir unsern Lesern nicht erst auseinanderzusetzen. Haben aber die belgischen Grubenherren keine Ursache, die Forderungen der Arbeiter nach Abkürzung der Arbeitszeit ꝛc. als ruinös abzuweisen; so noch weniger die preußischen. Nach Strauß beträgt die Jahresproduktion per Arbeiter (unter der Erde) in den Kohlengruben von

Belgien	232	Tonnen
Frankreich (Norden) .	295	„
Preußen	352	„
England	410	„

Wenn man bedenkt, wie relativ kurz die Arbeitszeit in England, wie relativ hoch die Löhne daselbst, so wird man wohl sagen können, daß die preußische Kohlenindustrie keine Konkurrenz zu scheuen hat, nicht einmal die Englands, am allerwenigsten die Belgiens. Die auswärtige Konkurrenz ist kein triftiger Grund, sondern nur ein fauler Vorwand, die Forderungen der Arbeiter zurückzuweisen. Eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen, wie sie die preußischen Kohlengräber anstreben, wird nicht zum Ruin der preußischen Kohlenindustrie führen, sondern höchstens zur Beschneidung der Profite der Kohlenbarone. Aber von einer solchen Beschneidung wollen die Herren nichts wissen — so „jüdisch“ sie auch sonst handeln mögen.

Literarische Rundschau.

Christoph Sergeew, **Die Vertheilung der Güter in einigen Kantonen der Schweiz.** Dissertation. Basel. VIII und 58 S.

Der Verfasser hat ein reiches statistisches Material, das zum Theil bisher noch gar nicht verarbeitet worden, zusammengetragen, namentlich über den Kanton Bern; daneben auch die Kantone Zürich, Basel und Glarus behandelnd. Er hat dies Material auch verständnißvoll behandelt und gemacht, was daraus zu machen war. Wie seine Vorgänger auf dem Gebiete der Einkommen- und Vermögensstatistik, ja, man kann sagen, auf dem der wissenschaftlichen Statistik überhaupt, hatte er damit zu kämpfen, daß die Sammlung des statistischen Materials bisher vorwiegend von höchst bornirten „praktischen“ Gesichtspunkten aus geschah. Bei der Einkommen- und Vermögensstatistik handelt es sich den die Erhebungen pflegenden Aemtern darum, die Steuerquellen des Staates möglichst genau zu verzeichnen, nicht die soziale Schichtung der Bevölkerung zu erkennen.

Da haben wir z. B. die Berner Einkommenstatistik. Diese unterscheidet dreierlei Arten von Einkommen:

1. Das aus irgend einer Thätigkeit in Industrie, Handel, Gewerbe, Kunst, Wissenschaft, Staatsdienst ꝛc. entspringende.
2. Leibrenten, Pensionen u. dgl.
3. Kapitalzins.

In der ersten Abtheilung sind also Arbeiter, Beamte, Professoren, Künstler, Kleinmeister, Großhändler, Fabrikanten, Bankiers ꝛc. bunt durcheinander gewürfelt. Aber auch in der 3. Abtheilung haben wir nicht mit einer bestimmten Klasse zu thun, sondern mit dem großen Heer der „Sparer“, woran die ganze Bevölkerung mit Ausnahme der Proletarier betheiligt ist, nicht blos Kapitalisten, sondern auch Kleinmeister, Bauern ꝛc.

Bis zu einem gewissen Grade kann man

jedoch trotzdem das auf Grund dieser Eintheilung gefundene Material nützlich verwerthen, wenn man in jeder dieser Gruppen diejenigen unterscheidet, die einzig an ihr, und diejenigen, die daneben noch an andern Gruppen betheiligt sind.

Diejenigen, die einzig an der ersten Gruppe betheiligt sind, dürften überwiegend aus dem Proletariat sich rekrutiren. Auf die andern sechs Gruppen, deren Entwicklung Herr Sergeew verfolgte, wollen wir hier nicht weiter eingehen, mit Ausnahme der letzten, welche diejenigen umfaßt, die blos aus dem Kapitalzins ihr Einkommen ziehen.

Die erste Klasse hat von 1866 bis 1887 enorm zugenommen. Die Einkommensteuerpflichtigen derselben (Einkommen unter 600 Francs sind steuerfrei) betrugen 1866 16 147, 1887 34 538; sie *vermehrten* sich also um 113,9 Prozent. Die Zahl der übrigen Einkommensteuerpflichtigen dagegen betrug 1886 4358, 1887 4152, sie hat also etwas *abgenommen*; die derjenigen, die einzig der Klasse III angehörten, sank sogar von 2855 auf 2685, also um 6 Prozent.

Die Zahl der Kapitalisten nimmt ab, die der Proletarier wächst, und *ebenso wachsen die Einkommen aus den Kapitalien*. „Akkumulation des Kapitals ist Vermehrung des Proletariats" (Marx). Auf einen Steuerpflichtigen entfiel ein durchschnittliches Einkommen von Francs

	1866	**1887**	**1887** mehr gegen **1866**	
			Fr.	Proz.
Klasse I .	640	821	181	28,3
Klasse III .	1010	2067	1057	104,6

Das durchschnittliche Einkommen in der ersten Klasse wuchs um 28,3 Prozent, um etwas mehr als *ein Viertel*; das der letzten hat sich mehr als *verdoppelt*, *trotz des gleichzeitigen Fallens des Zinsfußes*. Schade, daß in der ersten Klasse Arbeitslöhne und Profite bunt durcheinander geworfen sind, so daß man auf Vermuthungen darüber angewiesen ist, wie weit innerhalb dieser Klasse der Lohn oder der Profit die Steigerung bewirkt hat. Man darf wohl annehmen, daß die Summen der Profite eine ähnliche Bewegung aufzuweisen haben, wie die der Kapitalzinsen und daß ihnen zum mindesten der Löwenantheil an der Steigerung der Durchschnittseinkommen der ersten Klasse zufällt, eine Steigerung, die, relativ ohnehin gering, wohl noch geringer ausgefallen wäre, vielleicht in ein Sinken umgeschlagen hätte, wenn die Klasse die Arbeitslöhne allein umfaßte.

Es fehlt uns der Raum, die weiteren interessanten Darlegungen der kleinen Schrift hier zu verfolgen, die leider als Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde etwas akademisch gehalten sein mußte. Es wäre wünschenswerth, daß Herr Sergeew das von ihm behandelte Material, eventuell mit Heranziehung noch weiterer Zahlen für andere Länder, in populärer Form verarbeitete.

Namentlich die weitere Verfolgung der historischen Vergleichungen wäre sehr lohnend. Aus einem eingehenden Vergleich der Steuerlisten der Stadt Basel von 1454 mit denen von heute fand der Verfasser, „daß von einer nivellirenden Tendenz in der Bewegung der Vertheilung der Güter, welche Leroy-Beaulieu zu finden meint, nicht die Rede sein kann. Wenn vor vier Jahrhunderten die Durchschnittsgröße der größten Vermögen 19mal so groß war, als diejenige der kleinsten hier in Betracht gezogenen Vermögen, so ist jetzt dies Verhältniß auf 60 gewachsen. Das höchste Vermögen, das 1454 einem Einzelnen gehörte, war 12 600 Gulden (was im Sachwerth einem heutigen Vermögen von 252 000 Francs entspricht). Dagegen wußten vor Kurzem die lokalen Zeitungen von einem im Erbgang flüssig gewordenen Privatvermögen von 30 Millionen Francs zu erzählen.... Die Produktionsbedingungen der damaligen Zeit vermochten auch bei den größten Rechtsungleichheiten nicht diejenigen wirthschaftlichen Gegensätze zu Stande zu bringen, welche die kapitalistischen Produktionsverhältnisse auch bei voller Rechtsgleichheit mit Leichtigkeit erzeugen.... Diese Wirkung der kapitalistischen Produktionsweise auf die Gütervertheilung läßt sich, wenn auch nicht so drastisch, so doch klar genug bei der Vergleichung der kapitalistisch weniger entwickelten mit den in dieser Beziehung vorangeschrittenen Gegenden beobachten. Vergleichen wir z. B. zwei in dieser Beziehung so weit auseinanderstehende Kantone, wie Zürich und Schwyz, so sehen wir, daß mit der großartig entwickelten Industrie Vermehrung des Reichthums aber auch die ungünstigere Gütervertheilung zusammentreffen. Im Jahre 1885 versteuerten im Kanton Zürich ein Vermögen von über 1000 Francs rund 39 000 Personen oder 12 Prozent der Bevölkerung. In demselben Jahre war die Zahl der Vermögenssteuerpflichtigen für 1000 und mehr Francs in dem zurückgebliebenen, industriearmen Kanton Schwyz mit seinen „die landwirthschaftliche Entwicklung so hemmenden Allmenden" 14 557 oder 28,7 Prozent der Bevölkerung!" (S. 52, 53).

Wir empfehlen das vorliegende Büchlein den Verehrern Giffen'scher Schönfärbereien zur Beachtung. K. K.

Notizen.

Die Sterblichkeit in den Klöstern. Georg Cornet hat über dieses Thema in der „Zeitschrift für Hygiene" eine Abhandlung veröffentlicht, die ganz entsetzliche Thatsachen zu Tage fördert. Auf Grund von statistischen Erhebungen, die 1888 in Preußen veranlaßt wurden, und sich über die letzten 25 Jahre erstreckten, fand Cornet, daß in den katholischen Krankenpflege-Orden die Sterblichkeit eine außerordentlich große ist. Trotzdem nur gesunde, kräftige Personen aufgenommen werden, beträgt das Durchschnittsalter in diesen Orden blos 36 Jahre; ja, in manchen Klöstern sinkt es auf 30, selbst 28 Jahre herab, niedriger, wie in jedem andern Beruf. Ein mit 17 Jahren in einen dieser Orden eintretendes gesundes Mädchen stirbt in der Regel um $21^1/_2$ Jahre früher, als (im Durchschnitt) ihre Altersgenossen! Eine dieser Nonnen im 25. Lebensjahre steht bezüglich ihrer Lebenserwartung auf der gleichen Stufe mit einer 58jährigen Person außerhalb des Klosters!

Die relative Sterblichkeit im Kloster übertrifft die in der Gesammtbevölkerung im Alter von

15—20 Jahren um das vierfache,
20—30 „ „ „ dreifache,
30—40 „ „ „ doppelte.

Vom 40. Jahr an ist die Sterblichkeit die gleiche, ja, im Kloster eher geringer als in der übrigen Bevölkerung.

Die hauptsächlichste Todesursache ist die Tuberkulose. Fast $^2/_3$ der Verstorbenen waren ihr erlegen (1320 von 2099); in manchen Klöstern betrug der Antheil der Tuberkulose sogar 75 Prozent, indeß derselbe in der Gesammtbevölkerung nur 15—20 Prozent beträgt.

Die Ursache dieser unerhörten Sterblichkeit soll einzig und allein in der Krankenpflege, nicht in der naturwidrigen klösterlichen Lebensweise liegen. Einen Beweis für diese entschiedene Behauptung hat der Verfasser jedoch nicht erbracht. Dazu wäre nöthig, die Sterblichkeit einestheils in andern Klöstern, anderseits unter „weltlichen" Krankenpflegern mit den obigen Daten zu vergleichen. So lange der gegentheilige Beweis nicht erbracht ist, dürfen wir wohl annehmen, daß die naturwidrige Lebensweise im Kloster an der hohen Sterblichkeit der Klosterbewohner zum mindesten mitschuldig ist, indem sie die Disposition zur Schwindsucht hervorruft oder verstärkt. Auf jeden Fall deutet die entsetzliche Sterblichkeit auf hochgradige Uebelstände in den Klöstern hin, die eine gründliche Untersuchung dringend erheischen.

Alkoholismus und Industrialismus. Nach einer im Jahr 1883 erschienenen Publikation von Tilkowski, auf die wir kürzlich einen Hinweis in der Reichenberger „Humanität" fanden, war das Prozentverhältniß der Alkoholisten unter sämmtlichen Geisteskranken in der niederösterreichischen Landesirrenstalt in Wien während des zwölfjährigen Zeitraums von 1871—82 folgendes:

	Männer	Frauen
1871 . .	25,6 Proz.	2,5 Proz.
1872 . .	17,4 „	1,5 „
1873 . .	14,8 „	1,5 „
1874 . .	22,3 „	3,2 „
1875 . .	23,7 „	2,3 „
1876 . .	27,5 „	3,3 „
1877 . .	30,9 „	3,7 „
1878 . .	29,8 „	4,7 „
1879 . .	25,8 „	2,2 „
1880 . .	26,4 „	3,2 „
1881 . .	27,4 „	2,7 „
1882 . .	28,0 „	3,5 „

Die Zahl der in diesen 12 Jahren verpflegten Irren betrug 14391, darunter 2152 Alkoholiker. Diese Zahlen sind wohl groß genug, um Schlüsse aus ihnen ziehen zu dürfen. Das Ab- und Ansteigen der Verhältnißzahlen der Alkoholiker wird man um so weniger als ein zufälliges betrachten dürfen, da bei Frauen und Männern diese Bewegung parallel läuft.

Da ist es eine bedeutsame Thatsache, daß in den Jahren des wirthschaftlichen Aufschwungs, in denen die Arbeiter angeblich so wüste Orgien feierten, daß man ein ungewöhnliches Anwachsen der Zahl der Alkoholiker erwarten sollte, dieselbe thatsächlich enorm zurückging. In den Jahren des Höhepunktes der Krise, die 1873 begonnen, 1877 und 1878 finden wir dagegen auch die höchsten Verhältnißzahlen der Alkoholiker. Deutlicher kann man kaum zeigen, daß die beste und durchgreifendste Bekämpfung der Trunksucht in der Verbesserung der materiellen Verhältnisse zu suchen ist. Ein siegreicher Streik, eine Erweiterung der Arbeiterschutzgesetzgebung wirkt der Trunksucht entschiedener entgegen, als die Strafen und Predigten, welche die Temperenzler dagegen angewendet wissen wollen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Bodenbesitzreform und Sozialismus.

Von

K. Kautsky.

Es ist keine neue Frage, welche Herr Michael Flürscheim mit seinem Artikel anregte, der unter obigem Titel im Heft 7 der „Neuen Zeit" erschienen ist, die Frage, welche Haltung das sozialistische Proletariat gegenüber den Bestrebungen Jener einnehmen soll, die hoffen, durch bloße Verstaatlichung des Grundbesitzes den Mißständen und Uebeln der kapitalistischen Produktionsweise ein Ende zu machen. Aber für Deutschland hat erst in jüngster Zeit diese Frage ein mehr als akademisches Interesse gewonnen, nicht zum wenigsten in Folge der unermüdlichen Agitation des Herrn Flürscheim selbst, und sein Standpunkt wie seine Beweisführung unterscheiden sich in manchen wichtigen Punkten von denen seiner Vorgänger. Die neue Situation und die neue Beweisführung geben der alten Frage neues Interesse.

Herr Flürscheim will kein Endurtheil darüber abgeben, ob die Verstaatlichung, oder vielleicht besser gesagt, Nationalisirung sämmtlicher Produktionsmittel und die Organisirung der gesellschaftlichen Produktion durch das Gemeinwesen unbedingt nothwendig seien; er glaubt nicht daran, will aber die Entscheidung dieser Frage der Zukunft überlassen. Er hofft, daß man mit der Verstaatlichung des wichtigsten Produktionsmittels, des Grund und Bodens, auskommen werde. Auf jeden Fall sei diese vor allem andern anzustreben. Diese Verstaatlichung stehe auf dem Programm der Sozialdemokratie wie der Bodenreformer; beide könnten gemeinsam dafür eintreten; die Vereinigung ihrer Kräfte würde ihren Sieg erleichtern und beschleunigen. Sei er errungen, dann hindere nichts die Sozialdemokratie, wenn ihr das Gewonnene nicht genüge, die Verstaatlichung der anderen Produktionsmittel anzustreben, die dann viel leichter zu erlangen wäre, nachdem einmal die Hauptfestung des Privateigenthums gefallen.

Das klingt sehr plausibel; auch steht bekanntlich die Sozialdemokratie nicht auf dem Standpunkte: Alles oder Nichts. Die kleinste Reform, die zur Hebung des Proletariats beiträgt, ist ihr willkommen. Warum also nicht gemeinsame Sache mit den Bodenbesitzreformern machen?

Zwei Gründe sind es in der Hauptsache, welche die Sozialdemokratie veranlassen müssen, sich ablehnend gegen eine Vereinigung mit den Bodenbesitzreformern zu verhalten:

1. Weil diese Vereinigung der Beiden keine Vermehrung ihrer Kräfte bedeuten, sondern jeden Theil schwächen würde. Und

2. Weil die bloße Verstaatlichung des Grund und Bodens einen Kraftaufwand erfordern würde, der außer Verhältniß steht zu den Vortheilen, die dem Proletariat aus dieser Reform erwachsen würden.

Die Vereinigung der Sozialdemokratie mit den Bodenbesitzreformern würde gleichzeitig eine Verringerung der Kraft der Bewegung und eine Vergeudung dieser Kraft bewirken.

Beschäftigen wir uns zunächst mit dem zweiten Punkt. Herr Flürscheim sieht die Grundursache der Uebel der modernen Produktionsweise im Privateigenthum an Grund und Boden; falle dies, dann verschwänden diese Uebel fast

von selbst. Nun ist es richtig, daß der Grund und Boden das wichtigste Produktionsmittel ist, die Grundlage aller Produktion. Die Proletarisirung der Volksmasse wurde eingeleitet durch ihre Trennung vom Grund und Boden, dadurch, daß Grundherren und Fürsten namentlich im Zeitalter der Reformation die Ländereien, die bis dahin von Bauerngemeinden besessen und bebaut worden waren, an sich rissen und die Bauern von Haus und Hof jagten. Erst dadurch, daß ein so großer Bruchtheil der Bevölkerung seines wichtigsten Produktionsmittels beraubt wurde, erstand jenes Proletariat, dessen das auftretende industrielle Kapital bedurfte. Aber die Umkehrung dieses Prozesses, der Uebergang des Bodens in den Besitz des Gemeinwesens, muß nicht nothwendigerweise das Proletariat wieder beseitigen. Bis zum Beginn der kapitalistischen Produktionsweise war der Boden so ziemlich das einzige gesellschaftliche Produktionsmittel gewesen*); das einzige, das, sobald es in den Besitz Einzelner gerieth, denselben die Herrschaft über diejenigen verlieh, die es im Verein benutzten. Seitdem ist die erdrückende Mehrheit aller andern Produktionsmittel zu gesellschaftlichen geworden und zu ebenso unentbehrlichen, wie der Grund und Boden. Wie wenig dessen bloßer Besitz heute bedeutet, zeigt uns ein Blick auf die jetzigen bäuerlichen Verhältnisse. Der Grundbesitz bedarf des Kapitals, soll er gedeihen können. Nicht nur das Privateigenthum an Grund und Boden, sondern auch das Privateigenthum an den andern gesellschaftlichen Produktionsmitteln bedeutet heute die Trennung der Arbeiter von den Mitteln der Arbeit; die Nationalisirung des Bodens allein beseitigt noch nicht diese Trennung, die Grundlage der Ausbeutung in der kapitalistischen Gesellschaft.

Von Seiten der Bodenbesitzreformer wird darauf hingewiesen, daß der Grund und Boden deswegen eine Ausnahme unter den Produktionsmitteln mache, weil er nicht das Produkt von Arbeit sei. Wir bestreiten das auf das Entschiedenste. In jedem Boden, der als Produktionsmittel dient — und nur um solchen kann es sich handeln und nicht etwa um Gletscher auf dem Himalaja oder unzugängliche Urwälder im Innern Brasiliens — in jedem Boden steckt Arbeit, auch im Waldboden, und wenn es nur die Arbeit wäre, ihn zugänglich zu machen. Meist steckt aber viel mehr Arbeit darin. Freilich nicht immer die Arbeit des Grundbesitzers. Aber wer möchte denn behaupten, daß die Kapitalien von denen produzirt wurden, die sie besitzen? Die Natur aber war andererseits nicht nur bei der Bildung des Bodens thätig, sondern auch bei der Bildung der verschiedenen Produkte, in denen das Kapital verkörpert ist. Also auch in dieser Beziehung können wir keinen Unterschied entdecken, der es rechtfertigen würde, daß der Grund und Boden anders behandelt werde als das Kapital. Wir wollen ganz davon absehen, daß dieser Unterschied, selbst wenn er bestände, als ökonomisches Argument nicht gut verwendbar wäre. Ob der Kulturboden ein Arbeitsprodukt ist oder nicht, beweist wohl nichts für oder gegen die Nothwendigkeit seiner Verstaatlichung. Ob diese aber der ewigen Gerechtigkeit entspricht, das kümmert uns hier nicht.

Wir brauchen die bis jetzt aufgeführten Argumente, die beweisen sollen, daß dem Boden als Produktionsmittel eine Ausnahmsstellung gebührt, nicht eingehender zu behandeln. Herr Flürscheim selbst scheint ihnen keine allzugroße Wichtigkeit beizulegen. Er behandelt sie in seinem Artikel nur nebensächlich; sie sind ihm mit seinen Vorgängern gemein. Sein Hauptargument ist ein anderes; es ist

*) Auch als Haus, Hof und Ackerland in Privatbesitz übergegangen waren, wurden Wald und Weide noch gemeinsam von der gesammten Markgenossenschaft bewirthschaftet. Wie nothwendig das war, haben die Bauern überall dort zu spüren bekommen, wo das Gemeineigenthum an Wald und Weide aufgehört hat. Aber auch Acker- und Gartenland wurden nicht von einzelnen Menschen bewirthschaftet, sondern erforderten die planmäßige Kooperation einer größeren Arbeitermenge, die die patriarchalische Familie lieferte, welche oft aus 50—80 Köpfen bestand. Ohne Kooperation ist eine ordentliche Landwirthschaft unmöglich.

die Unterscheidung zwischen wahrem und falschem Kapital, eine Unterscheidung, die, soweit wir sehen können, ihm ausschließlich eigen ist. Auf ihr baut er seinen Beweis auf dafür, daß der Urgrund der heutigen sozialen Noth das Privateigenthum an Grund und Boden ist, daß mit der Beseitigung desselben diese Noth schwindet. Mit der Theorie des „falschen Kapitals" steht und fällt seine Bodenbesitzreform.

Herr Flürscheim sucht die Wurzel der Mißstände der kapitalistischen Produktionsweise nicht in der Produktion des Mehrwerths, sondern in der Art und Weise seiner Akkumulirung. Wenn der ganze Mehrwerth, soweit er nicht in persönlichem Konsum aufgeht, zum Ankauf von produzirten Gütern verwendet würde, dann wäre, meint er, eine Ueberproduktion unmöglich, weil dann das gesammte Mehrprodukt seinen Käufer fände. Leider ist das nicht der Fall. Ein großer, ja der bei weitem größte Theil des akkumulirten Mehrwerths wird nicht in der Industrie angelegt, wo er zum Ankauf von Maschinen und Rohstoffen, zur Bezahlung von Löhnen 2c. diente, sondern er wird zur Erwerbung „kapitalisirter Tributrechte" verwendet, zum Ankauf von imaginären, nicht durch Arbeit geschaffenen Werthen. Es giebt heute eine Reihe von Monopolen, die Anspruch auf den Bezug von Werthen geben und dadurch selbst einen Werth erhalten, der aber imaginär, nicht durch Arbeit geschaffen ist. Je größer die Quote des Mehrwerths, die zur Erwerbung dieser Werthe verwendet wird, desto weniger bleibt zum Ankauf von Mehrprodukt übrig, desto größer die Menge von Mehrprodukt, die unverkäuflich ist, desto größer die Ueberproduktion.

Solche imaginäre Werthe sind die Staatsschulden und vor Allem die mit dem Grund und Boden zusammenhängenden Monopole. Der Werth des Grund und Bodens, der Eisenbahnen, Wasserleitungen und Gasanlagen in Großstädten 2c. ist weit größer als der auf sie verwendeten Arbeit entspricht. Gerade diese imaginären Werthe sind aber heute die sichersten Anlagen von Kapital. Sie werden immer mehr und mehr bevorzugt, das industrielle Kapital wird vernachlässigt, so muß die Ueberproduktion steigen.

Wie ganz anders, wenn der Grund und Boden verstaatlicht wäre! Man könnte kein Kapital mehr darin anlegen, das Kapital müßte sich wieder der Industrie zuwenden, das Mehrprodukt würde Absatz finden, die Ueberproduktion schwände und damit die Arbeitslosigkeit. Das Wachsen der Nachfrage nach Arbeitern und der Leichtigkeit des Absatzes der Waaren würde den unproduktiven Zwischenhandel immer mehr einschränken; der Militarismus würde unmöglich, sobald das Bedürfniß nach Arbeitskräften sich steigerte. Die Arbeitslöhne würden um den ganzen Betrag steigen, um den sie bisher durch Grundrente, Militarismus, Zwischenhandel, verkürzt worden, sie würden sich vielleicht verdreifachen. Der Kapitalzins würde dagegen fast auf Null sinken; denn dem Aufhören des Militarismus würde das Aufhören der Staatsschulden folgen; das gesammte akkumulirte Kapital fände dann keine andere Anlagemöglichkeit mehr vor, als in der Industrie, das Angebot von Kapital würde enorm. Den Arbeitergenossenschaften würde es ein Leichtes, Kapital zu erlangen, und so würde sich die soziale Frage einfach und friedlich von selbst lösen.

Das ist ein lachendes Bild. Leider erscheint es uns als eine Fata Morgana. Die ganze Theorie vom falschen Kapital wird unseres Erachtens über den Haufen geworfen durch die einfache Erwägung, daß das Geld dadurch, daß es in „falschem" Kapital angelegt wird, nicht verschwindet, sondern nur seine Stelle wechselt. Vom Standpunkt des Einzelkapitalisten erscheint allerdings die Sache im Flürscheim'schen Lichte, nicht aber vom Standpunkt des Gesammtprozesses.

Nehmen wir einen konkreten Fall. Ein Kapitalist A zieht aus seiner Spinnerei einen gewissen Mehrwerth, den er akkumulirt. Den Erlös aus dem Mehrprodukt verwendet er nicht etwa dazu, seine Spinnerei zu vergrößern, Maschinen, Baumwolle und dergleichen zu kaufen, mehr Löhne zu zahlen, sondern er kauft dafür,

was ihm sicherer erscheint, Grundbesitz oder Hypotheken oder Staatspapiere 2c. Von seinem Standpunkt aus werden unter diesen Umständen allerdings weniger Produkte gekauft, als der Fall gewesen wäre, wenn er sein Geld in der Industrie angelegt hätte.

Aber wenn *er* jetzt das Geld nicht mehr hat, so haben es *Andere*; der Grundbesitzer B, der bisherige Besitzer von Staatspapieren C u. s. w. Und falls diese Andern es nicht in gleicher Weise anlegen sollten, wie er, was nur ein Zwischenglied mehr in der Wanderung des Geldes bedeuten würde, so müssen sie es anwenden zum Ankauf von *Produkten*. Der Verkäufer des Grundbesitzes kauft um den Erlös vielleicht eine Brauerei; der Gutsbesitzer, der Hypotheken aufnimmt, verwendet das Geld entweder zu Meliorationen oder etwa zur Anlegung einer Schnapsbrennerei — vielleicht auch zum Ankauf von Champagner. Der Staat, der Schulden macht, speichert das an ihn gezahlte Geld nicht auf, sondern kauft dafür Gewehre und Kanonen 2c. Das akkumulirte Kapital nimmt schließlich immer die Form von Arbeitsprodukten an, die dem persönlichen oder produktiven Konsum dienen. Die Verwandlung eines Theils desselben in „falsches" Kapital bewirkt blos, daß nicht A diese Arbeitsprodukte kauft, sondern B und C. Es werden deshalb nicht weniger Arbeitsprodukte konsumirt. Die Ueberproduktion wird dadurch in keiner Weise erklärt.

Ebensowenig stichhaltig wie die Theorie, daß die Ueberproduktion aus der Verwandlung des Mehrwerths in falsches Kapital herrühre, erscheint uns die Annahme, daß das souveräne Mittel zur Heilung der Ueberproduktion ohne Veränderung des Karakters der jetzigen Produktionsweise nicht in der Erweiterung des Marktes, sondern — in der Vermehrung der Produktion bestehe. Wohl bedingt eine jede Vermehrung der Produktion auch eine gewisse Vermehrung des Konsums, aber jede Produktion ist unter normalen Verhältnissen bei der kapitalistischen Produktionsweise Produktion von *Mehrprodukt*. Richtig ist wohl, daß eine der Lebensbedingungen dieser Produktionsweise eine stete Erweiterung der Produktion ist; aber diese hat eine entsprechende Erweiterung des Konsums zur Voraussetzung, ruft sie nicht hervor. Die Vermehrung des Konsums, die aus der Vermehrung der Produktion hervorgeht, muß stets hinter dieser zurückbleiben; Vermehrung der Produktion heißt stets Vermehrung von Mehrprodukt, also, wenn die Marktverhältnisse sich nicht unter andern Einflüssen ändern, Vermehrung, nicht Verminderung der Ueberproduktion.

Wenn das Privateigenthum an Grund und Boden wirklich zur Brachlegung vieler Kapitalien führte; wenn dessen Aufhebung thatsächlich die Akkumulirung des „wirklichen", d. h. des industriellen Kapitals beschleunigen würde, so wäre die Folge davon nur eine Beschleunigung der Krisen; die Produktion würde sich noch rascher ausdehnen, die Erweiterung der Märkte könnte noch weniger gleichen Schritt mit ihr halten, die Ueberproduktion müßte sich in noch kürzeren Zwischenräumen fühlbar machen!

Und erst die Hebung der Lage der Arbeiter durch Beschleunigung der Akkumulation von „wirklichem" Kapital! Diese Beschleunigung heißt Beschleunigung des Siegeszugs der Maschine, der Großindustrie. Die Akkumulation des Kapitals bedeutet das Vordringen der Großindustrie auf Gebiete, auf denen sie bisher noch nicht geherrscht; heißt die Verdrängung vieler kleiner Betriebe durch wenige große, heißt Proletarisirung zahlreicher kleiner Unternehmer, heißt Ersetzung der Arbeiter durch die Maschine, Verdrängung gelernter durch ungelernte Arbeiter, Verdrängung erwachsener Männer durch Frauen und Kinder. Und durch Beschleunigung dieses Prozesses soll sich die soziale Frage von selbst lösen!

Wir erwarten nicht, daß aus der Verstaatlichung des Grundbesitzes diese Folgen hervorgehen werden, weil wir nicht annehmen, daß das Privateigenthum an Grund und Boden die Akkumulirung des Kapitals hemmt.

Aber wir erwarten auch keine einschneidenden Aenderungen *zu Gunsten*

der Arbeiterklasse aus dieser Verstaatlichung.

Welches werden deren Folgen sein, wenn sie im Sinne der Bodenbesitzreformer durchgeführt wird? — und nur um eine solche Verstaatlichung, nicht um eine sozialistische handelt es sich hier. Die Bodenbesitzreformer wollen den kapitalistischen Karakter der heutigen Produktionsweise nicht antasten und die Ausbeutung des Bodens durch kapitalistische Unternehmer, ob Einzelne, ob Genossenschaften, beibehalten. Wir kommen zu einer landwirthschaftlichen Produktionsweise, ähnlich, wie sie in England existirt, mit dem einzigen wesentlichen Unterschied, daß der Pachtzins nicht dem Landlord, sondern dem Staat gezahlt wird. Es wäre aber weit gefehlt, zu glauben, daß die Staatseinnahmen sich um die ganze Grundrente vermehren werden; denn da die kapitalistische Gesellschaft fortbesteht, sollen und müssen die Grundeigenthümer deren Grundsätzen gemäß voll entschädigt werden, was auch Herr Flürscheim ausdrücklich betont. Ihre Einnahmen dürften nicht verringert werden.

In welcher Form immer die Entschädigung vollzogen werden mag, sie wird stets darauf hinauslaufen, daß der Staat die Grundrente zwar einnimmt, nicht aber behält, sondern zur Entschädigung der früheren Grundbesitzer verwendet. Der Unterschied gegen früher bestände blos darin, daß diesen der Bezug der Grundrente jetzt staatlich garantirt und jede Sorge, jedes Risiko genommen wäre.

Mit der Zeit freilich dürfte die Grundrente steigen und der Betrag des Ueberschusses über die frühere Grundrente würde dem Staat zu Gute kommen — dem Staat, das heißt heutzutage, dem Militarismus. Aber selbst wenn nicht dieser den Vortheil aus der neuen Einnahmsquelle zöge, wenn sie dazu diente, die bestehenden Steuern zu verringern oder die Ausgaben für Zwecke des Gemeinwesens zu vermehren, so würde das für die arbeitenden Klassen nicht allzuviel bedeuten, wenn das Lohnsystem dabei bestehen bleibt. Das Ergebniß wäre eine Verminderung der Produktionskosten der Industrie, das heißt, wenn die Bodenbesitzreform in einem Lande allein durchgeführt würde, eine Erhöhung der industriellen Profite daselbst. Auch dieser Vortheil entfiele, wenn die Reform allgemein zur Durchführung käme: die Waarenpreise würden der Verringerung der Produktionskosten entsprechend fallen. Damit würde aber auch der Werth der Arbeitskraft gesenkt. Sollte es den Arbeitern gelingen, eine diesem Sinken entsprechende Verringerung des Lohnes hintanzuhalten und so ihre Lage als Konsumenten etwas zu bessern, so geschähe dies durch den Einfluß von Umständen, die mit der Bodenbesitzreform gar nichts zu thun haben, durch die Vermehrung der Kraft ihrer Organisationen 2c.

Es fällt uns keineswegs ein, zu behaupten, daß die Höhe der Produktionskosten, der Waarenpreise, der Steuerleistungen 2c. für die Arbeiterklasse völlig gleichgiltig sei, daß gewisse Erleichterungen in diesen Beziehungen ihr nicht einige Vortheile bringen könnten. Aber diese Erleichterungen können nie und nimmer die Ausbeutung der Arbeiterklasse aufheben oder auch nur merklich einschränken. Die Fragen des Freihandels, der Lebensmittelmonopole, des Militarismus und dergleichen sind keineswegs ohne Bedeutung für das Proletariat, aber seine Emanzipation wird auf diesen Gebieten nicht entschieden. Eine ähnliche Bedeutung wie die Beseitigung der Lebensmittelzölle, der Lebensmittelmonopole und des Militarismus hat für die Arbeiterklasse die Beseitigung des Privateigenthums an Grund und Boden bei gleichzeitigem Fortbestehen der kapitalistischen Produktionsweise.

Der Bodenbesitzreform stehen aber Schwierigkeiten ganz anderer Art entgegen als jeder andern Methode, die Produktionskosten zu vermindern. An den Kämpfen gegen den Schutzzoll, gegen vertheuernde Lebensmittelmonopole u. dgl. nehmen breite Schichten der herrschenden Klassen theil; die Last des Kampfes um die Bodenbesitzreform hätte das Proletariat fast ganz allein zu tragen.

Es hätte gegen sich die Masse der Grundbesitzer, der großen sowohl wie der

kleinen. So lange der Bauer sich nicht als Proletarier fühlt, läßt er nicht von seinem Grund und Boden und auch nicht von der freien Verfügung darüber. Der Bauer ist die größte Kraft, die die Vertheidiger der bestehenden Ordnung der Sozialdemokratie entgegenzustellen haben; was ihm am schwersten beizubringen, ist das Verständniß dafür, daß eine Nationalisirung des Grund und Bodens auch in seinem Interesse liegt; die Nationalisirung der andern Produktionsmittel läßt ihn gleichgiltig, ist ihm eher willkommen. Die Gegnerschaft des Bauern gegen den ganzen Sozialismus ist nicht schwerer zu besiegen als die gegen die Nationalisirung des Grund und Bodens allein.

Die Großgrundbesitzer werden sich erst recht energisch dagegen wehren. Selbst wenn sie entschädigt werden, kann die Entschädigung doch nicht so weit gehen, sie für alle Erwartungen bezüglich des Steigens der Grundrente schadlos zu halten: und diese Erwartungen werden eher die Wirklichkeit übertreffen als hinter ihr zurückbleiben. Auch diese Erwartungen vergüten, hieße aus dem Regen in die Traufe gerathen, hieße, die Ausbeutung des Volkes zu Gunsten des Grundbesitzes vergrößern, statt verringern.

Und die Bourgeoisie? Diese zu gewinnen, ist wohl der Hauptzweck der Bodenbesitzreformer. Sie erwarten, daß sie sich für die Verstaatlichung des Grund und Bodens erwärmen werde, wenn dieselbe mit der kapitalistischen Produktionsweise vereinbar gemacht wird. Bourgeoisie und Proletariat zusammen würden aber dem Grundbesitz gewachsen sein.

Sollte wirklich eine starke bürgerliche Bewegung zu Gunsten einer Verstaatlichung des Grund und Bodens aufkommen, so kann sie nicht blos der Sympathien, sondern auch des thätigen Beistandes des Proletariats sicher sein, das ebenso dafür eintreten wird, wie es heutzutage mit voller Kraft die Kornzölle und den Militarismus bekämpft, wenn es sich auch über den Erfolg etwaiger Reformen auf diesen Gebieten keinen Illusionen hingiebt.

Aber wir glauben nicht daran, daß ein größerer Theil der Bourgeoisie dafür zu gewinnen ist. Die Grundbesitzer und die verschiedenen Arten von Kapitalisten verschmelzen immer mehr zu einer einzigen Klasse, je mehr die kapitalistische Produktionsweise sich entwickelt, je mehr die Akkumulation und Konzentration des Kapitals zunimmt. Diese äußert sich nicht blos im Anwachsen der einzelnen Betriebe, sondern auch, ja in noch höherem Grade, in dem Vereinigen der verschiedensten Unternehmungen und Kapitalsanlagen in einer Hand. Die Herren von der Finanz und Großindustrie werden Grundbesitzer, die Grundbesitzer werden Industrielle und Theilnehmer an Finanzoperationen u. s. w. Dann vergesse man nicht, ein wie großer Theil des Bürgerthums, selbst des kleineren, am städtischen Grundbesitz betheiligt und an dem Steigen der städtischen Grundrenten, am Baustellenwucher u. dgl. interessirt ist. Gerade in den Städten wächst die Grundrente am schnellsten, und jeder Versuch, den Betrag dieser Steigerung aus den Taschen der städtischen Grundbesitzer in die des Gemeinwesens abzuleiten, verletzt zahlreiche bürgerliche Interessen. So gegensätzlich auch vielfach in der Theorie die Interessen des Grundbesitzes und die der verschiedenen Formen des Kapitals sind, die Interessen der Grundbesitzer und der Kapitalisten werden immer identischer, weil immer mehr Grundbesitzer Kapitalisten, immer mehr Kapitalisten Grundbesitzer werden.

Nur in einem modernen Lande ist wenigstens das letztere bisher noch nicht der Fall, in England, wo der Grundbesitz thatsächlich noch immer in feudaler Gebundenheit besteht, wo er zum weitaus größten Theil noch nicht Waare geworden ist, trotzdem seine Produkte schon längst den Waarenkarakter erlangt haben. Neidisch blicken die großen Kapitalisten auf die Landlords, deren Güter sie nicht erwerben können; mit Ingrimm zahlt der Bürger in den Großstädten die stetig wachsende Grundrente an einen der städtischen Landlords, einen Herzog von Westminster oder Bedford, ohne die Möglichkeit, selbst einmal städtischen Grundbesitz erwerben und Andere so ausbeuten zu können, wie er jetzt selbst ausgebeutet wird.

England ist denn auch das Vaterland und bis jetzt der fruchtbarste Boden für die bürgerliche Bodenbesitzreform. Aber auch dort hat die Idee der Verstaatlichung des Grund und Bodens nicht eine größere Gefolgschaft aus den Kreisen des Bürgerthums zu gewinnen vermocht; sie hat ihre meisten Anhänger in den Kreisen der dem bürgerlichen Radikalismus ergebenen Arbeiteraristokratie gefunden. Dieses Element fehlt auf dem Kontinent und damit fehlen auch die Vorbedingungen einer stärkeren Bewegung für eine bürgerliche Bodenbesitzreform.

Die Herren Arbeiteraristokraten sehen in ihr, die einen sozialistischen Schein enthält und doch die Grundlagen der kapitalistischen Produktionsweise nicht antastet, ein bequemes Mittel, das sozialistische Gewissen des Proletariats mit den Rücksichten zu versöhnen, die sie ihren bürgerlichen Patronen schulden. Aber eben dieses sozialistischen Scheines wegen sträubt sich die Masse auch derjenigen Bourgeois dagegen, die an den jetzigen Grundeigenthumsverhältnissen nicht direkt interessirt sind. Scharfes Unterscheiden ist nie Sache des Durchschnittsbourgeois gewesen; die sozialistische Verstaatlichung und die bürgerliche Verstaatlichung erscheinen ihm als eins und dasselbe, selbst wenn die letztere mit so vielen Kautelen versehen und auf ein Niveau so großer Harmlosigkeit herabgedrückt ist, daß sie auf die bloße Auflegung einer neuen Grundsteuer hinausläuft.

Je schwächer die Bourgeoisie sich fühlt, je kraftvoller ihr das Proletariat erscheint, desto mehr macht die Angst sie blind, desto mehr erscheint ihr jede nur einigermaßen einschneidende Reform, selbst wenn sie noch so sehr in ihrem eigenen Interesse läge, als „Umsturz", als „Sozialismus". Daß die Bourgeoisie in Masse oder auch nur ein erheblicher Bruchtheil derselben sich für ein so gewagtes Experiment begeistern würde, wie die Verstaatlichung des Grundbesitzes, die in ihren Augen nichts anderes bedeutet, als die Darreichung des kleinen Fingers an den Teufel Sozialdemokratie; daß sie dafür mit voller Kraft eintreten würde, daran ist unseres Erachtens gar nicht zu denken. Sie wird sich in ihrer weitaus überwiegenden Mehrheit gegen die Bodenbesitzreform stets zum mindesten mißtrauisch ablehnend, wo nicht entschieden feindselig verhalten.

Fast die ganze Last des Kampfes würde also, wie gesagt, auf das Proletariat fallen.

Nun ist die Aussicht auf Widerstand für das Proletariat kein Grund, von einer Forderung abzustehen. Aber man schießt nicht mit Kanonen nach Spatzen; es wäre Vergeudung von Kraft, wenn das Proletariat um einer bloßen Verminderung der Produktionskosten willen einen Kampf begänne, der fast den gleichen Aufwand von Kraft erforderte, als der Kampf um die Beseitigung der Grundlagen der ganzen kapitalistischen Ausbeutung.

Ein Anschluß der Sozialdemokratie an die Bodenbesitzreformer würde aber nicht blos zu einer Vergeudung von Kräften führen und dadurch das Proletariat schädigen; er würde auch die Kräfte verringern, die zu Gunsten der Bodenbesitzreform ins Feld geführt werden könnten, er läge also nicht einmal im Interesse der bürgerlichen Anhänger derselben.

Herr Flürscheim betont, daß, um ein Zusammengehen der Sozialdemokraten mit den bürgerlichen Bodenbesitzreformern zu ermöglichen, der Kampf der ersteren aufhören muß, ein Klassenkampf zu sein; „die geistigen Arbeiter der Nation dürfen nicht zurückgestoßen werden", „der Kampf gilt nicht den Personen, nicht den unschuldigen Vertretern eines falschen Besitzsystems, das sie nicht geschaffen haben, sondern diesem selbst."

Darauf ist zu erwidern, daß der Klassenkampf zwischen dem Proletariat und der Kapitalistenklasse nicht etwas ist, was man willkürlich einführen oder abschaffen kann; er ist vielmehr das naturnothwendige Ergebniß des Gegensatzes der Interessen des Proletariats und der Kapitalistenklasse, ein Gegensatz, der so alt ist, wie die kapitalistische Produktionsweise; der von ihr erzeugt wird und nur mit ihr verschwinden kann. Er ist nicht das Produkt der Sozialdemokratie, sondern umgekehrt, er hat die Arbeiterbewegung

und damit die Grundlage der Sozialdemokratie geschaffen. Die Sozialdemokratie *predigt* nicht den Klassenkampf, sie *konstatirt* ihn und lehrt sein Wirken und seine Ziele *verstehen*. Er ist nicht eine sozialdemokratische Erfindung; man kann ihn überall finden, wo es Klassengegensätze giebt.

Ferner: Niemand weiß es besser, als die Sozialdemokratie, daß nicht in einzelnen Personen, sondern im ganzen sozialen System, das unabhängig von ihnen erstand, die Grundursache der Ausbeutung und der Leiden des Proletariats liegt. Aber man kann den Kampf gegen das System nicht führen, ohne die Personen zu bekämpfen, die es vertreten und vertheidigen. Der Kampf für oder gegen gewisse Ideen und Institutionen kann nur im Kopf des Denkers unpersönlich geführt werden, nicht in der Wirklichkeit. Man konnte nicht die Feudalherrschaft brechen und von den Feudalherren absehen; man konnte nicht die Sklaverei abschaffen, ehe man die Sklavenhalter niedergeworfen hatte.

Daß durch den Kampf des Proletariats gegen die Kapitalistenklasse sich die die Mehrzahl der Gebildeten abgestoßen fühlt, wollen wir nicht leugnen; das beweist aber nicht die Verwerflichkeit dieses Kampfes, sondern nur, daß die Masse der Gebildeten, wie idealistisch erhaben über den Klassenhaß und Klassenegoismus sie sich auch dünken mag, dennoch nicht unparteiisch ist, sondern in ihrem Herzen auf Seite der Kapitalisten steht. Wäre ihnen nur der Kampf an sich unangenehm und nicht die Richtung seiner Spitze gegen die Kapitalisten, so würden sie nicht einseitig blos von den Proletariern die Einstellung des Kampfes verlangen.

Gänzlich unparteiisch können diesem Kampfe nur solche Bücherwürmer gegenüberstehen, die im Stande sind, über ihren Folianten die wirkliche Welt zu vergessen; das mögen sehr ehrenwerthe und nützliche Männer sein, für die Entscheidung moderner gesellschaftlicher Kämpfe sind sie bedeutungslos. Für die andern giebt es nur ein Hüben und Drüben, und wer mit seinen Sympathien auf Seiten des Proletariats steht, wird auch an seinen Klassenkämpfen keinen Anstoß nehmen, mag er auch im Grunde noch so feind jedem Kampf sein; denn er muß begreifen, daß das Proletariat diesen Kampf nicht aus Uebermuth oder einer theoretischen Schrulle zu Liebe führt, sondern, daß er ein Kampf ist um die Existenz. Er wird auch sehen, daß die Proletarier nicht immer die Angreifer sind, die Kapitalisten nicht immer die Angegriffenen, die verfolgte Unschuld, als die sie gern erscheinen möchten. Wo immer ein anscheinend unmotivirter Ausbruch von Erbitterung seitens einer Arbeiterschicht erfolgt, da ist er stets zurückzuführen auf eine oft seit Jahrzehnten andauernde systematische, aber stille Mißhandlung und Ausbeutung. Davon erfahren die „Gebildeten" nichts, die sich nicht für das Proletariat interessiren, also nicht der Sache nachgehen. Sie sehen nur den oft unbedeutenden Tropfen, der das übervolle Glas zum überlaufen bringt; sie sehen nur die Erbitterung, die sich umso überschäumender und planloser äußert, je gedrückter bis dahin die Arbeiter gewesen, je mehr man sie methodisch von jeder Aufklärung, jeder Organisation ferngehalten.

Niemand bedauert solche planlose Ausbrüche mehr als die Sozialdemokratie; Niemand wirkt eifriger darauf hin, sie zu verhindern, schon deswegen, weil sie in der Regel zahlreiche Opfer fordern und doch resultatlos enden; Niemand strebt energischer dahin, an Stelle der niederen, vorwiegend persönlichen Formen des Klassenkampfes höhere, unpersönliche zu setzen. Was steht höher, was ist weniger persönlich: eine Verkürzung der Arbeitszeit durch das Gesetz anstreben oder die Arbeiter ausschließlich darauf verweisen, die Verkürzung von jedem einzelnen Unternehmer durch eigene Kraft zu erringen? Das erstere thut die Sozialdemokratie; sie zieht den Kampf um den gesetzlichen Normalarbeitstag dem Streik vor; letzteres thun die bürgerlichen Oekonomen, sofern sie nicht das Schamgefühl bereits so völlig verloren haben, daß sie überhaupt jeden Versuch der Arbeiter, ihre Lage zu verbessern, als Verbrechen unterdrückt wissen wollen.

Den Klassenkampf kann die Sozialdemokratie nicht beseitigen; sie will ihn auch nicht beseitigen und darf es nicht wollen, so lange die Klassengegensätze bestehen. Sie sucht aber den einmal unvermeidlichen Klassenkämpfen eine höhere, möglichst schmerzlose Form zu geben. Wenn ein Gebildeter heute erklärt, er sympathisire mit dem Proletariat, wolle aber mit der Sozialdemokratie nichts zu thun haben, weil sie „die Standarte des Klassenkampfes" erhebe, so beweist er damit nur entweder seine Verständnißlosigkeit für diesen Kampf oder seine Sympathien für das Ausbeuterthum. Seine Abneigung gegen den Klassenkampf ist im letztern Fall blos eine faule Ausrede. In dem einen wie in dem andern Fall verliert die Sozialdemokratie nichts, wenn ihr solche Herren fern bleiben.

Dagegen nimmt sie freudig jeden Gebildeten auf, der es ehrlich mit dem Proletariat meint. Der Standpunkt, daß nur die „schwielige Arbeiterfaust" ein Recht habe, an den Klassenkämpfen des Proletariats theilzunehmen, ist nie allgemein getheilt worden und findet heute gar keine Vertreter mehr in der Sozialdemokratie. Sie stößt weder die Gebildeten noch auch die Besitzenden von sich, wie ein Blick in die Reihen der Sozialdemokratie zeigt. Ihr Karakter als Vertreterin der Interessen des Proletariats wird dadurch ebensowenig berührt, als der Kampf des dritten Standes gegen Adel und Geistlichkeit aufhörte ein Klassenkampf zu sein, weil der Graf von Mirabeau, der Marquis von Lafayette, der Abbé Sieyés und Talleyrand, der Bischof von Autun ꝛc. zum dritten Stand übertraten.

Freilich, die Masse der „geistigen Arbeiter der Nation" wird von der Sozialdemokratie kaum je gewonnen werden, denn diese dürften sich in der Mehrzahl stets zur Bourgeoisie und nicht zu den Proletariern zählen. Wir geben gerne zu, daß manche dieser Herren leicht zu einer platonischen Verehrung für die letzten Ziele der Sozialdemokratie zu bewegen wären, wenn diese ihren Klassenkarakter aufgäbe, das heißt, wenn sie aufhörte, eine praktische Partei zu sein, die, statt sich mit Utopistereien abzugeben, an der thatsächlichen Entwicklung regen Antheil nimmt, und dieselbe zu Gunsten des Proletariats zu bestimmen sucht. Trotz alles gegentheiligen Geredes haßt der Bourgeois an der Sozialdemokratie nicht das, was ihm utopistisch erscheint, sondern das, was er praktisch als durchführbar erkennt. Nach ihm die Sintfluth! Was nach ihm geschieht, ist ihm gleichgiltig; nicht gleichgiltig aber ist ihm das, was er augenblicklich verlieren oder gewinnen kann.

Würde die Sozialdemokratie ausschließlich ihre letzten Ziele im Auge behalten und die augenblicklichen Klassenkämpfe des Proletariats links liegen lassen, so würde sie, wie gesagt, wohl die platonische Verehrung mancher Bourgeois für sich gewinnen, die ihr jetzt feindlich gegenüberstehen; aber um dieses zweifelhaften Gewinnes willen würde sie nichts Geringeres begehen als einen Selbstmord.

Es ist irrig, zu glauben, ohne Sozialdemokratie gäbe es keinen Klassenkampf zwischen dem Proletariat und den Kapitalisten; wohl aber gäbe es ohne diesen Kampf keine Sozialdemokratie. Durch die Sozialdemokratie erst hat dieser Kampf ein über seine jeweiligen augenblicklichen Objekte weit hinaus liegendes dauerndes Ziel erhalten, haben sich die vielen, ehedem zusammenhanglosen Einzelgefechte zu einer einheitlichen, zielbewußten Bewegung vereinigt; aber die sozialistische Bewegung ist anderseits erst durch ihre lebendige Theilnahme an diesen Kämpfen aus einer harmlosen Sektirerei zu einer Parteibewegung von welthistorischer Bedeutung geworden.

Nur durch den Klassenkampf wird die Masse der Proletarier reif für den Sozialismus. Es wäre lächerlich, anzunehmen, daß sie von Natur aus dem Bourgeois moralisch und intellektuell überlegen seien. Im Gegentheil; sie existiren unter so ungünstigen Umständen, daß ihre moralischen und intellektuellen Kräfte verkümmern, wenn dieser Prozeß nicht durch einen andern, in entgegengesetzter Richtung wirkenden, aufgehalten und in sein Gegentheil verkehrt wird. Das geschieht durch den Klassenkampf. Wo eine Arbeiterbewegung noch nicht begonnen, erscheint die Arbeiter-

klasse als eine verkommene Masse, die unfähig ist, aus eigener Kraft sich zu erheben. Daher die Utopisten alle dem Proletariat die Erlösung von oben bringen wollten. Durch die Theilnahme am Klassenkampf, die jeder Arbeiterschicht früher oder später durch die Verhältnisse aufgezwungen wird, erwacht sie; sie beginnt zum Bewußtsein ihrer Kraft zu kommen; die Formen des Kampfes selbst sind solche, daß sie die Tendenz haben, alle edlen Instinkte zu fördern, alle gemeinen zu unterdrücken. So werden die Arbeiter reif für die höchste Form des proletarischen Klassenkampfes, die Sozialdemokratie; so werden aus ihnen allmälig die neuen Menschen, deren die neue Gesellschaft bedarf. Auf den Klassenkampf verzichten, hieße für das Proletariat, sich selbst zu hoffnungslosem Verkommen verurtheilen, hieße für die Sozialdemokratie, sich selbst das Leben nehmen. Sie dürfte es nicht, selbst wenn sie es könnte.

Sie dürfte und könnte es nicht, selbst wenn sie um diesen Preis größere Kreise des Bürgerthums für ihre letzten Ziele zu gewinnen hätte; und da sollte sie diesen Preis zahlen um die Bundesgenossenschaft der bürgerlichen Bodenbesitzreformer!

Es ist unmöglich, daß das industrielle Proletariat und die industriellen Kapitalisten in einer Bewegung aufgehen, die sich gegen die „gemeinsamen" Gegner, den Grundbesitz, den Zwischenhandel, das Zinskapital 2c. richtet. Der soziale Gegensatz, den die industriellen Lohnarbeiter vor allen andern empfinden, ist der zwischen ihnen und der Unternehmerklasse. Diese ist es, die ihnen den Mehrwerth abnimmt, den sie produzirt haben. Wie die Unternehmer den Mehrwerth mit den andern davon lebenden Klassen theilen, kommt für die Arbeiter erst in zweiter Linie in Betracht. Wird dadurch auch ihre Lage als Konsumenten in mancher Beziehung berührt, in erster Linie ist es doch ihre Lage als Produzenten, die ihre Gesammtlage, ihre Stellung in der Gesellschaft bestimmt. Und jeder Gegensatz des Proletariats zum Grundbesitz, Zwischenhandel 2c., die seine Lebensmittel verheuern, verschärft naturnothwendig auch seinen Gegensatz zum Unternehmerthum, weil es gedrängt wird, höhere Löhne zu verlangen.

Das unwissende Antisemitenthum weiß für die Thatsache, daß die Gegnerschaft des Proletariats sich in erster Linie gegen das industrielle Kapital und nicht gegen Wucher und Handel richtet, keine andere Erklärung, als die der „Verjudung" der Sozialdemokratie. Die Herren übersehen den Umstand, daß die „ehrliche Arbeit", daß heißt, die industriellen Kapitalisten, dem Proletariat gegenüber die Exekutoren nicht nur für ihre eigenen Forderungen sind, sondern auch für die des christlich-germanischen Grundbesitzes ebenso wie für die des jüdischen (und auch nichtjüdischen) Wuchers und Handels.

Unter diesen Umständen ist es wohl erklärlich, daß der Gegensatz des Proletariats gegen die Klasse der industriellen Kapitalisten stärker ist als der gegen jede andere Klasse. Noch mehr gilt dies aber umgekehrt — was freilich von den „Gebildeten" nur zu gern übersehen wird —: der Haß des industriellen Kapitalisten gegen das Proletariat ist viel intensiver als der gegen jede andere Klasse, so intensiv, daß er ihn oft blind und unzurechnungsfähig macht.

Der Grundbesitz — das geben wir Herrn Flürscheim zu bedenken — verbindet sich dort, wo seine Interessen mit denen der Bourgeoisie noch nicht zu eng liirt sind, eher mit dem Proletariat gegen die Bourgeoisie, als die Bourgeoisie mit dem Proletariat gegen den Grundbesitz. In England wie in Preußen haben die Tories zu Zeiten nicht wenig mit dem Sozialismus geliebäugelt: man vergleiche damit die Haltung selbst des fortschrittlichen Bürgerthums in Deutschland bei den zwei letzten Reichstagswahlen; lieber erträgt es die ärgste Vertheuerung der Produktionskosten durch den Militarismus, Lebensmittel- und Rohstoffzölle 2c., als daß es mit der verhaßten Sozialdemokratie auch nur vorübergehend gemeinsame Sache gegen den gemeinsamen Feind machte.

Die Sozialdemokratie hat bei diesen Gelegenheiten, trotzdem sie den Klassenkampf enthüllt, anstatt ihn heuchlerisch zu verschleiern, wie die andern Parteien

thum, viel mehr politischen Takt, viel mehr Verständniß für die Bedürfnisse der gesellschaftlichen Entwicklung bewiesen, als die Bourgeoisie. Sie hat nie um momentaner Vortheile willen dem Junkerthum Liebesdienste zur Hemmung dieser Entwicklung geleistet; sie ist ihrem grimmigsten Feind, der Bourgeoisie, beigestanden, wenn es im Interesse der gesellschaftlichen Entwicklung lag. Die Bourgeoisie ist heute schon so dumm-verbissen, daß sie vielfach lieber sich selbst schädigt, als einen Vortheil anstrebt, der auch dem Proletariat zu Gute käme.

Dies gilt fast für die ganze Bourgeoisie, namentlich in Deutschland; am meisten für ihren tonangebenden Theil, das Unternehmerthum.

Angesichts dieses verbohrten Hasses gegen das Proletariat könnte ein Anschluß der Sozialdemokratie an die Bewegung für Bodenbesitzreform keine andere Wirkung haben, als ihr die bürgerlichen Kreise zu verschließen. Er würde nicht blos die Sozialdemokratie ruiniren, sondern auch die Bodenbesitzreformerei. Also schon im Interesse der letzteren ist ein Zusammenschluß, ja auch nur eine größere Annäherung der beiden Bewegungen nicht erwünscht, und wir rathen den Bodenbesitzreformern von solchen Versuchen dringend ab, wenn sie nicht ihre Rekruten kopfscheu machen und in ihren Rekrutirungsbezirken in Verruf kommen wollen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die Sozialdemokratie der Bewegung nach einer Bodenbesitzreform feindselig gegenüberstehen müsse. Sie ist dazu dort gezwungen, wo diese Bewegung an die Arbeiter appellirt, sie dem Sozialismus abwendig machen will. Das ist nicht die Absicht der von Herrn Flürscheim vertretenen Richtung. Er appellirt an die Sozialdemokratie, sich ihm zu nähern, nicht an die einzelnen Arbeiter, der Sozialdemokratie den Rücken zu kehren. Seine Propaganda gilt der Bourgeoisie; sie wendet sich an jene Elemente derselben, die für den Sozialismus nicht oder noch nicht zu gewinnen sind; die, aus welchen Ursachen immer, dem Klassenkampf des Proletariats verständnißlos oder mit Abneigung gegenüberstehen, die aber doch das Bedürfniß haben, ihr Scherflein beizutragen zur Besserung der heute für die weitesten Kreise unerträglich gewordenen sozialen Verhältnisse, die von dem allgemeinen Reformdrang mit ergriffen sind. Gar manches wird unter diesen bürgerlichen Reformern angestrebt, das den Klasseninteressen des Proletariats entschieden schädlich ist. Die Bodenbesitzreform gehört nicht dazu. Erwarten wir auch von ihr bei weitem nicht die wohlthätigen Folgen für das Proletariat, die Herr Flürscheim in Aussicht stellt; hielten wir auch eine Konzentrirung der Kräfte der Arbeiterklasse auf die Bodenbesitzreform-Bewegung für eine schädliche und entschieden zu bekämpfende Kraftverschwendung, so gestehen wir gerne zu, daß die Verstaatlichung des Grund und Bodens zu den wenigen Reformen gehört, die innerhalb des Rahmens der modernen Produktionsweise dem Proletariat eine Erleichterung schaffen, und kein Hinderniß seines Emanzipationskampfes bilden. Die Sozialdemokratie darf es mit Freuden begrüßen, wenn die Kräfte des bürgerlichen Reformdranges, der ihr feindlich oder mißtrauisch gegenübersteht, der Bodenbesitzreform dienstbar gemacht werden. So lange die daraufhin abzielende Bewegung eine bürgerliche bleibt, so lange sie von der Propaganda im Proletariat sich fern hält, darf sie, das glauben wir versichern zu können, der Sympathien der Sozialdemokratie gewiß sein.

Mehr sollen die Bodenbesitzreformer in ihrem eigenen Interesse nicht von der Sozialdemokratie verlangen.

N. G. Tschernischewsky.

Von

G. Plechanoff.

V.

Der linke Flügel der Hegelianischen Schule, dem auch N. G. Tschernischewsky gleich seinen Vorgängern angehörte, schloß sich bekanntlich in seiner weiteren Entwicklung dem Sozialismus an. Dies that auch die russische Linke der Hegelianer. Schon Bielinsky begeisterte sich für den Sozialismus. In seinen Werken finden wir Stellen, die ein für die damalige Zeit sehr tiefes Verständniß des Verhältnisses des westeuropäischen Proletariats zur Bourgeoisie bekunden*). Tschernischewsky war in dieser Hinsicht, wie in allen andern, der wahre und unmittelbare Fortsetzer Bielinsky's. Es versteht sich von selbst, daß er weiter als Bielinsky ging. Er begeisterte sich nicht nur für den Sozialismus, sondern er studirte auch eingehend die ihm zugängliche sozialistische und ökonomische Literatur. Er sprach vom Sozialismus nicht nur gelegentlich in Aufsätzen, die andern Fragen gewidmet waren. Nein, seine literarische Thätigkeit war fast ausschließlich auf die Verbreitung der sozialistischen Lehren im russischen lesenden Publikum gerichtet. Daher ist es unsere Pflicht, Tschernischewsky's Verhältniß zum europäischen Sozialismus möglichst ausführlich zu karakterisiren.

Wer jetzt von Sozialismus spricht — der spricht von der Marx'schen Lehre, oder er sagt nichts, was unsere Aufmerksamkeit verdient. Zu der Zeit aber, in welche die entscheidendsten Jahre der Entwicklung Tschernischewsky's fallen (Ende der Vierziger, Anfang der Fünfziger), war dieses noch nicht der Fall. Marx' Lehre war noch nicht die herrschende, sie befand sich noch im Stadium der Bildung, des sich Ausarbeitens, und schöpfte Kräfte aus dem Kampfe mit andern sozialistischen Theorien. Die wichtigsten Werke der Marx'schen Richtung waren noch nicht im Druck erschienen. Damals durfte man sich noch für einen Sozialisten halten, ohne von Marx die geringste Idee zu haben. Damals war noch der Einfluß der jetzt als Utopisten bezeichneten Sozialisten sehr stark, hauptsächlich der Fourier's und Owen's. Bei allen begabten Sozialisten der damaligen Zeit machte sich noch ihr Einfluß fühlbar, und diese entwickelten selbständig die Theorien ihrer Lehrer, indem sie aus denselben die unwissenschaftlichen phantastischen Elemente entfernten. Tschernischewsky war in einer eben solchen Lage. Wir sagten schon, daß er nicht die geringste Ahnung von den Schriften der Marx'schen Schule hatte. Zwar las er, nach Bielinsky, mit Entzücken die Pariser „Deutsch-französischen Jahrbücher", die Arnold Ruge in Gemeinschaft mit Marx und Engels herausgab. Doch war die Wirkung dieser Zeitschrift auf das russische Publikum nicht derart stark, um endgiltig die Richtung der russischen sozialistischen Ideen zu bestimmen. Noch lange, sehr lange, ja länger als es für sie gut war, entwickelten sich diese Ideen fort, ohne von Marxens wissenschaftlichen Arbeiten beeinflußt zu sein. Es ist nicht zu verwundern, daß Tschernischewsky bei Ausarbeitung seiner sozialistischen Anschauungen die neueste Richtung des Sozialismus nicht berücksichtigte, die schon früh in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung keine unbedeutende Rolle spielte und die seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre die ganze europäische arbeitende Klasse beherrschte. Als ein Mann, der eine richtige wissenschaftliche Bildung genossen hatte, stand Tschernischewsky den wunderlichen Phantasien ganz fremd gegenüber, die in

*) Siehe z. B. seinen Aufsatz über Eugen Sue im VII. Bande seiner Werke.

Fourier's Lehre mit genialen Gedanken über die Geschichte und die jetzige Lage der Menschheit verwebt sind. Zu St. Simon's Lehren verhielt er sich immer sehr kritisch. Robert Owen, der heilige Greis, wie ihn Lopuchow im Roman „Was thun?" nennt, war unserm Tschernischewsky immer eine sehr sympathische Erscheinung. Doch der nüchterne Geist unseres Autors erlaubte ihm selten, in Owen's Hoffnung auf eine Hebung der bedrückten Mehrheit durch die herrschende Minorität zu schwelgen. In seinem Studium der europäischen sozialen Verhältnisse kam Tschernischewsky, ohne es zu wollen, zu demselben Resultate, das später die Grundlage des Programms der Internationale wurde, und das da lautet: Befreiung der Arbeiter durch die Arbeiter selbst. Dessenungeachtet herrscht in den Anschauungen unseres Autors über die historische Aufgabe der arbeitenden Klasse eine große Unklarheit, die dem jetzigen Leser sehr auffallend erscheinen muß. Tschernischewsky greift nicht das Proletariat aus der gesammten Masse des leidenden und bedrückten Volkes heraus. Für die Benennung der arbeitenden Klasse, die sich mit ihren eigenen Kräften befreien soll, bedient sich Tschernischewsky eines Ausdrucks, der sehr karakteristisch für einen russischen Schriftsteller ist und der gleichzeitig all die Unklarheit seiner Vorstellung von der Rolle des Proletariats in der europäischen Geschichte bekundet. Tschernischewsky nennt die arbeitende Klasse Europas *das gemeine Volk*, und stellt sich deren Bedürfnisse und deren Aufgaben beinahe so vor, wie etwa ein gebildeter und humaner Russe die Bedürfnisse und Aufgaben des russischen *gemeinen Volkes* begreifen würde. In einem seiner Aufsätze, der übrigens in der Hitze der Polemik geschrieben war, welche durch die Frage der Bauernemanzipation hervorgerufen wurde, versteigt sich unser Autor bis zu folgenden sonderbaren Vorstellungen über die Anschauungen der europäischen Demokraten. Er behauptet, daß die politische Freiheit für die Masse des Volkes von gar keiner Bedeutung sei und daß daher die Vertreter der Volksinteressen sich sehr gleichgiltig der Politik gegenüber verhalten können. Folgenderweise definirt er die politischen Anschauungen der Liberalen einerseits und der „*Demokraten*" andererseits*). „Bei den Liberalen und den Demokraten sind die ursprünglichen Wünsche, die Hauptziele, sehr verschieden. Die Demokraten beabsichtigen die Vorherrschaft der höheren Klassen über die niederen im Staate möglichst aufzuheben: sie wollen einerseits die Kraft und den Reichthum der höheren Klassen vermindern, andererseits mehr Einfluß und Wohlhabenheit den niederen Klassen verschaffen. *Es bleibt ihnen ganz gleich***), durch welche Mittel die Gesetze zu ändern und die neuen Gesellschaftsordnungen zu stützen sind. Die Liberalen dagegen werden nie zugeben, daß die niederen Klassen das Uebergewicht in der Gesellschaft bekommen, weil diese Klassen in Folge ihrer Unwissenheit und Armuth sich ganz gleichgiltig gegenüber den Interessen verhalten, die für die Liberalen die höchsten sind, nämlich gegenüber dem Rechte der freien Meinungsäußerung und der konstitutionellen Ordnung. Für einen Demokraten steht Sibirien, wo das gemeine Volk wohlhabend ist, viel höher als England, wo der größte Theil des Volkes bittere Noth leidet. Von allen politischen Formen ist ein Demokrat nur einer einzigen unversöhnlich feind — der Aristokratie (und dem Absolutismus? Pl.); ein Liberaler findet immer, daß die Gesellschaft nur dann eine liberale Verfassung erhalten kann, wenn sie in einem gewissen Grade aristokratisch ist. Daher empfinden die Liberalen für die Demokraten den tödtlichsten Haß, und sie behaupten, daß die Demokratie zur Tyrannei führt und der Freiheit verderblich ist."***) Der Aufsatz, dem wir diese Zeilen entnehmen, war geschrieben, wie wir sagten, in der Hitze der Polemik über die Bauernfrage. Es ist

*) Man darf nicht vergessen, daß es in Folge der Zensur sehr schwer fiel, von Sozialisten zu sprechen. Pl.

**) Die Hervorhebung mit gesperrter Schrift geschieht durch uns. Pl.

***) Der Kampf der Parteien in Frankreich unter Ludwig XVIII. und Karl X. Abgedruckt in der dritten Lieferung der „Russischen Sozialdemokratischen Bibliothek". Genf 1875. S. 56.

sehr möglich, daß Tschernischewsky ihn, so zu sagen ad usum delphini schrieb, um der russischen Regierung zu verstehen zu geben, daß sie die russischen Demokraten nicht zu fürchten habe, deren ganze Aufmerksamkeit wirklich eine Zeit lang auf die ökonomische Lage der zu befreienden Bauern konzentrirt war. Später, besonders in seinen „Briefen ohne Adresse", spricht Tschernischewsky eine andere Ansicht über die Bedeutung der politischen Freiheit für das Wohl der Völker aus. Doch bleibt die oben angeführte Meinung als eine sehr karakteristische Thatsache in der Geschichte des russischen politischen Bewußtseins bestehen. Sie mußte zweifellos ihren Einfluß auf die heranwachsende russische Demokratie üben, welche bis zu Ende der siebziger Jahre immer noch die tiefste Verachtung für die „Politik" hegte. Natürlich erklärt sich dies nicht blos aus dem Einfluß Tschernischewsky's — in dieser Hinsicht that das ihrige Bakunin's anarchistische Propaganda. Doch das Wankende und Unbestimmte in den politischen Anschauungen des geliebten Lehrers der russischen Jugend trug gewiß auch ihr Theil bei zu den späteren Irrfahrten der russischen Revolutionäre nach einem Programme. Daß Tschernischewsky's Anschauungen über die politischen Aufgaben des europäischen Proletariats sich nie durch eine große Klarheit auszeichneten, beweist am besten seine Aeußerung über die Bedeutung des allgemeinen Wahlrechts. Wir entnehmen diese Aeußerung seinem Artikel „Die Juli-Monarchie", der schon 1860 geschrieben ward, d. h. zu der Zeit, wo Tschernischewsky schon vollkommen enttäuscht über das Verfahren der Regierung in der Bauernfrage, nichts mehr ad usum delphini schreiben mochte. Unter anderem wendet sich Tschernischewsky in diesem Artikel an die „besten Männer", die dem allgemeinen Wahlrecht alle Bedeutung absprachen, als sie sahen, daß nur Reaktionäre und Obskuranten von der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Frankreich profitirten. Tschernischewsky beruhigt sie, aber nicht mit der Einwendung, daß die Reaktionäre und die Obskuranten die ihnen günstigen Resultate des allgemeinen Wahlrechts erst nach dem Niedermetzeln der Juni-Insurgenten hatten erlangen können. Er sagt ihnen nicht, daß das allgemeine Stimmrecht unbedingt für die politische Erziehung der arbeitenden Klasse nothwendig sei. Er verweist einfach auf den Stumpfsinn der Bauern. „Das direkte Resultat des Dekrets (welches das obengenannte Recht in Frankreich einführte) — sagt er, „widersprach den Erwartungen aller ehrlichen Franzosen. Nun, und was kam dabei heraus? War dieses Dekret denn von gar keinem Nutzen für die französische Gesellschaft? Jetzt sah man, daß die Unwissenheit der Bauern Frankreichs Verderben ist. So lange sie nicht stimmfähig waren, kümmerte sich Niemand um dieses furchtbare Uebel. Niemand sah, daß der Grund aller Rückständigkeiten in der französischen Geschichte immer die Unwissenheit der Bauern war. Es war eine geheime Krankheit, die ohne Heilung blieb; doch erschöpfte sie den ganzen Organismus. Als die Bauern das Wahlrecht erhielten, sahen alle endlich, woran die Sache lag. Man sah, daß nichts wahrhaft Nützliches in Frankreich durchgeführt werden kann, so lange nicht die ehrlichen Männer die Erziehung der Bauern ernstlich vornehmen werden. Jetzt wird es gethan, und diese Arbeit bleibt doch nicht ganz fruchtlos. Früher oder später werden die französischen Bauern klüger werden, und dann wird der Fortschritt für Frankreich leichter von statten gehen. Seien wir also ruhig: wenn auch das allgemeine Wahlrecht sich bei der Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung in Frankreich nicht behaupten konnte, wenn auch die bitteren Früchte, die jenes Dekret mit sich brachte, das allgemeine Wahlrecht von der öffentlichen Meinung verwerfen ließen, so brachte doch dasselbe bei großem direkten Schaden indirekt einen unvergleichlich höheren Nutzen mit sich." *)

Es ist hier, wie wir sehen, weder vom Klassenkampf in der französischen Gesellschaft, noch von der revolutionären Rolle des französischen Proletariats die Rede.

*) „Die Juli-Monarchie" in der „Russischen Sozialdemokratischen Bibliothek". Genf 1876. S. 58—59.

Unser Autor hofft nur auf etwaige ehrliche Männer, die sich mit der Erziehung der Bauern abgeben, und dann wird „der Fortschritt in Frankreich schon leichter von Statten gehen". Das klingt zu unserer Zeit sehr sonderbar. Aber man muß bedenken, daß das Proletariat für Tschernischewsky „das gemeine Volk" war, welches sich sehr wenig durch seine Eigenschaften, durch sein Streben und durch seine Aufgaben von andern Schichten der arbeitenden Bevölkerung unterschied. Wenn auch Tschernischewsky in der eigenthümlichen Lage des europäischen Proletariats ein revolutionäres Moment erblickte, so bestand es für ihn doch nur in der Unzufriedenheit, welche die ökonomischen Uebel unter den Arbeitern hervorriefen. Da aber alle anderen Schichten der arbeitenden Bevölkerung auch keine geringe Noth leiden, so scheint ihm die revolutionäre Gesinnung in ihrer Mitte ebenso natürlich zu sein, wie in der Mitte des Proletariats. Als Tschernischewsky die russische Landgemeinde mit ihrem Gemeineigenthum an Grund und Boden vertheidigte, so hob er unter andern Vortheilen auch den hervor, daß sie Rußland von „der Seuche des Proletariats" errettet. Es scheint aber doch, daß er sich oftmals der Worte von Reaktionären von dem Kaliber eines Haxthausen oder Tengoborsky erinnerte, die da versicherten, daß die „Seuche des Proletariats" die Ursache aller revolutionären Bewegungen im westlichen Europa sei; und deshalb stiegen in ihm Zweifel über den Nutzen auf, welchen die Verhütung dieser „Seuche" der Sache der russischen Fortschrittsbewegung bringen könnte. Diese Zweifel beschwichtigte er aber durch folgende Erwägungen: „Obwohl die Grundeigenthümer bei uns (in Rußland) immer den Grund und Boden als Gemeineigenthum inne hatten, so scheinen sie doch nicht immer in der Geschichte mit einem so unbeweglichen Karakter behaftet zu sein, welchen Tengoborsky in ihnen zu sehen vermeinte, indem er sich zu sehr auf die banalen Phrasen über die Unbeweglichkeit des Bauers im westlichen Europa verließ und dann diese unbewiesene Behauptung auch auf den russischen Bauer anwendete. Wir brauchen hier nicht den Karakter des europäischen Bauern auseinanderzusetzen. Wir erinnern nur daran, daß die Kosaken meistens von Bauern stammten, und daß vom Anfange des 17. Jahrhunderts an fast alle dramatischen Episoden der Geschichte des russischen Volkes durch die Energie der Bauernbevölkerung hervorgerufen wurden." Hier werden, wie wir sehen, die Bauernkriege in ihrem Karakter den revolutionären Bewegungen des modernen Proletariats gleichgestellt — eine Verwechslung, die bei einem modernen Sozialisten kaum möglich ist.

In den Augen der jetzigen Sozialisten sind die revolutionären Bewegungen der arbeitenden Klasse das Resultat des Klassenkampfes in einer Gesellschaft, die auf der Basis der Großindustrie beruht. Dem modernen Sozialisten bietet die weitere Entwicklung dieser Industrie die Gewähr für den Sieg seiner Sache. Nicht so stellte sich Tschernischewsky dieser Frage gegenüber. Seine Anschauungen darüber haben noch eine unzweideutig idealistische Färbung.

Folgendermaßen urtheilt er über diesen Gegenstand in seiner Rezension des Bruno Hildebrandt'schen Buches „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft": „Das, was wahrhaft menschlich, wahrhaft vernünftig ist, wird bei allen Völkern Sympathie finden.... Die Vernunft bleibt eine und dieselbe unter allen Breiten und Längen, bei allen, ob schwarz- ob weißhäutigen Menschen. Natürlich leben in den amerikanischen Steppen andere Menschen als in den russischen Dörfern, und auf den Sandwichs-Inseln wohnen Leute, die sehr wenig Aehnlichkeit mit den englischen Gentlemen haben; aber wir glauben, der russische Bauer, sowie der Wilde und der hochgestellte römische Kardinal wollen essen; indeß, um essen zu können, müssen sie auch etwas haben. Das Streben nach Verbesserung der Lage ist die wesentlichste Eigenschaft der ganzen Menschheit. Wenn die neuen Theorien der menschlichen Natur zuwider wären, so würden sie nicht die Grenzen des Landes und den Kreis der Menschen überschritten haben, denen es einfiel, sie zu erfinden; und es würden

nicht alle Völker der gebildeten Welt diesen Theorien zuneigen." *) Es ist kaum nöthig, zu wiederholen, daß alle Völker der gebildeten Welt nicht deshalb dem Sozialismus zuneigen, weil er der „menschlichen Natur" entspricht (das würde noch gar nichts beweisen), sondern einzig darum, weil er der Natur der ökonomischen Verhältnisse der jetzigen zivilisirten Menschheit entspricht.

Welche Vorstellungen machte sich nun Tschernischewsky bei solchen Anschauungen über den Sozialismus von den praktischen Aufgaben einer sozialistischen Partei? Dank der Zensur konnte er nur selten über diesen Gegenstand schreiben; doch äußerte er sich so bestimmt darüber, daß in Bezug hierauf nur in Einzelheiten Zweifel aufkommen können; der allgemeine Karakter seines praktischen Strebens ist hinlänglich klar. Bemerken wir nur im Voraus, daß Tschernischewsky Dank seinem nüchternen Geiste und seinem immerwährenden Streben für praktische Thätigkeit nicht zu denjenigen Sozialisten gehören konnte, die da von der Menschheit fordern, daß sie ihre Utopien in Bausch und Bogen annehme, und alle einzelnen ökonomischen Reformen für fruchtlos oder gar für entschieden schädlich halten. Derart sind z. B. die jetzigen Anarchisten — wenn es erlaubt ist die Anarchisten Sozialisten zu nennen, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne dieses Wortes. Beißend verlacht Tschernischewsky solche Phantasten. „Im Namen höherer Ideale jede, wenn auch nicht ganz vollkommene Verbesserung der Wirklichkeit von sich weisen — das hieße schon zu viel idealisiren und sich an fruchtlosen Theorien ergötzen." Nach seiner Meinung schließen derartige Menschen, die solchen ergötzlichen Spielereien zugethan sind, meistens damit ab, „daß sie nach großen Anstrengungen zur Erreichung ihres Ideals so tief fallen, daß ihnen dann überhaupt gar kein Ideal mehr vorschwebt." Das heißt in Bezug auf die jetzigen Anarchisten den Nagel auf den Kopf treffen. Doch dies hier nur nebenbei. Sehen wir nun, wie Tschernischewsky selbst die vom sozialistischen Standpunkt aus möglichen und nützlichen Reformen beurtheilte.

Es ist bekannt, daß die jetzigen Sozialdemokraten nicht nur nicht den einzelnen ökonomischen Reformen alle Bedeutung absprechen, sondern diese ausdrücklich fordern. Die von ihnen in verschiedenen Ländern angenommenen Programme der Einzelreformen, oder der sogenannten Minimalforderungen, sind aufs engste mit ihren Endzielen verbunden. Diese, den Regierungen abverlangten Reformen sollen ihnen die Erreichung ihres Endziels erleichtern; sie sollen eine Reihe aufeinanderfolgender Siege der Oekonomie der Arbeit über die Oekonomie des Kapitals sein. Tschernischewsky begriff wohl, daß die von den Sozialisten geforderten Reformen mit ihren Endzielen übereinstimmen müssen. Aber er stellte sich das Endziel des Sozialismus nicht so klar vor, wie die heutigen Sozialdemokraten. Der Triumph des Sozialismus schob sich in seinen Vorstellungen in eine ganz unbestimmte Ferne hinaus, er mußte das Resultat der „Erfahrungen von vielen Jahrhunderten" der Menschheit sein. Daher konnte sich auch das Programm der von ihm gewünschten Einzelreformen nicht durch klare Bestimmtheit auszeichnen. Ueberhaupt kann man sagen, daß Tschernischewsky, da er sich die sozialistische Verfassung als eine Art Assoziation vorstellte, alles das vertheidigte, worin er nur eine Spur von Assoziation fand. Weil er in der russischen Feldgemeinschaft ein Erleichterungsmittel für die Einführung der Assoziationen sah, trat er auch für dieselbe ein. Die Landkommune schien ihm eine fertige historische Grundlage für die Boden-Assoziationen zu sein. Die Einführung von Assoziationen empfiehlt er auch den russischen Sozialisten in seinem Roman „Was thun?". Sehr interessant ist die historische Thatsache, daß die Propaganda zu Gunsten der Assoziationen gleichzeitig in Rußland und in Deutschland betrieben wurde. Im Jahre 1863 erschien Tschernischewsky's Roman, und mit ihm beginnt in Rußland eine Reihe von Versuchen zur Einrichtung von Produktiv-Assoziationen. In demselben Jahre

*) „Sowremennik", März 1861. Neue Bücher, S. 71.

1863 empfiehlt Lassalle die Assoziationen den deutschen Arbeitern als das einzige Mittel, ihre Lage zu verbessern. Aber was für ein Unterschied zwischen der Aufstellung dieser Forderung in Rußland und in Deutschland! Im Tschernischewsky'schen Roman, der für einige Zeit den russischen Sozialisten als Programm diente, beschäftigen sich mit der Einrichtung der Assoziationen einzelne humane, gebildete Menschen: Vera Pawlowna und ihre Freunde. In diese Sache wird sogar ein aufgeklärter Geistlicher Merzalow hineingezogen, der, wie er sich selbst ausdrückt, die Rolle eines „Schildes" für die von Vera Pawlowna eingerichteten Werkstätten spielt. Keine Silbe steht im Roman von einer politischen Selbstthätigkeit der Klasse, die an der Einführung solcher Assoziationen am meisten interessirt ist. Davon sprachen auch mit keiner Silbe die Männer der sechziger Jahre, die das von Tschernischewsky empfohlene Programm zu verwirklichen suchten. Das erste Wort der Lassalle'schen Agitation war im Gegentheil die Verweisung der Arbeiter auf die für sie unumgängliche politische Selbstthätigkeit. Lassalle forderte von den Arbeitern, daß sie sich zu einer besondern politischen Partei zusammenschlössen, und dann sollten sie, nachdem sie einen politischen Einfluß errungen hätten, die Regierung zwingen, ihnen das für die Einführung der Assoziationen nöthige Geld zu geben. Im Lassalle'schen Vorschlag hatte die Einführung von Assoziationen einen weiten sozialen Karakter. Den Assoziationen, die von einzelnen aufgeklärten Personen gegründet werden, sprach Lassalle alle Bedeutung ab. Im Vergleich zu Lassalle erscheint Tschernischewsky in seinem Roman als ein wahrer Utopist. Gegenüber Tschernischewsky ist Lassalle der ächte Vertreter des neuesten Sozialismus. Dieser Unterschied erklärt sich nicht aus der höheren geistigen Begabtheit Lassalle's gegenüber Tschernischewsky. Man kann entschieden behaupten, daß Tschernischewsky an Geist Lassalle keineswegs etwas nachgab. Aber der russische Sozialist war ein Kind eines Landes, dessen politische und ökonomische Zurückgebliebenheit allen seinen praktischen Plänen und sogar vielen theoretischen Anschauungen einen utopistischen Karakter verlieh. In seinen praktischen Plänen über die Einführung von Genossenschaften stand er einem Schultze-Delitzsch viel näher, als einem Lassalle. Doch andererseits müssen wir bemerken, daß Lassalle in seinen praktischen Plänen allerdings einem Tschernischewsky gegenüber als wahrer Repräsentant des neuesten Sozialismus genannt werden kann, daß aber die wahren Vertreter und Gründer des neuesten Sozialismus, Marx und Engels, fanden, daß auch Lassalle's Pläne nichts anderes als Utopien wären. Sie versagten ihren Beistand dem berühmten Agitator eben darum, weil sie in der deutschen Arbeiterklasse keine Neigung zu ökonomischen Utopien nähren wollten.

Die für Tschernischewsky's Entwicklung entscheidendsten Jahre fallen gerade mit der Epoche zusammen, wo das europäische Proletariat, welches nach der 1848er Revolution niedergestampft war, kein politisches Lebenszeichen von sich gab. Tschernischewsky beobachtete das Proletariat aus der Ferne, und da er keine Möglichkeit gehabt hatte, in der vorhergehenden Epoche sich selbst durch persönliche Beobachtung von dessen Bewegungen zu unterrichten, hatte er auch natürlich keine Veranlassung, sich in die historische Rolle desselben hineinzudenken. Wenn er auch prinzipiell zugab, daß das Proletariat sich durch eigene Kräfte befreien sollte, neigte er doch zuweilen sehr befremdenden praktischen Plänen zur Linderung der Lage desselben zu. Wir deuten hier auf einen Artikel, der in dem Maiheft des „Sowremennik" für 1861 in dem Abschnitte für fremde Literatur abgedruckt war. Es ist sehr möglich, sogar wahrscheinlich, daß Tschernischewsky persönlich diesen Aufsatz nicht geschrieben hat. Aber da dieser eine ökonomische Frage behandelte, und im „Sowremennik" alles, was nur irgendwie ökonomische Fragen berührte, durch Tschernischewsky's Hände ging, so hätte er natürlich nicht gedruckt werden können, wenn er den Anschauungen unseres Schriftstellers widersprochen hätte. Jedenfalls kann dieser Artikel als sehr karakteristisch für die Anschauungen des

Kreises des „Sowremennik“ über die soziale Frage bezeichnet werden. Der Aufsatz beginnt mit der sehr treffenden Bemerkung des Autors, daß das Proletariat eine ausschließlich nur der neuesten Geschichte eigenthümliche Erscheinung sei. „Erst im jetzigen Jahrhundert erscheint es (das Proletariat) in Westeuropa als ein bewußtes selbständiges Ganzes. Vor dem 19. Jahrhundert gab es vielleicht mehr Arme als jetzt, welche Unterstützung erheischten, aber von einem Proletariat konnte nicht die Rede sein. Dieses ist die Frucht der neuesten Geschichte.“ Weiter bemerkt der Autor sehr richtig, daß die Frauenarbeit in der Industrie das Unterpfand für die Befreiung der Frau sei. Jeder, der das liest, könnte glauben, daß er es hier mit einem Mann zu thun hat, der ganz auf dem Standpunkte des neuesten Sozialismus steht. Man wird aber sofort enttäuscht, wenn er von den praktischen Mitteln zur Verbesserung der Lage der Proletarier spricht. Bei Besprechung der Lage der Lyoner Seidenweber will unser Autor nämlich diese durch eine „Dezentralisation der Produktion“, durch Errichtung von Werkstätten außerhalb der Stadt, durch Verbindung des Weberhandwerks mit der Landwirthschaft retten. Nach seiner Meinung wird eine solche Vereinigung sehr bedeutend den Wohlstand des Arbeiters heben. Eine andere Quelle für die Hebung des Wohlstandes der Weber liegt nach seiner Meinung in der Billigkeit der Rohmaterialien in den Dörfern. Hier seine eigenen Worte: „Der Anfang der Befreiung des Lyoner Arbeiters von der Tyrannei seines Patrons ist die Gründung einer eigenen Werkstätte außerhalb der Stadt. Wie aber dies durchführen? Woher kriegt er das nöthige Geld? Auf Meister und Fabrikanten kann man nur in Ausnahmsfällen rechnen, und daher muß also der Staat seinen Beistand, sein Geld, hergeben. Nur wenn die Regierung dem Lyoner Proletarier Kredit giebt, kann dieser sich von der Ausbeutung seiner Arbeit durch den Kapitalisten befreien, und sich auf eigene Füße stellen.“ Der Autor fürchtet aber, daß die Arbeiter nicht auf das Land werden ziehen wollen. „Das Stadtleben bietet vielen Arbeitern angenehme Seiten, die sie im Landleben nicht finden werden.... Das ist aber ein vorübergehendes Uebel. Man darf natürlich nicht erwarten, daß alle Arbeiter auf einmal aus Lyon in die umliegenden Ortschaften übersiedeln werden; doch hat man auch keinen Grund daran zu zweifeln, daß der Nutzen einer solchen Uebersiedelung den Arbeitern mehr und mehr zum Bewußtsein kommen wird. Einige gute Beispiele, — und der Arbeiter wird den Ausweg aus seiner gegenwärtigen traurigen Lage schon sehen. Für den Anfang wird es genügen, wenn sich kleine Wirthschaften und Werkstätten einzelner Familien bilden; später wird es nicht mehr schwer fallen, zur Gründung von Genossenschaften und zur Einführung von Fabriken mit mechanischen Motoren auf gemeinsame Rechnung zu schreiten.“ *)

In Tschernischewsky's Zeitschrift macht dieser Vorschlag einen unerquicklichen Eindruck. Man sieht, daß weder der Autor, noch die Redaktion der Zeitschrift sich darüber klar waren, auf welche Weise sich die Arbeiter durch eigene Kraft befreien werden. Für die modernen Sozialdemokraten ist die Sache ganz klar: die ökonomische Befreiung des Proletariats wird eine Folge seiner politischen Herrschaft sein, wenn es sich der politischen Gewalt bemächtigt hat. Der Autor des obenangeführten Vorschlags zu Gunsten der ökonomischen Befreiung der Lyoner Weber ertheilt die Hauptrolle bei dieser Emanzipation der Regierung Napoleons III. Diese sollte, wie der Autor meint, die Initiative ergreifen, um die Arbeiter nach und nach an den Gedanken einer Uebersiedelung in die Dörfer zu gewöhnen. Die Arbeiter sollten also nur als vollkommen passives Objekt der wohlthätigen Einwirkung der bonapartistischen Regierung dastehen. Dies widerspricht grundsätzlich den Anschauungen der Sozialdemokraten, — ganz abgesehen von der ökonomischen Seite des Vorschlags, die keines Kommentars bedarf. Das Erscheinen solcher Vorschläge in den

*) „Sowremennik“ 1861, Mai. Fremde Literatur, S. 22—23.

Blättern des „Sowremennik“ war freilich verständlich, erklärlich und natürlich. Wir sahen schon, wie Tschernischewsky über das allgemeine Wahlrecht dachte. Er betrachtete es nicht als eine nothwendige Waffe des Proletariats in seinem Kampfe gegen die Bourgeoisie. Wer aber keinen klaren Begriff hat von der Bedeutung des allgemeinen Wahlrechts in diesem Kampfe, der ist sich noch über alle politischen Aufgaben desselben überhaupt im Unklaren, dem fehlt noch die Einsicht in die Nothwendigkeit einer Vereinigung des Proletariats zu einer besonderen politischen Partei, die sich in der Zukunft der politischen Gewalt bemächtigen soll. Und daher wird ein solcher, wenn auch noch so ehrlicher Vertreter der Sache der arbeitenden Klasse nothwendig immer schwanken, sobald es sich um die Ergreifung praktischer Maßregeln zur Verbesserung der Lage der Arbeiter handeln wird. Er wird von ganzem Herzen mit ihrer revolutionären Bewegung sympathisiren; in ruhigen Zeiten wird er aber nicht zögern, die Sache der Verbesserung ihrer Lage den Händen der gerade bestehenden Regierungen anzuvertrauen; da er die politischen Aufgaben der Arbeiter nicht klar begreift, kann er um so weniger die Bedeutung ihrer politischen Selbständigkeit begreifen. Ueberhaupt kann man sagen, daß derjenige die modernen Aufgaben des Proletariats am besten versteht, der vernünftig die Taktik dieser Klasse in ruhigen, friedlichen Zeiten begreift. Um mit einem revolutionären Ausbruch von Seiten der Arbeiter zu sympathisiren, genügt es, an der Aufrechthaltung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung nicht interessirt zu sein. Um aber klar die Taktik zu begreifen, der die Arbeiter zu einer Zeit folgen sollen, wo es keine Revolution giebt und auch keine Aussicht auf eine solche vorhanden ist, muß man die Aufgaben, die Bedingungen und den Lauf der Emanzipationsbewegung der arbeitenden Klasse sehr deutlich erfaßt haben. Tschernischewsky sah dies alles noch unbestimmt, und dies erklärt auch, wie in den Blättern des „Sowremennik“ Pläne, wie der oben angeführte, erscheinen konnten.

Es ist merkwürdig, daß unser Autor, obwohl er sehr energisch für die Einmischung des Staates in die ökonomischen Verhältnisse der verschiedenen sozialen Klassen eintritt, doch nirgends von einer gesetzlichen Einschränkung des Arbeitstags spricht. Dieser Umstand hatte für ihn, scheint es, gar keine Bedeutung, oder, besser gesagt, er dachte gar nicht darüber nach.

Nun haben wir genügend N. G. Tschernischewsky's sozialistische Anschauungen besprochen. Für den Leser, dem die europäische sozialistische Bewegung und die europäische sozialistische Literatur bekannt ist, wird es nicht ohne Interesse sein zu erfahren, daß Tschernischewsky in Proudhon „den wahren Repräsentanten der geistigen Höhe“ sah, „welche der gemeine Mann im westlichen Europa erreicht hat“. Tschernischewsky war keineswegs ein Verehrer Proudhon's. Er bemerkte wohl seine schwachen Seiten, sein Wanken, seine Inkonsequenzen. „Doch in allem diesem sehen wir wiederum nur die allgemeinen Züge der geistigen Lage, in der sich jetzt der europäische gemeine Mann befindet. Dank seiner gesunden Natur, seiner herben Lebenserfahrung, begreift eigentlich der europäische gemeine Mann die Sachen unvergleichlich besser, richtiger und tiefer, als die Menschen der besser situirten Klassen. Aber zu ihm gelangten noch nicht jene wissenschaftlichen Anschauungen, die am besten seiner Lage, seinen Neigungen, seinen Bedürfnissen entsprechen, und die mit der jetzigen Höhe der Kenntnisse im Einklange stehen.“*) Von welchem „gemeinen Mann“ spricht hier Tschernischewsky? Versteht er darunter die Bauern, die kleinen selbständigen Handwerker, oder die Proletarier im wahren Sinne dieses Wortes? Er spricht von allen diesen im Allgemeinen, er macht keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Schichten der arbeitenden Bevölkerung, denn sie alle verschmolzen in seinem Kopfe, wie wir schon sahen, zu der einzigen Vorstellung eines „gemeinen Volkes“. Die modernen Sozialisten fassen

*) „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie“, S. 21—24.

die Sachen anders auf. Schon im Jahre 1848 hoben Marx und Engels in ihrem „Kommunistischen Manifest" den schroffen Unterschied zwischen Bauern und Handwerkern einerseits, und dem Proletariat andererseits hervor. Für die Verfasser des Manifestes sind die Bauern und die kleinen Handwerker, wenn sie an der ökonomischen Besonderheit ihrer Lage festhalten und sich nicht auf den Standpunkt des Proletariats stellen, nur *Reaktionäre, die das rollende Rad der Geschichte zurückdrehen möchten.* Nur das Proletariat ist für Marx und Engels die wahre revolutionäre Klasse der modernen Gesellschaft. Demgemäß können auch Marx und Engels in Proudhon einen Repräsentanten des „gemeinen Volkes" sehen, aber nur eines „gemeinen Volkes", das noch in der kleinbürgerlichen Produktion steckt. Für Marx war Proudhon's Sozialismus ein Sozialismus der Kleinbürger, oder, wenn man will, ein Sozialismus der Bauern, dieser Kleinbürger in der Landwirthschaft. Marx erklärte die Inkonsequenz und das Wankende der Proudhon'schen Ideen nicht dadurch, daß zu ihm noch nicht das letzte Wort der Wissenschaft gedrungen sei, sondern aus dem Umstande, daß die Vorurtheile und die Voreingenommenheit, die er aus der kleinbürgerlichen Umgebung mitschleppte, ihn unfähig machten, dieses letzte Wort zu verstehen, selbst wenn es auch zu ihm gelangt wäre*). Dieser Unterschied in der Beurtheilung Proudhon's von Seiten Marx' und Tschernischewsky's ist sehr bezeichnend für die Verschiedenheit ihrer Auffassung der gesammten europäischen Arbeiterbewegung.

VI.

Wir haben gesehen, wie sich Tschernischewsky zu „unseren großen europäischen Meistern" verhielt, bei denen jetzt auch die Russen fleißig in die Lehre gehen müssen. Wir wissen auch schon, daß die deutsche Philosophie einen ungeheueren Einfluß auf die Ausbildung der Tschernischewsky'schen Anschauungen hatte. Wir wissen ferner, in welcher Periode ihrer Entwicklung unser Autor sie kennen lernte: das war in der Uebergangsperiode vom Idealismus zum Materialismus. Die materialistische Anschauung erreichte in dieser Uebergangsperiode noch lange nicht die Stufe der Vollkommenheit, Klarheit und Folgerichtigkeit, auf welche sie später durch die Arbeiten eines Marx und Engels gelangte. Und dieser Umstand machte sich in Tschernischewsky's Anschauungen stark bemerkbar. Wenn wir seine Anschauungen mit der Lehre der Schule vergleichen, die sich später aus Feuerbach's Theorie entwickelte, so finden wir in ihnen viele Lücken, viele Unklarheiten und viele Inkonsequenzen. Vom Standpunkt der modernen europäischen Wissenschaft aus können Tschernischewsky's historische und sozialistische Anschauungen in keinem Falle als ausreichend bezeichnet werden. Wer sich jetzt noch an sie halten wollte, der wäre ein wissenschaftlich zurückgebliebener Mensch. Aber wir wollen, indem wir dies schreiben, durchaus nicht unsern großen russischen Schriftsteller tadeln. Seiner Entwicklung war im hohen Maße der Umstand hinderlich, daß er in einem Lande lebte, welches in jeder Hinsicht zurückgeblieben war, und wohin sehr oft die neuesten Entdeckungen und Strömungen der sozialen Wissenschaft gar nicht gelangten; und dabei bot auch das ihn umgebende Leben gar keinen Stoff zu selbständigen Entdeckungen in dieser Richtung. Man soll außerdem nicht vergessen, daß die von Marx und Engels herbeigeführte Umwälzung der sozialen Wissenschaft selbst von den begabtesten Köpfen im westlichen Europa nicht sogleich ihrem Werthe entsprechend geschätzt ward. Lassalle lebte unter Bedingungen, die seiner sozialen und politischen Entwicklung sehr günstig waren, er war gut mit den Begründern des neuesten Sozialismus bekannt; er brauchte sich also nur die von anderen ausgebildeten Ideen anzueignen, die ihm Dank seiner Lebensbedingungen zugänglich waren; und dennoch begegnen wir in seinen Werken den schreiendsten Widersprüchen. In seinen größeren Schriften („Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln", „Das System der erworbenen

*) Siehe „Das Elend der Philosophie".

Rechte") ist er noch durch und durch Idealist und spricht von einer Selbstentwicklung der Begriffe. In seinen agitatorischen Schriften nähert er sich schon mehr dem neuesten Materialismus und erklärt sich mit fast allen seinen Ausführungen einverstanden. Doch herrscht auch in diesen seinen Broschüren viel Unklarheit und Inkonsequenz. Welch eine Menge von Verbesserungen erheischt jetzt sein hervorragendstes polemisches Werk „Bastiat-Schultze"! Doch die Lücken und Widersprüche in Lassalle's Anschauungen verhinderten ihn nicht, sich sehr um die Entwicklung seines Vaterlandes verdient zu machen. Auch Tschernischewsky's unvollkommen ausgebildete Anschauungen waren dem nicht hinderlich. Jetzt, vom Standpunkte eines Marx aus, können wir vieles in Tschernischewsky's theoretischen Ausführungen und praktischen Plänen anfechten. Aber für seine Zeit und sein Vaterland waren auch die Anschauungen im höchsten Grade wichtig und heilsam, welche wir jetzt als irrige bezeichnen müssen, weil sie den russischen Geist weckten, und ihn auf die Bahn drängten, auf welche zu gelangen es ihm in der vorhergehenden Periode nicht gelang: nämlich auf die Bahn des Studiums der sozialen und ökonomischen Probleme. In der politischen Oekonomie, in der Geschichte, sogar in der Aesthetik und in der literarischen Kritik streute Tschernischewsky eine ganze Fülle wichtiger Ideen aus, die bis jetzt noch nicht in ihrem ganzen Umfange von der russischen Literatur verstanden und weiter gebildet worden sind. Um mit wenigen Worten das darzustellen, was Tschernischewsky für Rußlands geistige Entwicklung gethan hat, wollen wir nur eine Thatsache erwähnen, die keiner bestreiten wird, der die russische Literatur, wenn auch nur der letzten dreißig Jahre, kennt. Weder die russischen Sozialisten mit ihrer Unzahl von Fraktionen und Richtungen, noch die legale russische Kritik und Publizistik, gingen einen Schritt weiter, nachdem Tschernischewsky's literarische Thätigkeit aufgehört hatte. In seinen Schriften findet man alle die Ideen und Anschauungen, durch deren Verbreitung die begabtesten der nachfolgenden Schriftsteller so berühmt geworden sind. Diese Schriftsteller verbesserten keineswegs die Tschernischewskyschen Ideen, und sie konnten es auch nicht thun, weil alle die Mängel, welche die Weltanschauung Tschernischewsky's kennzeichneten, ihnen in noch höherem Maße anhafteten. Die schwache Seite der Tschernischewsky'schen Anschauungen war eine Folge seiner Unbekanntschaft mit der neuesten Richtung des philosophischen Gedankens in Europa, mit der Lehre von Marx und Engels. Haben nun aber die literarischen Häupter in der nachfolgenden Periode diese Lehre wirklich gut begriffen? Sie sprachen da von einer Untauglichkeit der westeuropäischen Theorien für Rußland, von einer „subjektiven Methode" in der Soziologie, von besonderen Eigenheiten des russischen ökonomischen Lebens, von den Irrthümern des Westens: sie waren mit einem Worte mehr oder minder bewußte und eifrige Fürsprecher derselben sogenannten „Narodniki-" (Volksthümler-) Lehre, die Tschernischewsky gewiß als ganz unverdauliche Mystik bezeichnet hätte. Nun, da sie sich einmal in die „Narodischestwo" (Volksthümlerei) verirrten, konnte auch den Repräsentanten des russischen geistigen Lebens der Gedanke an eine gründliche Kritik Tschernischewsky's nicht einmal ernstlich einfallen. Mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, vertraten sie im Gegentheil gerade diejenigen seiner Anschauungen, welche fehlerhaft waren und seine Zurückgebliebenheit hinter der europäischen Wissenschaft nur zu sehr bekundeten. Ein merkwürdiges Schicksal haben überhaupt geniale, oder nur begabte Männer, welche einen fühlbaren Einfluß auf die geistige Entwicklung ihres Landes ausüben! Ihre Nachfolger und Verehrer greifen sehr oft gerade ihre Fehler und Irrthümer auf, die sie dann mit dem ganzen Enthusiasmus, den ein großer Name hervorruft, vertreten. Die Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit giebt sehr viele Beispiele einer solchen, auf den ersten Blick wahrhaft wunderlichen Vorliebe der Schüler für

die Fehler ihrer Lehrer. Woran z. B. lehnte sich der rechte Flügel der Hegel'schen Schule an? An die Irrthümer und Inkonsequenzen dieses genialen Philosophen. Was kauten die sogenannten Positivisten mit einer eigenartigen Beharrlichkeit immer und immer wieder? Gerade die scholastische Seite von August Comte's Lehre (mögen uns die Leser die wahrhaft ketzerische Zusammenstellung eines Comte und Hegel verzeihen!). Was hielt die deutschen Lassalleaner von einer Verbindung mit der Fraktion Liebknecht-Bebel ab? Gerade die Vorliebe für Lassalle's politische Fehler und ökonomische Utopien. Die Obskuranten haben wahrlich den menschlichen Geist verleumdet, als sie ihm die Tendenz des ewigen Fortschritts und der ewigen Unzufriedenheit mit dem Existirenden zuschrieben! In der Wirklichkeit ist er der trägste unter allen Konservativen.

Doch kehren wir zu unserem Autor zurück. Da wir schon den allgemeinen Karakter seiner Anschauungen kennen und ebenfalls die guten und schlechten Seiten der ihm eigenthümlichen Auffassungsweise „der erhabenen Ideen der Wahrheit, der Wissenschaft, der Kunst", so können wir uns jetzt sehr leicht von seiner literarischen Thätigkeit Rechenschaft geben.

Wir sagten schon, daß Tschernischewsky während er seine Abhandlung „Ueber die ästhetischen Verhältnisse der Kunst zur Wirklichkeit" schrieb, sich auch nebenbei mit Uebersetzungen und sonstigen literarischen Arbeiten, hauptsächlich für die „Otetschestwennije Zapiski" (Vaterländische Memoiren) beschäftigte. Als seine Abhandlung im Druck erschien, widmete die Redaktion des „Sowremennik", der seit dem Jahre 1847 von Nekrassow und Panajew redigirt ward, ihre volle Aufmerksamkeit dem jungen Autor derselben. Man bot Tschernischewsky an, ständig an dieser Zeitschrift mitzuarbeiten und stellte ihm sogar den ganzen kritischen Theil zur Verfügung. Als später, im Jahre 1859, der „Sowremennik" die Erlaubniß erhielt, über Politik zu schreiben, da redigirte Tschernischewsky auch den politischen Theil. Nekrassow und Panajew haben sich eben darum ein großes Verdienst um die Literatur erworben, daß sie nicht, wie es andere „Freunde Bielinsky's" thaten, den Männern aus dem Wege gingen, die dessen Werk fortsetzten. Es ist selbstverständlich, daß die Redaktion nie bereute, sich mit Tschernischewsky eingelassen zu haben.

Schon im Dezemberheft des „Sowremennik" von 1855 erschien der erste Artikel aus der Reihe der „Umrisse der Gogol'schen Periode der russischen Literatur" welche zu den hervorragendsten Werken Tschernischewsky's gehören, und noch bis jetzt das beste Hilfsmittel für Jeden bleiben, der sich mit der Gogol'schen Periode kritisch bekannt machen will. In diesen Aufsätzen wurde seit dem Jahre 1848, da man Bielinsky als einen verbotenen Schriftsteller betrachtete, das erste Mal sein Name wieder öffentlich, im Druck, genannt. Mit dem Erscheinen der „Umrisse" konnte man mit freudiger Gewißheit, ohne im Mindesten zu übertreiben, sagen, daß dem Bielinsky ein würdiger Nachfolger erstanden sei. Seit dem Auftreten Tschernischewsky's im „Sowremennik" als Kritiker und Publizist, erhielt diese Zeitschrift wieder den ersten Rang unter den russischen periodischen Zeitschriften, der ihr zu Bielinsky's Lebenszeiten schon einmal gehört hatte. Der bessere Theil des lesenden Publikums hörte auf den „Sowremennik" mit großem Interesse und großer Achtung: die neuen literarischen Kräfte fühlten sich zu ihm hingezogen. So z. B. begann seit der Mitte des Jahres 1856 der junge Dobrolinbow in denselben zu schreiben. Die jetzige Generation kann sich schwer vorstellen, wie groß damals in Rußland die Bedeutung der Journalistik war. Jetzt ist schon die öffentliche Meinung bedeutend über die Journalistik hinausgewachsen; doch in den vierziger Jahren hielt sie noch kaum mit derselben Schritt. Das Ende aber der fünfziger und der Anfang der sechziger Jahre ist die Periode der größten Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung mit der Journalistik und die Periode des größten Einflusses der letzteren auf die erstere. Nur dank diesem Umstande war auch jene enthusiastische Begeisterung für

die literarische Thätigkeit, jener innige Glaube an die Bedeutung einer literarischen Propaganda möglich, die man bei allen damaligen hervorragenden Schriftstellern antrifft. Kurz gesagt, es war das goldene Zeitalter der russischen Journalistik. Der ungünstige Ausfall des Krimkrieges nöthigte die Regierung, der gebildeten Gesellschaft einige Konzessionen zu machen, sowie auch einige dringende, schon seit langem nothwendige Reformen durchzuführen. Da kam dann bald die Frage der Bauernemanzipation an die Tagesordnung, eine Frage, die sehr unzweideutig die Interessen aller Stände berührte. Es versteht sich von selbst, daß Tschernischewsky sich mit großem Eifer auf die Behandlung dieser Frage warf. Seine berühmten Aufsätze über die Bauernfrage fallen in die Jahre 1857—58. Wieviel er über diesen Gegenstand schrieb, bezeugt die ausländische Ausgabe dieser Aufsätze, wo sie einen großen Band ausmachen. Tschernischewsky schrieb eine Reihe von Artikeln, in denen er für die Befreiung der Bauern und die Ausstattung derselben mit Grund und Boden eintrat und behauptete, daß für die Regierung die Einlösung der Grundstücke, welche den Bauern zugetheilt werden müßten, gar nicht schwierig wäre. Er bewies dieses durch theoretische Ausführungen und durch sehr eingehende Berechnungen. „Wie kann die Einlösung des Grund und Bodens wirklich schwer fallen? Wie kann sie die Kräfte des Volkes übersteigen? Das ist unwahrscheinlich" — schreibt er in seinem Aufsatze: „Ist die Einlösung des Grund und Bodens schwierig?" — „Dieses widerspricht den Grundbegriffen der Volkswirthschaft. Die politische Oekonomie sagt geradeheraus, daß alle materiellen Kapitalien, die eine gewisse Generation von der vorhergehenden geerbt hat, im Vergleich zur Werthmasse, welche durch die Arbeit dieser Generation erzeugt wird, keinen bedeutenden Werththeil ausmachen. Z. B. das ganze Land, welches dem französischen Volke gehört, mit allen Bauten, sammt dem, was sich darin befindet, mit allen Schiffen und deren Ladungen, mit allem Vieh, allem Gelde und allen anderen Reichthümern, die diesem Lande angehören, machen kaum einen Werth von hundert Milliarden Franken aus; die Arbeit aber des französischen Volkes erzeugt jährlich einen Werth von fünfzehn oder mehr Milliarden Franken, d. h. die Franzosen erzeugen in nicht mehr als sieben Jahren eine Werthmasse, die den Werth von ganz Frankreich — vom Kanal La Manche bis zu den Pyrenäen ausmacht. Wenn die Franzosen also von irgend Jemand ganz Frankreich einzulösen hätten, so könnten sie es in einer Generation thun, wenn sie zur Einlösung nur den fünften Theil ihrer Einnahmen verwendeten. Und wie ist die Sache bei uns? Haben wir denn ganz Rußland mit allen seinen Reichthümern einzulösen? Nein, nur den Grund und Boden allein. Und etwa den ganzen Grund und Boden? Nein, nur die Grundstücke in denjenigen Gouvernements des europäischen Rußland, wo die Leibeigenschaft herrscht" u. s. w.*) Weiter berechnet er, daß die einzulösenden Grundstücke nicht mehr als den sechsten Theil der Fläche des europäischen Rußland ausmachen und bringt acht verschiedene Pläne von Grundeinlösungsoperationen in Vorschlag. Er meint, daß die Regierung, wenn sie einen dieser Pläne annehmen würde, die Parzellen ohne irgend eine Belastung der Bauern, und sogar mit großem Vortheil für den Staatsschatz einlösen könnte. Die Grundidee aller Tschernischewsky'schen Pläne war „die Nothwendigkeit, bei der Festsetzung der Einlösungssumme diese möglichst niedrig zu bestimmen". Jetzt wissen wir, in wiefern die russische Regierung bei der Aufhebung der Leibeigenschaft die Interessen der Bauern im Auge hatte und wie sie den Rath Tschernischewsky's befolgte, die Einlösungssumme möglichst niedrig zu halten. Die Statistik zeigt uns, daß die Zahlungen, welche die Bauerngrundstücke belasten, im Durchschnitt deren Ergiebigkeit bedeutend übersteigen. Sie zeigt

*) Siehe den Aufsatz „Ist die Einlösung des Grund und Bodens schwierig" im V. Bande der ausländischen Ausgabe der Tschernischewsky'schen Werke.

ferner, daß diese Zahlungen hauptsächlich die Grundstücke der früher herrschaftlichen Bauern belasten. Es ist daher klar: die russische Regierung kümmerte sich, obwohl sie bei der Bauernemanzipation in keinem Augenblick die Vortheile des Fiskus vergaß, doch sehr wenig um die Interessen der Bauern. Bei der Einlösung wurden nur die Interessen des Fiskus und der Grundbesitzer gewahrt. Und das ist ja sehr begreiflich: keinem wird es jemals einfallen, die Interessen einer Klasse (in diesem Falle des Bauernstandes) zu wahren, welche diese selbst nicht energisch und systematisch vertreten kann. Aber zu jener Zeit, wo man erst von der Bauernemanzipation sprach, dachten die fortgeschrittensten Männer Rußlands ganz anders. Es schien ihnen, die Regierung könnte ohne viel Mühe verstehen, bis zu welchem Grade ihre eigenen Vortheile mit den Interessen der Bauern übereinstimmten. Unter Anderen hegte auch Herzen solche Hoffnungen, und ziemlich lange. Tschernischewsky wiegte sich ebenfalls darin. Daher rührt auch die Beharrlichkeit, mit der er immer in seinen Aufsätzen auf die Bauernfrage zurückkam, daher auch der Eifer, mit welchem er der russischen Regierung ihre eigenen Interessen klarlegte. Aber früher als alle anderen russischen Schriftsteller durchschaute Tschernischewsky das häßliche und heuchlerische Spiel der russischen Regierung in der Sache der Bauernemanzipation. Schon im Jahre 1858 erschien sein Aufsatz „Zur Kritik der philosophischen Vorurtheile gegen das Gemeineigenthum an Grund und Boden" mit dem vielsagenden Motto: „Wie weh, wie weh, wie weh". Gewöhnlich betrachtet man diese glänzende Abhandlung als die energischste und gelungenste Vertheidigung des Gemeineigenthums an Grund und Boden; wir wollen sie jedoch allein vom Standpunkte der Befreiung der Bauern und des Grundes und Bodens untersuchen. Dieser Aufsatz beweist, daß Tschernischewsky schon im Jahre 1858 alle Hoffnung auf eine günstige Lösung der Bauernfrage durch die Regierung verloren hatte. „Ich schäme mich vor mir selber," schreibt er im Anfange dieser Abhandlung. „Ich schäme mich über meine unzeitige Zuversicht, mit der ich die Frage von der Feldgemeinschaft aufnahm. Hierdurch erwies ich mich in meinen eigenen Augen als thöricht, ja geradezu als dumm . . . Es ist schwer, den Grund meiner Beschämung zu erklären; aber ich will es versuchen, so gut ich es nur thun kann. Wie wichtig auch für mich die Frage der Erhaltung der Feldgemeinschaft ist, so ist sie doch nur eine Seite eines großen Ganzen, zu dem sie gehört. Dieses Prinzip wird nur dann eine höhere Garantie für das Wohlsein der Menschen bieten, wenn bereits andere, untergeordnetere Garantien gegeben sind, die jenem Prinzip Raum schaffen können. Als solche Garantien sollen zwei Bedingungen gelten. Erstens muß die Grundrente den Mitgliedern der Landgemeinde gehören. Das ist aber nicht genug. Man merke sich wohl, daß die Grundrente nur dann ernstlich ihren Namen Rente verdient, wenn die Person, welche sie bekommt, durch keine Kreditverpflichtungen belastet ist, die eben aus dem Empfang der Rente entstehen . . . Wenn Jemand auch nicht so glücklich ist, eine, mit keinen Verpflichtungen belastete Rente zu bekommen, so wird wenigstens angenommen, daß die Abzahlung dieser Verpflichtungen im Verhältniß zur Höhe der Rente nicht drückend ist . . . Nur wenn diese zweite Bedingung berücksichtigt wird, kann man Jemanden, an dessen Wohlsein man Antheil nimmt, eine Rente wünschen." Diese Bedingung konnte aber bei der Bauernemanzipation nicht durchgeführt werden, und daher hielt es auch Tschernischewsky für unnöthig, weiter für die Feldgemeinschaft, oder auch nur für die Vertheilung von Land an die Bauern einzutreten.

In welchem Grade und wie bald Tschernischewsky in dieser Frage der „Emanzipation" enttäuscht wurde, erhellt unter anderem aus dem Roman „Der Prolog zum Prolog", welcher im Jahre 1877 von der Redaktion des „Wperiod" (Vorwärts) herausgegeben wurde und den, wie es scheint, Tschernischewsky bedeutend früher als seinen Roman „Was thun?" geschrieben hat. „Der Prolog zum Pro-

log" ist eigentlich kein Roman, sondern die Aufzeichnungen des Autors gerade aus der Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft. Unter den fingirten Namen eines Grafen Tschaplin, eines Riasanzew, Sawelow, Lewitzky, Sokolowsky u. s. w. treten uns die bekannten literarischen und politischen Personen jener Zeit vor Augen. Noch dazu führt sich Tschernischewsky selbst unter dem Namen Wolgin ein, und dieser Umstand verleiht diesen Roman-Aufzeichnungen ein großes biographisches Interesse. Wir wollen nicht den Inhalt des Romans wiedergeben; wir führen hier nur die Gespräche Wolgin's mit Nowelsin und Sokolowsky an, welche sich um die Frage der Bauernemanzipation drehen. „Meinetwegen könnte die ganze Sache der Bauernemanzipation in die Hände des Gutsherrn gegeben werden. Der Unterschied ist nicht groß" — sagt Wolgin zu Sokolowsky, und als dieser ihm darauf einwendet, daß der Unterschied im Gegentheil kolossal sei, weil die Gutsherrn gegen die Ertheilung von Land an die Bauern seien, antwortet er sehr entschieden: „nein, nicht kolossal ist der Unterschied, sondern sehr unbedeutend. Kolossal wäre er allerdings, wenn die Bauern das Land ohne Loskaufszahlungen bekommen hätten. Einen Unterschied macht es aus, ob man Jemandem eine Sache wegnimmt oder sie ihm läßt; wenn man aber dafür Zahlung fordert, so ist es ja ganz gleich. Der Plan der Gutsherren unterscheidet sich von dem der Progressisten nur dadurch, daß er einfacher, kürzer ist. Daher ist er sogar besser. Er bedingt weniger Zeitverlust, vielleicht auch eine geringere Belastung der Bauern. Wer von den Bauern Geld hat, der wird sich auch Land kaufen. Wer es nicht hat, der soll auch nicht verpflichtet sein, es zu kaufen. Dies wird sie ja nur ruiniren. Die Grundeinlösung ist ja eigentlich auch nur ein Kauf. Die Wahrheit zu sagen, wäre es besser, die Bauern ohne Landantheil zu befreien ... Die Frage ist schon so gestellt, daß ich keine Ursache finde, mich darüber zu ereifern, ob die Bauern überhaupt befreit werden oder nicht; um desto weniger regt es mich auf, wer sie befreien wird: die Liberalen oder die Gutsherrn. Nach meiner Meinung ist dies ganz gleich. Die Gutsherrn sind vielleicht besser" *).

In seinem Gespräche mit Nowelsin beleuchtet Wolgin sein Verhältniß zu dem damaligen Stadium der Bauernfrage auch von einer anderen Seite. „Da spricht man, die Bauern muß man befreien —" so ruft er aus: „Wo sind die Kräfte, um solches auszuführen? Diese Kräfte sind noch nicht vorhanden. Es ist Unsinn, etwas anzufangen, ohne die nöthigen Kräfte zu besitzen. Sie sehen aber, alles führt dazu: man wird sie befreien. Was daraus folgen wird, werden sie wohl begreifen; was kann überhaupt Gutes aus einer Sache werden, die man anfängt, ohne sie durchführen zu können? Die Sache wird nur verdorben und das Resultat ist ein abscheuliches. O, über unsere Herren Befreier, alle Eure Riasanzew und Genossen! Das sind Aufschneider, Großmäuler, Dummköpfe!" **)

Diese Wolgin'schen Ausführungen über die verfrühte Bauernemanzipation sind natürlich irrig. Die Leibeigenschaft war ein so ungeheueres Uebel, sie hemmte dergestalt die Entwicklung aller Seiten des sozialen Lebens im damaligen Rußland, daß ihre Aufhebung in keinem Falle und unter keinen Umständen zu frühzeitig sein konnte. Um aber Tschernischewsky's Auffassung dieser Sache richtig zu verstehen, soll man nicht vergessen, daß ihm die damaligen Ereignisse nicht in derselben Perspektive erschienen, in welcher sie uns jetzt erscheinen. Er hegte, wie es scheint, einige Hoffnungen auf Revolten von Seiten der Bauern und gleichzeitig hielt er ein schnelles Wachsthum der radikalen Partei, welche auf der Seite der Bauern stand, für sehr wahrscheinlich. Die Bauernemanzipation konnte ihm also nur in dem Sinne vorzeitig erscheinen, daß sie die Bewegung der Bauern zum Stillstand brachte und daß daher der gordische Knoten der Herrengewalt nicht durch das Beil der Bauern durchhauen werden konnte.

*) Prolog zum Prolog. S. 199.

**) A. a. O. S. 110.

Andererseits hatte die radikale demokratische Partei noch zu wenig Kräfte, um auf die Regierung einen ernsten Druck ausüben zu können. Es konnte ihm scheinen, daß es nur einiger Jahre bedürfe, damit die Partei stark genug hierzu sei; und daher konnte er auch einen kurzen Aufschub der Emanzipation für nützlich halten, nämlich in Bezug auf die Wichtigkeit der durch ihn erzeugten Resultate. Daß eine revolutionäre Bewegung im damaligen Rußland ihm sehr möglich schien — darauf weisen sehr klare Anspielungen in seinen Artikeln hin, auf welche wir noch später die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken wollen, da sie vorwiegend die Richtung seiner weiteren literarischen Thätigkeit erklären.

Die russischen „Narodniky" idealisiren jetzt maßlos den russischen Bauer, und entdecken in ihm mit einer erstaunlichen Leichtigkeit alle die Eigenschaften und Bestrebungen, die sie in ihm sehen möchten. Da wir für keinen Augenblick N. G. Tschernischewsky ihnen gleichstellen wollen, so beeilen wir uns, hier zu bemerken, daß er trotz seines festen Glaubens an eine Bauernrevolution doch im Grunde immer einer falschen Idealisirung des Volkes sehr fern stand. Ueberhaupt erschien ihm das damalige Rußland nicht besonders anziehend. Zuweilen versteigt er sich sogar zu scharfen, absprechenden Urtheilen über seine Landsleute. „Elende Nation, elende Nation," — so spricht Wolgin zu sich selbst im „Prolog zum Prolog", unter welchem Namen sich, wie wir schon sagten, Tschernischewsky selbst einführte — „eine Nation von Knechten, von oben bis unten lauter Knechte"*). Sogar in seinen ruhigeren Momenten verließ ihn nie das Bewußtsein der ungeheuren Stumpfheit und Dumpfheit des russischen Bauern. In dieser Hinsicht war er ein wahrer Nachfolger Bielinsky's, welcher sich kurz vor seinem Tode äußerte, daß der Streit mit den Slavophilen ihm dazu verholfen habe, „den mystischen Glauben an das Volk von sich abzuschütteln"**). Zum Beweis verweisen wir auf den vortrefflichen und sehr belehrenden Artikel von Tschernischewsky „Ist es nicht der Anfang einer Veränderung?", welcher im Novemberheft des „Sowremennik" für 1861 erschien. Dieser Artikel wurde bei Gelegenheit der Separatausgabe der „Erzählungen" von N. W. Uspensky geschrieben. Unser Autor lehnt sich in seinem Artikel besonders gegen „das überwuchernde Streben, die Sitten des Volkes und dessen Anschauungen zu verschönern" auf. Alle Fehler des Volkes, sagt er, werden von den russischen Schriftstellern „versteckt, vertuscht, überkleistert; nur eins wird betont: daß es unglücklich und wieder unglücklich ist"*). In den Augen unseres Autors ist es N. W. Uspensky's größtes Verdienst, daß ihm jede derartige Beschönigung des Volkes fehlt. Tschernischewsky bemerkt, daß N. W. Uspensky „den russischen Bauer als einen ächten rechten dummen Hans schildert, dem es schwer fällt, ein paar Gedanken in seinem Kopfe zu verbinden". Und nach seiner Meinung kann es auch nicht anders sein. Nicht nur die russischen, sondern auch die westeuropäischen Bauern zeichnen sich durch eine ungeheure Stumpfheit aus. Was aber die Eigenschaften „eines dummen Hans" anbetrifft, so ist er „bereit, diese bei der ungeheuren Mehrheit von Leuten aus allen Ständen nachzuweisen". Die Mehrheit der Menschen aus allen Ständen und in allen Ländern lebt in der Gewohnheit, und bekundet eine sehr kleine Auffassungsgabe, sobald sie zufälligerweise einmal aus dem gewohnten Kreise ihrer Anschauungen hinaustritt. Um uns wahrheitsgetreue Bilder des Volkslebens zu geben, darf die Literatur durchaus nicht die Augen gegenüber den Schattenseiten des Volkskarakters schließen. Tschernischewsky sieht in N. W. Uspensky's Erzählungen, welche, bemerken wir, nicht selten zu übertrieben waren — „den Anfang einer Veränderung" in den Verhältnissen der Literatur zum Volke, und begrüßt in der Person des Verfassers die Erscheinung einer neuen Schichte gebildeter Russen, die mit dem Bauern um-

*) S. 209.

**) Siehe Pipin: Bielinsky, sein Leben, seine Briefe. Band II, S. 321 bis 325.

*) Siehe im genannten Heft: Die russische Literatur, S. 83.

zugehen und zu sprechen verstehen, nicht etwa wie gute und wohlwollende Herren, sondern ganz einfach, wie Gleiche mit Gleichen. Er erwartete viel von diesen Männern.

Es möchte scheinen, daß die Auffassung der Bauern als eines Standes von „dummen Hänsen" alle Hoffnung auf eine revolutionäre Bewegung des russischen Volkes ausschlösse. Tschernischewsky aber entsagte keineswegs dieser Hoffnung. Er spricht es sehr kategorisch aus, daß die Bauern sehr unentwickelt, oder geradeaus, dumm sind. „Aber übereilt Euch nicht, daraus auf eine Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Erfüllungen Eurer Hoffnungen schließen zu wollen, wenn Ihr die Verbesserung der Lage des Volkes herbeiwünscht", sagt er am Ende seines Artikels. „Nehmt den alltäglichsten... den banalsten Menschen: wie apathisch und kleinlich sein ganzes Leben auch war, so hatte er doch auch andere Momente, — Momente energischer Bemühungen, kühner Entschlüsse. Dasselbe finden wir in der Geschichte aller Völker."

Und gerade auf solche Momente kühner Entschlüsse hoffte auch N. G. Tschernischewsky. Es schien ihm, daß dieser Augenblick nicht mehr fern sei, und ganz so dachten beinahe alle die Besten von damals. Auf dieser Ueberzeugung gründeten sich am Anfange der sechziger Jahre die geheimen revolutionären Gesellschaften. Diese Ueberzeugung stützte sich theils auf die Bewegungen der befreiten Bauern, die hartnäckig auf eine „ächte Freiheit" warteten, theils auf die ganze Sachlage im Westen. Die Ereignisse in Italien, der amerikanische Krieg, starke politische Gährungen in Oesterreich und in Preußen, — das alles gab zu dem Glauben Veranlassung, daß die Reaktion, die seit 1849 herrschte, endlich durch eine neue befreiende Bewegung besiegt würde. Und da war es erlaubt, zu hoffen, daß die Ereignisse in Europa auch Rußland fortreißen würden. Man glaubt doch so leicht an das, was man wünscht! Tschernischewsky und seine Gesinnungsgenossen begriffen noch nicht, daß die politischen Bewegungen des Westens sich nur unter einer einzigen Bedingung zum nützlichen Anstoß für die innere Entwicklung Rußlands gestalten können: wenn nämlich die inneren, namentlich die ökonomischen Verhältnisse wenigstens annähernd den westlichen Verhältnissen ähnlich geworden sind. Heute besteht diese Aehnlichkeit schon und man kann sagen, daß sie mit jeder Stunde wächst. Aber am Anfange der sechziger Jahre war es noch bei weitem nicht so. Daher konnten auch die befreienden Bewegungen des Westens eher die russische Reaktion, als den russischen Fortschritt kräftigen. Im Anfange der sechziger Jahre hätte Rußland noch einmal versuchen können, die Rolle eines europäischen Gensdarmen zu spielen, die es so glänzend 1848 und 1849 gespielt hat.

VII.

Wenn unser Autor bei all seiner heißen Liebe für das Volk doch mit nüchternen Augen seine Mängel zu sehen vermochte, so kann man sich schon vorstellen, wie er sich zum Adel und zu der damals ziemlich stark polternden liberalen Partei verhielt. Da kannte er keine Schonung. Wir wissen schon, wie sich Wolgin über die Liberalen Riasanzew und Genossen äußerte. Und solcher Aeußerungen giebt es viele im „Prolog zum Prolog". Ueberhaupt benutzte Tschernischewsky jede Gelegenheit, um die russischen Liberalen in seinen Artikeln zu verspotten, und um öffentlich zu sagen, daß weder er, noch die ganze radikale Partei mit ihnen etwas gemein habe. Feigheit, Kurzsichtigkeit, Bornirtheit, Unthätigkeit, großmäulerische Aufschneiderei das sind die kennzeichnenden Eigenschaften, die er in den damaligen Liberalen sah. Das ist beinahe buchstäblich die Karakteristik, die er in seinem Artikel „Ein Russe beim Stelldichein" gab, welcher im „Athenei" (Athenäum) von 1858 erschien. Dieser Artikel bespricht Turgenjew's Erzählung „Assia"; da aber „Assia" im „Sowremennik" erschien, so hielt es Tschernischewsky für unpassend, darüber in seiner Zeitschrift zu schreiben. Von der Erzählung wird in dem Artikel sehr wenig, besser gesagt, beinahe gar nicht gesprochen. Tschernischewsky greift nur die Szene der Liebes-

erklärung zwischen dem Helden der Erzählung und „Assia“ heraus, und macht dazu einige Bemerkungen. In dieser Szene handelt es sich darum, daß im entscheidenden Augenblicke, wo sich der Turgenjew'sche Held seiner Geliebten erklären soll, er auf einmal feig wird und auszuweichen sucht. Dieser Umstand bringt Tschernischewsky auf seine „Reflexionen“. Er bemerkt, daß Unentschiedenheit und Feigheit die bezeichnenden Eigenschaften nicht nur dieses Helden sind, sondern der meisten Helden der besten russischen belletristischen Werke. Nicht die Belletristen macht er dafür verantwortlich, da sie ja nur das aufzeichneten, was im wirklichen Leben ihnen auf Schritt und Tritt begegnete. Kühnheit fehlt den russischen Männern, und daher fehlt sie auch den Helden der belletristischen Werke. Die russischen Männer sind aber deßwegen nicht kühn, weil sie nicht gewöhnt sind an öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen. „Wenn wir in eine Gesellschaft kommen, so sehen wir um uns Wesen in Uniform, oder im Rock, oder im Frack; einige von ihnen sind $5\frac{1}{2}$ oder 6 Fuß hoch, andere noch höher; sie lassen die Haare wachsen, oder sie rasiren sich die Backen, die Oberlippe und das Kinn; und wir denken uns, daß wir vor uns Männer sehen. Das ist aber ein vollkommener Irrthum, eine optische Täuschung, eine Halluzination, nichts weiter. Unbekannt mit der Gewohnheit an öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen, unvertraut mit den Gefühlen eines Bürgers, wächst ein Kind männlichen Geschlechts nur zu einem Wesen männlichen Geschlechts heran; es erreicht das mittlere Lebensalter, wird später alt, aber ein *Mann* wird es *nie*, oder wenigstens wird es nie ein Mann von einem edlen Karakter. Bei entwickelten, gebildeten und liberalen Menschen fällt der Mangel einer edlen Kühnheit mehr in die Augen, als bei ungebildeten, da ein entwickelter und liberaler Mann sich sehr gerne über „hohe Dinge“ unterhält. Er spricht mit Eifer und schön, aber nur bis zu dem Moment, wo es sich handelt von den Worten zu Thaten zu schreiten. So lange es sich um Thaten nicht handelt, so lange man nur die müßige Zeit, das müßige Herz durch Gespräche und Träumereien auszufüllen sucht, ist dieser Held gleich bei der Hand; wenn es aber darauf ankommt, offen und klar seine Gefühle zum Ausdruck zu bringen, da fangen die meisten Helden zu wanken an, und empfinden so eine Art Schwere in der Zunge. Nur Wenigen, und das sind die tapfersten, gelingt es mühsam, ihre Kräfte ein wenig zu sammeln, und mit stotternder Zunge etwas auszusprechen, was nur einen dunkeln Begriff von dem giebt, was sie eigentlich denken. Aber versuche es nur Jemand, ihre Wünsche ernst zu nehmen und sage zu ihnen: Ihr wollt also das und das; das macht uns viel Freude; fangt also nur an zu wirken und wir werden Euch schon unterstützen; — nach einer solchen Replik wird die eine Hälfte der Helden ohnmächtig zusammenbrechen; die anderen werden euch sehr grob vorwerfen, daß ihr sie in eine unangenehme Lage gebracht habt, davon sprechen, daß sie von euch solche Vorschläge nicht erwartet hätten, daß sie ganz den Kopf verlören und nichts fassen könnten, denn wie könne man so vorschnell sein; und dabei sind sie ja ehrliche Leute, und nicht nur ehrlich, sondern auch gutmüthig und wollen euch keine Unannehmlichkeiten verursachen, und kann man sich denn wirklich über alles ereifern, was so in die Welt hinein gesprochen wurde? das beste sei, gar nichts anzufangen, da ja alles mit Mühe und Unannehmlichkeiten verbunden sei und vorläufig nichts Gutes daraus werden könne“ u. s. w. u. s. w.

Um unparteiisch zu sein, müssen wir hinzusetzen, daß unser Autor nicht allein die russischen Liberalen so verächtlich behandelte. In seinen herrlichen politischen Uebersichten, die er für den „Sowremennik“ bis zu seiner Verhaftung schrieb, bewahrte unser Autor die schonungsloseste Verachtung für alle europäischen Liberalen überhaupt. Die meisten Hiebe bekamen die österreichischen (d. h. die deutsch-liberale Partei in Oesterreich), die preußischen und die italienischen Liberalen. In seinen Aufsätzen über die französische Geschichte bekundet er auch keine große Achtung für die liberale Partei. All dieses konnte natürlich den

Repräsentanten des russischen Liberalismus nicht gefallen und in ihrem Kampfe gegen ihn griffen sie zu dem Mittel, zu welchem so oft die Liberalen aller Länder in ihrem Streite gegen Männer greifen, welche weiter in der Politik vorgerückt sind, als sie selbst: sie warfen ihm vor, daß er die Freiheit nicht liebe, und daß er sogar zum Despotismus neige. Natürlich konnten solche Vorwürfe der Liberalen unsern Tschernischewsky nur zum Lachen reizen. Er fürchtete sie so wenig, daß er zuweilen seine Gegner zu neuen Vorwürfen zu veranlassen suchte, indem er die Richtigkeit derselben scheinbar zugestand. „Wir haben keine bessere Ergötzung, als den Liberalismus" — schreibt er in einer seiner letzten politischen Uebersichten — „es kitzelt uns immer, ein paar Liberale aufzufischen, um uns über sie sattlachen zu können" *). Und dann spottete er über die preußischen Liberalen, die, wie er sich sehr treffend ausdrückte, sich darüber ärgerten, daß „die politische Freiheit sich in Preußen nicht von selbst einführte" **). Aber solche „Ergötzungen" hinderten seine aufmerksamen Leser nicht daran, wohl zu verstehen, daß Tschernischewsky's Verachtung für die Liberalen nicht durch mangelnde Freiheitsliebe hervorgerufen sei. Es genügt, einige von seinen politischen Uebersichten zu lesen, um zu sehen, wie heiß er mit allen befreienden Bewegungen sympathisirte, wo sie auch immer ausbrachen: sei es in Frankreich oder in Italien, in Amerika oder in Ungarn. Er glaubt nur, daß die Liberalen bei derartigen Bewegungen eine recht häßliche Rolle spielten. Sie selbst thun sehr wenig und hemmen sehr oft die Bemühungen Anderer, indem sie kühnere und entschlossenere Männer, als sie selbst, bekämpfen. Später aber, wenn Dank diesen entschlossenen Männern der Kampf zu Ende geht und ein Sieg zweifellos ist, suchen die Liberalen sich auf den ersten Platz hinaufzuschieben und die Kastanien zu essen, welche die „Fanatiker" für sie aus dem Feuer geholt haben. Wer weiß es nicht, daß die Liberalen sich immer und überall so aufgeführt haben? Wer weiß es nicht, daß diese Leute in der Politik eben solche „Ausbeuter" sind, wie in der Oekonomie, da sie gewöhnlich zu der Klasse der Geschäftmacher und Unternehmer gehören? Eben dieser ausbeuterischen Neigungen wegen verabscheute sie Tschernischewsky. Und von diesem Haß gegen die „Ausbeuter" ist jede Zeile seiner politischen Uebersichten durchdrungen. Wir unsererseits beklagen nicht, daß Tschernischewsky sich in dieser Hinsicht klar und bestimmt ausgesprochen hat, sondern nur, daß nach ihm Keiner desgleichen in den politischen Uebersichten that. Die politischen Begriffe der tonangebenden russischen Journalistik sind überhaupt in den letzten 25 Jahren ungemein verworren und seicht geworden. Daher gab es auch später in keiner einzigen russischen periodischen Zeitschrift so ausgezeichnete politische Uebersichten, wie sie Tschernischewsky für den „Sowremennik" schrieb. In diesen Uebersichten offenbart sich mit besonderer Kraft sein hervorragender Geist und seine nüchterne Auffassung der Dinge. In ihnen weicht er fast niemals von dem unumstößlichen Grundsatz ab, „daß der Lauf der Geschichte von den reellen Machtverhältnissen bestimmt wird" *), und davon ausgehend analysirt er sehr richtig die inneren Triebfedern des damaligen politischen Lebens der zivilisirten Länder. Es geschah natürlich, daß Tschernischewsky sich zuweilen in dieser oder jener politischen Prophezeiung irrte: so z. B. glaubte er nicht, daß der Bürgerkrieg in Nordamerika sich lange hinziehen könnte, — und schon im Anfange des Jahres 1862 schrieb er, daß man diesen Krieg als beendigt betrachten könne, und zwar mit dem vollen Sieg des Nordens. Wer aber hat sich nicht bei solchen Prophezeiungen geirrt? Im Allgemeinen bekundete er doch einen großen politischen Scharfblick und schätzte

*) „Sowremennik" 1862, März. Politik. S. 188.

**) „Sowremennik" 1862, April. Politik. S. 357.

*) Der Leser wird sich vielleicht erinnern, daß Lassalle in seiner Rede „Ueber das Verfassungswesen" sich fast ebenso über die Machtverhältnisse als der wesentlichen Grundlage der politischen Verfassung jedes gegebenen Landes ausspricht.

sehr richtig die wechselseitigen Verhältnisse der verschiedenen Staaten und verschiedenen politischen Parteien zu einander ab. Aber nicht vorausgesehen hat er die hervorragende politische Rolle, welche in sehr naher Zukunft (seit der Begründung der Internationale im Jahre 1864) die arbeitende Klasse aller fortgeschrittenen Länder spielen sollte.

VIII.

Je mehr Tschernischewsky seinen Gegensatz zu den verschiedenen Klassen und Parteien des damaligen Rußland empfand, desto schärfer wurde der Ton seiner Aufsätze, desto schonungsloser wurde sein Spott, desto öfter stürzte er sich kopfüber in die Polemik. Ueberhaupt liebte er die Polemik über alles. Wie er selbst sagte, bemerkten in ihm seine Freunde eine starke „nach ihrer Meinung sogar übergroße Vorliebe zur Aufklärung von Streitpunkten durch eine heiße Polemik". Die Polemik schien ihm immer ein sehr bequemes und sogar auch ein nothwendiges Mittel zu sein, um in die Gesellschaft neue Begriffe hineinzubringen. Ungeachtet dessen schien er am Anfange seiner literarischen Thätigkeit jede Polemik zu vermeiden. „Die Umrisse der Gogol'schen Periode der russischen Literatur" sind in einem ruhigen und versöhnenden Tone geschrieben. Mit ungekünstelter Achtung spricht er hier von den Slavophilen. Trotz aller ihrer Irrthümer, die er sehr gut bemerkte, hielt er sie doch für wahre Freunde der Aufklärung und sympathisirte sehr mit ihrer Stellung zur russischen Landgemeinde*).

*) „Die altrussische Vorstellung von dem Uebergewicht des „Mir", der Gemeinde über das einzelne Individuum — ist eine der theuersten Ideen der Slavophilen" — schreibt er in dem dritten Artikel seiner „Umrisse". Und diese Lehre von dem Verhältniß des einzelnen Individuums zur Gesellschaft ist nach seiner Meinung „der gesunde Theil ihres Systems und überhaupt ihrer Gerechtigkeit wegen aller Achtung würdig". (Siehe „Sowremennik" 1856, Februar. Kritik. S. 80). Für diese Lehre von der Gemeinde vertheidigte er auch zuweilen die slavophile Zeitschrift „Russkaja Besieda" gegen die Angriffe anderer periodischen Zeitschriften. (S. Tschernischewsky's Bemerkungen über Zeitschriften, März 1857, im V. Bande der ausländ. Ausgabe seiner Werke.)

Aber schon zur Zeit der Polemik über die Feldgemeinschaft ward er genöthigt, diesen ruhigen, gutmüthigen Ton aufzugeben und in der vollen Rüstung seines polemischen Talents aufzutreten. Schlimm erging es nun den patentirten Vertretern der liberalen Oekonomie und besonders Wernadski, dem Redakteur des „Oekonomischen Anzeigers". Tschernischewsky machte diesen „S. R." (Staatsrath) und „D. H. W. Pol. Oek. u. Stat." (d. h. Doktor der historischen Wissenschaften, der politischen Oekonomie und der Statistik; so zeichnete Wernadski, ganz stolz auf seine Diplome) unsterblich lächerlich. Der total auf den Kopf geschlagene Gelehrte mußte nicht nur das Schlachtfeld schimpflichst räumen, sondern — und das war der höchste Gipfel des Komischen — er erging sich sogar in Achtungsbezeugungen gegen denselben Tschernischewsky, welchen er im Anfange der Polemik als einen groben Ignoranten abzufertigen sich erlaubt hatte. Man muß bekennen, daß es kaum möglich ist eine Sache kunstvoller zu vertheidigen, als Tschernischewsky die russische Landkommune vertheidigt hat. Er sagte zu ihren Gunsten durchaus alles, was man nur darüber sagen konnte und er hätte auch in dem Falle als Sieger das Feld behauptet, wenn seine Gegner vielmal stärker gewesen wären, als sie es in der That waren. Wenn die russische „Intelligenz" bis jetzt noch an der Landkommune festhält, so ist es nur die Folge des untilgbaren Einflusses von Tschernischewsky.

Wir sahen schon, daß unser Autor sehr bald der Vertheilung von Land an die Bauern jede Bedeutung absprach. Darin sah er nur eine Quelle ihres künftigen Ruins. In seinen „Briefen ohne Adresse" beweist er schon geradezu, daß die Bauern, nachdem sie bei der Emanzipation Land bekommen hatten, sich doch in einer viel schlimmeren ökonomischen Lage befänden, als zur Zeit ihrer Leibeigenschaft. Daher könnten wir es auch unterlassen, seine Beweisgründe zu Gunsten der Landkommune zu prüfen. Aber da ihnen noch bis jetzt eine große praktische Bedeutung beigelegt wird, so betrachten wir es als unsere Pflicht sie in Kürze zu untersuchen.

In seiner Vertheidigung der russischen Feldgemeinschaft verfällt Tschernischewsky in denselben Fehler, der alle seine ökonomischen Untersuchungen karakterisirt. Er verfällt zu sehr ins Abstrakte. Er spricht eigentlich nicht von der russischen Landkommune, von ihrer thatsächlichen Lage und von den möglichen Bedingungen ihrer weiteren Entwicklung, sondern von der Landkommune an sich, die nur theoretisch existirt. Aber auf eine solche Art kann man weder über die Landkommune, noch über irgend andere Formen des Volkslebens urtheilen. In seinem Aufsatze „Zur Kritik der philosophischen Vorurtheile gegen das Gemeineigenthum an Grund und Boden" beantwortet Tschernischewsky die Angriffe seiner Gegner durch einen Hinweis auf die berühmte Theorie Hegel's, wonach die dritte und die Endphase in der Entwicklung jeder gegebenen Erscheinung ihrer Form nach der ersten gleicht. Alle Völker begannen mit dem Gemeineigenthum an Grund und Boden, und kehren wieder in ihrer weiteren Entwicklung zu ihm zurück. Darauf kann bemerkt werden, daß Tschernischewsky hier viel weiter als Hegel selbst ging. Hegel spricht von einer Aehnlichkeit der dritten Phase der Entwicklung mit der ersten nur in Bezug auf die Form, aber nicht von einer vollkommenen *Gleichheit* dieser Phasen. Tschernischewsky scheint aber eine vollkommene Gleichheit vorausgesetzt zu haben. Nach Hegel könnte man wirklich behaupten, daß die Völker, da sie vom *gesellschaftlichen* Eigenthum begannen, zu ihm später wiederzurückkehren werden; aber man kann nicht sagen, daß sie gerade zu denselben Formen des Gemeineigenthums zurückkehren, mit welchen sie begonnen haben. Wenn man aber dies erwarten kann, warum denn bei der Dorfkommune mit ihren periodischen Auftheilungen stehen bleiben? Es müßte angenommen werden, daß die Völker wieder zu ihren ursprünglichen Gentilverfassungen zurückkehren werden, da ja die Dorfgemeinde nichts anderes ist, als ein Ueberbleibsel dieser Verfassungen und deren spätere Umgestaltung. Kaum aber wird jetzt Jemand eine solche Behauptung auszusprechen wagen. Indem Tschernischewsky sich auf Hegel bezog, verlor er die zwei bedeutendsten Eigenthümlichkeiten der Hegel'schen Philosophie aus dem Gesichte. Erstens vollzieht sich bei Hegel jede Entwicklung — sei es in der Logik, oder in der Natur, oder in den sozialen Verhältnissen — von selbst, kraft ihrer inneren „immanenten" Dialektik. Tschernischewsky müßte also zeigen, daß die russische Landkommune gerade diese innere Logik der Verhältnisse besitzt, welche sie mit der Zeit vom kommunalen *Besitz* des Grund und Bodens, zu dessen kommunaler *Bearbeitung* und zur kommunalen *Benutzung* der Produkte hinüberleiten muß. Denn gerade im Interesse eben dieser Form des sozialen Besitzes vertheidigte er ja auch die Landkommune; es schien ihm diese den Uebergang dazu erleichtern zu können. Tschernischewsky that dies aber nicht, da er im allgemeinen immer nur hauptsächlich auf die Verbreitung der Kenntnisse hoffte und sehr wenig die *innere Logik der sozialen Verhältnisse* beachtete, *unter deren Einfluß die Entwicklung der Menschheit vor sich geht*. Außerdem vergaß Tschernischewsky das beständige aufmerksame Betrachten der Wirklichkeit, welches ja, seinen eigenen Worten zufolge, Hegel besonders karakterisirte.

Indem Tschernischewsky sehr richtig das Privateigenthum nur als eine Zwischenform in der Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse betrachtete, hob er sehr stark den Umstand hervor, daß nach Hegel's Meinung die Zwischenphasen der Entwicklung unter gewissen Umständen sich verkürzen, oder sogar ganz ausbleiben können. Und hauptsächlich an dieses klammerten sich später die russischen Narodniki, und alle Programme begründeten sich eben auf dieser Voraussetzung, daß der Kapitalismus — diese Zwischenphase in der Entwicklung der Menschheit — in Rußland nicht eintreten werde. Abstrakt gesprochen, sind solche Verkürzungen der Zwischenphasen vollkommen möglich. Aber von einer Möglichkeit eines gewissen Phänomens ist es noch sehr weit bis zu seiner Verwirklichung. Damit irgend ein theoretisch ganz gut mögliches Phänomen auch im wirklichen Leben sich vollziehe, müssen gewisse konkrete Bedingungen schon vorher existiren, — mit anderen

Worten, es muß eine genügende Ursache dazu vorhanden sein. Zur Zeit, da Tschernischewsky das russische kommunale Landeigenthum vertheidigte, konnte er den guten Willen der russischen Regierung als eine genügende Ursache betrachten, um „die Seuche des Proletariats" von Rußland abzuwehren, da es der Regierung, wie ihm schien, nicht schwer fallen würde, zu verstehen, daß ihr eigener Vortheil durch die Wohlhabenheit der Bauern bedingt sei. Die Regierung hat es aber nicht verstanden, und daher gab es also auch in Rußland keine genügende Ursache, um „die Seuche des Proletariats" und die mit ihr verknüpfte Phase der ökonomischen Entwicklung fernzuhalten. Wie wir schon sahen, begriff Tschernischewsky selbst sehr bald die gänzliche Unmöglichkeit einer solchen Erkenntniß von Seiten der Regierung. Er hielt es für unnöthig, nicht nur die Feldgemeinschaft, sondern auch das Prinzip selbst der Vertheilung von Land an die befreiten Bauern zu vertheidigen. Nach seiner eigenen kräftigen schonungslos-scharfen Aeußerung „erwies er sich dumm in seinen eigenen Augen" und „schämte sich seiner voreiligen Zuversicht", mit der er für die Vertheidigung der Feldgemeinschaft eintrat.

Der Streit, den Tschernischewsky mit den russischen liberalen Oekonomen über die Landkommune angefangen hatte, erhielt bald einen ausgedehnteren theoretischen Karakter und wandte sich den allgemeinen Fragen der ökonomischen Politik zu. Die russischen Manchestermänner, den Dogmen der vulgären Oekonomie getreu, unter deren Einfluß sich alle ihre Anschauungen ausgebildet hatten, beeilten sich, ihr hauptsächliches Bollwerk in den Vordergrund zu schieben: das Prinzip der Nichteinmischung des Staates. Sie wußten, daß sich auf diesem Prinzip die ganze Lehre Bastiat's und seiner Epigonen gründete, und sie waren ganz im guten Glauben davon überzeugt, daß es Niemand in der Welt gäbe, der stärker sei als Bastiat. Natürlich nahm die Sache einen solchen Verlauf, daß der Streit von der Nichteinmischung des Staates in das ökonomische Leben eines Volkes nur zu einem neuen Triumph für Tschernischewsky Gelegenheit gab. Gut bewandert wie er war in der ökonomischen und sozialistischen Literatur, schlug er die ganze Bastiat'sche Weisheit in Stücke, ohne alle Mühe, scherzend und spottend. Sein Aufsatz „Die ökonomische Thätigkeit und die Gesetzgebung" kann als eine der gelungensten Widerlegungen der Theorie des „laissez faire, laissez passer" gelten, und nicht nur in der russischen ökonomischen Literatur, wo Tschernischewsky noch bis jetzt den ersten Rang behauptet, sondern überhaupt in der ganzen Literatur des europäischen Sozialismus. In diesem Aufsatz gebrauchte unser Autor seine ganze dialektische Kraft und seine ganze polemische Gewandtheit. Er scheint sich in diesem Kampfe, wo er mit einer solchen Leichtigkeit die Schläge seiner Gegner parirt, sehr zu gefallen. Er spielt mit ihnen, wie die Katze mit der Maus; er macht die denkbar größten Konzessionen, erklärt sich bereit sich mit jeder beliebigen These ihrer Lehre einverstanden zu erklären, eine beliebige Erklärung jeder beliebigen Thatsache anzunehmen; dann später, nachdem er ihnen, wie es schien, alle Chancen auf einen Sieg gegeben hat, nachdem er ihnen die günstigsten Bedingungen für ihren Triumph zugestanden hat, — geht er zur Offensive über, und mit drei bis vier Syllogismen offenbart er ihre ganze Absurdität. Dann kommen wieder neue Konzessionen, noch günstigere Auslegungen einer These und wieder neue Beweise ihrer Absurdität. Am Ende des Aufsatzes hält Tschernischewsky, nach seiner Gewohnheit, seinen Gegnern eine Strafpredigt, und giebt ihnen zu verstehen, daß sie nicht nur von einer streng wissenschaftlichen Denkweise keinen Begriff haben, sondern sogar nicht einmal von den elementaren Forderungen des gesunden Menschenverstandes. Es ist merkwürdig, daß das Prinzip der Nichteinmischung des Staates, welches in Rußland so warme Vertreter zu Ende der fünfziger und am Anfang der sechziger Jahre fand, sehr bald fast vollkommen von den russischen Oekonomen verlassen worden ist. Dies erklärt sich sowohl durch die allgemeine Lage der russischen Industrie und des russischen Handels, als auch durch die spätere Beeinflussung der russischen

Theoretiker durch die deutsche katheder-sozialistische Schule. Aber zweifellos bedeutet es viel in dieser Sache, daß das genannte Prinzip schon bei Beginn seiner Verbreitung in der russischen Literatur einen so mächtigen Gegner, wie N. G. Tschernischewsky, fand. Nachdem die russischen Manchestermänner einmal eine tüchtige Lektion bekommen hatten, hielten sie es für wohlgerathen zu schweigen, sich zu drücken und zu verschwinden.

IX.

Aber nicht blos über ökonomische Fragen hatte Tschernischewsky eine heftige Polemik zu führen. Und noch dazu waren seine Gegner nicht blos die liberalen Oekonomen. Je mehr Einfluß die Männer des „Sowremennik" in der russischen Literatur gewannen, desto heftiger wurden von allen Seiten diese Männer überhaupt und besonders unser Autor angegriffen. Die Mitarbeiter des „Sowremennik" wurden zu den gefährlichsten Menschen gezählt, die bekanntlich alle „Grundfesten" stürzen wollen. Einige „Freunde Bielinsky's", die es am Anfange noch für möglich gehalten, mit Tschernischewsky und seinen Gesinnungsgenossen (unter denen N. A. Dobrolinbow den ersten Platz einnahm) zusammen zu gehen, wandten sich mit der Zeit vom „Sowremennik" ab, als von einem Organ der „Nihilisten" und betheuerten hoch und heilig, daß Bielinsky nie die von ihm befolgte Richtung gebilligt hätte. Dies that auch J. S. Turgenjew*). Selbst der radikale Herzen brummte in seinem „Kolokol" (Die Glocke) über die „galligen Pfeifer", die nur um der Verneinung halber verneinen, nur um des Spottes willen spotten, und die man durch nichts befriedigen kann. „Pfeifer" oder „Ritter des Pfiffs" nannte man die Mitarbeiter des „Sowremennik", seitdem zu ihm eine besondere Beilage „Swistok" (Die Pfeife) erschien, die schonungslos alle literarischen und sozialen Vorkommnisse des Despotismus, des Phrasenthums, des Obskurantismus und des Pedantismus verspottete. Uebrigens rührten die meisten Artikel im „Swistok" nicht von Tschernischewsky her; er nahm nur selten daran Theil, da er durch andere Arbeiten buchstäblich überbürdet war. In den letzten Jahren seiner literarischen Thätigkeit schrieb er nicht nur regelmäßig für jedes Heft des „Sowremennik", sondern es waren beinahe immer in jedem Hefte einige Aufsätze von ihm. Folgendermaßen vertheilten sich seine Beiträge auf die verschiedenen Abschnitte dieser Zeitschrift: er gab erstens einen großen Artikel über irgend eine theoretische Frage, dann schrieb er die politische Uebersicht, that eine Umschau in der russischen und zuweilen auch in der ausländischen Literatur, besprach etliche neue Bücher, und endlich, zu seiner Erholung und seinem Vergnügen, machte er noch sehr gerne einige polemische Ausfälle gegen seine Gegner. Der „Sowremennik" für 1861 ist besonders reich an Tschernischewsky's polemischen Artikeln. In dieses Jahr fallen seine „Polemischen Schönheiten", „Die nationale Taktlosigkeit" (gegen das Lemberger Blatt „Slowo" [Das Wort] gerichtet), „Der nationale Unsinn" (gegen den Aksakow'schen „Den" [Der Tag]) und viele polemische Bemerkungen in dem Abschnitte für russische und ausländische Literatur. Wir müssen hier bei einigen dieser polemischen Aufsätze etwas verweilen.

Von den „Polemischen Schönheiten" werden wir nicht viel sprechen. Diese Aufsätze sind eine Antwort auf die Angriffe des „Russki Wiestnik" (Der russische Bote) und der „Otetscheftwennyje Zapiski" (Vaterländische Memoiren). Für einen russischen Literarhistoriker wird es natürlich sehr interessant sein zu lesen, mit welchen Beweisgründen die Feinde des „Sowremennik" auftraten, für Tschernischewsky's Karakteristik aber ist es unnöthig, ausführlich zu erzählen, was für wunderliche und sehr oft ganz unsinnige Vorwürfe ihm ein Katkow, ein Albertini, oder ein Dudischkin machten. In einem Aufsatze aber, welcher gegen den „Russki Wiestnik" gerichtet ist,

*) Tschernischewsky erzählte, daß Turgenjew ihn noch so einigermaßen, den Dobrolinbow aber durchaus nicht leiden konnte. „Sie sind eine gewöhnliche Schlange, Dobrolinbow aber eine Brillenschlange", pflegte er ihm zu sagen. (Siehe den schon zitirten Brief „Dankbezeugung").

äußert sich unser Autor, unter anderem, in sehr interessanter Weise über seine eigene literarische Thätigkeit. Wir wollen es hier anführen. Tschernischewsky weiß ganz gut, daß er in der Literatur einen hervorragenden Platz gewonnen hat. Er wird sehr von seinen Gegnern gefürchtet, und diese machen ihm sogar zuweilen recht viele Komplimente. Er aber freut sich nicht im Mindesten über seine immer wachsende Berühmtheit. Er stellt die russische Literatur zu niedrig, um einen in ihr hervorragenden Platz als ehrenvoll zu betrachten. Er ist „ganz todt für seinen literarischen Lemmund". Nur eine Frage interessirt ihn: wird er die Frische der Gedanken und der Gefühle bis zu jener besseren Zeit bewahren können, wo die russische Literatur wirklich der Gesellschaft nützlich sein wird? „Ich weiß, daß bessere Zeiten für die literarische Thätigkeit kommen werden, wo sie der Gesellschaft einen reellen Nutzen bringen wird, und wo jeder, der Kräfte besitzt, seinen guten Namen wirklich verdienen wird. Und da denke ich: werde ich noch bis dahin die Fähigkeit bewahren, der Gesellschaft, wie es sich gehört, zu dienen? Dazu ist eine Frische der Kräfte, eine Frische der Ideen erforderlich. Ich sehe aber, daß ich schon zur Zahl der „geehrten" Schriftsteller zu gehören anfange, d. h. zu den abgelebten Schriftstellern, die hinter der Bewegung der sozialen Forderungen zurückgeblieben sind. Das ist schmerzlich. Was läßt sich aber thun? Das Alter tritt in seine Rechte; zweimal ist man nicht jung. Ich kann nur die beneiden, welche jünger und muthiger sind als ich...." Wehmüthig berühren uns jetzt diese edlen Befürchtungen, uns, die wir wissen, daß, als Tschernischewsky dieses schrieb, er nur noch ein Jahr in der Freiheit leben sollte. Die angeführten Zeilen erschienen im Juniheft des „Sowremennik" für 1861, und im Juli des nächsten Jahres saß er schon in der Peter-Pauls-Festung.... Aber man kann sich denken, mit was für einer Verachtung der Mann seinen Feinden begegnete, der im vollen Bewußtsein seiner ungeheuren Ueberlegenheit, seinen eigenen literarischen Verdiensten keinen Werth beilegte. Und wirklich athmet aus jeder Seite der „Polemischen Schönheiten" eine kalte Verachtung für die Tadler des „Sowremennik". Besonders verächtlich ist seine Antwort auf die Angriffe der „Otetschestwennyje Zapiski". Tschernischewsky ist gar nicht über seine Gegner in dieser Zeitschrift erzürnt. Er belehrt sie fast gütig, wie ein guter Pädagog einen Schüler, der ein Versehen begangen hat. Natürlich sagt der gute Pädagog seinem Zöglinge, indem er ihn rügt, oft sehr bittere Wahrheiten und verbirgt nicht im mindesten seine geistige Ueberlegenheit über ihn. Er thut dies aber einzig nur zum Wohl seines Zöglings. Dies that auch Tschernischewsky. Er vergißt keinen Fehler, keinen einzigen Irrthum der „Otetschestwennyje Zapiski" und rügt dafür in väterlicher Weise die Redaktion. Am meisten ärgert ihn die unvorsichtige Hitze, mit welcher sie sich in den Kampf gegen ihn stürzte. Wie könnt ihr nur mit mir polemisiren, wiederholt er ihnen immer, nachdem er die vollkommene Unhaltbarkeit dieser oder jener ihm zugefügten Beschuldigungen nachweist. Gelegentlich sagt er ihnen offen heraus, daß er mehr als sie weiß, und die Dinge tiefer als sie versteht; daß sie einfach nicht im Stande sind, die neuen Ideen zu begreifen, die er in die Literatur einführt. „Sie möchten wissen, wie groß meine Kenntnisse sind?", sagt er zu Dudischkin, welcher ihn, nach den Worten anderer Zeitschriften, einer frechen Ignoranz beschuldigte, „darauf kann ich Ihnen nur das Eine antworten: sie sind unvergleichlich größer als die Ihrigen. Und das wissen Sie ja selbst. Warum also brachten Sie es zu einer solchen öffentlichen Antwort? Unüberlegt, ja unüberlegt haben Sie es herbeigeführt. Aber, bitte, sehen Sie es nicht für Stolz an: man kann wahrlich kaum darauf stolz sein, daß man mehr weiß, als Sie! Und betrachten Sie die Sache nicht wieder so, als ob ich zu Ihnen sagen wollte, Sie hätten zu wenig Kenntnisse. Nein, ein wenig wissen Sie schon, und Sie sind überhaupt ein gebildeter Mann. Warum aber polemisiren Sie so schlecht" u. s. w. Dies wäre vielleicht zu scharf, wenn es nicht unbedingt wahr wäre.

Tschernischewsky schont jetzt nicht einmal

die Slavophilen, von welchen er früher mit großer Achtung sprach. Jetzt schienen sie ihm schon nicht mehr wahre Freunde der Aufklärung zu sein. Die Tendenzen der Slavophilen wurden schon am Anfange der sechziger Jahre so durchsichtig klar, daß man sie jetzt eher Obskuranten nennen konnte. Natürlich vertheidigten sie die Landkommune wie früher und traten für den Bauernbesitz ein. Aber Tschernischewsky legte jetzt darauf schon keinen Werth mehr. Außer der Vertheidigung der beiden genannten Prinzipien fand man in der damaligen slavophilischen Literatur nichts als unsinnige Ausfälle gegen den faulenden und heuchlerischen Westen, und ekelhafte Lobpreisungen der Orthodoxie, des Autokratenthums und sonstiger Herrlichkeiten der urwüchsigen russischen Wirklichkeit. Und da entschied sich Tschernischewsky, ihnen eine Lektion zu geben. Gelegenheit dazu gab das Erscheinen des „Den", einer Zeitung von J. Aksakow, in deren ersten Nummern sich einige Ausfälle gegen den „Sowremennik" befanden. Tschernischewsky antwortete darauf mit einem Aufsatze „Der nationale Unsinn". Die Grobheit des Titels erklärte er dadurch, daß er sich, überzeugt von slavophilischen Beweisgründen, entschieden habe, alle Fremdwörter zu vermeiden, welche, ohne das Wesen der Bezeichnung zu verändern, dieser eine höflichere Form geben könnten.

Tschernischewsky war immer ein warmer Anhänger des Westens. Und wenn seine Vorliebe für das kommunale Landeigenthum ihn auf einige Zeit und bis zu einem gewissen Grade den Slavophilen näherte, so verstand er trotzdem immer sehr gut die Unsinnigkeit ihrer Meinung von der Verwesung des Westens und von der Erneuerung der Menschheit vermittelst byzantinischer Traditionen. Schon in den „Umrissen der Gogol'schen Periode" äußerte er sich darüber, wenn auch in milder, aber doch sehr entschiedener Form. Die Springquelle für diese Meinung der slavophilischen Schriftsteller von der Verwesung des Westens und von dem Bankerott seiner Philosophie sieht er in der Thatsache, daß auch die Besten derselben weder mit der wirklichen Lage der westeuropäischen Dinge, noch mit der Richtung der leitenden westeuropäischen Ideen bekannt sind. Für Tschernischewsky ist der Westen kein siecher Greis; im Gegentheil, er ist ein Jüngling, und dazu noch ein kräftiger und frischer, „welcher (durch den Mund seiner ersten Denker) spricht: etwas weiß ich schon, aber sehr vieles bleibt mir noch zu lernen übrig; ich dürste nach noch größeren Kenntnissen und studire ziemlich erfolgreich.... Ich muß noch viel arbeiten, um mir ein gegründetes wohlhabendes Dasein zu sichern; aber zur Arbeit bin ich immer bereit, Kräfte besitze ich genug; — verzweifelt nur nicht an meiner Zukunft." *) In der Frage über die Zukunft des westlichen Europas ging Tschernischewsky nicht nur mit den Slavophilen auseinander, was selbstverständlich ist, sondern auch sogar mit Herzen, an dem die Beziehungen zu dem Moskauer slavophilischen Kreise der vierziger Jahre nicht spurlos vorbeigegangen waren, und der öfters die Befürchtung aussprach, daß der Westen, nachdem er sich bis zum Sozialismus vorwärtsgedacht hatte, nicht die Kräfte haben werde, um sein Programm zu verwirklichen, wie das alte Rom nicht im Stande war, die Forderungen des Christenthums zu verwirklichen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der von uns schon zitirte Tschernischewsky'sche Artikel „Die Ursachen von Roms Untergang" gerade gegen diese Anschauung Herzen's gerichtet war. Tschernischewsky sagt dort gerade heraus, daß es nicht der Mühe werth sei, mit solchen „Sonderlingen" wie die Slavophilen über die Schicksale des Westens zu streiten, und daß er nur für andere Menschen schreibt, die noch ihren menschlichen Verstand besitzen. Und diesen noch ihren Verstand besitzenden Menschen beweist er auch, daß das westliche Europa keineswegs seine Kräfte erschöpfen konnte, da bis zu der allerneuesten Zeit sein historisches Schicksal nur durch die Thätigkeit eines einzelnen Standes bestimmt war: nämlich, der Aristokratie. Sogar die Mittelklasse wurde erst in einer uns sehr naheliegenden

*) „Sowremennik" 1856, Februar. Kritik. S. 75.

Epoche in Europa die herrschende. Und hinter der Mittelklasse steht noch das niedere Volk, welches bis jetzt noch keinen direkten Einfluß auf die Schicksale Europas ausgeübt hat. Welchen Grund hat man zu glauben, fragt nun Tschernischewsky, daß dieser neue Stand, nachdem einmal an ihn die Reihe gekommen ist, die historische Bühne zu betreten, nicht in der Lage sein wird, die sozialen Fragen zu lösen, welche die höheren Stände nicht zu lösen vermochten? Ein solcher Glauben ist durchaus unbegründet, und folglich auch die Befürchtung für das Schicksal des Westens. Ferner ist es einfach lächerlich, eine neue Invasion der Barbaren zu befürchten bei der ungeheuren Ueberlegenheit der Kräfte der zivilisirten Welt. Endlich, was Rußland anbelangt und dessen vermeintlichen Beruf, die Menschheit zu erneuern, so enthüllt Tschernischewsky schonungslos das Unbegründete einer derartigen patriotischen Selbsttäuschung. Nur die Feldgemeinschaft betrachtet er als die einzige wirklich sympathische Eigenthümlichkeit des russischen sozialen Wesens. Aber auch diese findet keine Schonung vor seiner Kritik. Die Landkommune, meint Tschernischewsky, könnte wohl der weiteren Entwicklung Rußlands einen gewissen Nutzen bringen; aber auf sie stolz sein können wir doch nicht, da sie ja nur ein Zeichen unserer ökonomischen Zurückgebliebenheit ist. Die Landkommune wird vielleicht den Prozeß der Entwicklung Rußlands erleichtern; den wichtigsten Anstoß aber wird doch der Westen geben, und es steht uns nicht zu, die Menschheit zu erneuern, — sogar mit Hilfe der Landkommune nicht.

Doch die Slavophilen — „die Sonderlinge“ — ereiferten sich nicht nur laut für eine Erneuerung Europas durch den russisch-byzantinischen Geist; — sie gaben sogar ein praktisches Programm für eine derartige Erneuerung an. Nach der Meinung des J. Aksakow'schen „Den“ soll Rußland damit beginnen, den Slaven „ein selbständiges Dasein unter dem Schatten der Flügel des russischen Adlers“ zu verschaffen. Tschernischewsky beweist, daß derartige Ideen nichts anders sind, als ein Produkt des „nationalen Unsinns“. Erstens will es ihm scheinen, habe der mächtige russische Adler bei sich zu Hause sehr viel russische Geschäfte zu erledigen, die er über keiner Erneuerung vergessen soll. „Wenn ihr einen Krieg wünscht“, schreibt er, „so bedenkt vorher, ob unsere Angelegenheiten uns an einen Krieg denken lassen können.“ Zweitens, meint er, würde ein kriegerisches Auftreten Rußlands alle westeuropäischen Mächte gegen die Befreiung der Slaven einnehmen. „In Europa giebt es ja nur zwei Millionen Türken, und sieben oder acht Millionen Slaven. Könnten sie denn nicht allein mit den Türken fertig werden?... Sie müssen nur fest davon überzeugt sein, daß die anderen Mächte ihrer Befreiung nichts in den Weg legen.“ Wenn die Slavophilen wirklich nur das Wohl der türkischen Slaven wünschten, so sollten sie die westeuropäischen Mächte zu überzeugen suchen, daß der Fall der türkischen Herrschaft in Europa nicht ein Verschlingen der Donau-Fürstenthümer durch Rußland und die Verwandlung Konstantinopels in eine russische Kreishauptstadt nach sich ziehen würde. Wenn die Slavophilen dies thun würden, so könnten sich die türkischen Slaven auch ohne russische Hilfe befreien. Dasselbe gilt auch für die österreichischen Slaven. „Glaubt ihr wirklich, daß den Deutschen daran gelegen wäre, Oesterreich zu stützen, wenn sie nicht befürchteten, daß nach dem Fall dieses Reiches dessen östliche Hälfte an Rußlands Herrschaft fallen wird?“ „Ihr hetzt die Deutschen gegen die Befreiung der österreichischen Slaven auf“, sagt Tschernischewsky zu der Redaktion des „Den“ und fügt noch hinzu, daß ihr kriegerisches Gebahren nicht durch eine Sympathie für die Slaven, sondern durch das Streben hervorgerufen ist, die slavischen Stämme unter die russische Herrschaft zu bringen.

Nebenbei widerlegt auch Tschernischewsky das slavophilische Gezeter von einem hinterlistigen und böswilligen Benehmen des Westens gegen Rußland. Aber bedenkt auch, sagt er, behandelten denn nicht alle Organe der europäischen Presse die wichtigsten Reformen Rußlands mit der größten Sympathie? Und heißt es denn Rußland alles Böse wünschen, wenn

man mit den Fortschritten des russischen sozialen Lebens sympathisirt?

Im nächsten Jahre mußte Tschernischewsky noch schärfer gegen die Slavophilen auftreten. Die Koryphäen unter den Slavophilen hatten die sonderbare Idee, sich an die Serben mit einer Reihe sehr naiver Belehrungen zu wenden. Diese Belehrungen sind in einer Broschüre enthalten mit dem Titel „An die Serben, Eine Sendung aus Moskau", unter welche sich alle hervorragenden Repräsentanten der slavophilischen Partei unterschrieben hatten. Einige Ideen, welche diese Broschüre enthält, sind einfach lächerlich, noch einige andere nicht nur lächerlich, sondern auch äußerst reaktionär. So z. B. gaben die Slavophilen den Serben den Rath, Personen nichtorthodoxen Glaubens keine politischen Rechte zu verleihen. Tschernischewsky beantwortete diese „Sendung" mit einem beißenden Artikel „Die selbstgemachten Häuptlinge".

Zu den Auseinandersetzungen über Rußlands Verhältniß zu den Slaven überhaupt gesellte sich noch der Streit über die Verhältnisse einiger slavischer Stämme zu einander. Tschernischewsky sympathisirte immer mit den Kleinrussen. Das wegwerfende Benehmen Bielinsky's gegenüber der entstehenden kleinrussischen Literatur betrachtete er als einen großen Fehler. Im Januarhefte des „Sowremennik" für 1861 erschien von ihm ein sehr sympathischer Aufsatz, welcher das Erscheinen des kleinrussischen Organs „Osnowa" begrüßte. Aber er konnte nicht unbedingt den Kampf der galizischen Ruthenen gegen die Polen billigen. Erstens gefiel ihm nicht, daß die Ruthenen bei der Wiener Regierung eine Stütze suchten. Auch gefiel ihm nicht die sehr einflußreiche Rolle, die der Klerus in der Bewegung der galizischen Ruthenen spielte. „Um Weltsachen", schrieb er, „sollen sich nur Laien bekümmern". Endlich gefiel unserem Tschernischewsky auch nicht die ausschließlich nationale Fassung der Frage, in der er vor allem eine ökonomische Frage sah. In seinem Artikel „Die nationale Taktlosigkeit" („Sowremennik" 1861, Juli), welcher gegen die Lemberger Zeitschrift „Slowo" gerichtet war, bekämpfte Tschernischewsky aufs schärfste den Ultranationalismus dieses Organs. „Es ist sehr möglich", schrieb er, „daß das Lemberger Organ „Slowo" bei einer genaueren Betrachtung der wirklichen Verhältnisse wohl einsehen würde, daß der ganzen Sache eine Frage zu Grunde liegt, die mit der Nationalitätenfrage gar nichts zu thun hat, — nämlich die Klassenfrage. Es ist sehr möglich, daß dieses Blatt auf dieser und auf jener Seite Ruthenen und Polen sehen würde, die, obwohl anderer Nationalität, doch sich in der gleichen sozialen Lage befinden. Wir glauben nicht, daß der polnische Bauer einer Erleichterung der Abgaben und einer Verbesserung der Lage der ruthenischen Bauern feind sei. Wir glauben nicht, daß sich in dieser Frage die Gefühle der Gutsbesitzer ruthenischer Nationalität sehr stark von den Gefühlen der polnischen Gutsbesitzer unterscheiden. Wenn wir nicht irren, liegt die Wurzel der galizischen Frage nicht in den Nationalitäten-, sondern in den Klassenverhältnissen."

Die gegenseitige Feindschaft der Nationalitäten, die unter Oesterreichs Herrschaft leben, mußte Tschernischewsky um so ungerechtfertigter erscheinen, da damals, wie früher, nur die Wiener Regierung große Vortheile daraus zog. Die österreichischen Deutschen, die Tschechen, die Kroaten, und, wie wir sahen, die Ruthenen schienen Tschernischewsky alle gleich verständnißlos zu sein. Besonders fürchtete er, daß die slavische Verständnißlosigkeit, welche sich 1848/49 so deutlich gezeigt hatte, wieder zu weit gehen würde. Im Anfange der sechziger Jahre führte Ungarn einen hartnäckigen Kampf gegen die reaktionären Wiener Zentralisten. Die Unzufriedenheit der Ungarn erreichte einen so hohen Grad, daß man zu einer Zeit dort eine revolutionäre Explosion erwarten konnte. Unser Autor sprach nicht selten in seinen politischen Uebersichten die Befürchtung aus, daß die österreichischen Slaven, im Falle einer revolutionären Bewegung in Ungarn, sich wieder als gehorsame Instrumente der Reaktion erweisen würden. Die damalige Taktik vieler slavischer Nationalitäten in Oesterreich bot allen Grund, solche Be-

fürchtungen zu hegen, da die österreichischen Slaven sich der schnöden Rolle rühmten, die sie in den Ereignissen von 1848/49 gespielt hatten. Indem Tschernischewsky sehr streng eine derartige Taktik tadelte, bewies er, daß es für sie im Gegentheil viel vortheilhafter wäre, die Feinde der Wiener Regierung zu unterstützen, da sie von ihnen sehr wesentliche Konzessionen erlangen könnten. Er sagt dies von den Beziehungen der Kroaten zu den Ungarn, und wiederholt es auch den Ruthenen.

Endlich ging in Russisch-Polen, gerade zur Zeit, als Tschernischewsky mit dem „Slowo" polemisirte, auch eine starke politische Bewegung vor sich, zu der er sich sehr sympathisch verhielt. Und schon allein deshalb mußten ihm die Ausfälle der russischen Unterthanen des Hauses Habsburg gegen die Polen taktlos und unzeitig erscheinen. Auch in Petersburg, wo Tschernischewsky fast ständig wohnte, existirten Zweige der revolutionären polnischen Organisation. Stand er in irgend welchen bestimmten formellen Beziehungen zu den polnischen Revolutionären? Bis jetzt besitzen wir keine Fingerzeige hiefür. Es ist möglich, daß die polnischen Historiker jener Epoche diese Frage aufklären könnten. Von der russischen Literatur kann man aus sehr leicht verständlichen Ursachen gar nichts erwarten. Wir wollen uns hier nicht in Vermuthungen einlassen und begnügen uns nur mit den Angaben zur Aufklärung der allgemeinen Sympathien Tschernischewsky's mit der polnischen Revolution, welche man seinen Werken entnehmen kann. Aber auch solcher Angaben giebt es wenig.

Aus den Aufsätzen unseres Autors, welche in dem der Zensur unterstellten „Sowremennik" gedruckt waren, kann man sehen, daß er sich bei Gelegenheit immer zu Gunsten Polens aussprach. Gegen die Angriffe der russischen offiziellen Schriftsteller vertheidigte er sogar die alte polnische Staatsordnung, mit welcher er doch, in Folge seiner demokratischen Anschauungen nicht stark sympathisiren konnte. Aber er rühmt an ihr diejenigen Seiten der sozialen Verhältnisse, auf welche er in seinen früheren Aufsätzen gar keinen Werth legte. Wie wir schon wissen, bekundet er in seinem Artikel „Der Kampf der Parteien in Frankreich" eine gänzliche Gleichgiltigkeit gegen alle politischen Formen. Als er diesen Aufsatz schrieb (im Jahre 1858) schien es ihm, daß ein Demokrat sich nur mit der Aristokratie nicht versöhnen könne, und daß ein solcher höher als England, trotz seiner politischen Freiheit, Sibirien stellen muß, wo das „gemeine Volk" angeblich besser lebt als in England. Jetzt betrachtet Tschernischewsky auf eine ganz andere Weise die Frage über die politischen Einrichtungen. Die alte polnische Ordnung ist für ihn durch ihre politische Freiheit anziehend. „In der vollständigen Abwesenheit einer büreaukratischen Zentralisation in Polen" — schreibt er, indem er den eben damals erschienenen zweiten Theil des Archivs des südwestlichen Rußlands bespricht — „offenbart sich das Streben zur Verwirklichung einer anderen Gesellschaftsordnung als der, zu welcher andere Mächte gelangten (hier ist natürlich das Moskowitische Reich gemeint) — zu einer Ordnung, die sich nicht begründet auf einer Opferung des Individuums für die abstrakte Idee des Staates, die durch den Willen der Gewalt verkörpert wird, sondern die sich gründet auf die Verbindung freier Individualitäten für das allgemeine Wohl.... Hier ist jede soziale Angelegenheit das Resultat des gesellschaftlichen Gedankens; hier tritt der ewige Kampf der Anschauungen und der Ueberzeugungen aus dem Kreise des Gedankens und des Wortes direkt ins Leben über." Es ist wahr, daß die polnische Gesellschaft durchaus aristokratisch war, „aber der privilegirte Kreis könnte sich mehr und mehr erweitern und die ganze unbeachtete, verstoßene, aller ihrer Rechte beraubte Masse des Volkes in sich aufnehmen, wenn nur die Begriffe des Bürgerthums sich erweitern und bis zu den allgemein menschlichen Ideen heranwachsen würden, die nicht durch vorübergehende Vorurtheile, welche ihre Fülle begrenzen, gebunden sind." *) Bis zu einer solchen Ver-

*) „Sowremennik" 1861, April. Neue Bücher. S. 443 u. w.

herrlichung der alten polnischen Staatsordnung gingen selbst die polnischen Demokraten nicht immer. Denn die Frage reduzirte sich ja eben darauf: wie können die polnischen Magnaten zur Anerkennung „der allgemein menschlichen Ideen“ gebracht werden?

Die Anschauungen Tschernischewsky's und der russischen offiziellen Historiker gehen in der Frage von den geschichtlichen Resultaten der Vereinigung des Großfürstenthums Littauen mit Polen weit auseinander. „War denn wirklich die Lage von Weißrußland zur Zeit eines Olgerd, eines Ljubart, eines Skirigailo, eines Swidrigailo besser, als unter den Sigismunden im 16. und 17. Jahrhundert?“ — entgegnet er den Historikern, welche die Vereinigung des westlichen Rußlands mit Polen als die einzige Ursache aller Uebel in West-Rußland betrachteten. „Es ist schon hohe Zeit, daß wir aufhören einseitig und ungerecht gegen Polen zu sein“, sagt er weiter, „geben wir wenigstens zu, daß dessen Einfluß auf West-Rußland doch in Bezug auf die Aufklärung wohlthätig war. Vergleichen wir die intellektuelle Aufklärung in dem Theil des russischen Reichs, welcher mit Polen verbunden war, mit der jenes Theiles unseres allgemeinen russischen Vaterlandes, welches unberührt vom fremden Einfluß blieb — des Moskowitischen Reiches. Kam denn die Aufklärung im 17. Jahrhundert nach Moskau nicht aus Kleinrußland, und war sie es denn nicht, die unsere ganze spätere Bildung vorbereitete? Und wuchs sie denn in Kleinrußland nicht unter Polens Einfluß auf?“

An der Polonisirung West-Rußlands tragen, nach Tschernischewsky's Meinung, auch nicht die Polen die Schuld. Die höheren Klassen in West-Rußland besaßen alle Rechte und alle Mittel, um für ihren Glauben und ihre Sprache einzutreten, und um ihr Volk, — welches sie ja übrigens selbst in Sklaverei erhielten — vor Erniedrigung zu bewahren. Wenn trotzdem die westrussische Aristokratie vollkommen polonisirt ist, so soll sie und nur sie allein beschuldigt werden. „Wenn Ihr allein Euch nicht wehren konntet, so schiebt nicht die Schuld auf Andere“, bemerkt unser Autor.

X.

Die revolutionäre Stimmung der polnischen Gesellschaft fiel mit einer starken Erregung der radikalen Partei in Rußland zusammen. Die studirende Jugend rührte sich, geheime Gesellschaften wurden gegründet, welche revolutionäre Programme und Aufrufe druckten, man erwartete eine Revolte seitens der Bauern, die mit der „falschen Freiheit“ unzufrieden waren. Wir haben gesehen, daß Tschernischewsky auch an eine Möglichkeit einer solchen Revolte glaubte; aber über seine Beziehungen zu den damaligen geheimen Gesellschaften in Rußland wissen wir leider ebenso wenig, wie von seinen Beziehungen zu den polnischen Organisationen. Hier können wir wieder nur von Tschernischewsky's Stimmung sprechen, die sich durch halb unterdrückte Worte und Anspielungen in seinen im „Sowremennik“ gedruckten Aufsätzen kundgab. Diese Stimmung wurde zweifellos immer mehr und mehr revolutionär. Derselbe Tschernischewsky, welcher es einst für möglich und nützlich hielt, die Regierung über ihre eigenen Vortheile in der Bauernemanzipationssache aufzuklären, denkt jetzt nicht mehr daran, sich an die Regierung zu wenden. Alle Unterhandlungen mit ihr, alle Hoffnung auf sie scheinen ihm eine sehr schädliche Selbsttäuschung zu sein. In dem Aufsatze „Ein russischer Reformator“, welcher ein Buch des Barons M. Korf „Das Leben des Grafen Speransky“ besprach, beweist Tschernischewsky sehr umständlich, daß kein einziger Reformator, welcher ernste soziale Reformen durchführen will, auf die Regierung in Rußland rechnen kann. Umso weniger können auf sie die Revolutionäre rechnen. Speransky wurde von seinen Feinden ein Revolutionär genannt; aber diese Benennung erscheint Tschernischewsky lächerlich. Speransky hatte wirklich sehr weitgehende reformatorische Pläne gehegt, aber „es ist lächerlich, Speransky einen Revolutionär zu nennen in Bezug auf den Umfang der Mittel, welche er benutzen wollte, um seine Projekte durchzuführen.“ Er hielt sich ausschließlich nur dadurch aufrecht, daß er das Zutrauen des Kaisers Alexander zu gewinnen vermochte. Auf

dieses Zutrauen gestützt, glaubte er auch seine Reformen vollziehen zu können. Und eben darum war er in Tschernischewsky's Augen ein schädlicher Träumer. Die Träumer sind oft einfach lächerlich und ihre Selbsttäuschungen sind sehr harmloser Natur, aber „sie können der Gesellschaft schädlich werden, wenn sie sich in ernsten Dingen Selbsttäuschungen hingeben. In ihrem entzückten Eifer, auf falscher Fährte, gewinnen sie scheinbar einige Erfolge, wodurch nur Andere aus dem Geleise herausgerissen werden, welche diese scheinbaren Erfolge auf den Gedanken brachten, eben diese falsche Fährte zu betreten. In dieser Hinsicht kann Speransky's Thätigkeit als eine schädliche bezeichnet werden." *)

Tschernischewsky's Ton gegen die Regierung wurde immer mehr und mehr herausfordernd. Im Anfange der sechziger Jahre entschied sich die Regierung, die Zensurschranken etwas zu erweitern. Sie beschloß, eine neue Zensurordnung zu veröffentlichen, und erlaubte der Presse sich über die Frage ihrer eigenen Knebelung auszusprechen. Tschernischewsky beeilte sich, seine Meinung darüber abzugeben, eine Meinung, die sehr von der hergebrachten liberalen Anschauung abwich. Beißend verspottete er die Leute, welche glaubten, daß der Druckerpresse irgend eine spezifische Kraft, Unheil anzurichten, beiwohne, so eine Art Kraft wie die der Tollkirsche, der Schwefelsäure, des Knallsilbers u. s. w. Doch giebt Tschernischewsky zu, daß es Epochen gebe, wo die Presse der Regierung eines Landes gefährlicher ist, als Kartätschen. Das sind nämlich solche Epochen, wo die Interessen der Regierung nicht mit den Interessen der Gesellschaft übereinstimmen und sich also ein revolutionärer Ausbruch naht. Wenn sich die Regierung in einer solchen Lage befindet, so hat sie alle Ursache, die Presse einzuschränken, weil diese gleich anderen sozialen Kräften ihren Fall vorbereitet. In einer solchen Lage befanden sich fast alle französischen Regierungen, die in diesem Jahrhundert so oft einander ablösten. Dies alles ist von Tschernischewsky sehr umständlich und ruhig ausgeführt. Von der russischen Regierung ist bis zum Ende des Artikels gar keine Rede. Aber beim Schluß fragt Tschernischewsky unerwartet den Leser: nun, und wenn es sich erweisen würde, daß hier in Rußland Preßgesetze nöthig seien? „Dann würden wir noch einmal die Namen Obskuranten, Feinde des Fortschritts und der Freiheit, Verherrlicher des Despotismus u. s. w. erhalten, wie wir uns schon oft solchem Tadel aussetzten." Daher will er auch nicht die Frage untersuchen, ob in Rußland spezielle Preßgesetze nöthig seien oder nicht. „Wir fürchten", schreibt er, „daß uns eine gewissenhafte Untersuchung zu der Antwort führen müßte: ja, sie sind nöthig." *) Die Schlußfolgerung ist klar: sie sind nöthig, weil Rußland in die revolutionäre Periode seiner Entwicklung getreten ist.

In demselben Märzhefte des „Sowremennik", worin der von uns zitirte Artikel erschien, erschien auch ein kleiner polemischer Artikel, betitelt: „Hat man etwas gelernt?" Gelegenheit dazu gaben die bekannten Studentenunruhen im Jahre 1861: Tschernischewsky vertheidigt dort die Studenten gegen den Vorwurf, daß sie nicht studiren wollten, welchen Vorwurf ihnen die russischen „Konservativen" machten, und wirft nebenbei der Regierung viele bittere Wahrheiten ins Gesicht. Den nächsten Anlaß zu dieser Polemik gab ein Artikel eines unbekannten Autors „Lernen oder nicht lernen", welcher in den „St. Petersburger Akademischen Nachrichten" erschien. Tschernischewsky antwortet darauf, daß diese Frage in Bezug auf die Studenten keinen Sinn habe, da diese immer lernen wollen und nur von den einschränkenden Universitäts-Reglements daran verhindert würden. Diese Reglements wollten die Studenten in einem Alter, in dem nach russischen Gesetzen ein Mann heirathen kann, in dem er in den Staatsdienst aufgenommen wird und der Kommandant einer militärischen Abtheilung

*) „Sowremennik" 1861, Oktober. Russische Literatur. S. 249—250.

*) „Sowremennik" 1862, März. „Die französischen Preßgesetze".

sein kann, wie kleine Schuljungen behandeln. Es ist also kein Wunder, daß sie dagegen protestirten. Man untersagte ihnen selbst solche ganz unschädliche Organisationen, wie kameradschaftliche Hilfskassen, die bei der schlechten materiellen Lage der meisten Studenten unbedingt nothwendig waren. Die Studenten konnten nicht anders, als sich gegen solche Reglements auflehnen, weil es sich hier um ein „Stück Brot und um die Möglichkeit des Besuchs der Vorlesungen handelte: Dieses Brot, diese Möglichkeit wird ihnen genommen". Tschernischewsky sagt offen heraus, daß es gerade der Zweck der Universitäts-Reglements sei, der größten Anzahl derer, die sich als Studenten einschreiben lassen, die Möglichkeit des Studirens zu nehmen. „Wenn der Autor des Artikels oder seine Gesinnungsgenossen es für nöthig halten zu beweisen, daß man nicht dieses Ziel verfolgte, als man die Reglements schuf, so sollen sie die Dokumente veröffentlichen, welche sich auf die Berathungen, aus denen diese Reglements hervorgegangen sind, beziehen."

Der anonyme Autor des Artikels „Lernen oder nicht lernen" warf nicht nur den Studenten, sondern auch der ganzen russischen Gesellschaft vor, daß sie nichts lernen wolle. Dies benutzte auch Tschernischewsky, um den Streit über die Universitäts-Unruhen auf einen allgemeineren Boden hinüberzuleiten. Sein Gegner gab zu, daß es doch einige Anzeichen gebe, daß die russische Gesellschaft lernen möchte. Das bewiesen, nach seiner Meinung, „Hunderte" von neu entstandenen Zeitschriften und „Dutzende von Sonntagsschulen". „Hunderte von neuen Zeitschriften! Wo hat der Autor diese Hunderte hergenommen? Und wir brauchten ja wirklich Hunderte. Und will der Autor vielleicht wissen, warum nicht Hunderte von neuen Zeitschriften entstehen, wie es eigentlich sein sollte? Weil es Dank unserer Zensur nirgends einer lebensfrischen periodischen Zeitschrift möglich ist, zu existiren, als etwa in einigen größeren Städten. Jede reiche Handelsstadt müßte einige, wenn auch kleine Zeitungen haben; in jedem Gouvernement müßten wenigstens einige lokale Blättchen erscheinen. Aber sie existiren nicht, weil sie nicht existiren können.... Dutzende von Sonntagsschulen.... Dies ist nicht übertrieben, nicht so wie Hunderte von neuen Zeitschriften: in einem Reiche, das mehr als sechzig Millionen Einwohner zählt, kann man die Sonntagsschulen wirklich nur zu Dutzenden zählen. Und es müßten ihrer Tausende und aber Tausende sein, und sie sollten wirklich sehr bald entstehen, und schon jetzt sollten wenigstens einige Tausende existiren. Warum sind es aber nur Dutzende? Weil sie so verdächtigt, so eingeschränkt und eingeschnürt sind, daß selbst den hingebendsten Männern alle Lust, zu unterrichten, vergeht."

Nachdem der Autor des von Tschernischewsky besprochenen Artikels in der Existenz von „Hunderten" von neuen Zeitschriften und von „Dutzenden" von Sonntagsschulen die scheinbaren Anzeichen für die Thatsache gesehen, daß die Gesellschaft lernen möchte, beeilte er sich hinzuzufügen, daß diese Anzeichen trügerisch seien. „Da hört man Geschrei auf den Straßen", erzählt er melancholisch, „man sagt, daß da und dort dies und das geschehen sei; da läßt man unwillig den Kopf hängen und wird ganz erbittert." „Erlauben Sie, Herr Autor", antwortet ihm Tschernischewsky, „welches Geschrei hören Sie denn auf den Straßen? Das Schreien der Schutzleute und der Polizeilieutenants? — das hören wir auch. Sprechen Sie etwa davon? Man sagt, da und dort geschah dies und das... was z. B. eigentlich? Dort geschah ein Diebstahl, hier überschritt einer seine amtliche Gewalt, da wurde ein Schwacher bedrückt, hier wurde ein Starker begünstigt — davon wird unaufhörlich gesprochen. Ueber dieses Schreien, welches Alle hören und über diese täglichen Gespräche läßt man wirklich den Kopf hängen und wird wirklich erbittert."

Der Ankläger der Studenten beschuldigte sie ferner der Unduldsamkeit gegen andere Meinungen und auch dessen, daß sie bei ihren Protestationen zu Pfeifen, faulen Aepfeln und sonstigen „Straßenwaffen" griffen. Tschernischewsky erwidert

ihm, daß Pfeifen und faule Aepfel nicht als Straßenwaffen gebraucht werden: als solche dienen Bajonette, Gewehrkolben und Degen". Er bittet seinen Gegner, sich zu erinnern, „ob die Studenten gegen Jemand diese Straßenwaffen benutzt haben, oder ob sie gegen die Studenten benutzt worden sind... und ob es wirklich nöthig gewesen sei, diese gegen die Studenten zu benutzen."

Man wird verstehen, daß derartige Artikel Tschernischewsky's einen großen Eindruck auf die russischen Studenten machten. Als später, am Ende der sechziger Jahre, sich die Studentenunruhen wiederholten, wurde dieser Artikel bei den Zusammenkünften der Studenten als die beste Vertheidigung ihrer gerechten Forderungen vorgelesen. Man kann sich auch denken, wie die Regierung solchen herausfordernden Artikeln begegnete. Die „Gefährlichkeit" des Einflusses des großen Schriftstellers auf die studirende Jugend erschien ihr immer klarer.

Außer der laufenden Arbeit in seiner Zeitschrift beschäftigte sich Tschernischewsky sehr fleißig mit der Propagirung der theoretischen Grundsätze seiner Weltanschauung. Die Polemik mit den damaligen Vertretern der russischen Vulgär-Oekonomie zeigte ihm, wie gering der Vorrath der ökonomischen Kenntnisse in der russischen gebildeten Gesellschaft war. Er beschloß, diese Lücke auszufüllen, und unternahm eine Uebersetzung und eine Erläuterung des Mill'schen Werkes. Die lange Reihe seiner ökonomischen Aufsätze erschien während zweier Jahre (1860/61) in den Blättern des „Sowremennik". Wir sagten schon unsere Meinung über Tschernischewsky's eigenthümliche Methode und Behandlung ökonomischer Fragen. Wir gedenken, in einem eigenen Artikel eine eingehende Analyse der ökonomischen Lehren unseres Autors zu geben. Jetzt aber wollen wir uns nur auf folgende Bemerkung beschränken. Die Wahl des Mill'schen Buches zum Hilfsbuch für die Verbreitung richtiger politisch-ökonomischer Anschauungen im russischen lesenden Publikum kann durchaus nicht als gelungen bezeichnet werden. Mill's ökonomische Anschauungen sind so unklar und inkonsequent, daß trotz aller Verbesserungen und Ergänzungen, die Tschernischewsky daran vornahm, keineswegs im Kopfe des Lesers klare ökonomische Begriffe zurückblieben. Zuweilen macht sich an Tschernischewsky selbst die Wirkung des „Synkretismus" bemerkbar, der Mill eigen war. Indem Tschernischewsky sich beeilte, vom Standpunkte einer gesunden Theorie, zur Kritik der existirenden sozialen Verhältnisse überzugehen, schiebt er ohne Wahl auch solche Anschauungen Mill's ein, welche die damalige Wissenschaft keineswegs mehr als richtig anerkennen konnte. Zuweilen scheint es, daß auch Tschernischewsky diese irrigen Anschauungen theilte. Uebrigens wollen wir uns jetzt nicht in Details einlassen.

Tschernischewsky hätte in der damaligen westeuropäischen ökonomischen Literatur Schriftsteller finden können, die weit mehr eine ernste Beachtung verdienten. In der Frage des Verhältnisses der Arbeit zum Kapital ist selbst Rodbertus ein Riese im Vergleich zu Mill. Was die anderen Hauptfragen anbelangt, so wäre es viel nützlicher gewesen, Ricardo's Werk zu übersetzen und es mit Anmerkungen und Ergänzungen auszustatten. Bei Ricardo kann selbst ein bewanderter Leser noch etwas lernen, während sogar ein solcher Leser durch Mill's Einfluß ganz aus dem Geleise geschoben werden kann. Die schädliche Einwirkung dieses Mannes, der sein ganzes Leben lang zwischen zwei Stühlen sitzen wollte, auf das russische lesende Publikum wurde besonders später sichtbar, als Tschernischewsky's Bemerkungen und Ergänzungen verboten wurden und im Handel nur die Uebersetzung blieb. Da das russische lesende Publikum aus Mill alle seine ökonomischen Begriffe schöpfte, hatte es, kann man sagen, gar keine ökonomischen Begriffe.

Beinahe gleichzeitig mit Mill's Popularisirung unternahm Tschernischewsky die Uebersetzung Schlosser's, eines sehr von ihm geliebten und wirklich höchst beachtenswerthen Historikers.

XI.

Tschernischewsky war damals 35 Jahre alt. Er stand in der vollen Blüthe seiner

Geisteskräfte; und was konnte er noch in seiner weiteren Fortentwicklung erreichen! Aber nicht mehr lange sollte er noch in der Freiheit leben. Er wurde als das Haupt der radikalen Partei anerkannt, als der unverzagte Prediger des Materialismus und des Sozialismus. Man hielt ihn für den „Verführer" der revolutionären Jugend, man legte ihm alle ihre Ausbrüche und Bewegungen zur Last. Wie es immer in solchen Fällen geschieht, blies die Fama die ganze Sache auf und schrieb Tschernischewsky Thaten zu, wie er sie nie auch nur im Sinne gehabt. Im „Prolog zum Prolog" beschreibt Tschernischewsky selbst den sympathisch-liberalen Klatsch, welcher in Petersburg über die vermeintlichen Beziehungen Wolgin's (d. h. seiner selbst) zu dem Londoner Kreise der russischen Emigranten umging. Solche Klatschgeschichten entstanden bei den geringfügigsten Anlässen, die durchaus nichts mit der Politik gemein hatten. Und wie es immer geschieht, blieb die Sache nicht bei bloßem Klatsch stehen. Die „konservative" Presse beschäftigte sich schon seit lange mit der literarischen Denunzirung Tschernischewsky's. Im Jahre 1862 wurde der „Sowremennik" für einige Zeit suspendirt. Später kamen auch nichtliterarische Denunziatoren an die Reihe. „Der Vorsitzende der Dritten Abtheilung der Kanzlei seiner Majestät" *) — heißt es im Anklageakt über Tschernischewsky — „bekam einen anonymen Brief, welcher die Regierung vor Tschernischewsky warnte, vor diesem Verführer der Jugend, diesem listigen Sozialisten, der selbst sagte, daß man ihn nie überweisen werde; man nennt ihn einen schädlichen Agitator und man bittet, Alle vor einem solchen Menschen zu bewahren; alle früheren Freunde Tschernischewsky's, alle liberalen Männer entfernten sich von ihm, als sie sahen, daß seine Tendenzen von Worten in Thaten übergehen. Wenn Ihr den Tschernischewsky nicht entfernt", schreibt weiter der Autor des Briefes, „so geschieht ein Unglück, ein Blutvergießen; diese Banden tobsüchtiger Demagogen sind wahre Tollköpfe.... Man wird sie schon vielleicht tödten; aber wie viel unschuldig Blut wird durch sie vergossen werden. In Woronesch, in Saratow, in Tombow — überall befinden sich solche Sozialisten-Komites, überall feuern sie die Jugend an. Verschickt den Tschernischewsky wohin Ihr wollt, aber nehmt ihm so schnell Ihr könnt die Möglichkeit, zu handeln. Bewahrt uns vor Tschernischewsky um der allgemeinen Sicherheit willen."

Den 7. Juli 1862 wurde Tschernischewsky verhaftet. Da er, nach den Worten des Denunzianten selbst sagte, daß man ihn nie überweisen könne, so beeilten sich die edlen Ritter der Dritten Abtheilung falsche Beweisstücke zu fabriziren. Wie Tschernischewsky's Prozeß geführt wurde, kann man daraus ersehen, daß der Staatsanwalt so unverschämt war, selbst im Anklageakt den Brief des anonymen Denunzianten zu zitiren, trotzdem das russische Gesetz befiehlt, „keine Untersuchungen einzuleiten auf Grund von Denunziationen in anonymen Schmähschriften oder untergeschobenen Briefen". Noch bevor man Tschernischewsky arretirte, wurde man eines gewissen Wetoschkin habhaft, bei dem man vorgab, einen Brief Herzen's an Serno-Solowiewitsch gefunden zu haben, in dem angeblich folgende Stelle war: „Ich und Tschernischewsky haben die Absicht, hier oder in Genf den „Sowremennik" herauszugeben". Und auf Grund dieser Zuschrift wurde Tschernischewsky verhaftet. Herzen aber behauptet in seinem „Kolokol" (Nr. 193), daß er in seinen Briefen nie den Plan einer literarischen Thätigkeit zusammen mit Tschernischewsky erwähnt habe. „Ich war niemals mit Tschernischewsky in Korrespondenz. Ich konnte also nicht schreiben, daß ich und er beabsichtigen den „Sowremennik" herauszugeben, da ich nicht die geringste Ahnung davon hatte, ob er überhaupt den „Sowremennik" außerhalb Rußlands herausgeben wolle oder nicht.... Das Verbot des „Sowremennik" war in allen Zeitungen angezeigt; wir boten gleich offen und laut den Herausgebern dieser Zeitschrift an, sie auf unsere Kosten im Aus-

*) Speziell für politische Verbrechen. (Anmerkung des Uebersetzers.)

lande drucken zu lassen. Aber unser Anerbieten fand nie die leiseste Zustimmung. Wie konnte ich also darüber affirmativ schreiben, und dazu noch nach Rußland? Steh ich vielleicht auch im Dienste der geheimen Polizei?“ Wann aber schreckten die eifrigen Diener der russischen Regierung vor Lüge und Fälschung zurück? Bei der Hausdurchsuchung fand man bei Tschernischewsky einige nichtssagende Papiere und Briefe; man zog auch solche, damals allgemein bekannte Denunzianten, wie Wsewolod Kostomarow, herbei, man schnüffelte sogar im Tagebuche des Angeklagten herum, wo er noch vor seiner Hochzeit unter anderem geschrieben hatte, daß „man ihn jeden Tag festnehmen könne“ — und die Sache war gemacht. Tschernischewsky wurde dem Senatsgerichte überliefert und angeklagt: 1) der Beziehungen mit Herzen, 2) der Autorschaft eines aufreizenden Aufrufs an die „Herrenbauern“, der angeblich dem Denunzianten W. Kostomarow zum Drucken übergeben worden war und 3) der Vorbereitung zur Empörung. Interessant ist es, daß der einzige Beweis einer „Vorbereitung zur Empörung“ ein von demselben Kostomarow ausgelieferter Brief war an einen Alexei Nikolajewitsch, wo in den allerunbestimmtesten Ausdrücken gesagt wird, daß man ja keine Zeit verlieren solle, daß es heiße „jetzt oder niemals“, und daß der unbekannte Alexei Nikolajewitsch keine Energie besitze. Tschernischewsky verneinte aufs entschiedenste, daß dieser Brief von ihm herrühre; wenn er aber auch von ihm stammte, so könnte man daraufhin höchstens seinen Antheil an der Einrichtung einer geheimen Buchdruckerei beweisen aus der Stelle: „schon ein ganzes Jahr ziehen Sie uns hin mit Ihrer Druckerpresse; und jetzt sind wir an einem Augenblick angelangt, wo wir es nicht weiter aufschieben können, wenn wir wollen, daß unsere Sache gewonnen werde“. Von welcher Sache im Brief die Rede war, ist vollkommen unbekannt. Es ist wahr, es wird vom Drucken eines Manifestes gesprochen; aber doch nicht jedes Manifest ist eine „Vorbereitung zur Empörung“. Es möchte scheinen, daß selbst die Juristen der Dritten Abtheilung gut verstehen konnten, daß es von der Einrichtung einer geheimen Buchdruckerei und vom Drucken eines Manifestes noch sehr weit ist zu einer Vorbereitung zur Empörung. Und natürlich, sie verstanden es auch. Aber noch besser verstanden sie, daß Tschernischewsky eine kolossale und unersetzliche revolutionäre Kraft vorstellte.

Es liegt nichts Unwahrscheinliches in der Vermuthung, daß Tschernischewsky einer revolutionären Gesellschaft angehörte. Eine solche Vermuthung ist im Gegentheil ganz wahrscheinlich. Aber wo in der ganzen zivilisirten Welt gilt eine *Wahrscheinlichkeit als juridischer Beweisgrund*? Nirgends, als in Rußland, und selbst dort nur in politischen Prozessen.

Folgende Thatsache, unter anderen, beweist auch, wie wenig wählerisch der Staatsanwalt in Bezug auf Beweisstücke gegen Tschernischewsky war. Die Anklageschrift zitirt einen Brief des Angeklagten, welchen er schon aus der Festung an seine Frau geschrieben: „Mein Leben und das Deinige gehören der Geschichte an“ — heißt es dort. „Jahrhunderte werden vergehen, und unsere Namen werden den Menschen noch theuer bleiben, — und mit Dank wird man sich ihrer erinnern, wenn schon Niemand da sein wird, der mit uns gelebt hat.“ Außer diesen Worten, welche sehr klar auf eine „Vorbereitung zur Empörung“ hinweisen, zitirt die Anklage noch folgende Zeilen aus demselben Brief. Indem Tschernischewsky seiner Frau sein Vorhaben mittheilt, eine „Enzyklopädie des Wissens und des Lebens“ zu schaffen, schreibt er ihr: „seit Aristoteles hat noch Niemand das gemacht, was ich machen will, und wie Aristoteles werde ich auch für lange Jahre ein guter Lehrer für die Menschen sein“. Was beweisen diese Zeilen? Warum bezog sich darauf der Verfasser des Anklageaktes? Die Sache ist ja klar! ein Mensch, der zu einer Ausgabe einer Enzyklopädie bereit ist, ist auch zu einer „Empörung“ bereit.

Fast zwei Jahre zog sich die Untersuchung über die Tschernischewsky'sche Affaire hin. Er verneinte alle Beschul-

digungen aufs entschiedenste und hoffte, wie es scheint, daß es ihm bald gelingen werde, sich aus den Krallen des russischen Adlers loszumachen. Daß er darauf hoffte, beweist schon sein Vorhaben, eine Enzyklopädie herauszugeben. Auch sein Roman „Was thun?", welchen er schon im Gefängniß schrieb, ist freudiger Hoffnungen voll. In diesem Romane stützten sich seine Hoffnungen übrigens nicht auf juristische Vermuthungen, daß er wegen Mangels an Beweisen unmöglich verurtheilt werden könne, sondern auf den baldigen Triumph der befreienden Bewegung in Rußland. Im Roman befinden sich einige Anspielungen auf die Nähe dieses Triumphs. Im Epilog sind sogar einige unklare Hinweise auf das Jahr 1865 (der Roman wurde im Jahre 1863 beendigt), wo in Rußland etwas ganz besonderes geschehen soll. Eine Dame, die in den letzten Szenen des Romans erscheint und Trauer um einen ihr theuren Menschen trägt, der wahrscheinlich im Gefängniß oder deportirt ist, fährt im Jahre 1865 in Petersburgs Straßen schon heiter und freudevoll in Begleitung ihres befreiten Freundes umher. Wir können natürlich nur vermuthen, was der Autor damit sagen wollte.

XII.

Der Inhalt des Romans „Was thun?" ist sehr einfach und ungekünstelt. Ein Student, Namens Lopuchow, welcher sehr fleißig die Medizin studirt, dabei aber auch sehr zum Sozialismus neigt, unterrichtet in der Familie eines armen Beamten Rosalsky. In dieser Familie sind Vater und Mutter, besonders die Mutter, sehr unsympathische Persönlichkeiten. Doch Vera Pawlowna, ihre schöne und begabte Tochter, besitzt alle Keime zu einer hohen geistigen und moralischen Entwicklung. Nachdem sie dem Lopuchow begegnet ist, geräth sie sehr bald unter seinen Einfluß, und dann wird ihr das Leben in der Familie, welches auch früher drückend war, vollends unerträglich. Dazu gesellt sich noch der Umstand, daß ihre Mutter sie an einen reichen Wüstling verheirathen will, zu welchem Vera Pawlowna nicht die mindeste Neigung besitzt. Und dieser neue Umstand treibt sie schnell zu einer Entscheidung. Lopuchow heirathet Vera Pawlowna, indem er sich mit ihr geheim trauen läßt. Einige Zeit hindurch wird das Leben des jungen Ehepaares durch materielle Schwierigkeiten verdüstert, die jedoch bald verschwinden. Doch später entdeckt Vera Pawlowna mit Entsetzen, daß in ihr eine neue Liebe zum Freunde ihres Mannes, einem gewissen Alexander Kirsanow aufkeimt. Sie kämpft lange mit sich; endlich findet sie es für nöthig, sich ihrem Manne zu erklären. Für Lopuchow war es schmerzlich, dieses Bekenntniß anzuhören, doch unerwartet kam es ihm nicht. Seinerseits bemerkte er schon seit lange, daß eine starke gegenseitige Neigung zwischen seinem Weibe und seinem Freunde entstanden war. Er sah, daß Kirsanow's Karakter mehr als der seinige zu dem Karakter Vera Pawlowna's stimmte. Und da beschließt er, zu verschwinden. Er verläßt Rußland, nachdem er in einem Petersburger Hotel einen Zettel hinterlassen, worin er der Polizei anzeigt, daß er beschlossen habe, seinem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Dank einigen von ihm angewandten Vorsichtsmaßregeln hielt die Polizei seinen Selbstmord für zweifellos, und Vera Pawlowna wird also in den Augen des Gesetzes eine Witwe. Jetzt hindert sie nichts mehr, Kirsanow's Frau zu werden, selbst nicht der Gedanke an Lopuchow's Ende, da sie selbst und ihre nächsten Freunde wissen, daß Lopuchow am Leben ist. Mit Kirsanow ist sie sehr glücklich, die beiden Karaktere passen zu einander wie sie nur passen können; doch Vera Pawlowna begnügt sich nicht mit ihrem häuslichen Glück. Als sie noch mit Lopuchow lebte, unternahm sie die Gründung einiger Produktiv-Assoziationen der Petersburger Nähterinnen. Dieser Sache legte sie selbst und alle ihre Freunde (und der Autor selbst, wie wir dies schon sagten) eine große soziale Bedeutung bei. Außerdem begann Vera Pawlowna unter der Leitung ihres zweiten Mannes Medizin zu studiren. Nach ihrer Meinung soll ein entwickeltes Weib nicht die unter-

haltene Frau ihres Mannes sein. Nur wenn sie von ihm in materieller Hinsicht unabhängig ist, kann sie auf gleichem Fuß mit ihm stehen. Und die Kenntniß der Medizin sollte auch für Vera Pawlowna diese erwünschte Unabhängigkeit verschaffen. So erklärte sie dem Kirsanow ihrer Entschluß. Aber indem der Autor seine Heldin Medizin studiren läßt, hatte er, natürlich, nicht nur die materielle Unabhängigkeit der Frau im Sinne. In den sechziger Jahren war in Rußland viel über die „Frauenfrage" gestritten worden. Die Anhänger der „Frauenemanzipation" behaupteten, daß die Frauen ebensogut wie die Männer zum Studiren und zu selbständigen wissenschaftlichen Beschäftigungen fähig seien. Die Gegner der „Emanzipation", die Vertheidiger des Ewig-Weiblichen, waren bereit, den Frauen alle Eigenschaften zuzugestehen, außer der Fähigkeit für Wissenschaft. Dieser Streit konnte endgiltig nur durch das Experiment geschlichtet werden. Diesen schlug auch Tschernischewsky seinen Leserinnen vor.

Nachdem Lopuchow sich von seiner Liebe zu Vera Pawlowna befreit, kehrte er als Engländer unter dem Namen Beaumont aus dem Auslande nach Petersburg zurück, wo er sich bald mit einer Freundin von Vera Pawlowna verheirathete. Seine zweite Frau begeisterte sich sehr für die Idee einer Gründung von Produktiv-Assoziationen nach dem Modell der Vera Pawlowna. Unter ihrer Leitung erstanden einige neue Assoziationen, die in enge Verbindung mit den früheren traten.

Die Kirsanow's und die Beaumont's lebten immer eng miteinander befreundet. Sie wohnten sogar in einem Hause, in aneinanderstoßenden Wohnungen, die durch eine Thür verbunden waren.

Die russischen Obskuranten tadelten sehr oft an diesem Romane die Abwesenheit künstlerischer Eigenschaften, und wiesen auf seine offenbare Tendenz hin.

Formell sind diese Vorwürfe wohl gerechtfertigt, der Roman ist wirklich sehr tendenziös und hat sehr wenige künstlerische Eigenschaften. Aber man zeige uns selbst das ausgezeichnetste, wahrhaft kunstvolle Werk in der russischen Literatur, dessen Einfluß auf die moralische und geistige Entwicklung Rußlands so groß gewesen wäre, wie der Einfluß des Romans „Was thun?" Niemand kann ein solches Werk zeigen, weil ein solches nicht existirte, nicht existirt und gewiß nicht existiren wird. Seit der Zeit, da die Druckerpressen zum ersten Mal in Rußland erschienen, bis heute, hatte in Rußland kein einziges gedrucktes Werk einen solchen Erfolg, wie dieses. Tadelt jetzt nur die Tendenz des Autors, wiederholt nur, daß er kein Künstler sei! Das lesende Publikum wird euch sehr richtig bemerken, daß es sich darum gar nicht kümmert, daß jede Belletristik gut ist außer der langweiligen; Tschernischewsky's Roman aber erweckte in ihm nur Entzücken und keine Langeweile; dies ist für den Leser vollkommen genug. Endlich schrecken auch die russischen Obskuranten in ihren belletristischen Werken nicht vor einer Tendenz zurück. Sie schrieben auch gerne einen tendenziösen Roman oder eine tendenziöse Novelle. Die ganze Sache ist nur, daß ihre tendenziösen Werke von Niemand gelesen werden, und daß sich Niemand durch sie begeistert fühlt. Woher dieser Unterschied? Zeigt er nicht, daß es zweierlei Arten von Tendenzen giebt, und daß Tendenzen existiren, die dem Erfolge der von ihnen durchtränkten Werke nicht im mindesten hinderlich sind?

Woran lag das Geheimniß des kolossalen, unerhörten Erfolges dieses Romans? Eben in dem Karakter seiner Tendenz, eben daran, daß die vom Autor ausgesprochenen Gedanken gerade zur rechten Zeit in Rußland zur Verbreitung kamen. An und für sich waren diese Gedanken nicht neu; Tschernischewsky entnahm sie der westeuropäischen Literatur. Weit früher als er predigte Georges Sand in Frankreich ein freies und hauptsächlich *wahres* und *ehrliches* Verhältniß in der Liebe zwischen Mann und Weib*). In den

*) Bemerken wir bei dieser Gelegenheit, daß Goethe's „Wahlverwandtschaften" und einige seiner Dramen auch ein Wort zu Gunsten der freien Liebe sind. Dies verstehen viele

moralischen Forderungen, welche Lucretia Floriani an die Liebe stellt, unterscheidet sie sich durchaus nicht von Vera Pawlowna. Georges Sand's Ideen fanden in Rußland noch in den vierziger Jahren den wärmsten Anklang. Bielinsky war ein leidenschaftlicher Verehrer dieser Schriftstellerin. In seinen Aufsätzen führte er nicht selten ihre Anschauungen über die Freiheit und Wahrheit in Liebesverhältnissen durch. Die besten unter den „Männern der vierziger Jahre" folgten in ihren Beziehungen zur Frau denselben Prinzipien, wie Lopuchow und Kirsanow. Aber bis zum Erscheinen des Romans „Was thun?" wurden diese Prinzipien nur von einem kleinen Häuflein „Auserwählter" befolgt; für die Masse des lesenden Publikums blieben sie unverständlich. Selbst Herzen wagte es nicht, sie in ihrer ganzen Fülle und Klarheit in seinem Roman „Wer ist schuldig?" auszusprechen. Mit dem Erscheinen von „Was thun?" wurde die Frage im höchsten Grade klar und scharf gestellt. Keine Zweifel konnten mehr obwalten. Urtheilsfähige Menschen hatten nur noch entweder in der Liebe den Prinzipien eines Lopuchow und eines Kirsanow zu folgen, oder, sich vor der Heiligkeit der Ehe beugend, im Falle eines Aufkeimens einer neuen Liebe wieder, zum alten erprobten Mittel des Ehebruchs zu greifen, oder endlich in sich jedes Gefühl der Liebe zu ersticken, wegen der Angehörigkeit zu einem anderen, schon nicht mehr geliebten Wesen. Und die Wahl mußte mit vollem Bewußtsein getroffen werden. Tschernischewsky legte die ganze Frage so klar dar, daß die früher ganz natürliche Gedankenlosigkeit der Liebesverhältnisse ganz unmöglich wurde. Auch auf die Liebe machte sich die Kontrole des Bewußtseins geltend; eine klarbewußte Auffassung der Verhältnisse zwischen Mann und Weib wurde das Eigenthum des großen Publikums. Und das war in Rußland in der Epoche der sechziger Jahre besonders wichtig. Die von Rußland durchgemachten Reformen stellten nicht nur die sozialen, sondern auch die Familienverhältnisse auf den Kopf. Lichtstrahlen drangen in solche Winkel ein, welche bis dahin ganz im Dunklen geblieben waren. Die Russen wurden gezwungen, sich umzuschauen und nüchternen Blickes ihre Verhältnisse zu ihren Nächsten, zur Gesellschaft und zur Familie zu prüfen. In den Familienverhältnissen, in der Liebe und in der Freundschaft begann ein neues Element eine große Rolle zu spielen, nämlich die Ueberzeugungen, die früher nur ein ganz kleines Häuflein von „Idealisten" besaß. Die Verschiedenheit der Ueberzeugungen gab Anlaß zu unerwarteten Konflikten. Eine Frau, die einem Manne „gegeben" wurde, entdeckte nicht selten mit Entsetzen, daß ihr gesetzlicher Besitzer ein Obskurant, bestechlich und ein niedriger Schmeichler seiner Vorgesetzten war. Ein Mann, der früher im vollen Genusse des „Besitzes" einer schönen Frau gewesen war und der unerwartet für sich selbst von dem Strom der neuen Ideen berührt wurde, bemerkte oft mit Verzweiflung, daß sein schönes Spielzeug sich nicht für „neue Menschen" und „neue Ideen" interessirte, sondern für neue Toiletten und Tänze und ferner für die Beamtentitel und für den Gehalt ihres Mannes. Umsonst sind alle Erklärungen und Bitten: die Schöne verwandelt sich in eine wahrhaftige Megäre, sobald ihr Mann ihr zu sagen versucht, daß er zwar „arbeiten möchte, aber daß es ihn anekelt, ein Bedienter zu sein". Was da beginnen? Was thun? Der berühmte Roman zeigte es. Dank seiner Einwirkung begannen die Menschen, die sich früher für das gesetzliche Eigenthum anderer hielten, mit dem Autor auszurufen: „O Schmutz! o Schmutz! wer wagt es, einen Menschen zu besitzen!" — in ihnen wurde das Bewußtsein ihrer Menschenwürde wach, und nach häufigen furchtbaren Seelen- und Familienstürmen stellten sie sich auf eigene Füße, richteten ihr Leben ihren Ueber-

deutsche Literarhistoriker sehr gut; und da sie einerseits nicht wagen so eine Autorität, wie dieser Dichter, zu tadeln, andererseits aber mit ihm, dank ihrer philiströsen Sittlichkeit nicht einverstanden sein können, so stammeln sie gewöhnlich etwas ganz Unverständliches über die wunderlich sein sollenden Paradoxen des großen Deutschen.

zeugungen gemäß ein und gingen bewußt einem vernünftigen, menschlichen Ziele entgegen. Und schon einzig darum kann man wohl sagen, daß Tschernischewsky's Name der Geschichte angehört; den Menschen wird er theuer sein, und mit Dank werden sie sich seiner erinnern, wenn auch schon Niemand am Leben sein wird, der den großen russischen Aufklärer gekannt hat.

Die Obskuranten beschuldigten Tschernischewsky, daß er in seinem Roman die „Emanzipation des Fleisches" gepredigt habe. Es giebt nichts Unsinnigeres und Heuchlerischeres als diese Beschuldigung! Man nehme nur einen beliebigen Roman aus der großen Welt, man erinnere sich nur der Liebesabenteuer des Adels und der Bourgeoisie in allen Ländern und bei allen Völkern — und man wird sehen, daß Tschernischewsky es nicht nöthig hatte, die schon lange stattgefundene Emanzipation des Fleisches zu predigen. Sein Roman predigt im Gegentheil die Emanzipation des menschlichen Geistes, der menschlichen Vernunft. Wer von der Richtung dieses Romans ganz erfaßt wurde, wird nie zu Boudoirabenteuern Neigung fühlen, ohne die ja den Leuten „von Welt", die durchdrungen sind von einer heuchlerischen Achtung für die glatte Moral, das Leben kein Leben mehr ist. Die Herren Obskuranten sehen sehr gut den streng-sittlichen Karakter des Tschernischewsky'schen Werkes ein, und sind ihm gerade wegen seiner sittlichen Strenge gram. Sie fühlen, daß solche Menschen, wie die Helden von „Was thun?" sie für Wüstlinge halten müssen, und gegen sie die tiefste Verachtung hegen.

Andere bemerkten noch, daß Lopuchow und Vera Pawlowna es leicht hatten, ihren erhabenen Gefühlen freien Lauf zu lassen, da sie ja keine Kinder hatten; wenn sie diese gehabt hätten, so hätten sie in ihren Liebesverhältnissen den ausgetretenen Pfad gehen müssen. Tschernischewsky sagt selbst, daß wenn Vera Pawlowna Kinder hätte, sie vielleicht anders gehandelt haben würde. Er verstand es vortrefflich, daß die Frage vom Verhältniß zwischen Mann und Weib innig verbunden sei mit der Frage von der Familie, ohne welche die Menschen in der jetzigen Gesellschaft nicht leben können. Er wußte, daß alle Familien- und folglich alle sozialen Verhältnisse sich ändern müssen, soll die Liebe frei werden können. Aber diese Erwägung hielt ihn nicht auf, weil die Liebesverhältnisse, in welche die Menschen erst zukünftig treten werden, nicht ausschließen, daß heute schon eine reine Menschlichkeit und Vernünftigkeit in der Ehe zwischen entwickelten Menschen möglich sei. Vielleicht hat Tschernischewsky mit Fleiß in seinem Roman den einfachsten Fall beschrieben: das Aufkeimen einer neuen Liebe in einer jungverheiratheten kinderlosen Frau. Indem er an diesem Falle die gegenseitigen Pflichten anständiger Menschen aufklärte, konnte er erwarten, daß die Leser, welche ihn verstanden haben, schon selbst entscheiden könnten, wie ein Ehepaar, welches Kinder hat, in einem ähnlichen Falle handeln müßte; unter dem Einflusse verschiedener Einzelerwägungen werden sie auch verschieden vorgehen; wenn sie aber einmal Tschernischewsky's Anschauungen begriffen haben, so werden sie sich nie wie Menschen vom alten Schlag betragen.

XIII.

Wir wissen schon, daß die Verbreitung der erhabenen Ideen der Wahrheit, der Wissenschaft und der Kunst in Rußland das hauptsächlichste, man kann sogar sagen, das einzige Lebensziel unseres Autors war. Und im Interesse einer solchen Verbreitung schrieb er auch den Roman „Was thun?". Es wäre irrig, diesen Roman ausschließlich nur als eine Predigt vernünftiger Liebesverhältnisse zu betrachten. Die Liebe Vera Pawlowna's zu Lopuchow und zu Kirsanow dient nur zum Untergrund für andere wichtigere Gedanken unseres Autors. Wir sprachen schon von den Assoziationen, welche Vera Pawlowna einrichtete. Indem der Autor sie diese Thätigkeit ergreifen ließ, wollte er seine Anhänger auf die praktischen Aufgaben der Sozialisten in Rußland aufmerksam machen. In Vera Pawlowna's Traumgesichtern malen sich mit hellen

Farben die sozialistischen Ideale des Autors aus. Das Bild eines sozialistischen Zusammenlebens wird von ihm ganz nach Fourier geschildert. Tschernischewsky bietet den Lesern nichts Neues an. Er macht sie nur mit den Resultaten bekannt, zu denen schon lange vor ihm der westeuropäische Gedanke gelangt war. Hier müssen wir noch bemerken, daß Fourier's Anschauungen schon in den vierziger Jahren in Rußland bekannt waren. Wegen Fourierismus wurden die „Petraschewzen" vor Gericht gestellt und verurtheilt. Doch Tschernischewsky gab Fourier's Ideen eine in Rußland noch nie dagewesene Verbreitung. Er machte das große Publikum mit ihnen bekannt. Später zuckten selbst die Anhänger Tschernischewsky's mit den Schultern, wenn auf Vera Pawlowna's Traumgesichter die Rede kam. Das Phalanstère, von welchem sie träumte, schien einigen später ein sehr naiver Traumgedanke zu sein. Man meinte, daß der berühmte Autor seinem Leser etwas naheliegenderes und praktischeres hätte bieten sollen. So raisonnirten selbst die, welche sich Sozialisten nannten. Wir unsererseits betrachten die Sache anders. In Vera Pawlowna's Traumgesichtern sehen wir eine Seite der sozialistischen Anschauungen Tschernischewsky's, welche bis jetzt von den russischen Sozialisten leider nicht genügend beachtet worden ist. An diesen Träumen ist für uns der von Tschernischewsky wohlerkannte Gedanken sehr anziehend, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung nur begründet werden kann auf Grundlage der ausgedehntesten produktiven Anwendung aller technischen Kräfte, welche die Bourgeois-Periode entwickelt hat. In Vera Pawlowna's Träumen sind ganze Arbeiterarmeen in gesellschaftlicher Produktion vereinigt und gehen von Mittelasien nach Rußland hinüber, von Ländern mit heißem Klima in kalte Länder. Dies alles konnte man natürlich auch von Fourier lernen, aber daß es das russische Publikum nicht wußte, ist sogar aus der weiteren Geschichte des sogenannten russischen Sozialismus ersichtlich. Die russischen Revolutionäre verstiegen sich nicht selten zu solchen Vorstellungen von der sozialistischen Gesellschaft, daß sie sich diese als eine Föderation von Bauernkommunen dachten, welche ihren Grund und Boden noch immer mit dem vorsintfluthlichen Karst beackerten, mit welchem sie noch im 15. Jahrhundert die Erde aufgestochert hatten.

Tschernischewsky erlebte das Aufkommen eines neuen Typus „neuer Menschen" in Rußland — eines Revolutionärs. Er begrüßte mit Freuden das Auftreten eines solchen Typus, und konnte sich nicht das Vergnügen versagen, sein, wenn zwar noch unklares Profil zu zeichnen. Dabei sah er mit Trauer voraus, wie viel Mühsale und Leiden ein russischer Revolutionär noch durchleben würde, und wie sein Leben ein Leben voll rauher Kämpfe und schwerer Selbstaufopferung sein müsse. Und da stellte uns Tschernischewsky in demselben Roman „Was thun?" in Rachmetow einen wahren Asketen vor Augen. Rachmetow kasteit sich buchstäblich. Er ist vollkommen „ohne Erbarmen für sich", wie sich seine Zimmerwirthin ausdrückt. Er entschließt sich sogar, zu versuchen, ob er die Tortur ertragen könne, und liegt die ganze Nacht auf einer Decke, die mit Nägeln bespickt ist. Viele sahen darin nichts als Sonderlichkeit. Wir geben zu, daß einige Einzelheiten in Rachmetow's Karakter anders gemalt werden konnten. Aber der Karakter als Ganzes ist doch vollkommen der Wirklichkeit getreu. In jedem hervorragenden russischen Revolutionär steckte etwas von einem Rachmetow.

Jetzt hat der Revolutionär aus der „intelligenten" Schichte beinahe gänzlich seine Rolle ausgespielt. Er besitzt keine Originalität mehr, er ist nicht mehr neu und er hat sich verflacht. Ihn werden und müssen die Revolutionäre aus der Arbeiterklasse ablösen, diese wahren „Kinder des Volkes". Doch hatte dieser Revolutionär seine eigene, glorreiche Geschichte, und daher kann man sich nicht genug über Tschernischewsky's Feingefühl wundern und über seine scharfe und wahre Beobachtung und Aufzeichnung wenigstens der wichtigsten Züge des damals erst entstehenden Typus.

XIV.

Der Senat verurtheilte Tschernischewsky zum Verlust aller bürgerlichen Rechte, zu vierzehnjähriger Zwangsarbeit in den Bergwerken und zu lebenslänglicher Ansiedelung in Sibirien. Im endgiltigen Urtheil wurde die Zwangsarbeit auf 7 Jahre verkürzt. Den 13. Juni 1864 wurde auf dem Mistinsky-Platz im Pesko-Viertel das Urtheil über den großen russischen Sozialisten vorgelesen. Blaß, mager, abgehärmt wurde er an den „Schandpfahl" gestellt, und er stand schweigend da, mit dem Rücken gegen den Beamten gewendet, der das Urtheil verlas. Ueber dem Verurtheilten wurde der Degen zerbrochen und dann zwängte der Henker seine Hände in Ringe, welche am Schaffot angebracht waren. In diesem Augenblicke fiel ein Blumenstrauß auf das Schaffot; in der Menschenmenge, welche den Mistinsky-Platz erfüllte, wurden Aeußerungen der Sympathie für den Verurtheilten laut . . . Tschernischewsky wurde nach Sibirien verschickt.

Der bekannte Murawiew, der Henker, wollte ihn zum Karakosow'schen*) Prozeß hinzuziehen, doch Alexander II. widersetzte sich dem aus irgend einer Ursache und Tschernischewsky blieb in Sibirien. Dort verblieb er 20 Jahre, und dabei wurde er, dank dem Drängen des Gensdarmerie-Chefs, Grafen Schuwalow, bei allen Erlassen für Erleichterung der Lage der Deportirten übergangen. Nach Beendigung seiner siebenjährigen Zwangsarbeit wurde er in Wiljuisk, einer Stadt im Jakutsker Kreise angesiedelt, und seine Gesellschaft waren dort die ihn bewachenden Kosaken und Gensdarmen. In dieser neuen Verbannung in einem entlegenen und äußerst ungesunden sibirischen Winkel lebte Tschernischewsky bis zum Jahre 1884, wo man ihm erlaubte, nach Astrachan überzusiedeln. Staunen muß man, wie dieser physisch kraftlose, schwachbrüstige Mann die ganze Menge der über ihn verhängten Mißhandlungen ertragen konnte.

Wir wollen hier nicht von den sehr zahlreichen Versuchen zur Befreiung Tschernischewsky's sprechen, da sie dem Publikum genügend bekannt sind.

Gleich nach seiner Rückkehr aus Sibirien warf sich Tschernischewsky wieder sehr eifrig auf die literarische Arbeit. Er übersetzte emsig Weber's Weltgeschichte, und schrieb einige Aufsätze in periodischen Zeitschriften. Interessant ist es, daß einer der letzten Aufsätze, den unser Autor vor der Verbannung schrieb „Die Materialien zu einer Biographie N. A. Dobroliubow's" waren, und einer der ersten großen Aufsätze, den er nach seiner Rückkehr aus der Verbannung schrieb, die Fortsetzung dieser Materialien war. Es ist offenbar, daß die Erinnerung an den frühverstorbenen, talentvollen und geliebten Kameraden Tschernischewsky nie verließ.

Obwohl man in diesen Artikeln der Sprache und Manier nach Tschernischewsky leicht wieder erkennen kann, besitzen sie doch nicht mehr den früheren Glanz und die Tiefe der Gedanken. Sein Aufsatz über Darwin ist geradezu schwach, äußerst schwach, so daß er einen drückenden Eindruck hinterläßt. Wenn man ihn liest, fühlt man, daß man es mit einem Schriftsteller zu thun hat, der schon gänzlich geknickt und gebrochen ist. Das bischen Freiheit, die man ihm vor seinem Tode ließ, konnte den früheren Tschernischewsky nicht mehr erwecken. Der frühere Tschernischewsky war durch das Urtheil des Senats todtgeschlagen, und nie hat die russische Regierung ein größeres Verbrechen an der geistigen Entwicklung Rußlands verübt. Und darum wollen wir, indem wir diesen Artikel beendigen, mit größtem Mitgefühl Herzen's Worte wiederholen, die er schrieb, als ihm das Urtheil über Tschernischewsky bekannt wurde: „Fluch über diese maßlose Schandthat, Fluch der Regierung, der Gesellschaft, der schurkischen, bestechlichen Presse, welche diese Verfolgungen hervorrief und sie aus persönlichen Motiven künstlich aufbauschte."

*) Karakosow schoß im Jahr 1866 auf den Kaiser Alexander II. (Anm. des Uebers.)

Die amerikanischen Uhren.

Von

Bernhard Herbst.

Die reiche Fülle, mit welcher die Natur den nordamerikanischen Boden ausgestattet, hat uns bereits seit langem daran gewöhnt, amerikanische Rohprodukte auf europäischen Märkten unsere einheimischen Erzeugnisse vielfach überflügeln zu sehen; die industrielle Thatkraft und Erfindungsgabe der Amerikaner sind im Begriffe, wie sie uns schon eine ganze Reihe neuer Werkzeuge und Maschinen kennen gelehrt haben, auch auf dem Felde der Großindustrie die alte Welt zu besiegen, und neuerdings bereitet sich die gleiche Erscheinung auch in solchen Gebieten der feineren Technik vor, in welchen man noch bis vor kurzem europäische Erfahrung und technische Tradition für unentbehrlich halten mochte. Vielleicht das überraschendste Beispiel des Ueberganges einer solchen Feintechnik in den maschinellen Betrieb der Großindustrie bietet die junge amerikanische Uhrenfabrikation.

Bis vor wenigen Jahren war bekanntlich die Uhrenindustrie im Wesentlichen nur in einer geringen Zahl von Bezirken vertreten: der Genfersee liefert die feineren Taschenuhren und Chronometer, der Schwarzwald billigere Tisch- und Wanduhren, Frankreich, besonders Paris, Haus- und Luxusuhren und England genaugehende Pendeluhren neben einer, wohl zumeist für den einheimischen Markt arbeitenden Taschenuhrenproduktion. Der Mechanismus der Taschenuhren ist seit geraumer Zeit der Hauptsache nach derselbe geblieben und nur einzelne Theile haben Veränderungen erfahren: die Kette und Schnecke, welche die Aufgabe hatten, die Abnahme der bewegenden Kraft der Feder auszugleichen, aber zugleich die Ursache der häufigsten Störungen im Gange der Uhr bildeten, sind verschwunden; man erhält eine annähernd konstante Triebkraft auch dadurch, daß man den inneren Windungen der Feder, welche zuletzt in Aktion treten, eine zunehmende Breite giebt, oder daß man sehr lange Federn anwendet, die sich im Laufe eines Tages nur zum kleinsten Theile abwinden; während dieses Theiles aber ist die Kraft der Feder so gut wie konstant. Diese Veränderung hatte zunächst zur Folge, daß die Uhren, dem herrschenden Geschmacke entsprechend, eine geringere Dicke erhalten konnten; namentlich aber ermöglichte sie die Beseitigung des Schlüssels, mit andern Worten: die Einführung der Remontoiruhren. Während nun das Remontoirsystem, die augenfälligste Abänderung, welche unsere Taschenuhren in letzter Zeit erfahren haben, zunächst auf die feineren und theureren Konstruktionen beschränkt schien, sind seit einigen Jahren, zuerst von Amerika aus, Schlüsseluhren und nicht minder Remontoiruhren zu derart niedrigen Preisen in den Handel gelangt, daß man kaum zu weit geht, wenn man Angesichts dieser Thatsache von einer völligen Umwälzung des Karakters der Taschenuhren überhaupt spricht. Ursprünglich mehr ein Luxus- als ein Gebrauchsgegenstand, den man auch durch seine kostbare äußere Ausstattung in ersterem Sinne kennzeichnete, ist die Taschenuhr heute ein den breitesten Bevölkerungsschichten unentbehrliches Gebrauchsobjekt geworden, an dessen genauen Gang, exakte Ausführung und Dauerhaftigkeit man demgemäß nicht mehr die früheren Anforderungen stellt. Wie man sich, entsprechend dem für frühere Begriffe mitunter geradezu unerhört niedrigen Preise, mit einer bescheidenen äußeren Ausstattung begnügt, so ist man zufrieden, wenn die Taschenuhr, wie so viele andere Gegenstände des täglichen Gebrauches, bei mäßig genauem Gange — denn zur Regulierung ist ja in den Städten täglich Gelegenheit genug — für einen gewissen Zeitraum ihren Dienst versieht, um dann vielleicht durch kleine Reparaturen noch für einige Zeit brauchbar zu bleiben, bald aber völlig pensionirt und durch einen jugendlicheren Nachfolger ersetzt zu werden.

Wie so manche andere Umwälzung auf technischem Gebiete, so hat auch diese ihren Ursprung jenseits des Ozeans genommen, wo noch vor wenigen Jahrzehnten Taschenuhren überhaupt nicht oder nur vereinzelt von eingewanderten europäischen Uhrmachern hergestellt wurden, während heute die amerikanische Uhrenindustrie bereits unsere europäische Produktion ernstlich bedroht. Dieser Erfolg ist zunächst der Beseitigung aller nicht absolut unentbehrlichen Theile des Uhrwerks zu verdanken; dasselbe wurde, mitunter freilich selbst auf Kosten der Genauigkeit und Zuverlässigkeit des Ganges, auf seine einfachste Gestalt reduzirt, und theure Materialien, also z. B. die Achsenlager aus Edelsteinen, wurden nach Möglichkeit ausgeschlossen. Sodann ist es dem konstruktiven Genius der Amerikaner gelungen, in einem Gebiete, wo bisher die manuelle Einzelbearbeitung der meisten Theile unerläßlich schien, die billigere Maschinenarbeit zur Herrschaft zu bringen; in großen Etablissements werden fast alle Theile der Taschenuhren von rapide arbeitenden Maschinen in enormer Anzahl und Geschwindigkeit erzeugt, so daß, abgesehen von der Führung und Beaufsichtigung dieser Maschinen, geschulte Hände eigentlich nur die Zusammensetzung des Uhrwerks zu besorgen haben. Seine erste Erscheinung machte dieses System im Jahre 1852 und welche Ausdehnung dasselbe seitdem bereits gewonnen, welche Erfolge dasselbe errungen hat, das zeigt folgende, nach „La Nature“ dem Uhrmacheralmanach entnommene Liste der bedeutendsten Uhrenfabriken, welche zu Ende des Jahres 1884 in den Vereinigten Staaten bestanden.

Die bedeutendste Uhrenfabrik der Vereinigten Staaten und wohl der ganzen Welt ist die American Watch Co. in Waltham, Mass. Im Jahre 1852 in Roxbury gegründet, hatte sie zunächst keine glücklichen Erfolge; das Material und die Maschinen wurden verkauft und 1857 nach Waltham verlegt, wo nach 25 Jahren die erste Million Uhren fertig wurde, nach weiteren 7 Jahren, im Februar 1884, die zweite, und im Mai 1886 die dritte. Heute arbeitet das Unternehmen mit einem Kapital von 1½ Millionen Dollars und beschäftigt 2800 Arbeiter, welche täglich 1200 Uhren fertigstellen. Zunächst kommt dann die National Watch Co. Elgin, Ill., mit 1 Million Dollars Kapital, 2200 Arbeitern und 1200 Uhren pro Tag. Ferner: Illinois Watch Co., Springfield, Ill., gegründet 1873, Kapital 250 000 Dollars, 1100 Arbeiter, 500 Uhren pro Tag; Rockford Watch Co., Rockford, Ill., gegründet 1874, Kapital 280 000 Dollars, 250 Arbeiter, 100 Uhren pro Tag; Hampden Watch Co., Springfield, Mass., gegründet 1877 mit 200 000 Dollars, 430 Arbeiter, 150 Uhren pro Tag; Lancaster Watch Co., Lancaster, Penn. 1877, mit 250 000 Dollars, 300 Arbeiter; Waterbury Watch Co., Waterbury, Conn., 1880, Kapital 400 000 Dollars, 390 Arbeiter, 400 Uhren pro Tag; Howard Watch Factory, Roxbury, Mass., 1881, Kapital 250 000 Dollars u. s. w.

Ein von dem Journal der amerikanischen Handelskammern zwischen der von amerikanischen und europäischen Arbeitern gelieferten Arbeitsmenge angestellter Vergleich ergiebt übrigens, daß trotz der höheren Löhne in Amerika der Arbeitslohn dort nur einen geringeren Antheil am Verkaufspreise hat als bei uns. So beträgt z. B. der mittlere Wochenverdienst eines Arbeiters der Waterbury Uhrenfabrik ungefähr 43 Mark, fast das vierfache des im Schwarzwald und der Schweiz gewöhnlichen Betrages. Nach neueren Angaben beschäftigt die genannte Fabrik 420 Personen (wovon die Hälfte Frauen) und stellt wöchentlich 9000 Uhren fertig, die an die Zwischenhändler zu 6 Mark pro Stück abgegeben werden; die Wocheneinnahmen betragen hiernach 54 000, die Arbeitslöhne 18 000 Mark, d. i. ein Drittel der Einnahmen, während im Schwarzwald dieses Verhältniß ⅗ erreicht. —

Vielfach wird darüber geklagt, daß die amerikanische Fabrikationsmethode nur den Rückgang der Uhrenindustrie bedeute, indem sie die Devise der Massenindustrie „billig und schlecht“ bis in dieses, bisher der feineren Handarbeit reservirte Gebiet verpflanze. In der That sehen wir z. B.,

daß bei manchen dieser Uhren, um an Schrauben und Arbeit der Zusammensetzung zu sparen, das ganze Werk zwischen zwei Platten, welche die Achsenlager bilden, angeordnet ist; die Platten und die sie verbindenden Säulen werden nicht durch Schrauben, sondern einfach durch Stifte zusammengehalten — ein System, welches wohl bei dem gröberen Mechanismus der Standuhren, nicht aber bei Taschenuhren gute Resultate liefern kann. Es ist ferner klar, daß Theile, welche einfach mit der Maschine ausgestanzt sind und keinerlei Vollendung durch Handarbeit erfahren haben, nicht so genau ineinandergreifen können, wie dies für eine leichte Bewegung des ganzen Mechanismus erforderlich wäre. Hierin tritt der volle Kontrast mit den feinen Schweizer Uhren zu Tage. Die letzteren sind so genau gearbeitet, daß eine minimale Kraft zur Ueberwindung der Reibungen und zur Erhaltung des Ganges genügt. Konnten doch sogar Taschenuhren hergestellt werden, welche überhaupt nicht regelmäßig aufgezogen zu werden brauchen, sondern dies selbst besorgen, die einen durch die regelmäßigen Erschütterungen beim Tragen, andere durch Verbindung mit einer den Metallbarometern ähnlichen luftleeren Kapsel, deren Deckel unter dem wechselnden Luftdrucke geringe Bewegungen ausführt; trotz ihrer Kleinheit genügen dieselben, um die Uhr stets auf's Neue aufzuziehen. Im Gegensatz hierzu bedürfen die amerikanischen Uhren, um im Gange zu bleiben, sehr starker Federn; der hohe Druck, unter welchem in Folge dessen der ganze Mechanismus arbeitet, führt zur frühzeitigen Abnützung der Lager und Achsen, zumal auch diese nicht aus dem widerstandsfähigsten Material, d. i. Edelsteinen und bestgehärtetem Stahl, gearbeitet sind.

Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß die maschinelle Herstellung auch manche Vortheile im Gefolge hat. So z. B. sind alle aus derselben Maschine hervorgegangenen Kopien eines und desselben Objektes wirklich vollkommen identisch. Reparaturen zusammengesetzter Werke werden also dadurch außerordentlich vereinfacht: man entfernt den beschädigten oder unbrauchbar gewordenen Theil und ersetzt denselben durch einen entsprechenden, der von der Maschine ja stets in Vorrath geliefert wird. Dieses System, welches z. B. von den zahlreichen Niederlagen der Waterbury-Gesellschaft gehandhabt wird, erspart bei den Reparaturen viel Zeit und Arbeit und läßt dieselben auch von minder geübten Händen ausführen. Die größte Umwälzung bewirken aber die amerikanischen Uhren jedenfalls durch ihren Preis, dessen Niedrigkeit aller Zollschranken spottet und alle Versuche der qualifizirten Arbeiter in der Uhrmacherei zu nichte machen muß, mit der Maschine durch eine Hungerkonkurrenz fertig zu werden.

Literarische Rundschau.

Dr. Friedrich Elbogen, **Die Erlösung.** Soziale Studien. Zürich, Schröter & Meyer. 1889. 137 S.

Vorliegende Schrift gehört nicht zu jenen, die an die Nachsicht des Lesers appelliren. Die „Erlösung" nennt sie sich, und wir werden nicht lange in Zweifel darüber gelassen, daß der Verfasser sich selbst als denjenigen betrachtet, der endlich den erlösenden Weg aus der sozialen Noth gefunden und gewiesen, daß er der Messias ist. Er glaubt, erreicht zu haben, was Niemandem vor ihm gelungen, die Berechtigung der Forderungen des „Arbeiterstandes" „endgiltig erwiesen zu haben, so daß sie nicht mehr, wie bisher, täglich von Neuem von dem Streite der Parteien und Interessen wird angezweifelt werden können". (S. 12.)

Neugierig gemacht durch diese selbstbewußte Ankündigung, liest man weiter. Wohl erregt es einiges Befremden, daß Herr Dr. Elbogen den dreißigjährigen Krieg aus dem 17. Jahrhundert ins Mittelalter versetzt, (S. 10), noch mehr, daß er Ludwig XVI. Leben um vier Jahre verkürzt und ihn bereits 1789 auf das Schaffot schickt. Aber die Stärke des Herrn Dr. Elbogen liegt eben nicht in der Geschichte. Auf der Grundlage des Wandelbaren sind keine unwandelbaren, ewigen Gesetze zu bauen —

billiger giebt es aber der Herr Dr. nicht. Er sucht absolute Gesetze — und dies sind nur die Gesetze der Natur. Auf der Naturwissenschaft baut er die Oekonomie auf. „Die Gesetze der Volkswirthschaft", sagt er, „sind die Gesetze der Materie", und er fährt fort: „Ich weiß nicht, warum selbst die scharfsinnigsten Denker und die geistvollsten, eingehendsten Untersuchungen nicht bis zu diesem Begriffe einer Zusammenfassung der wirthschaftlichen Funktionen unter die großen allgemeinen Gesetze und der Identität von Wirthschaft und Materie vorgedrungen sind". (S. 16, 17.)

Die scharfsinnigsten Denker sind es freilich nicht gewesen, die so weit vorgedrungen sind. Die Harmoniedusselei des seichten Amerikaners Carey wird z. B. dem Herrn Dr. sicher nicht imponiren. Trotzdem schrieb dieser Mann, der bereits in den dreißiger Jahren aufgetreten: „Die Gesetze der Physik sind auch giltig für die Sozialwissenschaft", „die Gesetze des Seins sind gleich für den Stoff, den Menschen und die Gemeinwesen." (Carey, Die Grundlagen der Sozialwissenschaft, deutsch von F. J. Adler, München, 1863, I, S. 41, 43, vgl. auch S. 252 ꝛc.) Wie für Dr. Elbogen ist auch für Carey die Schwerkraft, die Gravitation, das bewegende Element in der Gesellschaft, wie in der Natur (Elbogen, S. 17 ꝛc., Carey, I, S. 46 ꝛc.) und bei Beiden reduzirt sich das ökonomische Leben auf Veränderungen des Stoffes. (Elbogen S. 89, Carey, I, S. 73 ꝛc.). Trotzdem ist es nicht unbedingt nothwendig, ein Plagiat anzunehmen, und dürfen wir glauben, daß die Verwunderung des Dr. Elbogen darüber, daß noch keiner der „scharfsinnigsten Denker" bisher so gescheidt gewesen, wie er, ganz ehrlich gemeint ist. Erstens ist nicht die mindeste Spur in seinem Buch vorhanden, die darauf hinwiese, daß er Carey oder überhaupt die Literatur der politischen Oekonomie kennt, und zweitens ist die Idee, Naturgesetze ohne Weiteres zur Erklärung gesellschaftlicher Vorgänge anzuwenden, so naheliegend, daß fast keiner der neueren ökonomischen Dilettanten davon völlig verschont geblieben ist. Und es ist in der That nichts bequemer, als den unbestrittenen Gemeinplatz, daß der Mensch ebenso sehr wie alles Andere den Naturgesetzen unterliegt, dahin zu deuten, daß die Gesetze, die für die Erklärung der einfachsten Vorgänge genügen, ohne weiteres auch zur Erklärung der komplizirtesten Vorgänge ausreichen.

Diese simple Methode erspart denn auch Herrn Dr. Elbogen die unbequeme Arbeit, den Leser mit dem Wesen der verschiedenen von ihm zusammengelesenen Begriffe — Kapital, Werth, Mehrwerth ꝛc. bekannt zu machen. Das ganze Wirthschaftsleben wird beherrscht von der Gravitation des Kapitals; sie wirft Bauern und Kleinbürger ins Proletariat (S. 19); sie zieht gleich einem Magnet dem Proletarier den Mehrwerth aus den Fingern (S. 64); sie thut Alles und Jedes: „Das wirthschaftliche Gravitationsgesetz hat jedenfalls seinen Antheil an der protestantischen Verminderung der katholischen Feiertage". (S. 21.) Ein ordinärer Mensch würde wahrscheinlich statt „Gravitationsgesetz" „Profitgier" sagen und sich einbilden, damit zur Erklärung der betreffenden Vorgänge ebenso viel geleistet zu haben. Aber wo bliebe dann das „ewige Naturgesetz", durch das Dr. Elbogen dem Gebäude der Volkswirthschaftslehre eine „Festigkeit" geben will, die „hinter der Großartigkeit seiner kulturellen Aufgaben nicht zurücksteht". (S. 81.)

So stark das klingt, es ist immer noch zu bescheiden. Herr Dr. Elbogen erwähnt nur seiner Verdienste um die Volkswirthschaft, und doch revolutionirt er durch seine Methode auch die Naturwissenschaften, indem er, was bei der „Einheit des Gesetzes" selbstverständlich, die Naturgesetze den ihm bekannten ökonomischen Vorgängen anpaßt. Da er z. B. sieht, daß kleinere Kapitalisten eher als größere proletarisirt und ihre Kapitalien von großen Kapitalisten aufgesaugt werden, so findet er es auch „natürlich, daß das Gesetz der Gravitation den kleineren Massen gegenüber stärker wirksam wird, als gegen die größeren" (S. 19), und hebt dadurch den armen Newton aus dem Sattel, dessen, das Gegentheil behauptendes Gesetz bisher von der Wissenschaft gläubig nachgebetet worden. Angesichts dieser Leistung werden wir uns nicht mehr wundern, wenn der Herr Dr. im Gravitationsgesetz auch die Fähigkeit entdeckt, eine „Beziehung" „des Stoffs... zu allen übrigen Körpern" „herzustellen". Wo diese „übrigen Körper" neben „dem Stoff" Platz haben, verräth er uns allerdings nicht, vielleicht sind sie, weil stofflos, auch ohne Ausdehnung.

Doch kehren wir zur Oekonomie zurück. Deren Umwälzung vollzieht Herr Dr. Elbogen vor allem durch die Erfindung des exakten Existenzminimums. Nicht, daß wir seine anderen Erfindungen unterschätzten! Wenn der Herr Dr. uns z. B. S. 89 sagt, der Werth sei „nichts, als vergegenständlichte menschliche Arbeit" und auf S. 90 mittheilt, „der Gebrauchswerth bestimmt den Preis... der Verkäufer empfängt an Gebrauchswerthen nicht weniger, als er an Gebrauchswerthen hingegeben hat. Der Ausdruck dieser Gleichung ist der Preis, der Tauschwerth", so darf man wohl annehmen, daß der Herr Dr. nicht blos die „Identität von Wirthschaft und Materie", sondern auch die „Identität von Werth und Ge-

brauchswerth" entdeckt hat, eine Idee, auf die merkwürdigerweise selbst die scharfsinnigsten Denker vor ihm nicht gekommen sind. Aber da Herr Dr. Elbogen keinen Werth auf den Gebrauchswerth dieser seiner Erfindung legt und uns der Raum fehlt, wollen wir von einer Analyse dieser und anderer Errungenschaften absehen, und uns blos noch mit dem „Existenzminimum" befassen. Wohl haben schon vor Dr. Elbogen Oekonomen darauf hingewiesen, daß der Lohn des Arbeiters stets auf oder nahe dem Niveau des Existenzminimums stehen müsse. Aber dieser Begriff ist ihm in der herkömmlichen Fassung der „gewohnheitsgemäßen Lebenshaltung" zu vag, zu unbestimmt. Der Herr Dr. ist, wie wir schon gesehen, ein großer Freund der Klarheit und Präzision, und so hat er denn ein „exaktes Existenzminimum" gefunden, das „mit dem heutzutage vulgären Begriff des „Existenzminimums", der auch der Theorie Lassalle's vom Lohngesetz zu Grunde liegt, nur den Namen gemein hat". (S. 73.) Daß Herr Dr. Elbogen mit dem „vulgären Lassalle" nicht das Mindeste gemein hat, wird man gleich sehen. Er greift wieder zu den ewigen Naturgesetzen, diesmal allerdings nicht zu dem Gravitationsgesetz, sondern zu dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Er hat irgendwo in dem Buch Jul. Rob. v. Mayer's über „Die Mechanik der Wärme" den Satz gelesen, daß „ein Mann, der in einem Tag 300 000 Kilogramm ein Meter hoch hebt, hiezu 83 Gramm Kohlenstoff verwendet", und erklärt daraufhin frischweg: „Jene Summe von in Lebensmitteln dargestelltem Kohlenhydrat, die gleich ist der Ausgabe an Kraft während eines Arbeitstages, ist das exakte Existenzminimum". (S. 71.) Exakter kann man nicht sein. Freilich, ob ein Mensch bei diesem „exakten Existenzminimum" existiren könnte, darf füglich bezweifelt werden, selbst wenn wir das „Kohlenhydrat" durch den Kohlenstoff ersetzen, mit dem der Herr Dr. es verwechselt. Der Mensch bedarf in seiner Nahrung nicht blos des Kohlenstoffs, sondern noch anderer Stoffe, z. B. des Stickstoffs, auch wird keinesfalls der ganze Betrag der in den Lebensmitteln enthaltenen Nährstoffe verdaut und vom menschlichen Körper aufgenommen ꝛc. ꝛc. Aber halten wir uns bei solchen Kleinigkeiten nicht auf. Das „vulgäre Existenzminimum" umfaßte bisher nicht die Reproduktionskosten der während des Arbeitstages verbrauchten Arbeitskraft allein, sondern die Reproduktionskosten des Trägers der Arbeitskraft, des gesammten Arbeiters. Die vorelbogen'schen Lohntheorien vertraten die sonderbare Ansicht, daß der Arbeiter zu seiner Existenz nicht blos essen, sondern auch sich kleiden, wohnen, kochen, heizen, schlafen müsse, und daß es zur Fortpflanzung dieser Existenz über einen gewissen Zeitraum hinaus auch nothwendig sei, daß eine ganze Arbeiterfamilie vom Lohne existiren könne. Endlich nahmen sie an, daß jede Arbeit eine gewisse geistige Spannkraft und Intelligenz erfordere, so daß die Existenzbedingungen des Arbeiters denselben auch gewisse, wenn auch noch so kümmerliche, geistige Anregungen ermöglichen müssen, soll seine Arbeitskraft ungeschwächt reproduzirt werden. Ueber alle solche unbestimmte Vorstellungen, die sich nicht exakt auf Kohlenstoff reduziren lassen, bleibt der Herr Dr. erhaben. Wenn er auch hin und wieder in Gefahr geräth, in die „vulgäre" Begriffsbestimmung zu verfallen (so z. B. S. 108), so entreißt er sich ihr doch immer rechtzeitig genug, um seiner „naturwissenschaftlichen Exaktheit" treu bleiben zu können.

Und so gelingt es ihm denn, noch mehr zu entdecken. So gering das exakte Existenzminimum ist, es gelingt dem Kapitalisten noch, den Lohn *unter* dasselbe herabzudrücken. (S. 76, 77.) Und das ist heute der herrschende Zustand.

Soll demselben ein Ende gemacht werden, dann gilt es vor allem, dem Arbeiter das exakte Existenzminimum zu sichern durch einen *Minimallohn*. Ein solcher ist freilich eine schon etwas alte Forderung, aber der Herr Dr. haucht ihr neues Leben ein. „Die hergebrachte ökonomische Anschauung reicht zu einer befriedigenden Beantwortung der Frage nicht aus", was der „Normallohn" ist und was er sein soll. (S. 83.) Bisher war der Begriff desselben von der Parteipolitik abhängig, ein Spielball der Regierungen. Erst das exakte Existenzminimum liefert das unverrückbare Maß des Normallohns, und damit, „die *positive* Grundlage", „auf welcher die Gesetzgebung den Einwürfen einseitiger Parteipolitik *ganz anders als bisher begegnen kann*" (S. 105), es „tritt die Arbeiterbewegung aus der Sphäre des unbestimmten philantropischen Empfindens und des Verlangens nach einer im weiten Felde liegenden völligen Emanzipation des Arbeiterstandes heraus und auf die Basis naturwissenschaftlicher Beweisführung" (S. 116). Messias Elbogen bringt dem „Arbeiterstand" die Erlösung, auf die er so lange geharrt und die ihm die „scharfsinnigsten Denker" bisher nicht zu geben vermocht. Begiebt sich die Reform auf seinen Boden, dann erst „fußt sie im Boden der exakten Wissenschaft und ist unwiderlegbar". (S. 131.) Was kann dann noch den Siegeszug des Proletariats aufhalten? Selbst die konservativsten Köpfe können der exakten Beweisführung nicht widerstehen.

In der That, wir glauben auch nicht, daß sie dazu die Absicht haben. Auch der größte Konservative, auch der wüthendste Ausbeuter

kann das exakte Existenzminimum des Herrn Dr. Elbogen ruhig als Lohnminimum akzeptiren, weil selbst der erbärmlichste Lohn dasselbe weit übersteigen muß. Aus demselben Grunde können aber denkende Arbeiter eine „fundamentale Reform" nur mit Hohngelächter begrüßen, die das Existenzminimum auf ein bloßes Nahrungsminimum reduziren will, das nicht einmal zur bloßen Ernährung ausreicht. Auf diese Reduktion reduzirt sich aber die ganze originelle Leistung der „Identifizirung von Wirthschaft und Materie". Sieht man von dieser Reduktion ab, legt man dem „exakten Lohnminimum" in der möglichst unexaktesten Weise die möglichst vernünftige Auslegung unter, dann kommen wir einfach zu der Forderung eines Minimallohns, der auf Grund des Werthgesetzes zu bestimmen wäre — einer der abgedroschensten und abgethansten Utopien.

Wir glauben denn auch nicht, daß es dem Herrn Dr. gelingen wird, größere Arbeiterkreise für seine „Erlösung" zu erwärmen. Wenn wir uns mit derselben trotzdem befaßt haben, so um zu verhindern, daß man sie der Richtung aufs Kerbholz schreibe, der wir angehören. Herr Dr. Elbogen betrachtet sich als Theoretiker des Sozialismus und wird — wenigstens in Wien — von zahlreichen „Gebildeten" als solcher betrachtet. Er ist auch so freundlich, Marx und seine Werke in so begeisterten Worten zu preisen, als habe er dieselben gelesen und verstanden und stehe auf ihrem Standpunkt. (Vergleiche namentlich S. 6*). Hoffentlich helfen vorstehende Zeilen etwas, diese Täuschung zu zerstreuen. Daß wir dabei ausführlicher geworden, als wir beabsichtigt, entschuldige man mit dem Amusement, die die „Erlösung" in der sauren Gurkenzeit uns bereitet, ein Amusement, das nur der voll ermessen kann, der nicht blos die Ideen des Dr. Elbogen kennt, sondern auch die blumenreiche Sprache, in die er sie kleidet.

Karl Kautsky.

*) Auf S. 58 macht Dr. Elbogen die Entdeckung, „daß eine tiefe weltgeschichtliche Logik die begeisterten Fackelträger der Menschheit von Moses und Christus bis Marx und Lassalle aus jüdischem Blute zeugte". Welche Massenbeschneidung der Sokratesse und Gracchen, der Giordano Bruno, der Morus und Hutten ꝛc. ꝛc.!

Notizen.

Die Vagabundage, diese Blüthe der modernen Kultur, ist in Frankreich in starker Zunahme begriffen. Im „Économiste français" widmet neuerdings George Michel dem Thema eine Betrachtung. Während in den Jahren 1831 bis 1840 die Polizeigerichte jährlich im Durchschnitt 2537 Vagabunden verurtheilten, stieg diese Zahl z. B. im Jahre 1879 auf 9110, im Jahre 1882 auf 14069, 1884 auf 16110, 1885 auf 18433, und zwar sind in diesen Zahlen die Verurtheilungen wegen Bettelns nicht inbegriffen, welch letztere z. B. im Jahre 1886 auf 14025 sich beliefen. Nicht allein die Zahl der Vagabunden aber hat sich erheblich vermehrt; was vielmehr als ein beunruhigendes Symptom betrachtet wird, ist die Umwandlung, welche sich in den Sitten und Gewohnheiten der Landstreicher vollzogen hat. Vormals, so versichert Michel, habe die Mehrzahl der Vagabunden und Bettler aus alten und schwachen Leuten bestanden, welche außer Stande, ihren Lebensunterhalt durch Arbeit sich zu verschaffen, das öffentliche Mitleid in Anspruch nahmen. Heute dagegen seien die meisten Vagabunden robuste Leute, die aus der Landstreicherei eine Gewohnheit und aus dem Betteln ein Gewerbe machen.

Durch Konstatirung dieser Thatsache soll wohl das Mitleid mit den Arbeitslosen ertödtet und die Bestrafung der Armuth als eines Verbrechens gerechtfertigt werden. Sie liefert aber in Wirklichkeit die schärfste Anklage nicht gegen die Vagabunden, sondern gegen die demoralisirenden Einflüsse unserer „Zivilisation".

Der Süden der Vereinigten Staaten hat heute nicht blos bereits eine stattliche Industrie aufzuweisen, auch sein Ackerbau ist in der letzten Zeit gewaltig entwickelt worden. Der Werth der Ernten in den Südstaaten wurde für 1879 auf 571 Millionen Dollars angegeben; im vorigen Jahr betrug er bereits 800 Millionen. Der Werth des Viehstandes hat sich in derselben Zeit sogar von 39 auf 575 Millionen gehoben. Die Getreideproduktion stieg von 431 auf 632 Millionen Bushel. Trotzdem der Süden stets ein Agrikulturland gewesen, hatte er zur Zeit der Sklaverei nicht so viel Getreide produzirt, als er selbst bedurfte. Einen großen Theil seiner Lebensmittel mußte er aus dem Norden und Westen beziehen. Nun hat sich das völlig geändert, in Folge der Einführung der Lohnarbeit, des Uebergangs zu kapitalistischer Produktion. Der Süden wird in ökonomischer Beziehung immer unabhängiger vom Norden.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 098222521